

# ACTA LINGUISTICA

## ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE

ADIUVANTIBUS

K. BOLLA, P. KIRÁLY, GY. LAKÓ,  
†D. PAIS, L. PAPP, GY. SZÉPE, L. TAMÁS, ZS. TELEGDI

MODERANTE

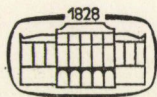
C. J. HUTTERER

REDIGIT

J. NÉMETH

TOMUS XXV

FASCICULUS 1-2



AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST

1975

ACTA LINGUIST. HUNG.

# ACTA LINGUISTICA

A MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA  
NYELVTUDOMÁNYI KÖZLEMÉNYEI

SZERKESZTŐSÉG ÉS KIADÓHIVATAL: BUDAPEST V., ALKOTMÁNY U. 21.

Az *Acta Linguistica* német, angol, francia és orosz nyelven közöl értekezéseket a finnugor, szláv, germán, román és keleti nyelvészet, valamint az általános nyelvtudomány köréből.

Az *Acta Linguistica* változó terjedelmű füzetekben jelenik meg, több füzet alkot egy kötetet.

A közlésre szánt kéziratok a következő címre küldendők:

*ACTA LINGUISTICA, Budapest 502, Postafiók 24.*

Ugyanerre a címre küldendő minden szerkesztőségi és kiadóhivatali levelezés.

Megrendelhető a belföld számára az „Akadémiai Kiadó”-nál (1363 Budapest Pf. 24. Bankszámla 215-11488), a külföld számára pedig a „Kultúra” Könyv- és Hírlap Külkereskedelmi Vállalatnál (1389 Budapest 62, P. O. B. 149 Bankszámla 218-10990) vagy külföldi képviselőiteinél és bizományosainál.

---

Die *Acta Linguistica* veröffentlichen Abhandlungen über die finnisch-ugrischen, slawischen, germanischen, romanischen und orientalischen Sprachen sowie aus dem Bereich der allgemeinen Sprachwissenschaft in deutscher, englischer, französischer und russischer Sprache.

Die *Acta Linguistica* erscheinen in Heften wechselnden Umfangs. Mehrere Hefte bilden einen Band.

Die zur Veröffentlichung bestimmten Manuskripte sind an folgende Adresse zu senden:

*ACTA LINGUISTICA, Budapest 502, Postafiók 24.*

An die gleiche Anschrift ist auch jede für die Redaktion und den Verlag bestimmte Korrespondenz zu richten. Abonnementspreis pro Band: \$ 32.00.

Bestellbar bei dem Buch- und Zeitungs-Augenhandelsunternehmen „Kultúra” (1389 Budapest 62, P. O. B. 149. Bankkonto Nr. 218-10990) oder bei dessen Auslandsvertretungen und Kommissionären.



# ACTA LINGUISTICA

## ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE

ADIUVANTIBUS

K. BOLLA, P. KIRÁLY, GY. LAKÓ,  
† D. PAIS, L. PAPP, GY. SZÉPE, L. TAMÁS, ZS. TELEGDI

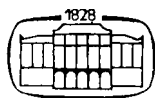
MODERANTE

C. J. HUTTERER

REDIGIT

J. NÉMETH

TOMUS XXV



AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST

1975



## INDEX

<i>Benkő, L.</i> (Budapest): On Some Questions of Historical Linguistics .....	239
<i>Дзендзеляський, Й. О.</i> : Українські назви для джерела .....	149
<i>Fabrics-Kovács, F.</i> : On the Social Character of Language .....	31
<i>Gregor, F.</i> : »Zimmermann« und »Kasten« in der ungarischen und slowakischen Bergmannssprache .....	403
<i>Hajdú, P.</i> : Prädikative Nominalflexion in den samojedischen Sprachen .....	1
<i>Harweg, R.</i> : Deixis und Sinnesdaten .....	379
<i>Herczeg, G.</i> : Studi di sintassi ariostesca .....	81
<i>Herczeg, G.</i> : La struttura della frase nei versi del Petrarca .....	417
<i>Panagl, O.</i> : Kindersprachliches zum proleptischen (objektanzeigenden) Pronomen .....	77
<i>Regőci, Katalin</i> : Contributi alla storia del lessico politico del secolo XIX .....	439
<i>Standwell, G. J.</i> : Norwegian Phonology .....	339
<i>Wacha, I.</i> : System und Zusammenhänge der textphonetischen Ausdrucksmittel ..	39
<i>Wimmer, Eva</i> : La latinité de l'Espagne aux IX <sup>e</sup> —X <sup>e</sup> siècles .....	119
<i>Wurzel, W. U.</i> : Der gotische Vokalismus .....	263

## CHRONICA

<i>Bakos, F.</i> : † László Gáldi (1910—1974) .....	203
<i>Dücker, J.</i> : Das Grimmsche Wörterbuch in Geschichte und Gegenwart .....	449
<i>Kovalovszky, M.</i> : † Gábor O. Nagy (1915—1973) .....	211

## CRITICA

<i>Cerdà Masso, R.</i> : El timbre vocálico en catalán ( <i>K. Faluba</i> ) .....	226
<i>Close, Elisabeth</i> : The Development of Modern Rumanian Linguistic Theory and Practice in Muntenia 1821—1838 ( <i>F. Bakos</i> ) .....	481
<i>Dressler, W. U.</i> — <i>Schmidt, S. J.</i> : Textlinguistik ( <i>W. Voigt</i> ) .....	475
<i>Hymes, D.</i> : Foundations in Sociolinguistics ( <i>W. Voigt</i> ) .....	467
<i>Kiefer, F.</i> : Generative Morphologie des Neufanzösischen ( <i>F. Bakos</i> ) .....	476
<i>Koch, W. A.</i> : Varia Semiotica ( <i>W. Voigt</i> ) .....	465
<i>Koerner, E. F.</i> : Ferdinand de Saussure ( <i>I. Terts</i> ) .....	215
<i>Kurylowicz, J.</i> : Esquisses linguistiques I. ( <i>W. Voigt</i> ) .....	465
<i>Michalk, S.</i> — <i>Protze, H.</i> : Deutsch-sorbische Dialekttexte aus Radibor, Kreis Bautzen ( <i>J. Juhász</i> ) .....	231
<i>O. Nagy, G.</i> : Abriß einer funktionellen Semantik ( <i>F. Bakos</i> ) .....	217
<i>Реформатский, А. А.</i> : Из истории отечественной фонологии ( <i>М. Петер</i> ) .....	232
<i>Schlachter, W.</i> — <i>Ganschow, G.</i> : Bibliographie der uralischen Sprachwissenschaft 1830—1970 ( <i>J. Kiss</i> ) .....	222
<i>Schmidt, S. J.</i> : Texttheorie ( <i>W. Voigt</i> ) .....	470
<i>Solà, J.</i> : Estudis de sintaxi catalana I—II. ( <i>K. Faluba</i> ) .....	486
<i>Sotiropoulos, D.</i> : Noun Morphology of Modern Demotic Greek ( <i>A. Mohay</i> ) .....	224
<i>Verdoodt, A.</i> : Les problèmes des groupes linguistiques en Belgique ( <i>T. Oláh</i> ) ..	228





## PRÄDIKATIVE NOMINALFLEXION IN DEN SAMOJEDISCHEN SPRACHEN

Von

P. HAJDÚ

In den linguistischen Forschungen des vergangenen halben Jahrhunderts kehrt der fruchtbare Gedanke in irgendeiner Form immer wieder, den Saussure anhand eines Vergleichs der urslawischen und der tschechischen Kasusformen (*žena*: GenPl. *žen*) in seiner *Einführung in die allgemeine Linguistik* mit denkwürdiger Knappheit wie folgt präzisiert hat: »Man sieht also, daß man keine materiellen Zeichen braucht, um eine Vorstellung auszudrücken. Die Sprache kann sich begnügen mit der Gegenüberstellung von Etwas mit Nichts.«<sup>1</sup> Diese Erkenntnis Saussures wurde von der phonologischen Schule von Prag in den 30er Jahren zur Anwendung gebracht (die einschlägigen Probleme hat Trubetzkoy in seinen *Grundzügen*, und zwar im Abschnitt über die Natur der phonologischen Opposition am prägnantesten aufgezeigt); die Bedeutung dieses Gedankens für die moderne Sprachforschung aber hat R. Jakobson in seinen Beiträgen über das Nullzeichen ausführlich dargelegt.<sup>2</sup> In diesen Aufsätzen illustrierte Jakobson an anschaulichen Beispielen, wie zwei ähnliche sprachliche Komplexe durch ein fehlendes Element, durch die sog. Nulleigenschaft, zueinander in Opposition stehen können, und daß dieser Nullwert eine sehr reiche und oft benutzte sprachliche Kategorie darstellt.

In dieser Zeit, die man heute bereits als wissenschaftsgeschichtlich bezeichnen darf, hatten die Gedanken von Saussure oder Jakobson oder von der Prager Schule auf die Sprachwissenschaft in Ungarn insgesamt keinen nennenswerten Einfluß, immerhin ist jedoch zu vermerken, daß die ungarische Linguistik vom Strukturwert des »Nichts« schon früh erfuhr. Wie in so vielen anderen Fällen war auch hier J. Laziczius der Vermittler. Im Zusammenhang mit den fin. Tempusrelationen deutete er schon 1933 die grammatische Bedeutung des Zero-Morphems an<sup>3</sup> und kam darauf mit dem Hinweis auf die russische Syntax von A. M. Peškovskij (1934) in seiner *Allgemeinen Linguistik*

<sup>1</sup> Vgl. Saussure, F. de: *Cours de linguistique générale*. Paris 1922, 123–4. Auch: *Grundlagen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin–Leipzig 1931, 103.

<sup>2</sup> Jakobson, R.: *Signe zéro*. In: *Mélanges linguistiques offerts à Ch. Bally*. Genf 1939, 143 ff.; *Das Nullzeichen*. In: *Bulletin du Cercle Linguistique de Copenhague* IV [1940], 12–14.

<sup>3</sup> Vgl. MNy 29 [1933], 19.

1942 ausführlicher zurück.<sup>4</sup> In diesem Zusammenhang führte Laziczius aus: »Manche, die die sprachlichen Fakten nicht im System sehen, lehren heute noch, das Wort *fagy* sei z. B. in seiner ‚suffixlosen‘ Form nicht unterscheidbar sowohl Nomen als auch Verb, mit einem Wort Nomenverbum. Sehen wir aber die Dinge im System, wird diese Lehre unhaltbar, denn das Substantiv *fagy* ‚Frost, Kälte‘ ist etwas ganz anderes als das Verb *fagy* ‚(es) friert‘. Beides sind suffigiierte Formen, und zwar mit Zero-Morphemen versehen. Jedoch das Zero-Morphem des Verbs *fagy* ist ebensowenig mit dem Zero-Morphem des Substantivs *fagy* identisch, wie die Formen *fagynak* (3. Pers. Plur. Präs.) und *fagynak* (DatSg) die identischen Suffixe *-nak* aufweisen . . . Diese können auch nicht identisch sein, und zwar schon wegen des Unterschieds ihrer formalen Bedeutungen. Aber auch die sachlichen Bedeutungen sind nicht identisch, wird doch die einschlägige Witterungserscheinung vom Verb als Prozeß, vom Substantiv aber als Sache benannt.

So gesehen liegt es auf der Hand, daß es **keine Nomenverben gibt**. Somit können wir auch nicht von einer besonderen Wortart der Nomenverben sprechen. Darum werden auch die Folgerungen hinfällig, die manche in der unlösbaren Frage der Herausbildung von Wortarten gerade mit der Rolle der Nomenverben verbinden.<sup>5</sup>

Dieses Zitat veranschaulicht sehr sinnfällig, daß das Operieren mit dem Nullwert, oder allgemeiner, die Betrachtung der sprachlichen Fakten in Systemzusammenhängen zu wesentlichen Problemen, u. a. zu einer Neuinterpretierung bzw. zur Kritik der Ansichten über die Wortarten führen kann. Hier denke ich in erster Linie nicht einmal an den Stand der Diskussion um die Wortartbestimmungen, sondern eher daran, daß sich bei den Vertretern der neuen linguistischen Richtungen von den 20er und 30er Jahren an die Auffassung durchsetzt, die — einmal abgesehen von Brøndals logischer Systematisierung — auf die aprioristisch-traditionelle Ansicht, in jeder Sprache gebe es zwangsläufig dieselben universellen Kategorien der Wortarten, ganz einfach verzichtet. E. Sapir meinte 1921 noch vorsichtig, es gebe keine Sprache auf der Welt, die nicht irgendeine Unterscheidung von Substantiv und Verb kannte, selbst wenn diese Distinktion mitunter nur schwer greifbar sei. Die Existenz der übrigen Wortarten aber hielt er nicht unbedingt für notwendig. Übrigens hält er den Begriff Wortart nur vom Aspekt der Syntax für sinnvoll und bezeichnet die von der Satzlehre unabhängige Wortart als ein Trugbild.<sup>6</sup>

Knapp zehn Jahre später erklärt aber Bloomfield schon entschieden: »It is a mistake to suppose that our part-of-speech system represents universal features of human expression.«<sup>7</sup> Als Beispiel erwähnt er das Tagalische, wo er

<sup>4</sup> Laziczius, Gy.: Általános nyelvészet [Allgemeine Linguistik]. Budapest 1942, 38 ff.

<sup>5</sup> Ebd., 39–40.

<sup>6</sup> Sapir, E.: Die Sprache. München 1961, 112–13.

<sup>7</sup> Vgl. Bloomfield, L.: Language. London 1933, 198.



die Unterscheidung von zwei grundlegenden Wortarten, den Klassen Partikel und »full word« für notwendig hält. Eine ähnliche Kategorisierung der Wortarten empfiehlt er auch für das Chinesische.<sup>8</sup> In dieser Ansicht können wir, im Unterschied zu den alten begrifflichen Wortartbestimmungen, den Vorläufer der formellen grammatischen Klassifikation sehen. Die heutige formelle Kategorisierung geht eigentlich davon aus, unter welchen bestimmten Bedingungen ein Morphem zu einer bestimmten grammatischen Klasse gehört, was schließlich in der Praxis durch die Distribution des Morphems (des Wortes) bestimmt ist. Bei der Sichtung der formell-distributionell unterschiedenen syntaktischen Klassen ist es unerheblich, wie die einzelnen Klassen benannt werden. Sehen wir jedoch im Falle der mit *A* bezeichneten Klasse, daß sie vollauf oder zum Großteil die bei der begrifflich-wortartlichen Bestimmung als Nomina qualifizierten lexikalischen Einheiten enthalten kann, so kann der Terminus *N* (Nomen) auch zur Benennung der distributionell ermittelten Kategorie *A* herangezogen werden. Dieses Vorgehen, das auf die Zusammenhänge zwischen der formellen und der begrifflichen Definition hinweist, betont zugleich, daß *A* und *N* nicht zwangsläufig gleichweite, einander gegenseitig deckende (*co-extensive*) Kategorien seien.<sup>9</sup> Dieses Verfahren läßt sich auf die am meisten bekannten Sprachen gut anwenden. Sobald wir jedoch in der Theorie der Wortarten nicht bloß auf eine mehr oder minder enge Gruppe der Sprachen bedacht sein wollen, empfiehlt es sich, zwischen Tiefenstruktur und Oberflächenstruktur zu unterscheiden und die Wortart auch als Komponente der Tiefenstruktur des Satzes zu bestimmen. Die Unterschiede zwischen den Wortarten lassen sich allerdings als Oberflächenerscheinungen am besten erörtern. Die hinter diesen in der Tiefenstruktur verborgene grundlegende Dichotomie scheint aber andersgeartet zu sein und wird von den Erscheinungen der Oberfläche nicht direkt widerspiegelt.<sup>10</sup> (Übrigens ist diese Unterscheidung implizite auch den traditionellen Grammatiken nicht unbekannt: im wesentlichen handelt es sich nämlich darum, daß den Hauptfunktionen des Satzes im allgemeinen je eine Wortart zugeordnet ist [Subjekt ist im allgemeinen *N*, Prädikat im allgemeinen *V*], aber die syntaktische Funktion deckt sich nicht völlig mit der wortartlichen Zugehörigkeit.)

In den Diskussionen um die Wortarttheorie erhielten auch Sprachen mit früher kaum bekannter Struktur eine Rolle, so z. B. das oft erwähnte Nootka (Vancouver Islands), dessen komplizierte Erscheinungen nicht von allen Forschern gleicherweise interpretiert wurden. Sapir führt z. B. aus, der Stamm

<sup>8</sup> Ebd., 199–200.

<sup>9</sup> Lyons, J.: Introduction to Theoretical Linguistics. 147–48, 317–20.

<sup>10</sup> Bach, E.: Nouns and Noun Phrases. In: Universals in Linguistic Theory. Hrg. E. Bach—R. T. Harms. 121; 91 ff.: »... the distinction between such parts of speech as nouns, adjectives, and verbs have no direct representation as such in the base, but are the results of transformational developments in one or another language.«

*inikw-* könne in dieser Sprache mit der Bedeutung 'Feuer' und 'brennen' fungieren, je nachdem, ob er mit einem substantivierenden bzw. verbalisierenden Suffix versehen wird. So kann er mit dem Suffix *-ihl* 'im Hause' verbunden werden, es wäre aber ein Irrtum zu meinen, daß nun diese Verbindung *inikw-ihl* nunmehr nur Träger der substantivischen Bedeutung sei; diese Bedeutung ('Feuer im Hause') wird durch Beifügung des Schlußartikels *-i* (*inikwihl'i*) erreicht, während das mit dem verbalen (Indikativ-)Suffix versehene *inikw-ihl-ma* 'es brennt im Hause' bedeutet. Die Ungewißheit über die substantivische bzw. verbale Beschaffenheit von *inikwihl* höre auch in der Pluralform nicht auf, denn *inikwihl'-minih* könne potentiell 'die Feuer im Hause' und 'mehrfach im Haus brennen' bedeuten. Ja, selbst mit dem Deminutivsuffix *-is* erhalte man eine zwiespältige Form ('kleines Feuer im Hause' und 'mehrfach ein klein wenig im Haus brennen'), und diese doppelte Bezugsmöglichkeit höre auch nach der Setzung des Präteritumsuffixes *-it* nicht auf, denn diese Form lasse sich mit substantivierender Endung (*inikwihl'-minih'-is-it'i*) als 'die früheren kleinen Feuer im Haus', 'die Feuerchen, die früher einmal im Hause brannten' verstehen. Mit dem indikativischen Schlußmorphem *-a* habe sie jedoch zweifellos verbale Bedeutung (*inikwihl'-minih'isit'-a*): 'einige kleine Feuer brannten im Hause'.<sup>11</sup> Das Beispiel, vor allem aber, daß es auch unterschiedlich interpretiert wurde, ist immerhin aufschlußreich. Überwältigt von der morphologischen Struktur, neigte Hockett zuerst zu dem Standpunkt, man habe im Nootka mit einem zweiklassigen Wortartsystem zu rechnen, das flektierbare und unflektierbare Stämme unterscheide, und innerhalb der flektierbaren Klasse jeder Stamm über dieselbe potentielle Flexionskapazität verfüge.<sup>12</sup> Nichtsdestoweniger ist unbestreitbar, daß die syntaktische Analyse bei den inflektierten Wörtern der Nootkasprache Erscheinungen zutage fördert, die eigentlich an den Kontrast Nomen  $\neq$  Verb erinnern. Darum äußerte sich Hockett später mit einiger Änderung seines Standpunktes wie folgt: »The distinction between noun and verb at the level of stems is sufficiently widespread that its absence in Nootka is certainly worthy of typological note (1.5). But it turns out that even in Nootka something very much like the noun-verb contrast appears at the level of whole inflected words. Therefore, although Nootka forces the abandonment of the generalization in one form, it may still be that a modified form can be retained (1.4)."<sup>13</sup> B. L. Whorf stellt von dieser Sprache fest, ihr sei die nominale Kategorie unbekannt, »all words seem to us to be verbs«!<sup>14</sup> Die Anhänger der Nomen-Verbum-Theorie hätten mit Gewiß-

<sup>11</sup> Sapir: a.a.O., 125–126.

<sup>12</sup> Hockett, Ch.: A Course in Modern Linguistics. New York 1958, 224: „One significance of this system is that it disproves any assumption that the contrast between noun and verb is universal on the level of parts of speech“.

<sup>13</sup> Hockett, in: Universals of Language. Hrg. J. Greenberg, 4.

<sup>14</sup> Whorf, B. L.: Language, Thought and Reality. Cambridge Mass. [O. J.], 215. Auch: Sprache-Denken-Wirklichkeit. Reinbek/Hamburg 1963.

heit in diesen Nootka-Formen Nomenverben gesehen, hätten sie mit ihnen zu tun gehabt.

Allerdings ist eine so drastische Abweichung von den allgemein bekannten wortartlich gegliederten Sprachen ziemlich selten. Trotzdem ist die Aufmerksamkeit begründet, die sich auf die Erschließung der wortartlichen Struktur von Sprachen richtet, die von den indoeuropäischen verschieden sind. Es wäre aber nicht vernünftig, wollte man die Dinge übermäßig komplizieren. So gibt z. B. Martinet sehr nüchtern zu bedenken, es wäre falsch, wollte man aufgrund von Beispielen wie *Paulus bonus* die Praxis ändern, die in den ie. Sprachen die mit tempus- und aspektbezogenen Abwandlungselementen versehenen Wörter als Verben, die mit numerus- und possessionsbezogenen Elementen versehenen als Nomina betrachtet. Doch sollten seiner Meinung nach die Termini Nomen und Verb ausgeklammert werden, wenn es sich um eine Sprache handelt, in der alle Wörter mit personalen und modalen Relationselementen verbunden werden können.<sup>15</sup>

Aus den angeführten Äußerungen ist herauszuhören, daß die Kriterien der Wortartbestimmungen hauptsächlich wegen der Überschneidung von syntaktischen, morphologischen und semantischen Aspekten nicht eben kristallklar sind und auch die einschlägige Terminologie keineswegs einheitlich ist. Zugleich aber zeichnet sich auch die Aufgabe der Sprachforschung mit voller Deutlichkeit ab, die Wortartkategorien in ihren inhaltlichen und eigenartigen Belangen in jeder Sprache zu bestimmen und zu beschreiben.<sup>16</sup>

Dieser Exkurs, der vom ansetzenden Gedanken weit abführt, dokumentiert letztlich, daß der Gedanke, die Sprache als etwas Strukturelles zu betrachten, und die daraus folgende Anschauungsweise nicht nur eine Neusichtung der grammatischen Traditionen nahelegt, sondern daß an dieser Revision außer der theoretischen Sprachforschung auch die einzelnen konkreten Disziplinen der Linguistik interessiert sind. So bedarf u. a. auch die Wortartentheorie der komparativen Uralistik einer Erneuerung,<sup>17</sup> um in meinem Forschungsbereich nur die unserem Thema nächstgelegene Aufgabe zu nennen. Mit meinen Ausführungen will ich keineswegs dieser Aufgabe gerecht werden, sondern im Zusammenhang mit ihr jenes spezielle Problem des Nominalprädikats in den samojedischen Sprachen erörtern, wobei ich m. E. auch Fragen zu den samojedischen bzw. uralischen Wortarten aufwerfen kann.

<sup>15</sup> Martinet, A.: *Elements of General Linguistics*. § 4.43.

<sup>16</sup> Von diesem Ziel ließ sich auch die Redaktion der *Lingua* leiten, als sie in Heft 1–2 [1966] den Versuch unternahm, den wortartlichen Stand von zehn strukturell verschiedenen Sprachen zu sichten. Es handelte sich dabei um folgende Sprachen: Igbo, Englisch, Japanisch, Navaho, Neugriechisch, Mandarinensprache, Latein, Yokuts, Bilin und Yurok.

<sup>17</sup> Vgl. noch Lakó, Gy.: Können wir in den fiu. Sprachen von Wortarten sprechen? In: *Nachrichten der Akademie der Wiss. in Göttingen. I. Phil.-hist. Klasse 1970/1*. Dieser Vortrag entbehrt aber irgendeiner Intention zur Neuerung.



Eine auffallende Eigenschaft der Konjugationssysteme in den uralischen Sprachen — die häufige Verwendung der Verbalnomina als finite Verben, genauer gesagt die partizipiale Herkunft von perfektiven Verbalformen — hat schon vor mehr als hundert Jahren die Aufmerksamkeit der Sprachwissenschaftler (Budenz, Castrén) geweckt, und seither wird diese Art der Verbalflexion (sie ist übrigens auch anderen — z. B. altaischen, sibirischen usw. — Sprachen nicht fremd) als Charakteristikum unserer Sprachfamilie betrachtet.<sup>18</sup> Andererseits ist die prädikative Verwendung (hauptsächlich Sg3) im Ungarischen (sowie in anderen verwandten und nichtverwandten Sprachen) keine Seltenheit. Diese Erscheinungen haben insgesamt dazu geführt, daß wir seit Jahrzehnten vom *Nominalcharakter* des Uralischen (und setzen wir hinzu: Altaischen) sprechen,<sup>19</sup> ja, diese nominale Beschaffenheit des Satzes wird von vielen mit der nominalen Herkunft des Prädikats in Beziehung gebracht. In diesem Zusammenhang fielen dann den Forschern alsbald Wörter wie *fagy*, *les*, *nyom* auf ('Frost', 'Lauer, Hinterhalt', 'Spur, Stapfe' ~ 'frieren', 'lauern', 'drücken, wiegen'), zwischen deren Nominalform (Nominativ) und ihrer verbalen Entsprechung (Sg3) Homonymie besteht. Ein Teil dieser Homonyme wurde von Simonyi 1909<sup>20</sup> dahingehend beurteilt, sie seien sekundär (durch Rückbildung oder Verlust des Bildungsaffixes) homonym geworden, denn im Ungarischen, aber auch in den verwandten Sprachen »drückt sich der Unterschied des nominalen Begriffs vom Verb in der Regel durch Verschiedenheiten der Wortbildung aus«; des weiteren hält er es für einen Ausnahmefall, daß aus einem Verb ohne jedes Formzeichen nur durch bloßen Bedeutungswandel ein Nomen werde oder umgekehrt.<sup>21</sup>

Simonyis Standpunkt ist ziemlich isoliert. In der Finnougristik und in der ungarischen Fachliteratur im allgemeinen setzte sich alsbald die Meinung durch, Wörter wie *fagy* seien sog. Nomenverben und Reste eines — vorstellungsgemäß sehr alten — Sprachzustands, in dem zwischen Nomen und Verb noch nicht unterschieden wurde. Im Anschluß an diese »Entdeckung« des Nomenverbiums äußerten sich immer angesehenere Forscher — bald so, bald anders — über die Entstehungsgeschichte der fin. Wortarten.

Das Nomenverbum taucht als wortartliche Kategorie m. W. in einem 1892 veröffentlichten Artikel K. B. Wiklunds auf. Über die lapp. Wortpaare vom Typ *fagy* schreibt er folgendes:<sup>22</sup> »Ich glaube, daß alle (lappischen) Beispiele von Verbalstamm = Nominalstamm, von welchen man nicht beweisen

<sup>18</sup> Vgl. Fokos—Fuchs: Die Rolle der Syntax 95—97.

<sup>19</sup> Ebd. 57—59. — Collinder: CompGram. 248.

<sup>20</sup> Nyr 38 [1909], 241—44.

<sup>21</sup> Ebd. 244. — In seinem Werk *Tüzetes magyar nyelvtan* [Ausführliche ungarische Grammatik] 1895, vertritt er im großen und ganzen einen ähnlichen Standpunkt, fügt aber noch hinzu: »Solche sind vielleicht Überreste einer früheren Zeit, in der das Nomen durch ein Bildungssuffix vom Verb nicht unterschieden war.« (471)

<sup>22</sup> JSFOu 10 [1892], 21.

kann, daß sie denominalen Ableitungen sind, Überbleibsel aus einer Zeit sind, da wie noch heute in den einsilbigen Sprachen<sup>23</sup>, ein Nomen-Verb oder ein Verb-Nomen die Funktionen sowohl eines Nomens als eines Verbs vertrat. Diese Hypothese wird nicht so unwahrscheinlich, wenn man observiert, daß die meisten (wenn nicht alle) jetzt gebräuchlichen Verbalformen eigentlich deverbale Nominalformen sind, welche erst später ihre jetzige verbale Funktion erhalten haben.«

Die Nomen-Verbum-Theorie erscheint hier in Verbindung mit der Auffassung von der nominalen Beschaffenheit (Herkunft) des fin. Satzes.<sup>24</sup> Bedenken wir jedoch die angeführten Darlegungen Wiklunds gründlicher, werden die in ihnen steckenden Widersprüche alsbald offenkundig. Wiklund und in seiner Folge viele andere halten die finiten Verbalformen für ursprüngliche deverbale Nomina, die sekundär eine verbale Funktion erhielten. Tatsächlich haben sehr viele perfekte Verbalformen in den ural. Sprachen eine partizipiale Basis. Es wäre aber falsch, diese Erfahrung dahingehend zu verallgemeinern, daß wir alle finiten Verben unbedingt als departizipiale Formen ausweisen wollen. Noch weniger ließe sich auf dieser Basis die nominale Herkunft des Prädikats oder das Primat einer Wortart erhärten. Der »ursprünglich nominale Charakter des Satzes« besagt nämlich, daß die Forscher, die diese These präzisierten, das Nomen als primäre Wortart betrachten. Mit welchem Recht aber kann man das Nomen für etwas Früheres als das Verb, für früher existent, für von jeher gegeben halten, wo sich doch das Nomen als wortartliche Kategorie ohne sein wortartliches Gegenstück, die Klasse der Verben, — mit dieser bildet es ja ein System — als Realität kaum vorstellen läßt? In dem Sinne, wie sich die Sprachwissenschaft dieser Begriffe bedient, bedingen Nomen und Verb einander, das eine würde ohne das andere seinen Sinn einbüßen. Noch sonderbarer mutet an und ist ein weiteres anschauliches Beispiel für die Inkonsequenz dieser Theorie, daß die Auffassung, die die primäre Existenz des Verbs in Abrede stellt, die Urprädikate nicht nur einfach als nominale Prädikate betrachtet, sondern bei der näheren Bestimmung von deverbale (partizipialen) Nominalprädikaten spricht. Diese Fassung bleibt aber die Antwort auf die Frage schuldig, wie sie denn die Existenz des Partizips (bzw. Verbalnomens) in einem sprachlichen System für möglich halte, in dem das Verb selbst noch unbekannt ist (denn es hat sich ja — laut der Vertreter dieser Theorie — aus den partizipialen Basen erst später herausgebildet).

<sup>23</sup> P. Kratochvill hält die wortartliche Klassifikation im Chinesischen bei weitem für kein so einfaches und leicht abhandelbares Problem, vgl. *Lingua*, 17 [1967], 129—52. — Von anderer Seite schneidet Mártonfi das Problem an, der die Begriffe der grammatikalischen und der lexikalischen Wortarten einführt und feststellt, im Chinesischen gebe es eine grammatische, aber keine lexikalische Wortart, vgl. *MFilozSze* 1971, 242—57.

<sup>24</sup> Die Frage der nominalen Herkunft von perfekten Verbalformen wurde früher schon von V. Thomsen erörtert. Als Erster sprach er davon, daß die objektiven Konjugationssuffixe im Ungarischen mit den possessiven Personalsuffixen der Nomina identisch seien, vgl. *Tidskrift for Philologi i Paedagogik*. 7 [1866—7], 149.

Nun ließe sich freilich auch sagen, die Nomen-Verbum-Kategorie sei eben berufen, diese Schwierigkeiten zu überbrücken, indem sie zu einer neutralen Wortart erklärt wird, die den nominalen und den verbalen Klassen von heute vorausging. Nur wurde das im allgemeinen nicht erklärt, und wenn ja, (wie z. B. im Falle von Ravila, der eine präuralische Klasse der sog. »Nennwörter« annahm), so änderte dies nichts an dem Standpunkt, der den Satz seiner Herkunft nach als denominal verstand. Und überhaupt ist es etwas ganz anderes, über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines solchen Wortarten-vorfahrs Spekulationen anzustellen<sup>25</sup> — oder diesen als Realität zu akzeptieren und in die Reihe der auch heute existenten wortartlichen Kategorien einzugliedern. Der erste Standpunkt rührt an die unerschließbaren Probleme der Glossogenese und ist darum ein aussichtsloses Unterfangen, der letztere aber ein Nonsens, das mit der These vom Primat des Nomens nicht übereinstimmt und bei einer Unterscheidung von Nomen und Verb einfach überflüssig ist.

Die ungeklärten Prinzipien führten auch in der Abhandlung von konkreten sprachgeschichtlichen Problemen zu mehreren strittigen Feststellungen. Melich sprach sich 1913 dafür aus, die objektive Konjugation und die possessive Personalflexion gingen im Ungarischen auf ein und dieselben Voraussetzungen zurück: Es habe in der vorgeschichtlichen Zeit des Ungarischen zwischen den beiden keinerlei Unterschiede gegeben,<sup>26</sup> zugleich aber hielt er auch die Tempus- und Modusbildung für ursprünglich denominal.<sup>27</sup> Derselben Ansicht waren — hinsichtlich der objektiven Konjugation — im wesentlichen sowohl Klemm wie Horger. Eine Zeitlang war dies eine allgemein verbreitete Auffassung, der sich vielleicht einzig Mészöly widersetzte. Seiner Ansicht nach ist nämlich die Personalflexion beim Nomen wie beim Verb *parallel* aufgekommen,<sup>28</sup> und dieser Ansicht kann man völlig beipflichten. »Klemm erläutert anhand von Artefakten — so Mészöly 1931 —, wie die objektive Konjugation aus der possessiven Personalflexion entstand: *ő lesi* [= seine Lauer] *a róka* > *ő lesi a rókát* 'er lauert dem Fuchs auf'. Das stimmt genau überein; warum aber hört hier Klemm mit der überzeugenden Erklärung auf?« — fragt Mészöly und führt als Gegenargument die von Klemm begonnene Paradigmenreihe fort: *Mi lesünk*

<sup>25</sup> Klemm erwähnt im Zusammenhang mit der Genese der Wortarten vier theoretische Möglichkeiten: 1) Primat des Nomens, aus dem das Verb entstand; 2) das Verb sei gegenüber dem Nomen die ursprünglichere Wortart; 3) die beiden Hauptwortarten hätten von Anfang an nebeneinander existiert; 4) anfangs habe es eine neutrale Nomen-Verbum-Wortart gegeben. Klemm sprach sich für die erste Annahme aus und vertrat die Ansicht, in der ural. Grundsprache habe es nur Substantive gegeben, läßt aber für die fin. Zeit schon die Doppelheit von Nomen und Verb gelten, vgl. MNy 33 [1937], 311—22. Somit rechnet Klemm theoretisch nicht mit der Wortart des Nomenverbs, kann sich aber von ihr in der Praxis nicht lossagen.

<sup>26</sup> MNy 9 [1913], 250.

<sup>27</sup> Ebd., 253. — Budenz präziserte seinen Standpunkt viel vorsichtiger: Er erkennt die wichtige Funktion von Prädikaten des Typs der Nominalstämme (Partizipien, Nomen agentis) — vgl. UA, 351—52 —, begreift aber Nomen und Verb als schon in der Grundsprache existente Kategorien. Ebd., 9.

<sup>28</sup> HB Tárgy, 66.



[urspr.: 'unsere Lauer'] *a róka* > *mi lesünk a rókát* ('wir lauern dem Fuchs auf') wäre aufgrund der aufgegriffenen Erläuterung als Fortsetzung zu erwarten.<sup>29</sup> Vernünftige Argumente führt Mészöly auch gegen Horger an, nach dessen Meinung das mit der possessiven Personalendung suffigierte Nomen im Urungarischen zur objektiv konjugierten Verbalform wurde. Darüber schreibt Mészöly: »Aufgrund dieser Feststellung wären all die vielen wortartlichen und morphologischen Vergleiche der komparativen Finnougristik falsch, die darauf beruhen, daß schon vor der Trennung der fin. Sprachen zwischen Nomen und Verb, zwischen Nominalbildung und Verbalbildung, zwischen Deklination und Konjugation Unterschiede bestanden. Unsere Sprachwissenschaftler geraten in Widersprüche, wenn sie die Entwicklung der ungarischen objektiven Konjugation aus der possessiven Personalflexion mit der Entwicklung des Verbs aus dem Nomen in die urungarische Zeit setzen.«<sup>30</sup>

Auch Laziczus übte an Horgers Standpunkt eine vernichtende Kritik: »Auch hinsichtlich des Zeitpunkts der Herausbildung der objektiven Konjugation im Ungarischen zeigen sich bei Horger Verwirrungen. Diesen Entstehungsprozeß, der durch die Umwandlung der Nomina zu Verben ausgelöst wurde, bezeichnet er als *urungarisch*, sucht aber im Zusammenhang mit der Entstehung der subjektiven Personalsuffixe die Wandlung Nomen > Verb tief in der *Zeit der Grundsprache* . . . Oder sollte es etwa noch im Urungarischen eine besondere Entwicklung Nomen > Verb gegeben haben? — Über diese Entwicklung Nomen > Verb nur noch so viel, daß die Linguisten schon alle theoretischen Möglichkeiten der Herausbildung von Wortarten erprobt haben, aber eine erwies sich so gut wie die andere: nämlich für *unbeweisbar*. Und das ist auch natürlich, mündet doch dieses Problem unmittelbar in die Frage nach dem Ursprung der Sprache, an der nicht zu rühren sich jedenfalls empfiehlt.«<sup>31</sup>

<sup>29</sup> Ebd., 138. — Der Satz *mi lesünk a rókát* ist nicht korrekt. 'Wir lauern dem Fuchs auf' soll lauten: *mi lessük a rókát*.

<sup>30</sup> Ebd. 142. — Auf Einzelheiten eingehend, widerlegt er dann Horger mit seinen eigenen Worten: Horger meint nämlich, *fázom* 'ich friere, mir ist kalt' habe ursprünglich »*fázik-én*« bedeutet, andernorts aber gibt er die ursprüngliche Bedeutung von *várom* mit »ich erwarte ihn, ich warte auf ihn« bzw. »*várásom*« 'mein Warten' an. Mészöly sieht darin einen Widerspruch, daß Horger die Bedeutung von Formen wie *fázom*, *várom* bald mit »*fázik én*, *vár én*« 'etwa: frieren-ich, warten-ich', bald aber mit »*fázásom*, *várásom*« 'etwa: mein Frieren, mein Warten' angibt. Ich schließe mich seinem Gedankengang und seiner Folgerung an, wenn er sagt: »Die Ableitung der objektiven Konjugation aus der possessiven Personalflexion birgt so viele Widersprüche, daß selbst die größte Umsicht diese nicht vermeiden kann«, vgl. HB Tárgy, 143, ähnlich ÓMSzöv, 155–56. — Hier sei angemerkt, daß Horger und Gleichgesinnte auf die ungarische Sprache eigentlich die früher schon für die übrigen ural. Sprachen präziserte Wahrnehmung anwandten, daß die objektive Konjugation und die possessive Personalflexion von identischer Form und identischer Genese seien. Es lohnt sich, hier auch E. Lewys Meinung anzuführen. Lewy hatte dies von den samojedischen Sprachen bemerkt, doch läßt sich diese Bemerkung auf alle ural. Sprachen beziehen: »Bei den samojedischen Sprachen spricht man von der possessiven Fassung des — transitiven — Verbs, da es hier mit den nominalen, mit possessiven Elementen versehenen Ausdrücken zusammengeht (mein-Kahn: mein-Schneiden); über den Ursprung dieser Fügungen ist mit dem Namen 'possessiv' natürlich nichts gesagt.« Vgl. Der Bau der europäischen Sprachen, 16.

<sup>31</sup> Laziczus: a.a.O., [1942], 107.

Trotzdem wurde an dieser Frage nach wie vor gerührt, und man konnte bis in die jüngste Zeit geradezu als offiziösen Standpunkt buchen, daß das Nomen die primäre Wortart sei, aus der das Verb erst später hervorgegangen, und daß nebenbei auch Nomenverben — die weder Verb noch Nomen, sondern Repräsentanten einer besonderen »uralten« Wortart zwischen den beiden seien — existiert hätten, ja, in den heutigen uralischen Sprachen auch noch existierten.<sup>32</sup> Die völlige Ungeklärtheit des gegenseitigen Verhältnisses zwischen der »unge- teilten«, »uralten« nominalen Grund-Wortart und den ebenfalls »uralten« Nomenverben störte niemand. Schließlich bürgerte sich die Auffassung, die in den Nomenverben eine — ohne ausreichende Grundlagen rekonstruierte — einstige Grund-Wortart akzeptierte und sie auch unter den heutigen wortart- lichen Kategorien als eine erhalten gebliebene (somit existente), mit dem Nomen und dem Verb gleichwertige Kategorie betrachtete, in der ungarischen vergleichenden Linguistik bzw. sprachgeschichtlichen Forschung ein.<sup>33</sup> Die Vertreter dieser Auffassung suchten dann nur allzu gern Belegmaterial in den verwandten Sprachen, in denen sie die als Nomenverben qualifizierbaren Stämme eifrig sammelten. Die neueste ausführliche Belegsammlung dieser Stämme hat E. Beke zusammengestellt.<sup>34</sup> Offensichtlich schreibt er, wie schon seine Vorgänger, z. B. dem Zeugnis der samojedischen Sprachen eine besondere Bedeutung zu: Diese Sprachen hält nämlich die allgemeine linguistische Mei- nung in vieler Hinsicht für archaisch geprägt und rechnet hier mit einem viel größeren Angebot an Nomenverben als in den westlicheren fin. Sprachen, die die wortartliche Unterscheidung von Nomen und Verb entschiedener bezeugen.

Die Beispiele aus den samojedischen Sprachen schienen den Erwartungen zu entsprechen, die vorsätzlichen Vorstellungen zu bestätigen. Dieses Beleg- material ist jedoch m. E. zur Revision herangereift, und hoffentlich wird aufgrund der weiter unten dargelegten Fakten eindeutig erwiesen, daß die samojedischen Beispiele in Wirklichkeit überhaupt nicht geeignet sind, diese besondere wortartliche Kategorie als wahrscheinlich hinzustellen.

In den samojedischen Sprachen gibt es zwei Gruppen von Phänomenen, denen die bisherige Forschung der Nomenverben besondere Aufmerksamkeit

<sup>32</sup> Erfreulicherweise ist in den neuen Universitätslehrbüchern dieser zwiespältige Standpunkt nicht mehr vertreten, vgl. z.B. die Ausführungen von Jolán Berrár über die sog. Wörter von doppelter Wortart, in: Bárczi, G. — Benkő, L. — Berrár, Jolán: *A magy. nyelv története* [Die Geschichte der ung. Sprache]. Budapest 1967, 197; des weite- ren meine Auffassung von den ambivalenten Stamm-Morphemen in Hajdú, P.: *Bevezetés az uráli nyelvtudományba* [Einführung in die uralische Sprachwissenschaft]. Budapest 1966, 60. — Der andere — oder ihm näherstehende — Aspekt ist heutzutage ebenfalls vertreten: so ist Iréne N.-Sebestyén konsequent der Meinung, alle nenzischen Verbal- formen seien partizipialer Herkunft, vgl. FUF 38 [1970] 137–225.

<sup>33</sup> So z. B. Iréne N.-Sebestyén: *NyK* 59 [1957], 52; Magdolna Kispál: *A vogul igenév mondattana* [Syntax des wogulischen Partizips]. 1966, 23.

<sup>34</sup> Vgl. *Névszó és ige* [Nomen und Verb]. *NyIOK* 15 [1959], 59–72; *Nomen und Verbum*. *ALH* 10 [1960], 369–81.

entgegenbrachte. Einmal die auch als ambivalent bezeichneten lexikalen Morpheme vom Typ *fagy* (d. h. die eigentlichen »Nomenverben«), zum anderen der prädikative Gebrauch der Nomina, der neben der Nomen-Verbum-Theorie berufen war, auch das Primat der nominalen Herkunft des Satzes zu stützen. In diesem Fall (d. h. wenn die prädikativen Nomina wie Verben flektiert werden) halte ich es für zweckdienlicher, diese Erscheinung als Konversion (oder gelegentliche Verbalisierung) des Nomens zu bezeichnen. Die Formationen dieser beiden Erscheinungsgruppen sind unbedingt voneinander zu unterscheiden, denn bringt man sie durcheinander, so führt das nur zu Verwirrungen.

Was die Konversion anbelangt, so ist sie ein oft wiederkehrendes sprachliches Merkmal. Im Unterschied zu den konvertierbaren Nomina erweist sich jedoch die Zahl der sog. »ambivalenten« Wörter, d. h. dem Typ *fagy* entsprechenden und daher als Nomenverben qualifizierbaren Wortformen als überraschend bescheiden. Recht eigentlich finden sich solche nur in den nord-samojedischen Sprachen, wie z. B. im Nenzischen:

<i>jū</i>	'Wehr'	<i>jū(ś)</i>	'mit einem Wehr verschließen'
<i>jāke</i>	'Rauch'	<i>jāke(ś)</i>	'rauchig sein'
<i>jede</i>	'Krankheit'	<i>jede(ś)</i>	'krank sein'
<i>śiwa</i>	'Schaufel'	<i>śiwā(ś)</i>	'schaufeln'
<i>puχu</i>	'alte Frau'	<i>puχū(ś) ~ puχā(ś)</i>	'alt werden'
<i>paride</i>	'schwarz'	<i>paride(ś)</i>	'schwarz werden' usw.

Indem hier die nominalen und die verbalen Glieder in gesonderten Reihen ausgewiesen sind, drücken sie meine Ansicht aus, daß in den obigen Fällen von Nomenverben nicht die Rede ist. Am Ende der verbalen Glieder von Reihe 2 ist in Klammern die Infinitivendung (-ś) ausgewiesen, in den zentralen und östlichen Dialekten sowie in den einsilbigen Wörtern in allen Dialekten ein verbindliches Element. Das heißt, unter den lexikalen Stichwörtern ist infolge der unbezeichneten Infinitive der westlichen Dialektformen höchstens eine sehr beschränkte Homonymie zu finden. Praktisch ist diese Formüberschneidung des nominalen und des verbalen Gliedes allerdings ziemlich selten, weil im konkreten Kontext des Satzes die Wertigkeit der Wörter immer klar und unmißverständlich bleibt. Per analogiam *fagy* wäre auch ein Zusammenfallen der Sg3-Pers-Formen mit den nominalen Grundformen zu erwarten.<sup>35</sup> Im Nenzischen ist aber die Lage in der Konjugation keineswegs so eindeutig, obschon die intr.-indet. Sg3-Form historisch und auch prinzipiell hier ohne Personal-suffix bleibt. Eigentlich müßte also die suffixlose (vokalisch auslautende) Infinitivform mit der Sg3-Form des intr.-indet. Aorists übereinstimmen. Nun sehen wir aber in den verschiedenen Dialekten trotzdem die Tendenz, diese

<sup>35</sup> Unter Grundform wird die Nominativform der Nomina im Singular ohne Px verstanden.

beiden Formen durch bestimmte Zeichen zu unterscheiden. Sie wird darin deutlich, daß die intr.-indet. Aoristform im Sg3 sich in den meisten Fällen vom abstrakten Verbalstamm (= unbezeichneter Inf.) formell absondert — und zwar durch Vokalalternation bzw. im Aorist durch ein sog. Konnektivsuffix. So z. B. kann *jākes* 'rauchig sein' in den westl. Tundradialekten auch in der Form *jāke* vorkommen, und dieselbe Form kann auch mit der Bedeutung 'ist rauchig' der intr.-indet. AorSg3 haben. In den meisten Dialekten aber ist die Tendenz zur signifizierten Absonderung der beiden Formen zu verzeichnen. Im Waldnenzischen können in der Bedeutung 'ist rauchig' z. B. die Formen *jāki* und *jākiŋa* vorkommen, die Unterscheidung der beiden Formen ist aber auch in den Tundradialekten ziemlich allgemein: z. B. Inf. *jede* 'krank sein': Intr.-indet. AorSg3 *jede-ŋa*; Inf. *jū-š* 'mit einem Wehr verschließen': Intr.-indet. AorSg3 *jū-ŋa* usw. Unzählige ähnliche Fälle illustrieren, daß die sog. »ambivalenten« Fälle eigentlich gar nicht ambivalent sind, denn die Homonymie ihrer nominalen und verbalen Glieder ist eine fiktive Homonymie, die sich nur von der Rede, vom Satz, von der Sprachwirklichkeit isoliert zwischen der Grundform des nominalen Glieds und dem in konkreten Sprechsituationen nur höchst selten oder überhaupt nicht vorkommenden, kaum dokumentierbaren, sondern eher abstrahierten Wortstamm ausweisen läßt. In den konkreten Kommunikationssituationen erscheinen die nominalen und verbalen Glieder solcher »ambivalenten« Wörter nicht nur der Funktion entsprechend gesondert, sondern in den meisten Fällen auch in der Form verschieden. Das bedeutet freilich nicht, daß das Nullmorphem im Nenzischen seine Funktion einbüßt, es handelt sich nur darum, daß das Nullzeichen bei der Bezeichnung sonstiger grammatischer Kategorien eine größere Funktion erhält.

Sehr anschauliche Beispiele der formellen Unterscheidung von Nomen und Verb bieten jene verbalen-nominalen Wortpaare, bei denen man aufgrund der etymologischen Indizien die Homonymie der beiden Glieder erwarten oder für die Vergangenheit rekonstruieren könnte. Historisch gesehen handelt es sich hier etwa um Wörter, die mit dem Typ *jāke* gleichwertig sind, mit dem Unterschied allerdings, daß die nominalen und verbalen Wortpaare schon in ihrer lexikalischen Form durch morphematische Alternationen unterschieden sind.

<i>puxu</i>	'alte Frau'	<i>puxā(š)</i>	'alt werden'
<i>wāda</i>	'Wort'	<i>wāde(š)</i>	'sprechen'
<i>judi</i>	'Schlaf'	<i>jude(š)</i>	'träumen'
<i>χāle</i>	'Fisch'	<i>χāle(š)</i>	'fischen'
<i>meju</i>	'kräftig'	<i>mejā(š)</i>	'kräftig sein'
<i>pew</i>	'dunkel'	<i>pewā(š)</i>	'dunkel sein'
<i>mī</i>	'etwas'	<i>mes</i>	'nehmen; sein' usw.

Diese Erfahrungen sprechen eindeutig dafür, daß das Nenzische (wie auch die übrigen samojedischen Sprachen) das Nomen und das Verb auch auf

syntaktischer, morphologischer und morphematischer Ebene gewissermaßen — man darf wohl sagen: deutlich wahrnehmbar — unterscheidet. Nomenverben gibt es also im Samojedischen nicht.

Wie verhält sich nun zu dieser Feststellung die Tatsache, daß das Nomen im Samojedischen auch als Verb flektiert werden kann? Ließe sich dieses Phänomen nicht dahingehend werten, daß die Grenzen zwischen Nomen und Verb in diesen Sprachen tatsächlich fließend sind? Die Antwort auf diese Bedenken ist ein unmißverständliches Nein. Die Morphologie von Nomen und Verb ist in allen samojedischen Sprachen unterschieden, zwischen den Kategorien der beiden Wortarten gibt es einen deutlich erkennbaren Trennstrich, wenngleich die Funktionsmerkmale der beiden von den Regeln der meisten verwandten fin. Sprachen mehrfach abweichen. Zu dieser Abweichung gehört auch die mögliche Verbalisierung, Konversion des Nomens, wie sie — was die Glieder der uralischen Sprachfamilie anbelangt — in ähnlicher Form nur dem Mordwinischen geläufig ist.

Eine ausführliche Beschreibung dieses Phänomens erübrigt sich hier, denn das wurde von mehreren vorzüglichen Studien erst unlängst besorgt, und zwar von N. M. Tereščenko<sup>36</sup> und Gy. Décsy.<sup>37</sup> Den Wesenskern kurz zusammengefaßt, handelt es sich darum, daß unter den samojedischen Sprachen im Nenzischen, Enezischen, Nganassanischen und Sölkupischen die Nomina — je nach ihren Bedeutungsbelangen — in Zustandssätzen als Prädikate mit sog. prädikativen Suffixen wie Verben konjugierbar sind. Diese prädikative Flexion der samojedischen Nomina sei an den folgenden Paradigmenreihen veranschaulicht (hinsichtlich der Details möchte ich wiederholt auf die Studien von Tereščenko und Décsy verweisen).

## NENZISCH

### Präsens

Sg1	<i>mañ xasawa-dm</i>	'ich bin ein Mensch'
2	<i>pidar xasawa-n</i>	'du bist ein Mensch'
3	<i>pida xasawaø</i>	'er ist ein Mensch'
Du1	<i>mañiᵛ xasawa-ñiᵛ</i>	usw.
2	<i>pidariᵛ xasawa-ḍiᵛ</i>	
3	<i>pidiᵛ xasawa-ḡaᵛ</i>	
Pl1	<i>mañaᵛ xasawa-waᵛ</i>	
2	<i>pidaraᵛ xasawa-daᵛ</i>	
3	<i>pidoᵛ xasawa-ᵛ</i>	

### Präteritum

Sg1	<i>mañ xasawa-dam-s</i>	'ich war
2	<i>pidar xasawa-na-s</i>	ein
3	<i>pida xasawa-s</i>	Mensch'
Du1	<i>mañiᵛ xasawa-ñin-s</i>	usw.
2	<i>pidariᵛ xasawa-ḍin-s</i>	
3	<i>pidiᵛ xasawa-ḡan-s</i>	
Pl1	<i>mañaᵛ xasawa-da-é</i>	
2	<i>pidaraᵛ xasawa-da-é</i>	
3	<i>pidoᵛ xasawa-é</i>	

<sup>36</sup> Vgl. Tereščenko, N. M.: Именное сказуемое в самодийских языках. SFU 6 [1969], 287–97.

<sup>37</sup> Décsy, Gy.: Das Existenzverb in den prädikativen Fügungen des Selkupischen. In: Symposium über Syntax der uralischen Sprachen. Hrg. v. W. Schlachter. Göttingen 1970, 50–60. — Ders.: Das Existenzverb in den prädikativen Fügungen der finnisch-ugrischen Sprachen. UAJb 42 [1970], 18–32.

## ENEZISCH

## Präsens

Sg1	<i>modi ese-do</i>	'ich bin Vater'
2	<i>ū ese-do</i>	'du bist Vater'
3	<i>bū ese</i>	'er ist Vater'
Du1	<i>modini ese-bi</i>	usw.
2	<i>ūdi ese-ri</i>	
3	<i>būdi ese-χo</i>	
Pl1	<i>modina ese-a</i>	
2	<i>ūda ese-ra</i>	
3	<i>būdu ese-</i>	

## Präteritum

Sg1	<i>modi ese-do-d'</i>	'ich war Vater'
2	<i>ū ese-do-s</i>	usw.
3	<i>bū ese-s</i>	
Du1	<i>modini ese-bi-d'</i>	
2	<i>ūdi ese-ri-d'</i>	
3	<i>būdi ese-χi-d'</i>	
Pl1	<i>modina ese-ba-t'</i>	
2	<i>ūda ese-ra-t'</i>	
3	<i>būdu ese-t'</i>	

## NGANASSANISCH

Sg1	<i>mənə dedi-m</i>	'ich bin Vater'
2	<i>tənə dedi-η</i>	usw.
3	<i>siti desi</i>	
Du1	<i>mi desi-mi</i>	
2	<i>tī desi-ri</i>	
3	<i>siti desi-gəj</i>	
Pl1	<i>mīη desi-mi</i>	
2	<i>tīη desi-ri</i>	
3	<i>sitiη dedi-</i>	

## SÖLKUPISCH

Sg1	<i>mat-qum-ak</i>	'ich bin ein
2	<i>tat qum-anti</i>	Mensch'
3	<i>tap qup/qum</i>	usw.
Du1	<i>mē qum-mij</i>	
2	<i>tē qum-ili/qup-lij</i>	
3	<i>tēpāqē qum-ōqē</i>	
Pl1	<i>mē qum-mit</i>	
2	<i>tē qum-ili/qup-lit</i>	
3	<i>tēpit qum-it</i>	

Die vier Sprachen haben gemeinsam, daß die Prädikativsuffixe der Nomina (= Prx) und die Personalsuffixe der intr.-indet. Verbalformen (= Vx) im allgemeinen gleich sind.<sup>38</sup>

Als weiteres gemeinsames Merkmal können wir auch die Erfahrung festhalten, daß die Prx nicht mit Vermittlung der in der Konjugation gegebenen

<sup>38</sup> Einige Abweichungen gibt es immerhin: So treten z.B. die nenz. und enez. Prx nach dem Stimmbandverschlußlaut im Stammauslaut mit — morphonematisch regelmäßigen — Allomorphen auf, die als Endungen von indet. Verben — aus stammbezogenen Gründen — nicht möglich sind (so z.B. die Prx-Allomorphen von nenz. Sg1 *-tm*, Sg2 *-t*, Du2 *-t'i*, Du3 *-k*, Pl1 *-ma*, Pl2 *-ta*, von ngan. Du2 *-li*, Du3 *-li*, Pl2 *-lu*, Pl3 *-lu*). Eine andere Abweichung zeigt sich im Sölkup. zwischen den Vx von Du1 und Pl3 und den Prx:

	Prx	Vx
1Du	<i>-mij</i>	<i>-ej</i>
3Pl	<i>-t/-n</i>	<i>-tīt/-tīn</i>

Im Sölkup. mag sich die Analogiewirkung der Px-Lautformen in der Gestaltung der Prx durchgesetzt haben, doch ist zu bemerken, daß dieser Wandlungsprozeß nicht in allen sölkup. Dialekten erfolgte. Noch beträchtlicher ist der Unterschied in der sölkup. Ket-Mundart: Prx 3Pl *-la* ≠ Vx3Pl *-t, -tat*; jenes ist in dieser Mundart ein typisches nominales Pluralzeichen, dieses nur ein in Verbalformen beibehaltenes Relikt.

Stammvokal-Alternationen bzw. Bindsuffixe<sup>39</sup> zum Stamm treten. Mit anderen Worten: In diesen komprimierten Formen finden wir bei der Verbindung Stamm + Suffix keine verbalen Merkmale, im Gegenteil, die Verbindung des Prx mit dem Stamm erfolgt nach den Regeln wie die der Cx oder der Px mit den Nominalstämmen.

Andererseits haben wir als verbales Merkmal zu werten, daß das Präteritum -š im Enezischen und im Nenzischen auch zu der mit dem Prx versehenen Form treten kann, die dadurch ohne Hilfsverb ins Präteritum transponierbar ist. Sonstige verbale Kategorien lassen sich jedoch durch die Prx nicht ausdrücken. Sie können mit Imperativ-, Konditional- oder sonstigen Modalzeichen nicht verbunden werden. Diese Formen unterscheiden sich von den echten Verben auch darin, daß sie weder Aktionswert noch Aspekt besitzen und als Partizipialbasis nicht in Betracht kommen. Tatsächlich haben wir es also mit keinen echten Verben zu tun, sondern nur mit der gelegentlichen Verbalisierung von Nomina (in Zustands- und Eigenschaftssätzen). Diese Verbalisierung erfolgt durch Konversion: die Verwendung des Prx führt zugleich zur verbalen Inklinierung des Wortes. Dadurch ergibt sich eine verbartige Form, in der das Nomen und das auch das Existenzverb repräsentierende (verbale) Personalsuffix (Vx = Prx) in einer einzigen Morphemensequenz fusionierten:

N + Prx = VP		
	(Vx)	
<i>gasawa</i>	-dm	'ich bin ein Mensch'
<i>gasawa</i>	-damš	'ich war ein Mensch'

Statt Vx ist die Einführung der Bezeichnung Prx zu empfehlen. Wohl wäre im syntaktischen Aspekt die Bezeichnung Vx nicht falsch, sind doch die Endungen des nominalen Prädikats mit dem verbalen Personalsuffix formell sozusagen äquivalent, nichtsdestoweniger ist die Unterscheidung wünschenswert, um u. a. das »inhaltliche« Plus, das im Prx gegeben ist, auch dadurch auszudrücken. Das Prx unterscheidet sich vom Vx zumeist durch seine Aux-Wertigkeit (Hilfselement, Kopula), d. h. es enthält in Nullform das der Konstruktion zugrunde liegende Hilfsverb, jedoch bar seines Modalbezugs bzw. im Nganassanischen und Sölkupischen bar seines Modal- und Temporalbezugs, d. h. mit verringerter Wertigkeit.<sup>40</sup>

<sup>39</sup> Vgl. Hajdú: ChrSam 59, 145.

<sup>40</sup> Die Tatsache, daß das Prx im Nganassanischen und Sölkupischen keine tempus-signifikante Fähigkeit hat, läßt sich historisch auf zweierlei Weise kommentieren: es hat diese Fähigkeit zur Tempus-signifikanz nicht mehr bzw. noch nicht. Eingedenk dieser zwei Möglichkeiten haben wir dann die auch eine Tempusbezeichnung zulassende Prx-Formierung im Nenzischen und Enezischen entweder als einen ursprünglicheren oder aber – im Vergleich zum Sölkupischen und Nganassanischen – als einen fortgeschritteren Zustand aufzufassen. Meines Erachtens sollte man aufgrund bestimmter Zeichen die Tempus-signifikanz der Prfx als eine althergebrachte Möglichkeit betrachten. Folglich wären die gegenwärtigen Verhältnisse im Sölkupischen und Nganassanischen als Spuren eines sich bereits auflösenden zerfallenden Systems zu betrachten.

Den komprimierten nenz. und enez. Präteritumformen der Prflx entsprechen im Sölk. und Ngan. zusammengesetzte Formen. An diesen Konstruktionen ist beachtenswert, daß sie nicht durch die bloße Aneinanderfügung des Nominalglieds des Prädikats und des Hilfsverbs zustande kommen (wie z. B. im ung. Paradigma *ember voltam* 'ich war ein Mensch' usw.), sondern vor der entsprechenden Personalform des Hilfsverbs steht immer das mit ihr in Person und Zahl »kongruente«, d. h. mit dem Prfx versehene prädikative (verbalisierte) Nomen:

$$V \rightarrow N + V_x + \text{Aux}$$

sölk. *qum-* *-ak* *ēsak* 'ich war ein Mensch'

(eigentlich: 'ein Mensch + bin ich + ich war'), wo wir folgende Aux-Formel haben:

$$\text{Aux} \rightarrow \left\{ \begin{array}{c} \text{Kop} \\ \text{Mod} \\ \text{Te} \\ \text{V}_x \\ \text{Nu} \end{array} \right\}$$

Vgl. z. B. sölk. *mat orsīmīl qumak ēsak* 'ich war ein starker Mann', *tat ijan̄ti ēsant̄i* 'du warst ein Kind' usw. (und nicht: \**qum ēsak*, \**īja ēsant̄i*); ngan. *mānā dēdim isūom* 'ich war Vater' (und nicht: \**mānā dēs̄i isūom!*), *tənā dēd̄in isūon* 'du warst Vater' usw.

So verhält es sich auch in den beiden Sprachen im Futur: sölk. *tat qaj lōzant̄i ēlānt̄i* 'was für ein Teufel wirst du sein?', ngan. *tənā ḡagəḡ isūoðəḡ* 'du wirst brav/gut sein' usw. (Im Nenz. gibt es kein Futur, wenngleich manche Grammatiker diese Kategorie als Faktum nehmen. Die als Futurformen erwähnten Bildungen erscheinen jedoch eher von kontinuierativem Aktionswert zu sein<sup>41</sup>).

<sup>41</sup> Vgl. ChrSam 1, 62. — In diesem Zusammenhang möchte ich bemerken, daß die zwei angeblichen nominalen Futurprädikate des Nenzischen, die Tereščenko aufgrund von Castrén (Gramm., 106) — *sawamgum* 'ich werde brav/gut sein' und *niserum* 'ich werde Vater sein' (SFU 1969, 296) — anderweitig nicht belegbare hapax sind. Diese beiden Belege kamen möglichenfalls aus den noch unreifen handschriftlichen Vorarbeiten der Grammatik — durch den Herausgeber des Nachlasses, A. Schiefner — in die den Wortarten gewidmete, heute bereits auch unhaltbare Ansichten aufweisende morphologische Einführung des Werks. Im Abschnitt über die Prflx findet sich jedoch keine Spur der erwähnten »Futur«-Formen. Somit dürfte es sich auf S. 106 der Gramm. um falsche Belege handeln. Ebenda findet man noch einige irreführende Feststellungen, z. B. daß die *V<sub>x</sub>* nicht nur zum Nominativ des Nomens, sondern auch zu seinen sonstigen Formen mit Kasusaffixen treten können, oder die Feststellung, daß eine Unterscheidung von Nomen und Verb in diesen Sprachen unbegründet sei . . . — Übrigens dürften die Formen *sawamgum* und *niserum* als schlechte Niederschrift der gewiß das Werden



Die im Sölk. und Ngan. zum Ausdruck von Relationen des Präteritums und des Futurs benutzte — man kann sagen, überaus redundante — Konstruktionsweise läßt die enge Zusammengehörigkeit der zwei Glieder dieser Bildungen (durch die »kongruenten« Endungen) auch formell erkennen und ist zugleich ein äußeres Zeichen dafür, daß trotz des nominalen Grundglieds eine einheitlich zusammengesetzte Verbalform vorliegt. Diese zusammengesetzte Verbform ist die in ein anderes Tempus ( $\sim$  einen anderen Modus) transponierte Entsprechung des in ein einziges Wort komprimierten prädikativen Präsenssyntagmas vom Typ *qum-ak*. Daraus folgt einmal mehr, daß die Glieder der Paradigmenreihe *qum-ak* usw. im wesentlichen als Verbalformen zu betrachten sind, weiterhin aber noch, daß das Existenzverb der zusammengesetzten Formen lexikalisch inhaltslos, leer ist und bloß die Funktion hat, für den Ausdruck der Temporal- und Modalkategorien einen geeigneten Rahmen zu bieten. Die Bezeichnung von Person und Numerus wäre eigentlich an dieser Form auch überflüssig, sind doch am nominalen Grundglied der Konstruktion — sie ist Träger der lexikalischen Bedeutung — diese Kategorien ausgezeichnet. Die erneute Bezeichnung von Person und Numerus am zweiten Glied der zusammengesetzten Form läßt sich nur damit erklären, daß der Ausdruck von Person (und Numerus) in diesen Sprachen vom Wesen der perfekten Verbalform untrennbar ist: ohne diese Auszeichnung wäre die Form des Hilfsverbs nicht abgeschlossen, nicht perfekt, grammatisch nicht richtig.<sup>42</sup>

Wie das Hilfsverb in Konstruktionen vom Typ *qumak ėsak* bestimmte verbale Kategorien trägt, ebenso ist das kopulativ geprägte Prx am Ende der Nomina ein geeigneter Rahmen zur Auszeichnung verbaler Kategorien. Nun kann aber dieses Prx — wie wir gesehen haben — verbale Kategorien nur viel beschränkter aufnehmen und enthalten: es läßt Person und Numerus, im Nenz. und Enez. darüber hinaus die Kategorien Präsens/Präteritum erkennen.

Somit haben wir in nenz. *ɣasawa-damś* und sölk. *qumak ėsak* jeweils andere Ausdrucksweisen derselben grammatischen Kategorie zu sehen. Die Grundformel ihrer Konstruktion ist ihnen aber gemeinsam: N + Aux, denn

(zu etwas) ausdrückenden Konstruktionen, als solche mehrgliedrige Syntagmen, zu interpretieren sein. Mit dem kontinuativen Bildungssuffix des Existenzverbs (*-ŋko~ -nktu*) können nämlich auch im Nenzischen ähnlich wie im Nganassanischen und Sölkupischen konstruierte »Future«-Formen gebildet werden: *mañ letĕikadmʷ ŋeŋkūdmʷ* 'ich werde Flieger', *pidar toɣolkodan ŋeŋkūn* 'du wirst Lehrer' usw. (s. Almazova: Самоучитель ненецкого языка, 61; Kuprijanova—Chomič—Ščerbakova: Ненецкий язык, 200; ähnliche — aber sehr kritisch zu beurteilende — Belege noch bei Sprogis, ALH 2 [1952], 158—59), d.h.: *sawamqum* = *sawam* ( $\sim$  *sawadm*) *ŋeŋkum* ( $\sim$  *ŋeŋkūdm*). Ich habe den Eindruck, solche Formen sind ziemlich selten, an ihrer Stelle werden die Verben mit der Bedeutung des Werdens (zu etwas) in Verbindung mit Nomina mit dem sog. »Translativus-Mutativus«-Bildungssuffix (*-ŋe*) häufiger gebraucht: *pida letĕikŋe ɣaje* ( $\sim$  *ɣantā*) 'er wird zum Piloten' (Kuprijanova—Chomič—Ščerbakova: a.a.O.).

<sup>42</sup> Insofern Person und Numerus nicht ausgezeichnet werden, haben wir es mit einer Form mit Nullmorphem zu tun (= Sg3P).

das Prx selbst ist nichts anderes als ein Aux ohne Modalbezug.<sup>43</sup> Auf die auch die Kopula enthaltende Aux-Wertigkeit des Prx können wir aus der Analyse der Negationsformen der erwähnten affirmativen Fügungen schließen.<sup>44</sup> Die Fügung *mañ xasawadm* lautet z. B. ins Negative transformiert wie folgt: *mañ xasawadm ñídm ηaʔ* (wörtlich: 'ich bin ein Mann, ich bin nicht'), d. h. in der negativen Konstruktion erscheint die im Hintergrund gegebene virtuell existente Kopula, der sog. Negationsstamm (*ηaʔ*) des positiven Hilfsverbs in Begleitung der Perfektform des negativen Hilfsverbs (*ñí-*) auch schon an der Oberfläche. Diese Konstruktion erinnert im Aspekt der morphologischen Auszeichnung besonders an die sölk. Präteritumkonstruktionen vom Typ *qumak ěsak*, denn die Bezeichnung von Person-Numerus erfolgt im negativen Satz ebenfalls an zwei Stellen:

$$\begin{array}{ccccccc} \textit{xasawa-} & \textit{dm} & \textit{ñí-} & & \textit{-dm} & & (\textit{ηaʔ}) \\ \text{N} & + & \text{V}_x & + & \text{V}_{\text{neg}} & + & \text{V}_x + (\text{Kop}) \end{array}$$

A. a. O. habe ich darauf hingewiesen, daß das  $V_x$  am Nomen im gegebenen Fall die verbale, genauer gesagt pseudoverbale Wertigkeit des Basisworts im Satz repräsentiert. Neben der negativen Kopula erscheint das Verb nämlich in der sog. negativen Stammform. Die Pseudoverben der auf Nomina basierenden prädikativen Sätze haben jedoch keinen negativen Stamm (solcher eignet nur den echten Verben), und darum kann im negativen Satz die den lexikalischen Sinn tragende Basis mit Prx versehen weiterbestehen, spiegelt es doch so die pseudoverbale Beschaffenheit der Basis wider (der negative Stamm der Kopula kann wegfallen, ja, fällt in den meisten Fällen auch weg, vgl. a. a. O.).

Aufgrund der approximativen Identität von

$$\text{Prx} = \text{V}_x \text{Indet-Intr}$$

und

$$\text{Px} = \text{V}_x \text{Det-Tr}$$

wurde wiederholt in Frage gestellt, ob in den samojedischen Sprachen die Opposition der Kategorien N—V berechtigt sei. Castrén war 1854 folgender Ansicht: »Die beiden Arten von Personalsuffixen sind also dem Verbum und Nomen gemeinsam und begründen keinen Unterschied zwischen diesen beiden Redeteilen.«<sup>45</sup> Und ein Jahrhundert später erklärte E. Lewy: »Der prädizierende Nominalausdruck und das subjektive Verbum sind vollkommen gleich gebaut, und der possessive Nominalausdruck und das objektive Verbum sind fast

<sup>43</sup>  $\text{Aux} \rightarrow ((\text{Kop}) + (\text{Te})) + \text{V}_x + (\text{Nu})$ .

<sup>44</sup> Vgl. Hajdú: Zur Syntax der negativen Verbalformen im Samojedischen. In: Symposium über Syntax der uralischen Sprachen. 97–98.

<sup>45</sup> Castrén: Gramm., 106.

völlig gleich. Nomen und Verbum sind also nicht mehr als die beherrschenden Kategorien in der Sprache auf- und einander gegenübergestellt, sondern die entscheidenden Kategorien der Grammatik sind hier Subjektiv, Prädikativ gegenüber Objektiv, Possessiv betont.<sup>46</sup> Die genetischen Zusammenhänge dieser grammatischen Morpheme (Prx, Vx, Px) lassen sich jedoch nicht als Schlüssel der wortartlichen Probleme betrachten. Tatsächlich nämlich sind die Formensysteme von N und von V — trotz der gemeinsamen Berührungspunkte — in ihrer Gesamtheit voneinander sehr deutlich gesondert. Die Sonderstellung der beiden Kategorien, ihren besonderen Status gewährleisten einerseits die Deklination (Kasusflexion) des Nomens, die Selbständigkeit des Px-Systems, die Kombinierbarkeit von Cx + Px und die prädestinierende Personalflexion, andererseits aber die Kategorie von Modus, Aspekt, Aktion und Tempus in der Absonderung der Konjugation nach determinierten, indeterminierten und reflexiven (bzw. transitiven-intransitiven) Paradigmen, des weiteren die Vielfalt der Partizipial- bzw. Gerundialbildungssuffixe. Dazu ließe sich noch hinzufügen, daß solche Unterscheidungsmerkmale zwischen N und V auch auf der Ebene der Morphonologie gegeben sind.

Die Oberflächenstruktur der samojedischen Sprachen ermöglicht somit das Operieren mit den Begriffen N und V, schließt aber zugleich die Möglichkeit von Nomenverben aus. Außerdem können wir uns auch davon überzeugen, daß hier die Kategorie des N (und des V) dem Inhalt nach andersgeartet ist als in den klassischen oder selbst in den bekannteren europäischen Sprachen, die der wortartlichen Gliederung als Muster dienen. Das läßt sich selbstverständlich nicht dahingehend interpretieren, das Samojedische habe in dieser Hinsicht — sei es unter dem Aspekt der wortartlichen Merkmale des Nomens, sei es unter dem der gelegentlichen Verbalisierung der Nomina — eine isolierte Stellung. Bleiben wir ausschließlich beim Letzteren, so ist darauf hinzuweisen, daß sich die Verbalisierung des Nomens in prädikativer Funktion aus mehreren Sprachen Eurasiens, hauptsächlich Sibiriens und der anschließenden Gebiete belegen läßt.

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit möchte ich kurz auf einige Sprachen hinweisen, in denen ich diese Erscheinung zu entdecken meine.

Ketisch und Kottisch: Auch Toporov fiel auf, daß nominale personal-suffigierte Prädikate vom Typ söl. *tat iĵantĭ* 'du bist ein Knabe' usw. auch aus den das Ketische umgebenden verschiedenen Sprachen bekannt sind. Ohne konkrete Sprachen zu erwähnen, bemerkt er nur kurz, im Ketischen gebe es wohl keine mit dem Söl. völlig übereinstimmende Konstruktion, doch lasse sich die ket. Form *doldaq* 'er/sie/es lebte' historisch doch als prädikativiertes Nomen qualifizieren.<sup>47</sup> Ich möchte hier nicht darauf eingehen, ob Toporov in

<sup>46</sup> Lewy: Ваи, 77.

<sup>47</sup> Toporov, : О некоторых кетско-селькупских типологических параллелях In: Вопросы структуры языка. Hrg. Vjač. Vs. Ivanov, 1964. 128.

Sachen *doldaq* recht hat, muß aber darauf aufmerksam machen, daß schon Castrén sowohl aus dem Ketischen wie aus dem Kottischen mit den sölk. übereinstimmende prädikativ flektierte Nominalformen erwähnt (z. B. ket. *fěmba-di* 'ich bin Tunguse', *fěmba-gu* 'du bist Tunguse', *fěmba-du* 'er/sie/es ist Tunguse' usw.; kott. *hamā-taŋ* 'ich bin brav/gut', *hamā-u* 'du bist brav/gut', *hamā-tu* 'er/sie/es ist brav/gut' usw. <: *hama* 'gut/brav', bzw. *ini-taŋ* 'ich bin da' usw. < *ini* 'hier/da'.<sup>48</sup> Aus dem heutigen Ketischen veröffentlicht Krejnovič folgendes Paradigma:<sup>49</sup>

Sg1 <i>at qä-r'i</i>	'ich bin groß'
2 <i>u qä-gu</i>	'du bist groß'
3 <i>bu qä-ru</i>	'er/sie/es ist groß'
Pl1 <i>el-n qä-ŋ-däŋ</i>	'wir sind groß(e)'
2 <i>ek-ŋ qä-ŋ-gäŋ</i>	'ihr seid groß(e)'
3 <i>bu-ŋ qä-ŋ-äŋ</i>	'sie sind groß(e)'

Adjektive, Numeralien, Pronomen, Adverbien, Substantive mit lokalem Kasussuffix können mit prädikativer Endung versehen werden, z. B.: *b-op quš-ka-du* 'mein Vater ist im Zelt', vgl. *op* 'Vater', *quš* 'Zelt', *-ka* CxLoc, *-du* Prx3.<sup>50</sup> Die Prädikativsuffixe und die personbezogenen Elemente der Konjugation (Prä- und Infixe) zeigen eine auffallende Formähnlichkeit im Ketischen.<sup>51</sup>

Jukagirisch: Im Jukagirischen gibt es keine Existenz- und sonstigen Hilfsverben ('wird', 'will', 'hat' usw.), d. h. die entsprechenden Bedeutungsinhalte werden synthetisch in die einzelnen Formen eingegliedert. Dementsprechend kann jedes Substantiv zu einem intransitiven Verb transformiert werden, und zwar mit dem Suffix *-ŋo-*, z. B. das Wort *ama* 'Vater':

#### Aorist

Sg1 <i>met ama-ŋo-dēŋ</i>	'ich bin Vater'
2 <i>tet ama-ŋo-dēk</i>	'du bist Vater'
3 <i>tudel ama-ŋo-ni</i>	'er ist Vater' usw.

#### Futur

Sg1 <i>met ama-ŋo-te-jēŋ</i>	'ich werde Vater'
2 <i>tet ama-ŋo-te-jēk</i>	'du wirst Vater'
3 <i>tudel ama-ŋo-te-j</i>	'er wird Vater' usw.

<sup>48</sup> Vgl. Castrén: Versuch einer jennissei-ostjakischen und kottischen Sprachlehre. 1858, 140–42.

<sup>49</sup> Vgl. Krejnovič: Языки народов СССР (des weiteren Kürzel JN). 5 [1968], 459.

<sup>50</sup> Vgl. Dulson: Кетский язык. 1968, 65, 95–96, 98–100, des weiteren Castrén: a.a.O., 103–04.

<sup>51</sup> Vgl. Krejnovič: a.a.O., 463.

Krejnovič hat dieses juk. Bildungssuffix mit dem nenz. Existenzverb (*ne*) in genetische Beziehung gebracht,<sup>52</sup> was man jedoch nur als einen Einfall mit geringer Wahrscheinlichkeit in Betracht ziehen kann. Immerhin sind die juk. Beispiele keineswegs mit den sam. Beispielen gleichwertig, weil hier nicht ein personbezogenes Vx, sondern ein besonderes Bildungssuffix kopulawertig ist.<sup>53</sup> Darum sind noch folgende sprachliche Erscheinungen zu erwähnen.

Unsere adjektivische Kategorie erscheint in prädikativer Stellung im Juk. immer als Verb konjugiert.<sup>54</sup> Z. B.

## Aorist

Sg1 <i>met me-werwe-jeŋ</i>	'ich bin stark'
2 <i>iet me-werwe-jek</i>	'du bist stark'
3 <i>tudel me-werwe-j</i>	'er/sie/es ist stark'
Pl1 <i>mit me-werwe-jeli</i>	'wir sind stark(e)'
2 <i>tit me-werwe-jemut</i>	'ihr seid stark(e)'
3 <i>tittel me-werwe-jŋi</i>	'sie sind stark(e)'

## Futur

Sg1 <i>met me-werwe-te-jeŋ</i>	'ich werde stark sein'
2 <i>tet me-werwe-te-jek</i>	'du wirst stark sein'
3 <i>tudel me-werwe-te-j</i>	'er/sie/es wird stark sein' usw.

Die Endungen entsprechen durchwegs den Vx der intransitiven Verben, deren Ableitung aus den Personalpronomen im Jukagirischen nicht nachweisbar ist (*me-* im Wortanlaut ist ein nachdrücklich affirmatives Präfix). Die attributive Form des Stammes *werwe-* lautet: *werwe-j*, z. B. *werwej ilek* 'starkes Ren'.<sup>55</sup>

Es sei noch hinzugefügt, daß auch die Numeralien attributive (nominale) und prädikative (d. h. verbal personalsuffigierte) Formen haben, z. B.: *mit kijo-đeli* 'wir (sind) zwei/zu zweit', aber attributiv gebraucht: *kin*, *kid* 'zwei'.<sup>56</sup>

Das heißt, das Nomen kann mit verbalisierendem Suffix oder ohne solches als Verb flektiert werden. Des weiteren kennt das Jukagirische auch eine unpersönliche prädikative Form des Substantivs (Adjektivs), und zwar mit

<sup>52</sup> Krejnovič: Юкагирский язык. 1958, 235; vgl. noch Tailleur, *Lingua* 8 [1959]: 413–14.

<sup>53</sup> Vgl. noch, daß das Bildungssuffix *-ŋe-* 'habeo' das Haben, das Besitzen ebenfalls synthetisch ausdrückt, z. B. *uoŋ* 'Kind', *uo* 'Kinder': *uo-ŋe* 'Kinder haben', Krejnovič; a. a. O., 22; zur Flexion s. 170 ff.; vgl. noch Tailleur: a. a. O., 414.

<sup>54</sup> Darum wird in der sowjetischen Fachliteratur statt der Kategorie des Adjektivs von eigenschafts- und maßbezeichnenden bzw. qualifizierenden Verben gesprochen. Auch Angere folgt dieser Tradition, auf deren Einseitigkeit — auch m. E. richtig — Tailleur hingewiesen hat. Vgl. ZDMG 110 [1960], 96.

<sup>55</sup> Vgl. Krejnovič; a. a. O., 22–23, 161–65, 180 usw.

<sup>56</sup> Vgl. a. a. O., 182, 187.

der Endung *-le*, bzw. *-k*: *ten nime-le* 'das ist ein Haus', *ten amate nime-k* 'das ist ein gutes Haus'. Krejnovič sieht in diesen Morpheme des logischen Tons, weil sie nicht nur am Prädikat, sondern auch am Subjekt und Objekt des Satzes derart in Erscheinung treten können,<sup>57</sup> daß sie mit dem transitiven verbalen Prädikat zum betonten, hervorgehobenen Objekt, mit dem intransitiven verbalen Prädikat zum hochtonigen hervorgehobenen Subjekt treten, z. B.: *kine-k qaldejl?* 'wer lief weg (= wer war es, der weglief?)', *ile-le qaldejl* 'das Ren lief weg (= das Ren war es, das weglief)' usw. Aufgrund der Beispiele liegt die Annahme auf der Hand, daß die Sprache hier gegenüber dem Thema nach der grammatischen Auszeichnung des Rhemas trachtet.

Tschuktschisch: Die prädikative Flexion der Lebewesen bezeichnenden Substantive (und Pronomen):

Sg1 <i>äkkä-jyäm</i>	'ich bin ein Junge'
2 <i>äkkä-jyät</i>	'du bist ein Junge'
3 <i>äkä-k</i>	'er ist ein Junge'
Pl1 <i>äkkä-muri</i>	'wir sind Jungen'
2 <i>äkkä-turi</i>	'ihr seid Jungen'
3 <i>äkkä-t</i>	'sie sind Jungen'

Im Grunde genommen stimmt damit die prädikative Flexion der Adjektive überein. Der Unterschied besteht nur darin, daß hier in der 3. Pers. eine gewichtigere Endung (Sg.: *-[ə]qin*, Pl.: *-[ə]qinät*) auftritt und in jeder Personalform das adjektivspezifische Präfix, z. B.: aus dem Stamm *käntä*: *nä-käntä-jyäm* 'ich bin glücklich, d. h. ich habe Glück', *nä-käntä-jyät* 'du bist glücklich, d. h. du hast Glück', *nä-käntä-qin* 'er/sie/es ist glücklich, d. h. er/sie/es hat Glück'.<sup>58</sup> Diese und das sog. zweite Präsensparadigma der Konjugation stimmen völlig überein, z. B. von dem Stamm *čejwək* 'gehen': *nä-čejw-iyäm* 'ich gehe', *nä-čejw-iyät* 'du gehst', *nä-čejw-əqin* 'er/sie/es geht'.<sup>59</sup> Im Tschuktschischen sind die meisten Suffixe (1.—2. Pers.) aus den Personalpronomen abgeleitet, vgl. *yən* 'ich', *yät* 'du', *muri* 'wir', *turi* 'ihr'.<sup>60</sup>

Aljutorisch: Die prädikativen Formen der Substantive sind auch im Dual gebräuchlich, z. B.:

Sg1 <i>tumγ-i-yäm</i>	'ich bin ein Freund'
2 <i>tumγ-i-yät</i>	usw.
3 <i>tumγ-ə-tum</i>	

<sup>57</sup> Vgl. Krejnovič: a.a.O., 37 ff.; ders. JN 5, 438.

<sup>58</sup> Vgl. Skorik: JN 5, 255, 257—58; ders. Грамматика чукотского языка I [1961], 216—18, 423.

<sup>59</sup> Vgl. JN 5, 263.

<sup>60</sup> Vgl. noch Bogoraz: Луораветланско-русский словарь. 1937, XXXV.

Du1	<i>tumγ-ə-muri</i>	'wir (zwei) sind Freunde'
2	<i>tumγ-ə-turi</i>	usw.
3	<i>tumγ-ə-t</i>	
Pl1	<i>tumγ-ə-muru(-wvi)</i>	'wir sind Freunde'
2	<i>tumγ-u-turu(-wvi)</i>	usw.
3	<i>tumγ-u(-wvi)</i>	

In diesen Suffixen ist *-wvi* das Pluralzeichen, das *-t* in Du3 steht zum Morphem *-nti* des Duals in Beziehung.<sup>61</sup>

Konfixe der Adjektive sind: *n/ə/-...-qin* (z. B. *n-ənpə-qin* 'alt'), *a-...-ka* (z. B. *a-mju-ka* 'bitter'), *γ/a/-...-lin/a/* (z. B. *γa-gura-lin* 'etwa: mit Renen [versehen]') bzw. mitunter nur mit dem Bildungssuffix *-kin/a/*, *-in/a/* (z. B. *aluta-kin* 'aljutorisch', *ilη-in* 'aus Riemen'), und ihre prädikativen Formen haben in der 3. Pers. Nullmorpheme (bzw. Dual- und Pluralzeichen), in den übrigen Personen nehmen sie die aus den prädikativen Formen der Substantive bekannten Endungen an. Das Konfixsystem von Prädikativformen der Adjektive gestaltet sich demnach wie folgt.<sup>62</sup>

Singular	Dual	Plural
1. <i>n(e)-...-(i)γem</i> <i>a-...-ka-γəm</i>	<i>n(ə)-...-muri</i> <i>a-...-ka-muri</i>	<i>n(ə)-...-muru(wvi)</i> <i>a-...-ka-muru(wvi)</i>
2. <i>n(ə)-...-(i)γət</i> <i>a-...-ka-γət</i>	<i>n(ə)-...-turi</i> <i>a-...-ka-turi</i>	<i>n(ə)-...-turu(wvi)</i> <i>a-...-ka-turu(wvi)</i>
3. <i>n(ə)-...-qin</i> <i>a-...-ka</i>	<i>n(ə)-...-qina-t</i> <i>a-...-ka-t</i>	<i>n(ə)-...-laη(-ət)</i> <i>a-...-ka-w(wi)</i>

Die Ähnlichkeit des prädikativen Flexionssystems und seiner Elemente im Aljutorischen und Tschuktschischen ist auffallend.

Korjakisch: Zum prädikativen Flexionsparadigma der Substantive.<sup>63</sup>

Sg1	<i>əŋpiči-j-γəm</i>	'ich bin Vater'
2	<i>əŋpiči-j-γi</i>	usw.
3	<i>əŋpič</i>	
Du1	<i>əŋpiči-muji</i>	
2	<i>əŋpiči-tuji</i>	
3	<i>əŋpiči-t</i>	
Pl1	<i>əŋpiči-muju</i>	
2	<i>əŋpiči-tuju</i>	
3	<i>əŋpiči-wʔ</i>	

<sup>61</sup> Vgl. Žukova: JN 5, 296.

<sup>62</sup> Vgl. Žukova: a.a.O., 299.

<sup>63</sup> Žukova: a.a.O., 274.

Das Konfixsystem der prädikativen Flexion von Adjektiven (*nə...-qin* usw.) stellt sich wie folgt dar:<sup>64</sup>

Singular	Dual	Plural
1 <i>nə...-j-γəm</i>	1 <i>nə...-muji</i>	1 <i>nə...-muju</i>
2 <i>nə...-j-γi</i>	2 <i>nə...-tuji</i>	2 <i>nə...-tuju</i>
3 <i>nə...-qin</i>	3 <i>nə...-qinet</i>	3 <i>nə...-qinew</i>

Die materielle Übereinstimmung mit dem Aljutorischen und Tschuktschischen ist nicht zu übersehen; dazu sei noch hinzugefügt, daß die perfekten Verbalformen des sog. II. Präteritums — in der 1. und 2. Person — ähnlich wie die prädikativen Flexionsformen der Adjektive (nur mit einem anderen Präfix) gebildet werden, so daß wir sie eigentlich auch als Partizipformen in der Funktion von finiten Verben bezeichnen könnten, z. B. *γa-wetate-j-γəm* 'ich arbeitete' usw. (jedoch: Sg3 *γa-wetallen* 'er/sie/es arbeitete').<sup>65</sup>

Kerekisch: Erwartungsgemäß finden wir die Entsprechungen der tschuktschischen, aljutorischen und korjakischen prädikativen Morpheme vor: über die Verschiedenheiten der entsprechenden Laute hinaus sehen wir Abweichungen in den Numeruszeichen (Sg *-ηa*, Plur *-kku*). Für das Paradigma von Substantiven und Pronomen nehmen wir beispielshalber *akka-ηa* 'Junge, Knabe':

Sg1 <i>akka-jəm</i>	'ich bin ein Junge'
2 <i>akka-jəj</i>	usw.
3 <i>akka-ηa</i>	
Du1 <i>akka-məəj</i>	
2 <i>akka-təəj</i>	
3 <i>akka-t</i>	
Pl1 <i>akka-məjəkkku</i>	
2 <i>akka-təjəkkku</i>	
3 <i>akka-kku</i>	

Die adjektivische Konfixreihe:

Singular	Dual	Plural
1 <i>n...-ijəm</i>	1 <i>n...-məəj</i>	1 <i>n...-məjəkkku</i>
2 <i>n...-ijəj</i>	2 <i>n...-təəj</i>	2 <i>n...-təjəkkku</i>
3 <i>n...-qi</i>	3 <i>n...-qinat</i>	3 <i>n...-lanqi</i>

Diese Endungen entsprechen den Verbalsuffixen des II. Präsens und zum Teil des II. Präteritums.<sup>66</sup>

<sup>64</sup> A.a.O., 277.

<sup>65</sup> Vgl. Korsakov: Нымыланско-русский словарь 1939, 312—13.

<sup>66</sup> Vgl. Skorik: JN 5, 315—18 und 322—23.



Eskimosprache: Menovščikov sagt, in der Eskimosprache könne nur eine Verbalform als Prädikat stehen.<sup>67</sup> Diese Bemerkung erweckt den Eindruck, als wäre es vergeblich, in dieser Sprache denominalen Prädikate zu suchen. Eine gründlichere Untersuchung zeigt jedoch, daß es in der Eskimosprache Beispiele für die Verbalisierung von Nomina gibt, und zwar nicht nur im Falle der sehr häufigen Erscheinung, daß Partizipien (adjektivische und adverbiale Partizipien) mit Vx perfekte Verbalformen bilden,<sup>68</sup> sondern auch insofern als Substantive — mit bestimmten Bildungssuffixen erweitert — in Sätzen, die die Existenz, die Gegenwärtigkeit, das Vorkommen ausdrücken, wie Verben flektierbar sind. So ein Bildungssuffix ist im Sirenik-Dialekt *-/ŋi/č̣i, -ṭi*, im Tschaplino-Dialekt *-/ŋi/u, -γu*, z. B. Sir.-Dial. *juγ* 'Mensch': *juγ-ŋi-č̣i-χ* 'er/sie/es ist ein Mensch'.<sup>69</sup> Fassen wir dieses Bildungssuffix als die Äquivalente des Hilfsverbs auf, haben wir von einer traditionell denominalen Verbalbildung zu sprechen. Trotzdem handelt es sich nicht nur darum, was auch daraus hervorgeht, daß sich im Präteritum oder im interrogativen Modus wiederum ein anderes Suffix zwischen den Substantivstamm und das intransitive Vx einschleibt (Prät.: *-ṃič̣i*, Interr.: *-č̣i*). Demnach ist das dem Wort *ŋiŋiχta* 'Lehrer' angefügte *-ŋič̣i* eigentlich kein Bildungssuffix von denominalen Verben, vielmehr ein präsenswertiges prädikatives Modalzeichen, wie sich das auch aus dem Vergleich der folgenden Formen feststellen läßt:

	<i>ŋiŋiχti-ŋič̣i-ŋ</i>	'ich bin Lehrer
	<i>ŋiŋiχti-ŋič̣i-ki</i>	'wir sind Lehrer'
jedoch:		
	<i>ŋiŋiχti-ŋi-ṃič̣i-si</i>	'ihr wart Lehrer'
und:		
	<i>ŋiŋiχti-ŋi-č̣i</i>	'warst du Lehrer?'

Diese Fälle lassen sich meines Erachtens dahingehend beurteilen, daß die Verbindung Subst + Mod bzw. Temp + Vx die Konversion des Stammes, genauer gesagt der ganzen Morphemverbindung zum Verb zur Folge hat. Auch hier handelt es sich also um eine zeitweilige Verbalisierung des Substantivs: die gelegentliche Verbindung Subst + Vx an der Oberfläche birgt eigentlich das Hilfsverb der tieferen Schichten in sich.

Giljakisch: Auf den ersten Blick mag es als überflüssig erscheinen, im Giljakischen nach einer prädikativen Personalflexion der Nomina zu suchen, hat doch die Konjugation in dieser Sprache keine Personalformen (höchstens im Imperativ), so daß auch im Falle der Nomina keine Personal-

<sup>67</sup> JN 5, 362.

<sup>68</sup> A.a.O., 379–80.

<sup>69</sup> Vgl. Menovščikov: Язык сиренинских эскимосов. 1964, 66.

<sup>70</sup> A.a.O., 66–67.

formen zu erwarten wären. Trotzdem ist eine kurze Sichtung dieser Sprache angebracht, denn die Konversion ist ein ziemlich frequentiertes Phänomen, ja, es gibt auch ausdrücklich für die substantivischen-pronominalen Prädikate Beispiele. Die Indikativformen des Verbs enden gewöhnlich auf *-d-*, zu dem noch sog. Prädikativsuffixe (*-ta ~ -da ~ -ra*) treten können. Nun kann aber die prädikative Prägung auch an einem Substantiv durch ein Suffix hervor gehoben werden,<sup>71</sup> z. B. *ni p'-atak-rox m i r d - r a . n'-atak naχ utku m u - g u d - r a ni naf utku - d a*. 'Ich ging zu meinem Großvater [= zu seinem Großvater]. Mein Großvater machte mich zum Mann. Ich bin jetzt ein Mann'.<sup>73</sup> Die Prädikate der drei Sätze enden mit prädikativen Suffixen, doch haben nur die ersten zwei Sätze ein verbales, der dritte dagegen ein nominales Prädikat, wie auch in den folgenden Sätzen: *ni hoqan nivy-da* 'ich bin ein solcher Mensch',<sup>73</sup> *ti d' ni-ra* 'das bin ich'.<sup>74</sup> Das ist eine interessante Erscheinung, selbst wenn wir offen und redlich gestehen, daß wir die Funktion der prädikativen Endung im Giljakischen nicht ganz klar sehen. Es ist möglich, daß dieses Element ähnlich wie im Jukagirischen die primäre Aufgabe hat, das Rhema morphologisch auszuzeichnen, hervorzuheben. Übrigens finden wir eine *-k*-Endung von ähnlicher Funktion in den prädikativen Formen der Nomina im ostsachalinischen Giljakisch: *a-mu ninnik* 'dieses Boot ist das unsere', *hu-okk nini k* 'dieser Pelz ist der meine'.<sup>75</sup>

Tungusisch: Zum nominalen Prädikat fügt sich gewöhnlich die Personalform des Hilfsverbs *bi, ɔ-*, die jedoch in der 3. Pers. wegfallen kann.<sup>76</sup> Sonstige Lösungen sind selten, jedoch nicht unbelegt. So sagt Menges: »In Anbetracht des Formenreichtums des Tungusischen werden Nomina substantiva und adjectiva nur ganz selten in prädikativer Funktion verwendet . . . Im Ewenki gibt es außer Ausdrücken wie *sō-mal aja-l-t-ɨn* 'die sind ja sehr gut!' . . . auch die verbale Behandlung eines Nomens, wie z. B. *sī-uēl sō-nnɨ* 'Du bist (aber) stark!' (*sō-nnɨ* ist *sō* 'stark, kräftig; sehr' . . . plus Suff. 2. ps. sg.aor.).«<sup>77</sup>

Ewenisch: Die prädikative Endung des Nomens ist mit dem Px identisch:<sup>78</sup>

*jaq elekə-s* 'was für ein Schwindler bist du?' ~ Px2Sg *-s*,  
*jaq elekə-n* 'was für ein Schwindler ist er/sie/es?' ~ Px3Sg *-n*.

<sup>71</sup> Panfilov: Грамматика нивхского языка 2 [1965], 113; über die Konversion ebd., 21 ff und a.a.O., 1 [1962], 68 ff.

<sup>72</sup> A.a.O., 2, 114.

<sup>73</sup> A.a.O., 2, 245.

<sup>74</sup> A.a.O., 1, 233.

<sup>75</sup> Savel'eva: UčZapLgPedInst 167 [1960], 238.

<sup>76</sup> Vasil'evič: Эвенкийско-русский словарь. 1958, 734.

<sup>77</sup> Menges: Die tungusischen Sprachen, 90–91 in: Spuler (Ed.): Handbuch d. Orientalistik, Bd. 5, Abschn. 3.

<sup>78</sup> Vgl. Novikova: JN 5, 92; Dies.: Очерки диалектов эвенского языка 1 [1960], 151, 175.

Nanajisch: Auch hier scheint es prädikativ fungierende Nomina in allen drei Personen zu geben. Im Unterschied zur Zeroauszeichnung in der 3. Pers. finden wir in den Formen der 1. und 2. Pers. den Px entsprechend Endungen:

*sī alōsimdi-si* 'du bist Lehrer' ~ Px2Sg -si,  
*bue dāi-pu* 'wir sind groß(e)' ~ Px1Pl -pu.<sup>79</sup>

Burjätisch:<sup>80</sup>

Prädikatives Nomen	~Vx
Sg1 <i>bi aźalsa-m</i> 'ich bin Arbeiter'	-m, -b
2 <i>ši aźalša-ši</i> usw.	-š, -ši
3 <i>tere aźalšaø</i>	ø

Jakutisch:<sup>81</sup>

Prädikatives Nomen	~Vx
Sg1 <i>min saħa-bīn</i> 'ich bin Jakute'	-bīn
2 <i>en saħa-γīn</i> usw.	-γīn
3 <i>kini saħaø</i>	ø

Chakassisch:<sup>82</sup>

Prädikatives Nomen	~Vx
Sg1 <i>min toγiščī-bīn</i> 'ich bin Arbeiter'	-bīn
2 <i>sin toγiščī-zīŋ</i> usw.	-zīŋ
3 <i>ol toγiščīø</i>	ø

Tschulymtatarisch (Tschulymtürkisch): Die prädikativen Endungen der Nomina sind im Schwinden, zumeist fallen sie mit den Possessivzeichen zusammen, sagt Dulson.<sup>83</sup> In Ermangelung von Beispielen läßt sich das auch dahingehend interpretieren, daß ihre Ähnlichkeit mit den Px in der 1. und 2. Pers. eindeutig ist (Px1Sg -m, Px2Sg -ŋ). Unentschieden ist die Frage, ob Prx3 eigentlich ø war (per analogiam wäre dies zu erwarten) oder aber war auch hier eine Übereinstimmung mit Px3 [= -i, -ī, -ži, -žī usw.] gegeben. Im ersteren Fall wäre nämlich von einer Identität Prx = Vx zu sprechen (gekürzte Vx: 1. -m, 2. -ŋ, 3. -ø).

<sup>79</sup> Vgl. Avrorin: JN 5, 146, 136; — Ders.: Грамматика нанайского языка 1 [1959], 150.

<sup>80</sup> Vgl. Bertagaev: JN 5, 24, 29.

<sup>81</sup> Ubrjatova: JN 5, 408–09 und Krueger: Yakut Manual. 1962, 120.

<sup>82</sup> Karpov: JN 4, 433.

<sup>83</sup> Vgl. Dulson: JN 4, 450–52.

<sup>84</sup> Babuškin–Donidze: JN 4, 471, 475.

Schorisch:<sup>84</sup>

Prflx		~V <sub>x</sub>
Sg1 <i>min palikčĭ-bim</i>	'ich bin Fischer'	- <i>bim</i>
2 <i>sin palikčĭ-zin</i>	usw.	- <i>sin</i>
3 <i>al palikčĭø</i>		ø

Kirgisisch:<sup>85</sup>

Prflx		~V <sub>x</sub>
Sg1 <i>men emgekčĭ-min</i>	'ich bin Arbeiter'	- <i>m</i>
2 <i>siz emgekčĭ-siz</i>	höflich	- <i>iz</i> höfl.
3 <i>sen emgekčĭ-sin</i>	familiär	- <i>η</i> famil.
3 <i>al emgekčĭø</i>		ø

Barabinisch (Baraba-Türkisch):<sup>86</sup>

Prflx		~V <sub>x</sub>
Sg1 <i>kišĭ-min</i>	'ich bin ein Mensch'	- <i>m</i>
2 <i>kišĭ-sin</i>	usw.	- <i>η</i>
3 <i>kišĭø</i>		ø

Kumykisch:<sup>87</sup>

Prflx		~V <sub>x</sub>
Sg1 <i>jazivčĭ-man</i>	'ich bin Arbeiter'	- <i>man</i>
2 <i>jazivčĭ-san</i>	usw.	- <i>san</i>
3 <i>jazivčĭø</i> <sup>88</sup>		ø

Aserbeidschanisch:<sup>89</sup>

Prflx		~V <sub>x</sub>
Sg1 <i>män döktür-äm</i>	'ich bin Arzt'	- <i>am</i>
2 <i>sän döktür-sän</i>	usw.	- <i>san</i>
[3 <i>o döktür-dür</i> ]		ø [- <i>dI</i> , - <i>dvr</i> ]

\*

<sup>85</sup> Junusaliev: JN 4, 495 und Hebert—Poppe: Kirghiz Manual. 1963, 13—15, 29.<sup>86</sup> Dmitrieva: JN 4, 160—61 und Poppe: Tatar Manual. 1968, 50—51, 59.<sup>87</sup> Magomedov: JN 4, 198, 202.<sup>88</sup> Ähnlich noch im Karaimischen (Musaev: JN 4, 264), im Karatschaisch-Balkarischen (Chabičev: JN 4, 219), im Nogaiischen (Baskakov: JN 4, 291), im Karakalpakischen (ebd., 311) und im Kasachischen (Kenešbaev—Karaševa: JN 4, 324).<sup>89</sup> Gadžieva: JN 4, 71—74 und Householder—Lofti: Basic Course of Azerbaijani. 1963, 22, 103—04.

Unsere Übersicht zusammenfassend können wir m. E. feststellen, daß die prädikative Flexion des Nomens nach Person und Zahl auch im Ketischen und Kottischen, in den mit dem Samojedischen benachbarten zwei Sprachen, des weiteren im Jukagirischen und in weiter gelegenen Sprachen wie Tschuktschisch, Aljutorisch, Kerekisch, Korjakisch und Eskimo vorkommt.<sup>90</sup> Den prädikativen Formen ist in diesen Sprachen gemeinsam, daß die personsignifikanten Morpheme im allgemeinen mit den entsprechenden Elementen der Verbalflexion übereinstimmen und diese sowie die parallelen Personalpronomen oft in genetischer Beziehung zueinander stehen. Diese Feststellung läßt sich dann auch auf sehr viele Angehörige der altaischen Sprachfamilie ausdehnen: unter den mandschutungusischen Sprachen finden wir diese Erscheinung im Ewenischen und Nanajischen (vereinzelt auch im Ewenkischen), unter den mongolischen Sprachen im Burjätischen, doch läßt sie sich auch in einem Dutzend von Türkssprachen belegen (z. B. Jakutisch, Chakassisch, Tschulymtatarisch, Kirgisisch, Aserbeidschanisch, Turkmenisch, Barabinisch, Nogaiisch, Karaimisch, Kumykisch, Karatschaisch-Balkarisch, Kasachisch). Das Prflx tritt in den angeführten altaischen Sprachen selbstredend höchst abwechslungsreich in Erscheinung. Als gemeinsamer Zug läßt sich feststellen, daß das als Prädikativendung des Nomens benutzte Morphem mit den Personalendungen der Verbalflexion und mit den Personalpronomen merklich übereinstimmt.<sup>91</sup> Indem wir diese über den halben Erdteil verbreitete Erscheinung feststellen, können wir die Erfahrung verallgemeinern, daß das dem N nachgesetzte (damit gefügte oder ihm enklitisch angehängte) person- und zahlbezogene Morphem (Personalpronomen, Vx) aufgrund seiner Position und der prädikativen Funktion der ganzen Konstruktion kopulawertig sein (oder dieser Wert annehmen) kann, ohne daß sich eine (selbst für die Vergangenheit angenommene) Beziehung mit dem Hilfsverb nachweisen ließe. Dies ist hervorzuheben, weil Décsy das Auftreten von Prx an Nomina im Sölkupischen mit einer Agglutination erklärt, bewirkt in der Enklise der Personalformen des einstigen Existenzverbs. Diese Annahme aber ist zum Verständnis der Dinge nicht unentbehrlich.

Gelegentliche Verbalisierung des Nomens ist also keine vereinzelte Erscheinung. Die zentralen Bereiche ihrer Verbreitung liegen in den östlichen Teilen Eurasiens, und so dürften wir nicht ohne Grund annehmen, daß dieses

<sup>90</sup> In anderer — unpersönlicher — Form auch im Giljakischen. Leider reichen meine Quellen des Kamtschadalischen nicht aus, um über diese Sprache *in merito* zu sprechen.

<sup>91</sup> Die pronominale Herkunft der Endungen läßt sich in den Türkssprachen am leichtesten erkennen, was vielleicht auch damit zu erklären ist, daß hier das Pronomen relativ spät zum Vx agglutiniert wurde. Nichtsdestoweniger finden wir im ältesten Sprachdenkmal, in der Sprache der orkhonischen Inschriften kopulativ benutzte (personalpronominale) Endungen nach einem prädikativen Nomen: *türük bodun toqurqaq sän* 'Turkish people, you consider yourselves satiated', *biz az biz* 'we are few'. Vgl. Tekin: A Grammar of Orkhon Turkish. 1968, 207—08. Anders: Baskakov in: Studia Turcica. 1971, 47—54.

Phänomen einst auch in der uralischen Sprachfamilie mit größerer Verbreitung gängig war. Außer der mordw. Paradigmenreihe *odan, odat, od* 'ich bin jung' usw. können darauf auch die nominalen Prädikate der 3. Pers. mit Nullkopula im Ungarischen und in anderen verwandten Sprachen (vgl. ung. *ő ember* 'er/sie/es ist ein Mensch', aber auch 'er ist ein Mann') als Rudimente dieses einstigen Systems hinweisen.

Demnach können wir in den Vorformen der Prädikate *én ember vagyok* 'ich bin ein Mensch' (1. Pers.) und *te ember vagy* 'du bist ein Mensch' (2. Pers.) mit einem personsignifikanten Element (Vx, Pronomen) rechnen und damit das Auftreten von Personalformen des Existenzverbs für sekundär erachten. Die Wandlung der Ausdrucksformen des nominalen Prädikats in den meisten Tochteridiomen unserer Sprachfamilie mag demnach in der Mehrheit der Fälle eine Folge jener linguistischen Europäisierung sein, die im Zusammenhang mit dem Ausschwärmen der voneinander getrennten Sprachen aus den Zentren des Zusammenlebens eintrat.<sup>92</sup> Diese Fragen fallen jedoch bereits in den Bereich der elementenhistorischen Analyse der prädikativen Nominalflexion.

<sup>92</sup> Die strukturellen Übereinstimmungen zwischen den Sprachen Nordeasiens erklären sich aus den lang andauernden arealen Beziehungen dieser Sprachen. Diesbezüglich habe ich in meinem Beitrag »A szamojéd konnektív-reciprok képző genetikai és areális-tipológiai összefüggései« [Die genetischen und typologischen Zusammenhänge des samojedischen konnektiv-reziproken Bildungssuffixes] (NyK 71 [1969], 61–78) und in meinem Vortrag »Uralistik und areale Sprachforschung« (3. Internationaler Kongreß für Finnougristik. Tallinn 1970) mehrere konkrete Beispiele erwähnt.

## ON THE SOCIAL CHARACTER OF LANGUAGE

(A contribution to the socio-psychological and interactional view of language)

By

F. FABRICIUS-KOVÁCS

1. It is an old linguistic commonplace that language is a social phenomenon. This is generally interpreted to mean that, on the one hand, every language is brought into existence by a certain society and, on the other, that the users of every language are members of a certain concrete society. Thus, language, both with regard to its genesis and usage, is closely connected with a certain society.

2. But what is the position of the artificial languages (e.g., Esperanto, Interlingua; programmed languages, etc.)? It is evident that "behind" them there is no such concrete society as in the case of the natural languages. But then the question is raised: To what extent can such "languages" be regarded as languages if "social character" is one of the fundamental characteristics in the concept of language?

3. Finally, every language is a system of symbols which renders possible the mutual exchange of information between men (mostly through acoustic and optical channels). Therefore, if we disregard the customarily interpreted criterion of "social character", the artificial languages can also then be classified without difficulty under the heading of "language". Artificial languages are also made and used by men just like natural languages. They are opposed to natural languages, on the one hand, by nature of their being conscious compositions and, on the other hand, by nature of their having been brought about for special purposes. However, they agree with the natural languages in so far as they are also vehicles in the mutual exchange of information.

4. Thus, the criterion of "social character" continues to exist, but we interpret it in a somewhat broader sense than usual. We have extended, in fact, the concept of "society" to the group of individuals whose members use among themselves a consciously created system of symbols.

It is a question of how many members such a group should comprise. According to estimations, the number of Esperanto-users can be from 7

to 8 million. We have no data on the number of the users of other artificial languages. However, one thing seems to be sure, *viz.* that none of them are used by *only one* person.

In fact, every kind of exchange of information is communication that always takes place between two parties. Thus, if the artificial languages convey the exchange of information, then at least two parties are required for their use, *viz.* one which codes and sends the information, and another which receives and decodes (understands) it. The two communicating parties may consist of two groups, but in principle of two persons also. The essential point is that by means of the given system of symbols they can make contact with each other as well as understand each other.

According to this, the essence of "social character" is that a phenomenon is not of individual but rather of *interpersonal* character.

5. Every language is a system of symbols of social origin and validity, that is a conventional system of symbols. Its purpose is in conveying the mutual exchange of information between two parties, that is at least between two persons. The most essential, most usual and most typical form of communication is speech, which is accomplished through the use of this conventional system of symbols, or language. The final purpose of every kind of linguistic communication is to make understood or to understand some piece of information. (Thus, we can only at this time deal with communication taking place in the *intellectual* field.) The two communicating partners by conveyance of the system of symbols make contact with each other. As soon as this contact has been made between them, they are already able to carry out a *common* intellectual activity. In the course of this activity they use a language, and the result of their common activity will also be a language. Thus, speech is an interpersonal, social activity, taking place in the intellectual field, the means and also the results of which are language. In other words: language is the function and the product of social intellect.

6. Because of the fact that we have qualified language as the function and product of social intellect, we have modified to some extent the traditional opinion. However, the carrying out of this modification was necessary since language — as we have seen — can by no means be regarded as an individual phenomenon, because the intellectual cooperation of at least two persons is required for its creation and also for its function. All kinds of cooperation are indisputably a social activity, and as a consequence, also its result is undoubtedly a common product.

Otherwise, as a result of the modification we do not find ourselves in opposition to the traditional opinion, since the social character of language was not denied by linguistic science even earlier. However, it is without question



that, regarding the social nature of language, it satisfied itself with the abstract and not sufficiently concrete emphasis on "sociality".

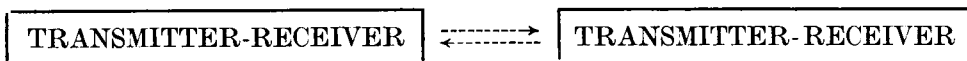
7. Nowadays more and more is being said about the interdisciplinary relations among the sciences. More and more linguists try to take into consideration the more recent results of communication research and psychology. The representatives of the communication theory and psychology also show an increasing interest in language. Thus, more and more interscientific relations are developing, also between linguistic science, on the one hand, and the communication theory and psychology, on the other. This process is, however, for the time being still in its rather initial state. Linguistic science and psychology are in fact still considerably bound by the old validities, while communication research is concentrating on the problems of telecommunication and mass communication. Linguistic science and psychology have therefore not yet interpreted, from their own point of view, the results of communication research; and, consequently, they have not incorporated these results into their specific system of validity either; on the other hand, communication research, as a matter of course, was unable to regard the investigation of language as its primary task as well as investigate language as a psychical function. Thus, the results of these three disciplines could not be integrated so far in connection with language.

8. In the following I shall attempt to utilize the possibilities afforded by the communication theory in the approach to language. This means first of all that I regard language as the most important means of contact among men, from an examination of which conclusions can be drawn regarding the universal regularities of communication. On the other hand, I look at language also from the psychological aspect. And since, in my opinion, language is one of the social (*viz.* non-individual; interpersonal) functions of the human psyche, my approach will necessarily be not individual-psychological but socio-psychological.

9. Let us begin with the general and most simple model of communication. This is as follows:

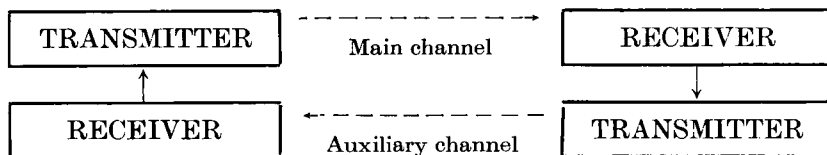


This is obviously a mutilated, "one-pillar" model, since it makes possible only a one-way conveyance of information. Thus, from this point of view it is not suitable for demonstrating the essence of communication. For this the following modified model is more suitable:



Here two transmitting-receiving stations are in opposition to one another so that the mutual exchange of information is possible.

The further refined variant of this is the model with an auxiliary channel, which also makes possible a mutual checking upon whether the receiving partner has really understood the information sent:



This model is suitable for the characterization of communication in speech. The information proceeds here in a circular course from transmitter to transmitter. Its successful reception (that is: understanding) takes place if the original transmitter convinces himself of this through the signal sent by the receiver through the auxiliary channel. If the receiving partner does not understand the information, he can pose questions to the transmitter. The roles can of course also be constantly interchanged: if the initiative is taken over by transmitter-receiver No. 2, then transmitter-receiver No. 1 becomes the receiver, etc.

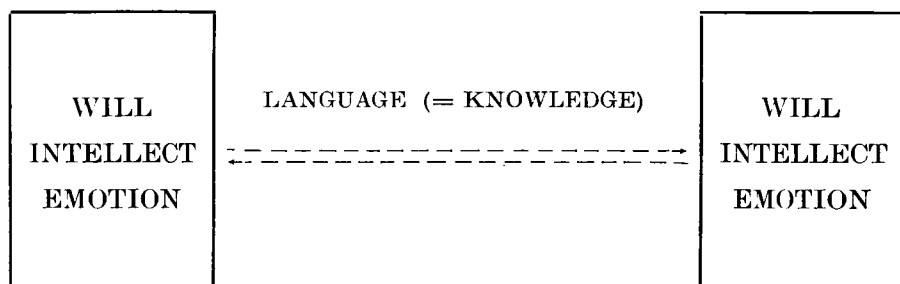
It is evident that the two transmitting-receiving stations desiring to communicate with each other have to tune in to each other's wave-lengths and, in addition, they also have to function faultlessly. And they must of course make use of an identical system of symbols.

#### 10. And now let us transfer all this to the field of psychology.

From the psychological point of view, in speech two human psyches have a relationship to one another. They get into contact with one another through language. Taking the three classical Aristotelian categories of psychology as a basis, the relationship of the two partners to one another can be emotional, intellectual and volitional. The fact is that the relationship of the two human psyches is always total, because it always has simultaneously emotional, intellectual and volitional, etc., components. Thus, we can only say that some actual relationship is fundamentally of an emotional, intellectual or volitional character. (As I have already mentioned, of the possible relationships we must regard the one with an intellectual nature as linguistic.) On the other hand, in the course of relationship, psychical contents are exchanged between the two partners. These are fragments of all their experiences they had so far. The complex of experiences is nothing more than the culture of both, a culture

which is "stored" in their psyches as tensions. The intellectual segment of culture is, in the final outcome, knowledge. Therefore, if we regard language first of all as a conveyor of intellectual relationships, then we can in fact identify it with knowledge (= intellectual segment of culture).

All this could be demonstrated as follows:



Thus, language gives a form to the whole content of the psyche (= culture), but still it is primarily the intellectual function of the social psyche (= knowledge).

Now let us say still a few words about culture itself as a psychical content. Culture is stored in the psyche in the form of a single undivided idea. (This of course does not mean any more, than that this content - referred to above - is a complex of tensions.) Metaphorically, the undivided idea can be compared to a still. For the sake of simplicity, in the following I shall use the term "picture" (= "P") in connection with it.

11. Now let us attempt - at least in a broader framework - to observe what happens in speech, that is in the course of the intellectual function of the social psyche, in the relationship of two human psyches. (As regards the following, see especially: *Karácsony* 1938 and 1947. In points 12 and 13 actually I quote *Karácsony* 1938: XXXII XXXIV.)

Before the first person begins speaking, he sees in his imagination a uniform "P". The linguistic symbol of this is for him a word. The word here has no communicative function from the viewpoint of the second person, but it serves only for the first person as a symbol of the uniform, undivided, abstract "P". However, as soon as the first person begins to speak, the "P" divides into two parts. The linguistic symbol of this is the first sentence which corresponds to a decomposed fragment of the uniform "P". This decomposed fragment comes immediately into a concrete relationship to the whole "P", and also to the further fragments of the "P" becoming decomposed hereafter. From a linguistic point of view this means that the sentences uttered in the course of speech organically connect with one another and remain components of the original uniform "P". However, at the moment the first person begins

speaking power impulses are emitted also from the sphere of the second person, who strives as soon as possible and with all his power to understand what was said, that is to fit it organically into his own world of "P"-s. In other words, he strives to re-assemble the uniform "P" similarly in the form of an abstraction of a single "P". If he really understands the first person, then the "P" assembled by him will be identical with the one seen by the first person at the beginning of the speech act. The linguistic symbol of this will also be for him the same word that had served as the symbol of the abstract "P" for the first person. From the linguistic point of view this means that everything that had been said is condensed into a single word, that is to say, is abstracted into a single word.

The communicative basic unit of speech is the sentence. However, in speech a whole series of sentences is most frequently uttered one after the other. In the course of speech as soon as something loses its novelty or importance, the sentences — as a result of the power impulses arriving from the sphere of the second person and for the sake of facilitating comprehension — lose their life-likeness and stiffen into "phrases". ("Phrase" = a word-group arising from a former sentence.)

Thus, the course of the "P" during the speech act is in broad outline the following:

*Word* (symbol of the undivided uniform "P" in the sphere of the first person) → *sentences* (dividing into components of the undivided "P" in the realm of the imagination of the first person) → "*phrases*" (former sentences which have lost their life-likeness and serve for the second person, so to say, as "semi-finished" building elements for the re-assembling of the "P" divided into its components during the speech act) → *word* (linguistic symbol for the abstraction and comprehension of the "P" re-assembled by the second person).

Thus, the speech act always extends from word to word. Sentence, "phrase" and word are in final conclusion identical phenomena. The only difference between them is that they appear in different phases of speech as a result of the struggle between the tendencies of division and contraction.

## 12. Let us now briefly take into consideration the factors of speech

The first and one of the most important factors of speech is exactly the "P", or rather the content of the "P". This is nothing more than "world" (= "W") and "life" (= "L"), that is, on the one hand, the comparatively permanent phenomena, situations and conditions surrounding us and, on the other, the changing phenomena. Everything mentioned in speech is either part of the "W" or of "L". The "W" first of all *exists*, and "L" first of all *happens*. But, on the other hand, the "W" also happens, and "L" also exists. The phenomena of the "W" are arranged in relation to each other, while the phenomena of "L" are changing in relation to each other. All this is sketch-like on

the "P". (The "P" becomes revived in the course of speech and changes into an imaginary film. In other words, it is transferred from the field of spatiality to the field of temporality.)

The second factor is the act of speech itself, the third is the first person, and the fourth is the second person.

Thus, language is brought into existence jointly by the following four forces: the content of the "P" ("W" and "L"), the first and the second person, and the joint intellectual activity of the latter ones in the course of the speech act.

Speech has antecedents, reason, manner, purpose, consequences, place, time, and finally different concomitant circumstances (gestures, intonation, timbre, etc.).

The antecedents of speech are all the experiences of the two speech partners gathered so far. Its reason is on the part of the first person the desire to communicate and on the part of the second person the curiosity or the readiness to listen to the first person. Its manner is the struggle of the forces bringing about language. Its purpose is comprehension (on the part of the second person). Its consequence is alteration in the realm of the speech partner's imagination (modification of his culture). The place is always "here", and its time is always „now". (This means that the speech partners also always relate everything mentioned in speech to the concrete speech situations given in space and time.)

13. The life of language consists of the fact that the culture in the social psyche, the imaginary "P", is affected by forces, the power impulses of which are attacked by counter-forces. One of the forces is just winning, but the other forces act in the way that this victory should not be definitive. This is, then, on what speech moves on.

We have already seen before that the initial force is the content of the "P", viz. "W" and "L". The "W" always desires a nominative form, while "L" desires a predicative one. (The nominative form is typically "nomen", and the predicative one is typically "verbum". — Cf. the definition of Edward Sapir according to which the "nomen" denotes what is "existent" and the "verbum" denotes what is "occurrent".) In other words, the "W" in the sentence is the subject, and the "L" in the sentence is the predicate. In the sentence — in the basic communicative unit of language — the predicate is the essential element, for it carries new information. In speech, therefore, everything appears first in sentence form. However, in speech the struggle of "W" and "L" is permanent. In the course of speech, therefore, depending upon whether "L" or the "W" has just gained prominence, the verbal and nominal forms (sentences, phrases, etc.) are alternating with one another.

The second force emanates from the nature of speech itself and manifests

itself in the form of two tendencies. The one strives to divide the single "P" into two constituent parts, while the other attempts to bring the two parts thus divided into relationship to each other and to the whole. As soon as a further sentence separates later on from the "P", it again comes into relation with the preceding ones, but already in a way as to allow a further division of the "P". This way, the sentences separating from the single "P" connect with each other as links of an organic chain of thoughts.

The third force is the first person. He wants by all means to disintegrate the "P", but is also compelled to do so, for he desires to make himself understood. At the same time, however, as soon as he can, he endeavours to play into the second person's hands in facilitating the assemblage of the disintegrated "P".

And finally, the fourth force is the second person, who for his own part wants to understand what has been said. In this interest he attempts to re-assemble as soon as possible the "P" disintegrated by the first person. He therefore urges the assemblage and contraction of the parts so that at the end of the speech act he may arrive at the abstraction of the single "P".

14. For the sake of summary, I can say that through the aforementioned I attempted to interpret the social character of language more concretely than it has usually been done up to now. I tried to assert a complex aspect of linguistics, communication theory, and psychology. However, I did not strive at all for completeness. My purpose was not to solve problems, but, on the one hand, to draw attention to the timely problems about language and, on the other, to point to the possibilities offered by the complex view of things, and especially to the timeliness and importance of the socio-psychological and interactional view of language.

#### References

- Cherry, C.: *On Human Communication*. New York 1961.
- Jakobson, R.: *Linguistics*. — Offprint from: *Main Trends of Research in the Social and Human Sciences*. Paris — The Hague 1970.
- Jakobson, R.: *Hang — Jel — Vers* [Selected Writings]. 2nd Edition. Ed. by I. Fónagy and Gy. Szépe. Budapest 1972.
- Kantor, J. R.: *An Objective Psychology of Grammar*. Bloomington, Ind. — Evanston, Ill. 1952.
- Karácsony, S.: *Magyar nyelvtan társas-lélektani alapon* [Hungarian Grammar on a Socio-Psychological Basis]. Budapest 1938.
- Karácsony, S.: A "másik ember" megszületése a tudományban [Birth of the "Other Man" in Science]. In: *A neveléstudomány társas-lélektani alapjai* [The Socio-Psychological Foundations of the Science of Education]. IV/2., pp. 45–60. Budapest 1947.
- Klemm, A.: *A mondatelmélete* [The Theory of Syntax]. Budapest 1928.
- Lotz, J.: *Das ungarische Sprachsystem*. Stockholm 1939.
- Osgood, Ch. E.—Sebeok, Th. A.—Diebold, A. R.: *Psycholinguistics*. Bloomington 1965.
- Smith, A. G.: *Communication and Culture. Readings in the Codes of Human Interaction*. New York—Chicago—San Francisco—Toronto—London 1966.

## SYSTEM UND ZUSAMMENHÄNGE DER TEXTPHONETISCHEN AUSDRUCKSMITTEL

Von

I. WACHA

### I.

1. Bei der Untersuchung der Rede, der gesprochenen Äußerungen, befaßt sich die Phonetik vorzüglich mit der Lautbildung und den satzphonetischen Ausdrucksmitteln. Sie nimmt im allgemeinen den Satz, die – zur Mitteilung entsprechend gefügte – höchste sprachliche Einheit als größte Untersuchungseinheit. Die Untersuchung der satzphonetischen Ausdrucksmittel – und ihre Kenntnis – bietet jedoch zur Erforschung des Charakters und des Stils der Rede (der Sprechsprache) weder der Wissenschaft noch der Sprecherziehung, der Erziehung zu einem richtigen und angemessenen Sprechstil, hinlängliche Anhaltspunkte.<sup>1</sup> Mittels der Analyse und der Kenntnis satzphonetischer Ausdrucksmittel läßt sich nämlich jenes akustische Plus, das die Prägung, den Stil des eben gesprochenen Textes, des gesamten Sprechwerks ausmacht und im schauspielerischen Textvortrag den romantischen, naturalistischen, realistischen, ja, den Stil der unterschiedlichen Bühnen hervorbringt, weder erkennen noch beschreiben, d. h. bestimmen.

2. Gerade die jüngsten Forschungen<sup>2</sup> haben erwiesen, daß man im Interesse der Rechtlautung, der verständlichen und sinnvollen Rede sowie der Untersuchungen über die Gesetzmäßigkeiten von Rede und Sprechen über die Artikulation hinaus in Richtung Satzphonetik weiterzugehen hat. L. Deme schreibt in einer seiner Abhandlungen u. a., daß sich die Thematik der Aussprache nicht nur auf die Lautbildung beschränke, von der viele meinen, sie sei der Inbegriff der Problematik der Aussprache. Ebenso wichtig sei der Bereich satzphonetischer Ausdrucksmittel wie Betonung, Tonfall, Pause und Sprechtempo. Das ist – so Deme – »die grundlegende Frage . . . der Rechtlautung«.

<sup>1</sup> Als ständiges Mitglied der Jury der nach dem ungarischen Dichter F. Kazinczy benannten Aussprachewettbewerbe bzw. als Lehrer der Fachkurse für Rundfunksprecher und Verfasser des Kapitels »Redestil« (Sprechstil) im vorbereiteten Aussprachehandbuch des Ungarischen hatte ich Gelegenheit, diese Tatsache aus vielerlei Aspekten einzusehen.

<sup>2</sup> Vgl. Deme 1953: 199–240; Deme 1957: 307–30; Fónagy–Magdics 1963: 103–36; Deme 1964: 114–35; Fónagy–Magdics 1966: 67–117; Grétsy–Szathmári 1967; Fónagy–Magdics 1967; Deme 1970<sup>2</sup>: 270–80; Deme 1962: 2: 457–552; Elekfi 1968<sup>1</sup> 331–70; Wacha 1973<sup>1</sup>: 104–170 ff., 105–114, 149–158; Wacha 1973<sup>2</sup>: 77–102.

lautung. Die Lautbildung bedeute nur das Äußere; der innere Gehalt, der Sinn werde durch die satzphonetischen Mittel hervorgehoben oder er gehe verloren. Die Faktoren der lauten Rede sind mit dem Sinn und dadurch mit dem logischen Denken unlösbar verflochten. Nur die entsprechende Anwendung dieser Mittel ermögliche hochwertiger gefügte Sätze, d. h. die nuancierte Vermittlung von komplizierteren Gedanken, ja, solche könne man nur bei guter Kenntnis dieser Mittel verstehen. Somit spiegelten die satzphonetischen Ausdrucksmittel beim Sprechen kommunikations- und informationsbezogene Schwerpunktverhältnisse wider, bzw. diese bildeten die Anhaltspunkte, sobald man etwas zu verstehen habe. Das allerdings nur, wenn unsere Produktion bzw. Reproduktion richtig sei: Wenn wir diese für das Eindringen in den tieferen Sinn förderlichen Mittel mit einer der Textbeschaffenheit adäquaten Nuancierung kennen und benutzen.«<sup>3</sup>

Worauf Deme hier hinweist und womit er sich des weiteren ausführlich befaßt (nämlich Betonung, Tonfall, Sprechtempo und Sprechpause, des weiteren innerhalb dieser Problematik die richtige Betonung, der richtige Tonfall usw., dann mit Erweiterung des Problemkreises Lautstärke, Lauthöhe-Lautlage, Pausenwechsel usw. und deren sinnvermittelnde Funktion bzw. Kommunikations- und Informationswert), bezieht sich — hauptsächlich didaktisch anvisiert — in erster Linie auf die Probleme der richtigen und schönen Rede, des richtigen und schönen Vortrags sowie der richtigen Interpretierung, des sinnvollen Vortrags von Texten; die Fragen des Redestils und seiner Untersuchung werden kaum berührt. Allerdings zieht Deme eine für die Forschung überaus wichtige Folgerung, indem er feststellt: »Das Studium von Betonung, Tonfall, Sprechtempo und Pause führt uns in eine Sphäre, die zuerst nur von der Sprachwissenschaft erschlossen werden kann. Und auch sie vermag das nur von der größten Redeeinheit, vom Text, d. h. vom Sprechwerk her.«<sup>4</sup>

Tatsächlich reicht zur Untersuchung des Stils der gesprochenen Rede die Satzphonetik (Betonung, Tonfall, Sprechtempo, Pause) nicht aus, und keinesfalls dürfen wir beim Satz als der Limitierung der größten sprachlichen Einheit stehenbleiben. Wir haben weiterzugehen in Richtung einer neueren größeren Einheit, und das nicht nur in der Anhebung der Ansprüche, sondern auch im Bewußtmachen der sprachlichen Kenntnisse und der sprachlichen Auffassung, desgleichen in der Ausbreitung und Erweiterung des Untersuchungsgebietes.<sup>5</sup>

<sup>3</sup> Vgl. Deme 1970<sup>2</sup>: 272—3.

<sup>4</sup> Vgl. Deme 1970<sup>2</sup>: 273.

<sup>5</sup> Zur Erweiterung des erforschten Gebietes, zur Vermehrung der beobachteten und untersuchten Erscheinungen taten bereits I. Fónagy und K. Magdics in ihrem Werk »A magyar beszéd dallama« [Die Melodie der ungarischen Rede], das als Handbuch gilt, die ersten Schritte. Die Systematisierung der aus den Forschungsergebnissen zu ziehenden Lehren erfolgte immerhin in dieser Arbeit noch nicht vollauf, vgl. Szecskó—Szépe 1969.



Untersucht man die Sprache als soziales Produkt der Gemeinschaft von Sprechenden und von der Gemeinschaft her, so erweist sich die Rede (Sprechsprache) bzw. das Sprechwerk insgesamt sowie die musikalische, akustische Prägung der ganzen Rede (des Sprechwerkes) als diese größere Einheit. Wir haben also unser Augenmerk nach der Phonetik und Satzphonetik auf ein weiteres Gebiet zu richten. Dieses neuere Forschungsgebiet ließe sich etwa Textphonetik, Redephonetik nennen. In den Bereich dieses Untersuchungsgebietes gehört der Bestand, die Gesamtheit der akustischen (»musikalischen«) Zeichen und zeichenwertigen Elemente, die im Gesamtablauf der Rede und in der Textrelation ein Informationsplus tragen, die kollektiv gebraucht werden, für die betreffende Sprachgemeinschaft gleichbedeutend oder von kollektivem Informationswert und als solche auch konventionell sind.

Auf das sprechende Individuum bezogen, gehören die akustischen, prosodischen (»musikalischen«) Ausdrucksmittel hierher, die der Sprecher auf »Anregung« von Vernunft, Gefühlen und Absicht benutzt, deren Benutzung jedoch durch das Organ des Einzelnen ermöglicht wird. Diese akustisch-prosodischen (»musikalischen«) Elemente und Mittel, die beim Sprechen in Begleitung des Textes erscheinen, werden des weiteren einfachheitshalber textphonetische Elemente bzw. textphonetische Ausdrucksmittel genannt.

## II.

I. Was das Akustische anbelangt, steht — sei es von der individuellen, sei es von der kollektiven Seite her untersucht — das Organ im Mittelpunkt des übertextlichen und überartikulationstechnischen Teils der Rede.<sup>6</sup> Wohl ist das Organ jeweils individuell gegeben (jeder Sprecher hat durch Persönlichkeit und Konstitution bedingt ein anderes Organ),<sup>7</sup> trotzdem haben wir bei der Untersuchung der textphonetischen Ausdrucksmittel — um nun mehr den neuen Terminus technicus anzuwenden — vom Organ auszugehen, denn jeder Sprecher bedient sich innerhalb der von seinem Organ gesetzten Grenzen — relativ — der akustisch-prosodischen Elemente, der satz- und textphonetischen Ausdrucksmittel, mit denen er die Gedanken ausdrücken kann.

I.1. Auch der Hörer entnimmt im Verhältnis zum Organ des Sprechers den textbegleitenden, textphonetischen Elementen der Rede teils das Individuelle (und identifiziert dadurch das Individuum), teils aber das allgemeingültige und allgemein verstandene Zeichensystem, dessen sich der Sprecher innerhalb der Grenzen seines Organs zur Vermittlung von Gedanken und

<sup>6</sup> Vgl. Wacha 1973<sup>1</sup>: 115–17; Wacha 1973<sup>2</sup>: 79.

<sup>7</sup> Vgl. Kerényi 1959: 63; Molnár 1966: 153–96.

Gefühlen bedient.<sup>8</sup> Die vom Kollektiv sanktionierten (oder akzeptierten) satz- und textphonetischen Elemente (konventionellen akustischen, prosodischen, musikalischen Elemente und Zeichen) werden immer innerhalb der Grenzen des individuellen Organs realisiert. Ohne auf die ausführlichere Erörterung der Frage einzugehen, sei immerhin darauf verwiesen, daß sich auch bei der Benutzung oder Realisierung von textphonetischen Elementen ähnliche Erscheinungen und Gesetzmäßigkeiten beobachten lassen, wie sie in Bezug auf die ganze Sprache mit den Termini *langue* – *parole* bezeichnet werden.

**1.2.** Das Organ (auf dem die verlautende Rede beruht und das immer individuell ist) setzt sich akustisch gesehen aus folgenden wesentlichen Elementen (»Besonderheitsbereichen«) zusammen: 1. Klangfarbe oder Stimmqualität, 2. Stimm(höhen)umfang, 3. Lautstärke, 4. Sprechtempo, 5. Verwendung von Sprechpausen, 6. Resonationsfähigkeit oder Tragkraft. Hier wird nur auf die ersten fünf Bereiche eingegangen.

### III.

Untersuchen wir die Musikalität der Rede vom kollektiven Produkt, d. h. von der Sprache im üblichen breiteren Sinne (genauer gesagt: eigentlich von der Sprechsprache) her, sehen wir, daß den organgewährten individuellen Ausdrucksmitteln ein kollektiv gültige Formen enthaltendes »musikalisches Instrumentarium«, ein Instrumentarium musikalischer Elemente entspricht. In diesem Instrumentarium findet man die beim Organ unterschiedenen sechs Bereiche ebenfalls vor. Die Bereiche gliedern sich in weitere kleinere Teile bzw. Einheiten, und zwar in Gruppen von akustischen -- »musikalischen« -- Zeichen, die im Laufe der Rede aus dem »musikalischen« Instrumentarium der Sprache -- zumeist instinktiv -- herausgegriffen und benutzt werden. (Bei der reproduktiven Rede, beim interpretierenden Textvortrag erfolgt dies mehr oder minder bewußt.) Diese Zeichen haben in der Sprachgemeinschaft -- bedingt durch Beobachtung, Gewohnheit, allgemeine Praxis -- bestimmte »Bedeutungen«, »Funktionen«, »informative bzw. kommunikative Inhalte«. Jede von der Gemeinschaft sanktionierte, akzeptierte Form ist ein -- im Sprachbewußtsein lebendiges -- Muster, das im Laufe der Rede -- der kollektiven Form und Bedeutung folgend -- in individueller Realisierung erklingt. (So ein Muster ist übrigens auch die stillschweigend akzeptierte Aussprachenorm.) Sehen wir nun diese einzelnen Bereiche:

<sup>8</sup> Deshalb war es nötig, daß Fónagy – Magdics in ihrem Buch »A magyar beszéd dallama« [Die Melodie der ungarischen Rede] die Form des Tonfalls transponieren. Vgl. a.a.O., 314.

1. Die Klangfarbe oder Stimmqualität<sup>9</sup> ist die individuell variierende, zumeist durch die individuelle Konstitution bedingte besondere Eigenschaft des Lautes bzw. der Stimme.<sup>10</sup>

Aufgrund dieser Komponente sagen wir vom Sprecher, er habe eine unangenehme oder angenehme, eine charakteristische oder uncharakteristische, eine eigenartige oder farblose Stimme; er spreche weich oder hart; er habe eine klangvolle, glänzende, klare, metallene, belegte, dumpfe, verschnupfte, dunkle, düstere, fröhliche Stimme; er habe eine Fistelstimme, er spreche heiser, er habe eine rauhe bzw. hohe oder tiefe Stimme usw. Aufgrund einer anderen Kategorisierung hat die Sprecherin eine Sopran-, Mezzo-sopran- oder Altstimme, der Sprecher wiederum hat eine Tenor-, Bariton- oder Baßstimme.

1.1. Im Hinblick auf die Gemeinschaft spielt im Kommunikationsprozeß die individuelle Klangfarbe an sich weder hinsichtlich der Gestaltung des akustischen Stils bzw. des Sprechcharakters noch in der Vermittlung des Gedankens eine nennenswertere Rolle. Sie hat keine Kommunikations- oder Informationsfunktion, keine Bedeutung, die sich auf den Inhalt des eben verlautenden Textes beziehe. Sie drückt weder Gedanken noch Sinn, weder Gefühl noch Absicht aus.

Trotzdem trägt sie bestimmte Informationen, z. B. Anhaltspunkte über Alter und Geschlecht, Konstitution und Charakter, Persönlichkeit und Temperament des Sprechers, ja, auch über seine Herkunft (z. B. —sprechen die Neusitzerinnen mit höherer und dünnerer Stimme als die Transdanubierinnen, die Szekler haben eine höhere Stimmlage) usw.<sup>11</sup> Diese Informationen ergeben sich zumeist aufgrund allgemeiner Erfahrungen und Beobachtungen. Sie werden beispielshalber bei der Rollenbesetzung von Bühnenstücken und Hörspielen beachtet, in Fällen also, wo die Charakterzeichnung auch der individuellen Stimme, der besonderen Stimmfarbe des Schauspielers bedarf.<sup>12</sup>

Hier sei z.B. nur erwähnt, daß die Hexe Mirigy (in M. Vörösmarty's Feenspiel »Csongor und Tünde«) oder Harpagon, Jago keine angenehme Stimme haben können. Dagegen kann man sich Julia und Romeo, Tünde und Csongor nur mit einer angenehmen, klaren Stimme vorstellen. Von ähnlichen Erfahrungen gehen wir aus, wenn wir vom Nachrichtensprecher des Rundfunks — gleichsam zur Erhärtung der Wichtigkeit und Bedeutung der Nachrichten — eine ernstere, tiefere Stimmlage (den ernstesten, aber nicht düsteren Alt, den Bariton, ja den Baß), von den Mitwirkenden und Programmleitern der leichteren Sendung wiederum eine gelöstere, leichtere, beschwingtere, freundliche Stimmfarbe (einen fröhlichen reinen Sopran oder einen klaren offenen Tenor) erwarten.

Die Stimmfarbe aber kann auch darüber hinaus wichtig sein. Ist nämlich die Stimme unangenehm, läßt sie eine antipathische Person vermuten, achtet der Hörer nicht gerne auf sie und akzeptiert demzufolge kaum oder nur mit Vorbehalt und Widerwillen, was die Stimme sagt. Übrigens können Bedeutung, Gewicht und fesselnder Inhalt des Themas die zuvor erwähnten Komponenten aufwiegen.

<sup>9</sup> Vgl. Wacha 1973<sup>1</sup>: 117–19; Wacha 1973<sup>2</sup>: 80–2.

<sup>10</sup> Vgl. Kerényi 1959: 63; Molnár 1966: 153–196; Frint–Surján 1969: 19–31; Fischer 1966: 51–2, usw.

<sup>11</sup> Vgl. Csúry 1925: 8; Wacha 1966<sup>1</sup>: 190–33; Wacha: 1966<sup>2</sup>: 101–8; Wacha 1968: 8–9; Staud 18–23.

<sup>12</sup> Vgl. Gáti 1965: 43–48; Fischer 1966: 232–4; Staud 1967: 13–23; Török 1970; Török MRT Újság, Jg. 14, Nr. 31, 11.

1.2. Die individuelle Stimmfärbung spielt also außer der Vergegenwärtigung der Person, des Individuums, der Persönlichkeit keine besondere kommunikative Rolle. Dagegen fällt eine ziemlich bedeutende Rolle, nämlich die der Stimmfärbung, des Wechsels der Klangfarbe dem kleineren, inneren Teil dieses akustischen Bereiches zu. Diese zeigen, drücken die Gefühle (Einwirkungen), Absichten, mit einem Wort die Situationen bzw. Attitüden der Rede aus. Das Ausdrücken von Gefühlen, Absichten erfolgt durch die Änderung der durchschnittlichen Klangfarbe der Mitteilungen indifferenten Charakters, bereits durch Anwendung von Formen kollektiver Bedeutung.

So zum Beispiel ertönt die Bitte im Vergleich zu der Klangfarbe der Gänge des Redeprozesses (mit der Klangfarbe der Gänge des Redeprozesses verglichen) mit sanfterer Färbung der Stimme, indem die Klangfarbe des Befehls hart, metallisch ist. Die Freude, das lebhafteste Interesse macht die Stimme glänzend, klar; Kummer, Trauer und Schmerz dämpfen, verschleiern dagegen die Klangfarbe. Die Stimme des Mitempfindens und Interesses klingt warm, die der Gleichgültigkeit, des amtlichen Verkehrs hingegen steif und spröde. — Natürlicherweise gelten nicht nur diese Merkmale einzig und allein für Begleitscheinungen und Ausdrucksmittel der Gefühle! Wechsel betreffs der Stimmhöhe und Lautstärke, Änderungen des Tempos sind ebenfalls mit Änderung der Klangfarbe verbunden: gemeinsam, Hand in Hand drücken sie die Gefühle aus.<sup>13</sup>

1.3. Der Hörer registriert sich nach dem Verklingen der ersten Worte und Sätze die allgemeinen charakteristischen Merkmale der individuellen Klangfarbe des Sprechers. Er stellt fest, wie innerhalb deren die eigenartige Lautfärbung beschaffen sein dürfte, deren sich der Sprecher in emotionell neutraler Situation zu bedienen pflegt. Diese wird nämlich durch Gefühl, Absicht und Situation (im Falle von Bitte, Zorn, Furcht, Überzeugungstendenz, Zureden bzw. im Falle von Sprechen vor dem großen Publikum oder in einem intimen Kreise usw.) geändert. Die Stimme wird auf die Weise gefärbt, daß sie den Formen kollektiver Bedeutung gemäß hart, weich, belegt, glänzend, klar usw. gestaltet wird.<sup>14</sup>

Die Bedeutung, Beschreibung der Formen, die Art und Weise ihrer Verbindung und Verknüpfung können hier nicht eingehend erörtert werden. Wir kennen und gebrauchen sie, eine Detaillierung würde aber zu weit führen. Übrigens werden sie an Hand der einzelnen Gefühle im Buch Fónagy—Magdics: *A magyar beszéd dallama* [Die Melodie der ungarischen Rede] angezeigt.

Der Hörer kann aus der veränderten Stimmfärbung aufgrund der Kenntnis der durch die sprachliche Gemeinschaft sanktionierten, üblichen Formen auf die Gefühle und Absichten des Sprechers schließen.<sup>15</sup>

<sup>13</sup> Vgl. Csúry 1925: 3; Fónagy—Magdics 1967: 183—260; Wacha 1968: 8—9; Fischer 1966: 232—4; Gáti 1965: 43; 8, 120—38; Zolnai 1964: 225—9.

<sup>14</sup> Vgl. Fónagy—Magdics 1963: 103—36; Fónagy—Magdics 1967: 183—260.

<sup>15</sup> Fónagy—Magdics 1967: 183—260.

<sup>16</sup> Vgl. Csúry 1925: 3; Fónagy—Magdics 1967: 183—253; Fischer 1966: 52, 232—4; Gáti 1965: 43—8, 120—38.

1.4. Das Sprechen verläuft im allgemeinen – das Ganze des Sprechwerkes betrachtet – in einer eigenartigen Stimmfärbung, die der gegebenen Sprechlage, Situation entspricht. Diese Stimmfärbung dürfte *I n t o n a t i o n s s t i m m f ä r b u n g* genannt werden. Im Laufe des Redeprozesses wird diese – dem Ziel, der Absicht (Attitüde) oder den Veränderungen derselben entsprechend – durch die Abwandlungen der Klangfarbe der kleineren Gefühlsmomente (weitere Attitüden) gefärbt: stets den größeren oder kleineren Einheiten von Sinn, Gefühl und Absicht innerhalb der Rede entsprechend.

2. Ein anderes großes Teilgebiet der Musikalität der Rede stellt die *S t i m m h ö h e* (der *S t i m m u m f a n g*)<sup>17</sup> dar. In den Bereich der Komponenten des Organs gehören jene – individuell-spezifischen – akustischen Eigenarten, Gegebenheiten der Stimme, die vom Aufbau des Individuums (z. B. von der anatomischen Beschaffenheit seiner Kehle) abhängen.<sup>18</sup> Davon hängt nämlich ab, wie weit der – in Noten darzustellende – Stimmumfang des Individuums reicht, innerhalb dessen es zwischen seiner höchsten und tiefsten Sprechstimme modulationsfähig ist bzw. diesen zu modulieren pflegt. Davon hängt ab, welche seine Stimme größter und kleinster Grundfrequenz sind (hier meine ich die der Singstimme entsprechenden Sprechstimme), die es während der Rede noch ausspricht, hervorzubringen vermag, und welche innerhalb deren das bequemste Register, die geeignetste Stimmhöhe darstellen, in welcher er im Falle von emotionell indifferenten neutralen Mitteilungen, als in einer mittleren Lage zu sprechen pflegt.

Innerhalb des Bereiches der Stimmhöhe, des Stimmumfangs oder der Melodieformen befinden sich verschiedene »Teilbereiche«. Deren »Gebrauch« aber, die Anwendung der verschiedenen Elemente der »Musikalität« und der musikalischen Ausdrucksmittel ist, obgleich sie auf individuelle Formen, Realisierungen hinweisen, jeweils von kollektivem Anspruch, von kollektiver Bedeutung und entspricht stets kollektiven Formen, ja er basiert auf denselben.

2.1. Der erste solche Teilbereich ist die *I n t o n a t i o n s h ö h e* oder der *S t i m m u m f a n g* der *I n t o n a t i o n* der Gänze des Redeprozesses. Während des Sprechens nützt man nicht immer, ja in der Regel meistens nicht den ganzen – durch das Organ gesicherten – Stimmumfang aus. Die Rede ertönt in einer relativen Stimmhöhe (mit einer gewissen Klangfarbe und Lautstärke) und in dieser relativen und durchschnittlichen Stimmhöhe, in der *I n t o n a t i o n s h ö h e* und im entsprechenden Stimmumfang, im *I n t o n a t i o n s s t i m m u m f a n g*, verläuft die Gänze des Redeprozesses. Diese

<sup>17</sup> Vgl. Wacha 1973<sup>1</sup>: 119–126; Wacha 1973<sup>2</sup>: 82–87.

<sup>18</sup> Vgl. Molnár 1966: 153–96; Kerényi 1959: 61; Frint–Surján 1969: 7–9, 14, 20–7; Fischer 1966: 47–9; Gáti 1965: 44.

sogenannte Intonationshöhe und dieser Intonationsumfang sind nicht fest. Ihr Platz, ihr Umfang (Weite und Breite) ändern sich ständig gemäß der Situation und Attitüde der Rede.

Mit einem Vergleich aus der Musik könnte dies folgenderweise erläutert werden: Es entspricht nicht dem Ton *c* in der Musik und der damit beginnenden (hepta- oder pentatonischen) absoluten Skala, sondern dem transponierten oder relativen Ton *do* und der darauf beruhenden (hepta- oder pentatonischen) Skala. Wie sich bei der relativen Solmisation die Stelle des Tones *do* (und dementsprechend auch die der anderen Töne, obzwar in der Musik die Intervalle fest und ständig sind) ändert, ebenso ändert sich auch die Intonationshöhe beim Sprechen. Innerhalb dessen sind jedoch die sprachlichen Formen (Register, Tonfall, Intervall) nur hinsichtlich ihrer *T e n d e n z*, Beschaffenheit, der Melodieform, des Redestromes konstant, in Betracht der konkreten Intervalle, des Stimmumfangs usw. jedoch keineswegs.<sup>19</sup> Mit einem anderen Beispiel beleuchtet ähnelt dies der Höhe eines Berges oder Hügels mit dem Meeresspiegel verglichen bzw. vom Fuße des Berges oder Hügels gerechnet.

Da sich die Ebene der Intonationshöhe sowie die Breite und Weite des Intonationsumfanges ändern, wird dadurch der ganze Redeprozess gekennzeichnet und bestimmt. Für den Hörer deutet dies die Gefühle und Absichten des Sprechers an: die Situationen und Attitüden der Rede<sup>20</sup>, richtiger gesagt: für den Sprecher bestimmen Letztere (Situation, Attitüde, Gefühl und Absicht), in welcher Informationshöhe und mit welchem Stimmumfang er der kollektiven Gepflogenheit, der Gewohnheit entsprechend reden soll.

Sehen wir nun die folgenden ziemlich vereinfachten Beispiele. Sei es der Hörer sei es der Sprecher, von dessen Standpunkt aus die Stimme, die Rede untersucht wird, immerhin können wir feststellen, daß die vertrauliche Rede, das Gespräch zumeist mit einer ziemlich tiefen Intonation ertönt. Ihr Stimmumfang ist gleichfalls eng genug. Höher placiert sich die an mehrere Leute gerichtete Rede (z.B. in einem mittelgroßen Zimmer) oder in Fällen, wo das Wort vor der Öffentlichkeit ergriffen wird. Hier ist der Stimmumfang der Intonation schon ziemlich groß. Am höchsten intonieren beispielsweise die Redner einer Massenkundgebung. Der Stimmumfang ist hingegen ziemlich eng, da sich die Rede in hohen Regionen, mit einer schreierischen Klangfarbe bewegt und die Stimme in dieser Höhe kaum noch modulationsfähig ist. Bei der Untersuchung anderer Beispiele ist zu sehen, daß auch die Stimme (Tonart) der Erklärung, Überzeugung, gelegentlich der Empörung höher beginnt und sich in höheren Regionen bewegt als z. B. die der Bitte, des Anflehens oder der Verteidigung, wenn es sich nicht um eine aufgebrachte Rechtfertigung handelt. Wenn ja, dann steigt sie jäh in hohe Regionen empor: die Stimmfärbung wird scharf. Auch die Freude bewegt sich in höheren Regionen, aber bereits mit einer glänzenden Lautfärbung Kummer, Bestürzung, Empörung ziehen sich, was den Stimmumfang betrifft, gewissermaßen zusammenschrumpfend (enger Stimmumfang) in die Tiefe (tiefere Lage) zurück.<sup>21</sup> — Ich kann auch ein Beispiel von ganz anderem Charakter anführen. Die Stimmhöhe einer Vorlesung liegt im allgemeinen eine Terz höher als die der mündlichen, der spontanen Rede. Ihr Stimmumfang ist dagegen viel kleiner als der der mündlichen Rede auch dann, wenn beide in der gleichen Situation mit gleicher Absicht verlaufen und gleiche Gefühle ausdrücken. Auf Grund der Niederschrift und dann dem Hersagenlassen des Textes einer spontanen Rede wird dies im Werke Fónagy—Magdics nachgewiesen.<sup>22</sup> Auch die Stimmlage der Bühnensprache

<sup>19</sup> Vgl. die Beispiele von Fónagy—Magdics 1967: 253—60, 280—302; vgl. Molnár 1954: 14—42; Fischer 1966: 47—9.

<sup>20</sup> Vgl. Fischer 1966: 48—9.

<sup>21</sup> Vgl. die Beispiele von Fónagy—Magdics 1967: 183—253.

<sup>22</sup> Vgl. Fónagy—Magdics 1967: 11—23.

(der Schauspieler) liegt höher als die entsprechende mündliche Rede in natürlicher Situation. Höher ist auch die des Hersagens von Gedichten, dessen Klangfarbe voller, luftiger ist, als die einer neutralen Mitteilung. Die Stimme muß in beiden Fällen über die Bühne in den Zuschauerraum eindringen und dieser Umstand rechtfertigt ihre Intonationshöhe.<sup>23</sup>

**2.2.** Während des Sprechens kann sich übrigens die Stimme innerhalb der Intonationshöhe und des Stimmumfangs wiederum in verschiedenen Registern bewegen. Im Laufe des Redeprozesses können sich nämlich die Absichten und Gefühle — mit der gesamten Sprechfähigkeit verglichen — auch in kleineren Kommunikationseinheiten ändern, nicht selten gerade infolge der »Rückkoppelung« des Hörers, seiner aktiven Reaktion: infolge seiner Mimik, Zwischenrede oder Gebärden. Infolgedessen ändert sich oder können — im Verhältnis zum ganzen Redeprozeß — in ihren noch immer ziemlich großen, jetzt aber relativ bereits kleineren Einheiten die eine Attitüde ausdrückende Höhe und der Umfang verändert werden.<sup>24</sup>

Wenn also innerhalb eines argumentierenden Sprechaktes auch eine Bitte (eine Frage), Empörung, Bestürzung, ein Befehl auftreten, so äußert sich dies — mit der Stimmhöhe und dem Stimmumfang der ganzen Rede verglichen — in jeweils anderen Höhenlagen und Umfängen (sowohl bei einer Vorlesung wie auch in der mündlichen Rede oder einer Reproduktion).

**2.3.** Während des Sprechens werden die erwähnten Höhenlagen und Umfänge noch weiter nuanciert. Innerhalb der Höhe und des Umfangs der Gefühle bewegt sich den logisch-gedanklichen Einheiten entsprechend auch die Sprechmelodie in verschiedenen Höhen. Vor allen Dingen bewegt sich der Tonfall der gedanklichen Einheiten in jeweils anderen Höhen (Höhenwechsel). Diese Einheiten bilden in der Schrift stets einen neuen Abschnitt.

**2.4.** Innerhalb deren kann der Tonfall des Satzes und seiner kleineren Einheiten, ferner der mehr oder weniger größeren Betonungsabschnitte, Phrasen sowie der Zwischenbemerkungen in eine jeweils andere Stimmlage geraten. Im allgemeinen unterscheiden und gebrauchen wir drei Lagen: eine tiefe, eine mittlere und eine hohe.<sup>25</sup> Natürlich erfolgt dies dem Sinn, der Mitteilung, dem Satzbau, der im Text inliegenden Logik entsprechend. Diese Lagenwechsel zeigen gefühlsmäßige und logische Zusammenhänge und Beziehungen an. Durch sie setzen wir die vom Standpunkt der Aussage aus wichtigen oder nebensächlichen, selbstverständlichen Teile ab, oder schalten wir Zwischenbemerkungen u. dgl. ein.

<sup>23</sup> Vgl. Gáti 1965: 43–8; Fischer 1966: 230; Wacha 1968: 8–9.

<sup>24</sup> Vgl. Csúry 1925: 6–7; Fónagy–Magdics 1967: 183–279; Deme 1962: 2: 511–17; Molnár 1954: 20–42; Fischer 1966: 230; Gáti 1965: 120–38.

<sup>25</sup> Vgl. Deme 1962: 2: 205–15; Deme 1953: 224–38; Deme 1970<sup>3</sup>: 144–76; Gáti 1965: 120–38; Wacha 1968: 15–24.

Um auch ein praktisches Beispiel anzuführen: In unserer Rede wird die übliche durchschnittliche Höhe der indifferenten Teile durch die sogenannte mittlere Lage gekennzeichnet. Die Teile in Klammern, zwischen Gedankenstrichen, die Zwischenbemerkungen sprechen wir in einer tieferen Stimm Lage als die oben angeführten aus, die in Gänsefüßchen gesetzten Teile dagegen in einer höheren Stimm Lage, die hervorgehobenen satzbetonten Teile wiederum in einer anderen Höhenlage usw.<sup>26</sup> Die »Verwirklichung« dieser Höhenwechsel ist dagegen gerade im reproduktiv-interpretierenden Stil unvorstellbar, ohne daß wir Inhalt, Aussage, Aufbau, Konstruktion des Textes,<sup>27</sup> die Verknüpfung bzw. Struktur des Satzes kennen.

**2.5.** Innerhalb dieser Einheiten in der Größe von Sätzen, Gliedsätzen, Phrasen und Betonungsabschnitten folgen aufeinander bzw. verändern sich — den sprachlichen Formen, der Konstruiertheit und freilich den Gefühlen entsprechend — der Tonfall, die Melodieform, die Tendenz der Formen des musikalischen Akzentes, d. h. mit einem Ausdruck von B. Csúry: die »Stimmführung« (*hangmenet*, eigtl. 'Kurve, Tendenz der Stimmführung').<sup>28</sup>

In großen Zügen gelten folgende Entsprechungen: aussagende Form=sinkende Stimmführung; Komma=schwebende Stimmführung; Fragesatz=steigend-fallende Stimmführung usw. Der Tonfall deutet also schon vornehmlich auf den Sinn, auf das Logische hin, bedienen wir uns doch dem Charakter und Inhalt der Sätze entsprechend verschiedener Formen der Melodie, der Stimmführung, Melodieformen, musikalischer Akzente.<sup>29</sup> Damit aber der Tonfall dieser Funktion Genüge leisten könne, ist es im Falle einer Reproduktion nötig, daß wir den Text gründlich, bis auf seine Satzkonstruktionen, kennen.

**2.6.** Die Melodietypen, Formen des Tonfalls unterscheiden sich jedoch nicht nur bezüglich der Tendenz der Stimmführung voneinander. Die Intervalle der Formen des Tonfalls sind auch nicht ständig: die Weite der Stimmführung verändert sich immerfort. Während des Sprechens werden nämlich die logischen Momente durch die Form des Tonfalls gefärbt und nuanciert. Die Gefühle des Sprechers, die Attitüden der Rede können jedoch dadurch nicht hinreichend angezeigt werden. Dies deutet die Sprache teils durch die Modulation der eigenartigen Stimmführung der Sprachmelodien an, teils aber durch die Modulation der Intervalle der Melodie, so daß die Tendenz des Tonfalls zwar dieselbe bleibt, der Abstand der Intervalle, der an der Stimmführung beteiligten Töne voneinander, die Weite der Intervalle sich immerhin ändern. Die Intervalle werden beim Sinken oder Aufstieg der Rede, beim Heben der letzten Silbe(n) in Fragesätzen größer oder kleiner.<sup>30</sup>

<sup>26</sup> Vgl. Csúry 1925: 9–10; Deme 1953: 224–39; Deme 1962: 2: 503–18; Deme 1970<sup>2</sup>: 276; Deme 1970<sup>3</sup>: 162–7; Fónagy–Magdics 1967: 101–81. Zolnai 1964: 194–215.

<sup>27</sup> Vgl. Deme 1970<sup>2</sup>: 273–5.

<sup>28</sup> Vgl. Csúry 1925: 9.

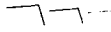
<sup>29</sup> Vgl. Csúry 1925: 8–10 ff.; Deme 1970<sup>2</sup>: 278–9; Deme 1962: 2: 503–7; Deme 1953: 224–39; Fónagy–Magdics 1963; Fónagy–Magdics 1964; Fónagy–Magdics 1967: 40–89, 101–182; Molnár 1954: 20–22.

<sup>30</sup> Vgl. Fónagy–Magdics 1967: 183–260; Fónagy–Magdics 1963: 103–36; Fónagy–Magdics 1964: 1–55; Molnár 1954: 20–42.



2.7. Von den oben angeführten müssen zwei Begriffe etwas eingehender erklärt werden, da man sie in so einem Gegenüberstellen wie zuvor außer acht zu lassen pflegt, obgleich der Begriff und natürlich auch die Erscheinung eine wichtige Rolle spielen. Die eine bezeichnete ich mit den Ausdrücken Tonfall, Tendenz der Stimmführung, Melodieform, die andere mit den Termini: Intervalle der Stimmführung, Weite des Tonfalls. Was ist denn darunter zu verstehen?

Die Tendenz der Form der Stimmführung, der im weiteren Sinn genommene Tonfall ist eine Reihe der in Noten setzbaren aufeinander folgenden Töne der Musik der Rede. Diese Töne ergeben in ihrer zeitlich-räumlichen Abfolge die Tendenz irgendeiner Melodielinie. In diesem Sinne sprechen wir über eine sinkende Melodie, über schwebenden oder schwingenden Tonfall, über steigende, sinkend-steigende Stimmführung; über eine steigend-fallende Form der Stimmführung; andererseits über aussagende und fragende Melodien; über ein »Glissando in die Höhe«, über eine »verkehrte Stimmführung«, über ein »Singen«, <sup>31</sup> bzw. auf einer anderen Seite, über den Tonfall des Punktes und Kommas usw. <sup>32</sup> Es ist von der Tendenz der Linienführung der Melodie und der zeitlichen Abfolge der Töne die Rede! Bei den Lagenwechseln wiederholen sich eigentlich diese Formen und Tendenzen des Tonfalls in jeweils anderen Höhen. <sup>33</sup> All diese Melodieformen fördern bzw. ermöglichen als Kommunikationsmittel das Ausdrücken der sinnvollen intellektuellen Seite der Rede. <sup>34</sup>

Spricht man über die Weite des Tonfalls, über die Intervalle des Melodietyps, so denken wir an die Verschiedenheit der Frequenz der nacheinander folgenden musikalischen Töne, d. h. an einen Unterschied der Stimmhöhe. Demzufolge ist dies eine ihrer Tendenz und Form nach gleichfalls sinkende (aussagende) Stimmführung, wenn innerhalb der Einheit des Tonfalls der Intervall zwischen der ersten und zweiten Silbe eine Sekund oder Quart oder aber Sext bildet:  Die »Bedeutung« des Tonfalls ist in allen drei Fällen ungefähr dieselbe, jede ist aussagenden Charakters und drückt eine Behauptung aus. Allerdings nur ihrem Sinne nach, aber keineswegs auch emotionell. Ein größerer Intervall spiegelt intensivere Gefühle wider. Die erste Form ist monoton, die anderen beiden sind melodisch, erwecken einen melodischen Eindruck. Durch die monotonere Form wird außerdem auch das Lesen, das Abseitsstehende versinnlicht und gekennzeichnet. Die melodischen, melodischen Formen von weiteren Intervallen drücken aber auch die mündliche

<sup>31</sup> Vgl. 2.8. desgleichen Wacha: a.a.O.

<sup>32</sup> Vgl. Fónagy-Magdiacs 1967: 40–90; Deme 1962: 2: 503–17; Molnár 1954: 20–42; Gáti 1965: 138–54; Fischer 1966: 239–9.

<sup>33</sup> Vgl. Csúry 1925: 9–10; Fónagy-Magdiacs 1967: 101–181; Deme 1962: 2: 503–17; Molnár 1954: 20–32.

<sup>34</sup> Vgl. Csúry 1925: 9–10; Molnár 1954: 20–42; Deme 1962: 2: 503–17; Fónagy-Magdiacs 1967: 101–181.

Rede, die emotionelle Identifizierung, das Sich-Identifizieren oder wenigstens das Mitempfinden aus.<sup>35</sup>

2.8. Diese Frage ist darum beachtenswert, weil es wichtig ist, daß wir diese beiden Begriffe und Erscheinungen endlich definieren, voneinander absondern und in ihren Zusammenhängen ins Auge fassen. Wurde über Aussprache und innerhalb dieser über Tonfall gesprochen, so sprach man und nahm vorzüglich im Rahmen der Sprachpflege, beim Sprechunterricht, in der Schule bisher immer nur von der Beschaffenheit und Tendenz des Tonfalls Kenntnis, aber die Weite des musikalischen Akzents wurde außer acht gelassen. Dies hatte den Wirrwarr bezüglich der Terminologie ergeben, als Folge dessen wir gegen die unrichtigen Intonationsformen kämpfend eigentlich gegen die melodische, melodiose (und deshalb ausdrucksvolle) Rede Krieg führten. Im Laufe dieses Kampfes pflegt man im allgemeinen fast sämtliche unrichtigen oder in ungarischer Sicht falsch artikulierten Intonationsformen mit den genau nicht umgrenzten (und auch deshalb falschen) Termini »Singen«, »singenden Intonation« zu benennen. (Das Gleiten in die Höhe der Stimme in der letzten Silbe des Wortes oder der Phrase ebenso wie die einer falschen Betonung zuzuschreibenden, ungarisch für schlecht geltenden Melodieformen usw.) Da aber das Singen (der Gesang im musikalischen Sinn) melodioser ist als das Sprechen, brachte die Anwendung des Fachwortes »Singen« auf das Sprechen mit sich, daß man begann, auch die melodischeren, melodioseren Intonationsformen für unrichtig zu halten. (Natürlich ist nicht nur dies die einzige Ursache, wenn die Rede monotoner wird!)

Hier muß angemerkt werden, daß bereits I. Molnár, Fónagy—Magdics und auch andere die Aufmerksamkeit auf die wichtige kommunikative und informative Rolle des Unterschieds und Zusammenhangs zwischen der Tendenz des Tonfalls einerseits und der Größe der Intervalle der am Tonfall beteiligten Töne anderseits richtete.<sup>36</sup> Darauf dürfte zurückgeführt werden, daß es in der phonetischen Literatur immer mehr üblich wird, den Tonfall in einem musikalischen Linearsystem mit Noten aufzuzeichnen.

Indem wir diese beiden Gesichtspunkte außer acht ließen, erkannten wir nicht, daß in der mündlichen Rede die Intervalle innerhalb der Einheiten des Tonfalls immer größer sind. Selbst Intervalle wie Quart, Quint, ja sogar Sext sind nicht selten; Terz kommt äußerst häufig vor. Demgegenüber zeugt von einer Vorlesung stets die Stimmführung eines monotoneren, engeren Stimmumfangs. Darin weisen die Intervalle im allgemeinen auf eine Sekund hin, Quart kommt hingegen sogar beim Ausdrücken heftiger Gefühle nur ganz selten vor.

<sup>35</sup> Vgl. Molnár 1954: 20—42; Csúry 1925: 12—16; Fónagy—Magdics 1967: 11—29, 183—259.

<sup>36</sup> Vgl. Molnár 1954: 14—9 ff.; Fónagy—Magdics 1967: 253—9 ff.; Boros 1969: 76—87; Bartók 1969: 88—92; Bartók 1970: 316—29 usw.

I. Fónagy und Klára Magdics wiesen dies mittels Noten in ihrem bereits angeführten Buch über die Melodie der ungarischen Rede<sup>37</sup> nach. Zugleich begehen sie selbst den Fehler, daß sie die Melodieform einiger Gefühle und Attitüden bloß aufgrund reproduktiv-interpretativer Mitteilungen feststellen.

**2.9.** Der Stimmumfang spielt also — im Gegensatz zu der individuellen Lautfärbung — bei der Gestaltung des Charakters und Stils des Redeprozesses und beim Ausdrücken von Gedanken eine bedeutende Rolle. Ebenso wie im Falle der Klangfarbe, ist auch der Stimmumfang je nach Individuum gegeben. Der Sprecher vermag nur innerhalb dessen Grenzen anfangen zu reden, seine Sprechstimme zu modulieren. Der Hörer nimmt auch hier diese Lage zur Kenntnis und registriert, stellt nach dem Erklingen der ersten Worte und Sätze fest, wie groß der Stimmumfang, Stimmhöhenbereich des Sprechers ist bzw. sein mag. Er bestimmt, welches innerhalb diesen die durchschnittliche Stimmhöhe, Stimmlage des Sprechers ist, in der er — durch Konstitution und Temperament bedingt — im allgemeinen bei neutraler Mitteilung und emotionell verhältnismäßig indifferenter Lage und in einem ausgeglichenen Gemütszustande etwa wie in einer »mittleren Lage« zu sprechen pflegt. Der Hörer stellt auch fest, in welcher Intonationshöhe und welchem Umfang (innerhalb der Stimmhöhe bzw. des Stimmumfangs), in wieviel Stimmlagen (Registern) der Sprecher im allgemeinen zu reden pflegt. Er beobachtet auch, wie groß die Weite des Tonfalls innerhalb irgendeiner Stimmlage sein mag, also der Stimmumfang, innerhalb dessen Grenzen sich der Tonfall im allgemeinen und in neutraler Situation sowie in einer gegebenen Sprechlage bewegt.

Sofern -- aber nur sofern -- gilt die individuelle Stimmhöhe bzw. der Stimmumfang für eine individuelle Eigenschaft und Eigenart. Darüber hinaus jedoch, welche Formen nämlich der Sprecher im Individuellen (in irgendeiner individuellen Lage) realisiert, deutet das schon auf kollektive Bedeutungen und Tendenzen hin. Der Sprecher wählt nämlich in der gegebenen Sprechsituation zur Mitteilung und zum Ausdrücken seiner Gedanken von den Melodieformen, deren sich die gegebene Sprachgemeinschaft bedient, aus dem »Melodieschatz« der Sprache -- im allgemeinen automatisch und instinktiv -- und nur sehr selten, in künstlerischer Vortragsweise bewußt. Diese Formen von kollektiver Bedeutung wirken auf den Sprecher zurück: sie bestimmen, in welchen relativen Registern sich seine Stimmführung mit seiner durchschnittlichen individuellen Stimmhöhe, mit seinem Stimmumfang, mit der Weite seines Stimmvolumens verglichen bewegt, welcher Arten des Tonfalls kollektiven Inhalts und Typs sie sich bedient und innerhalb welcher Grenzen der relativen Stimmhöhe, in wie großen relativen Intervallen sich die Formen des Tonfalls in seiner Rede bewegen und realisieren.<sup>38</sup>

<sup>37</sup> Fónagy—Magdics 1967: 11—28 ff.

<sup>38</sup> Vgl. Wacha 1973<sup>1</sup>: 125—126; Wacha 1973<sup>2</sup>: 86—7.

Die Detaillierung dieser Elemente und Mittel der Melodie, die Aufzählung ihrer Bedeutung, die Bekanntmachung der Gesetzmäßigkeiten und Tendenzen ihrer Verknüpfung mit anderen akustischen Elementen lasse ich nun wiederum weg. Hoffentlich werde ich sie in einer in Vorbereitung befindlichen Studie über den akustischen Stil eingehend erörtern können.

**2.10.** Es ist also zu sehen, daß der Tonfall sowie die Stimmlage der Rede (der Stimmwechsel) eigentlich nur einen geringen Teil der in den Dienst der Gedankenvermittlung zu stellenden bzw. stellbaren melodischen Mittel und auch des Problems des Sprechstils darstellt. Wenn auch nicht den einzigen, doch wohl einen der bedeutendsten ihrer Faktoren.

**3.** In den Lautstärkebereich<sup>39</sup> der Komponenten des Organs gehören jene akustischen und lautlichen Gegebenheiten, die — vom Körperbau und Temperament des Individuums abhängig<sup>40</sup> — die Lautstärke, Lautheit der unterschiedlichen Phasen des Sprechens, des Redeprozesses zusammenfassen bzw. enthalten. Diejenige akustische Erscheinung nämlich: wie laut, mit welcher Lautstärke der Sprecher während des Ausdrucks seiner Mitteilung das Wort ergreift, mit welcher Intensität — eventuell: Tension — er die einzelnen Silben, Wörter, Wortfügungen, Sätze, größere gedankliche Einheiten usw. ausspricht, und was für eine Arbeit seine Lunge und Kehle während des Redens leistet.

Dieser Bereich, der die auf die Intensität des Sprechens bezogenen akustischen Erscheinungen von der größten Lautstärke (Schreien, Brüllen) bis zur leisesten (dem kaum verständlichen Flüstern) umfaßt, gliedert sich wiederum in mehrere Teilgebiete.

**3.1.** Seine allgemeinste, größte Kategorie bildet jene durchschnittliche Lautstärke, der sich der Sprecher während des gesamten Redeprozesses bedient, die für den ganzen Redeprozess charakteristisch ist. Dies kann in einer gegebenen Sprechlage (Situation) entweder ein Flüstern oder leises Reden oder aber ein lautes Wort sein, gegebenenfalls mag es auch — von Situation und anderen Umständen abhängig — ein Schreien, sogar Brüllen sein. Welche Lautstärke in einer gegebenen Stimmlage die Rede kennzeichnet, hängt auch von den Gefühlen und Absichten des Sprechers ab. Die durchschnittliche Lautstärke der Rede zeigt also gewöhnlich die Sprechsituation, ferner die Gefühle und Absichten des Sprechers: die Situation, die Attitüde bzw. die Absicht zur Einwirkung an. Diese durchschnittliche Lautstärke hat dieselbe Funktion wie der Bereich des Stimmumfangs, die Intonationshöhe und der Stimmumfang selbst. Ebendeshalb ist sie auch Lautstärke der Intonation zu nennen.

<sup>39</sup> Vgl. Wacha 1973<sup>1</sup>: 126—131; Wacha 1973<sup>2</sup>: 87—90.

<sup>40</sup> Vgl. Csúry 1925: 4—5; Kerényi 1959: 61; Molnár 1966: 153—196; Frint—Surján 1969: 7—9, 26; Fischer 1966: 49—50.

Die Lautstärke des freundlichen, vertrauten Sprechens, der Intimität, ist geringer: der Textvortrag ist leise. Die gesteigerten Gefühle, die heftigen Affekte oder die feste Absicht (auf irgend jemanden einzuwirken, etwas zu erklären, jemanden zu überzeugen, zu überreden) steigert die Lautstärke: die Rede wird also lauter. Die Bescheidenheit ertönt in leiser Stimme, die Selbstsicherheit laut, scharf, mit vollem Stimmlaut. Die Bitte erklingt, wiederum leise, der Zorn in schneidendem Flüsterton oder brüllend.<sup>41</sup>

**3.2.** Mit der Lautstärke der Intonation verglichen, können im Laufe des Redeprozesses lautere und leisere Teile innerhalb der relativen Lautstärke, innerhalb der durchschnittlichen Intonationslautstärke des Redeprozesses variieren, dementsprechend, wie die Gefühle und Absichten, die Situationen und Attitüden während des gesamten Kommunikationsvorgangs (zwecks »Rückkoppelung« des Hörers) wechseln.

**3.3.** Innerhalb dieser Änderungen treten auch — zuweilen mit ihnen selbst — diejenigen Wechsel der Lautstärke auf, die innerhalb des ganzen Sprechwerkes zu beobachten sind und im Vergleich mit der Gänze des Sprechwerkes noch immer — relativ — größere gedankliche, logische Einheiten separieren.<sup>42</sup> Das schriftliche Äquivalent dieser größeren Einheiten ist die in einen Abschnitt gefaßte Texteinheit.

**3.4.** Weitere Kräftewechsel sind die lauterer und leiseren Lösungen, die sich nunmehr hauptsächlich auf sprachlich-logische Einheiten, betonte Teile und Phrasen in der Größe von Sätzen, seltener Gliedsätzen erstrecken. Diese Wechsel drücken bereits die sinnvollen, logischen Zusammenhänge aus. Daher werden sie bzw. ihre Stelle zumeist — den Satztypen entsprechend — durch den Satzbau bestimmt; natürlich dem Verhältnis zwischen dem Bekannten und dem Neuen sowie dem Selbstverständlichen gemäß.

Die Häufigkeit und Variierung der mit der mittelmäßigen Lautstärke verglichenen leiseren und stärkeren Lösungen ist zum Teil Folge der Konstruktionsweise der Satztypen. Beim lauten Vortrag des Textes eines Verfassers, der Freund von Zwischenbemerkungen, Zurückweisungen ist, der simultane Sätze von »straffer Konstruktion« gebraucht, kommt häufig ein Wechsel von lauterer und leiseren Teilen, von mit größerer oder geringerer Lautstärke ausgesprochenen Teilen vor. Im Gegensatz dazu ist der Wechsel der Lautstärke beim Vortrag solcher Texte, deren Verfasser kontinuierlich nachdenkt, »zusätzliche«, sukzessive Sätze niederschreibt und weniger Zwischenbemerkungen gebraucht, seltener, die Dynamik ausgeglichener.<sup>43</sup> Eine ähnliche Lage finden wir auch bei einem Text vor, dessen Autor sich lieber zusammengesetzter Sätze bedient und seine Sätze linear aufbaut. Der Sprecher sagt nämlich die kleineren oder größeren logischen bzw. strukturellen Einheiten (Wortgruppen, Gliedsätze) mit einer — im Vergleich mit der durchschnittlichen Lautstärke — lauterer oder leiseren Stimme.<sup>44</sup> Die Lautstärke der kleineren und größeren Teile spiegelt die Gefühle und Absichten des Sprechers wider, sowie die Wechsel, Änderungen seiner Stimmungen und

<sup>41</sup> Vgl. Csúry 1925: 4–5; Fónagy–Magdics 1967: 183–280; Deme 1962: 2: 485–71; Fischer 1966: 231–2.

<sup>42</sup> Vgl. Csúry 1925: 4–5; Fónagy–Magdics 1967: 183–290; Deme 1970<sup>2</sup>: 275–6.

<sup>43</sup> Vgl. Deme 1971: 856–62; Deme 1973: 75–82.

<sup>44</sup> Vgl. Deme 1953: 215–24; Deme 1962: 2: 458–270. Deme 1970<sup>2</sup>: 275–6; Deme 1970<sup>1</sup>: 160–2.

Absichten während seiner Sprechttätigkeit, oft gerade als Folge der Reaktion, der »Rückkoppelung« des Gesprächspartners.

**3.5.** Eine neue Schicht des Bereichs der Lautstärke stellt die *Verteilungsproportion der Betonung*,<sup>45</sup> des *dynamischen Akzents* dar — teils innerhalb der Gänze des Redeprozesses, teils der mit mehr oder minder größeren Lautstärke, lauter oder leiser ausgesprochenen logischen, sprachlichen, strukturellen Einheiten. (Dies gehört in den Problembereich »Was soll betont werden?«, den wir innerhalb der Problematik den Aussprache — d. h. der Rechtlautung — unter dem Titel Betonung oder richtige ungarische Betonung zu erwähnen pflegen.)<sup>46</sup> Es handelt sich um die Proportion: wieviel und was für Arten der Betonungen (Satz- und Abschnittbetonungen bzw. Haupt- und Nebenbetonungen, in manchen Sprachen der Wortakzent, gelegentlich rhythmische Betonungen) auf eine sprachliche Einheit in der Größe von Sätzen (oder kleineren bzw. umfangreicheren sprachlichen Einheiten) entfallen; um die Verhältnisse, die betreffs Anzahl, Häufigkeit und Quantität der Haupt-, Neben-, Wort- und rhythmischen Betonungsarten zu beobachten sind.

Dies ist — vornehmlich im reproduktiven Stil — zum Teil auch eine Folge des Satzbaus, der Gestaltung in eine sprachliche Form. Die »gespannten«, kompliziert konstruierten *simultanen Sätze* müssen meist übertrieben betont werden. Daher ist für sie die reichliche Betonung bezeichnet. Die linear konstruierten *sukzessiven Sätze* sind leicht zu begreifen und auszusprechen, deshalb ist eine übertriebene Betonung (die sich auf jedes Wort, jede Stammsilbe erstreckt) seltener zu beobachten (vgl. Anm. 43). Dieses Verhältnis hängt auch davon ab, wieviel Koordinierungen und wieviel Subordinierungen vorkommen, wie die Wortfolge und Reihenfolge beschaffen ist usw.<sup>47</sup> In diesem Fall dürfte die Funktion im Hervorheben, Vermitteln des sinnvoll-logischen Moments bestehen.

**3.6.** Intensität und Anzahl der Betonungen können aber teilweise auch unabhängig von der sprachlichen Konstruktion der Sätze sein.<sup>48</sup> In diesem Fall hängt die Proportion der Verteilung der respiratorischen Akzente, Betonungen bzw. ihre Position, in welchem Maße sie nämlich auf Silben entfallen, in — von logischem Standpunkte aus — betonten (richtiger gesagt: hervorzuhebenden) bzw. unbetonten (richtiger: nicht hervorzuhebenden) Positionen, bereits von der Absicht bzw. den Gefühlen des Sprechers ab. Ebendeshalb gelten die »unregelmäßigen« Betonungen für Ausdrucksmittel der Umstände der Rede, der Attitüden, Gefühle und Absichten.

Im erklärenden Stil gibt es viel mehr respiratorische Akzente von gleicher Stärke, es entfällt auf fast jedes einzelne Wort je eine Betonung. Auch Nebenakzent und rhythmischer Akzent sind häufig sowie die Betonung der letzten bzw. vorletzten Silbe. Beim

<sup>45</sup> Vgl. Fónagy 1958; Zolnai 1964: 190—4.

<sup>46</sup> Vgl. Csúry 1925: 5—6; Deme 1953: 215—24; Deme 1962: 458—503; Deme 1964: 114—135; Deme 1970<sup>2</sup>: 275—6; Fónagy—Magdics 1966: 97—117; Elekfi 1964; Elekfi 1968<sup>1</sup>; Elekfi 1969; Wacha 1971: 79—83.

<sup>47</sup> Vgl. Deme 1964: 114—135; Deme 1957: 407—330; Deme 1971: 856—62.

<sup>48</sup> Vgl. Wacha 1972<sup>1</sup>: 69—73; Wacha 1973<sup>1</sup>: 154; Wacha 1974: 205—8; Deme 1973: 74—77.

Plaudern sind respiratorische Akzente seltener, dafür kommen häufiger emotionelle oder sogenannte »unregelmäßige« Betonungen oder der »negative Akzent« vor,<sup>49</sup> wenn wir logisch genommen unbegründet respiratorischen Druck auf irgendein Wort legen. (Es darf natürlich nicht außer acht gelassen werden, daß die Textkonstruktion in großem Maße auch von der Absicht des Urhebers des Textes abhängt. Indirekt sind also Verteilung und Proportion der Akzente, auch wenn sie eine Absicht ausdrücken, wiederum nur Folgen des Textes.

**3.7.** Innerhalb der Verteilung der Akzente ist auch die *Lautstärke* der *Akzente* — aufeinander oder auf die Gänge der Rede bezogen — nicht indifferent. Die Akzente von verschiedenem Gewicht heben teils die logischen Zusammenhänge, den sinnvollen Inhalt des Satzes hervor (Haupt- und Nebenbetonungen; satzbetonte, absatzbetonte und unbetonte Teile), in diesem Falle hängen sie vom Satzbau ab.<sup>50</sup> Zum Teil drücken sie aber die Gefühle des Sprechers, die verschiedenen Attitüden des Redeprozesses aus.

Beispielshalber ergeben Befehle und intensive Einwirkungen Akzente von wuchtiger Stärke. Beim Staunen gibt es kaum ein Plus von Betonung usw.<sup>51</sup>

**3.8.** Natürlich ist auch der Umfang der Lautstärke individuell bedingt. Der Sprecher vermag nur innerhalb deren Grenzen zu reden und zu modulieren. Auch der Hörer nimmt diese Tatsache immer wieder zur Kenntnis. Nach dem Verklingen der ersten Worte und Sätze bestimmt und folgert er: wie groß der Lautstärkeumfang (Stärkebereich) des Sprechers ist, d. h. wann dieser mit größter Lautstärke und wann er am leisesten redet bzw. zu reden vermag. Er stellt fest, wie groß innerhalb dieses Bereiches die normale Lautstärke der Intonation ist, durch die der Sprecher seine Gedanken vermittelt. Er schließt darauf, wie groß die — der Konstitution und dem Temperament des Sprechers passende — Lautstärke sein mag, mit der er zu reden pflegt. Er schließt auf die Lautstärke, in der sich der Sprecher bei neutralen Mitteilungen äußert. Damit vergleicht er einerseits die Lautstärke der Intonation, mit der der Sprecher im Rahmen der gegebenen Sprechsituation seine Gedanken ausdrückt, andererseits die dynamischen Unterschiede, deren Zweck und Aufgabe ist, die logischen Zusammenhänge zu bezeichnen und auszudrücken. Innerhalb deren, jedoch mit denen vergleicht er die Stärke der respiratorischen Akzente (die Vermittlerin teils des Logischen, teils des Emotionellen ist), ferner die Verteilung der Akzente, welche die Gefühle des Sprechers widerspiegelt. Das heißt, er vergleicht mit der Intonationslautstärke diejenigen dynamischen Formen, deren relative Varianten, die sich im Individuellen realisierenden gemeinschaftlichen Formen, in den Äußerungen des Sprechers zur Geltung kommen.<sup>52</sup>

<sup>49</sup> Vgl. Fischer 1966: 226–8; Fónagy–Magdics 1966; Deme 1973: 77–9.

<sup>50</sup> Vgl. Deme 1953: 215–24; Deme 1962: 2: 458–503; Deme 1964: 114–35; Deme 1970<sup>2</sup>: 275–6; Deme 1957: 207–30; Gáti 1965: 120–138; Elekfi 1964; Elekfi 1968.

<sup>51</sup> Vgl. Fónagy–Magdics 1967: 183–253; Fónagy–Magdics 1966: 97–117.

<sup>52</sup> Vgl. Wacha 1973<sup>1</sup>: 130; Wacha 1973<sup>2</sup>: 89–90.

Auf die Detaillierung der Bedeutung der einzelnen dynamischen Elemente und ihrer Verknüpfung mit den übrigen akustischen Elementen werde ich nunmehr wiederum verzichten, so wie ich auch im Zusammenhang mit den melodischen Zeichen und Elementen auf eine ähnliche Aufzählung verzichtet habe. Es sei nur so viel erwähnt, daß die Betonung, die zweifellos einen wichtigsten Teil der richtigen, sinnvollen ungarischen Rede bildet, auf die Gänge von Stil und Sprechen bezogen wiederum nur einen kleinen Teil der anwendbaren und expressiven musikalischen Elemente ausmacht.

4. Das vierte große Teilgebiet der Musikalität der Rede ist der *Bereich des Sprechtempo*.<sup>53</sup> Hierher gehören jene akustischen, richtiger gesagt: rhythmischen Faktoren,<sup>54</sup> die — wiederum bloß als individuelle Gegebenheiten — vornehmlich vom Temperament, der geistigen Veranlagung usw. des Individuums abhängen. Dies bestimmt nämlich grundlegend das durchschnittliche (und gelegentliche) Sprechtempo des Individuums, d. h. wie der eine in neutralem Seelenzustand langsamer, der andere dagegen schneller zu sprechen pflegt. Dieses Tempo ist jedoch wiederum nicht unwandelbar, weil es sich in unterschiedlichen Sprechsituationen, durch verschiedene Gefühle ändert: mit einer neutralen Mitteilung verglichen wird es bald schneller, bald aber langsamer, freilich innerhalb der Grenzen der individuellen Realisierung und den Formen von kollektiver Geltung und Bedeutung entsprechend.

Nervosität, Aggressivität, Entschlossenheit können beispielsweise das Tempo beschleunigen, Kummer, Unentschlossenheit, Nachsinnen können wiederum die Gänge der gegebenen Sprechfähigkeit verlangsamen.

Ich möchte nicht der Demonstration halber (um nämlich das ganze System zur Schau zu stellen) auch im Bereich des Tempos die Gedankenfolge erörtern, die ich in den drei Bereichen der musikalischen Bereiche behandelt habe. Allerdings sind auch in diesem Bereich des Organs die Äquivalente der früher klargelegten Erscheinungen vorhanden.

4.1. Für jeden Redeprozess ist eine gewisse Durchschnittsgeschwindigkeit, ein durchschnittliches Tempo — das *Intonationstempo* — kennzeichnend. Dies hängt meistens von der gegebenen Situation ab, entspricht derselben und zeigt bzw. drückt die Absichten und Gefühle aus, die im Laufe des ganzen Redeprozesses zu vermerken sind,<sup>55</sup> ab und zu wird aber auf die äußeren Umstände des Sprechens (Zeitmangel, nervöse Atmosphäre usw.) hingewiesen.

4.2. Innerhalb dessen kann sich auch — gemäß dem Wechsel, dem Fluktuieren der Gefühle und Absichten (um Letztere widerzuspiegeln) — das Tempo der Mitteilung der einzelnen logischen Einheiten ändern, es kann relativ schneller oder langsamer sein als das Intonationstempo.

<sup>53</sup> Vgl. Wacha 1973<sup>1</sup>: 132–4; Wacha 1973<sup>2</sup>: 90–91.

<sup>54</sup> Vgl. Hegedűs 1957: 223–7; Deme 1962: 2: 415, 520; Deme 1970<sup>2</sup>: 276.

<sup>55</sup> Vgl. Fischer 1966: 234–6; Gáti 1965: 120–38; Deme 1973: 77–9.



4.3. Innerhalb des gesamten Sprechwerkes sondern sich zumeist mit stets anderen Tempos die größeren gedanklich-logischen Einheiten ab, die schriftlich meistens einen eigenen Abschnitt bilden.

4.4. Die sprachlichen Einheiten in der Größe eines Satzes oder kleineren Typs können eine neue rhythmische Mannigfaltigkeit aufweisen, da man doch die logischen Zusammenhänge, Zwischenbemerkungen innerhalb der Sätze im allgemeinen auch durch Tempowechsel einander näherbringt.

Die Zwischenbemerkungen und selbstverständlichen Teile werden — mit dem Durchschnittstempo der Sätze verglichen — beschleunigt, die wichtigen Teile, die von logischem Standpunkt aus gewichtigen Worte werden langsamer ausgesprochen. Es weist also auch dies — dem entsprechenden Teil des Melodiebereichs, den Stimmlagen ähnlich — im großen und ganzen drei Stufen auf: das durchschnittliche, mittlere Tempo des Satzes selbst, das der eingefügten Zwischenbemerkungen, die etwas schneller sind und das der wichtigsten hervorgehobenen Akzentabschnitte, die mit dem Durchschnittlichen verglichen etwas langsamer artikuliert werden.<sup>56</sup>

4.5. Der Betonung entspricht die Verlangsamung des mit dem respiratorischen Druck hervorgehobenen Teils.<sup>57</sup>

4.6. Im Zusammenhang des Tempos muß wiederum ein Mißverständnis beseitigt werden, das außerordentlich viel Sorgen bereitet. Es ist wieder von einem der Terminologie zuzuschreibenden Mißverständnis die Rede, ebenso wie im Falle des »Singens« und der »melodischen« Rede. Oft wird — besonders bei der Sprecherziehung und der Vortragskunst — der Begriff des schnellen Tempos mit dem des geläufigen, lebhaften, abwechslungsreichen Rhythmus, desgleichen der Begriff der langsamen Rede mit dem des gedehnten Sprechens verwechselt, indem man die beiden für ein und dasselbe hält, obwohl zwischen der raschen Rede einerseits und der mit geläufigem, lebhaftem Rhythmus artikulierten Rede andererseits ein wesentlicher Unterschied besteht. Wie dies auch durch Versuche und Messungen nachzuweisen ist, kann das schnelle Tempo, das schnelle Sprechen (wenn es hinsichtlich seines Durchschnittstempos gleichmäßig schnell ist) als langweilig, gedehnt, uninteressant scheinen, oft aber den Eindruck von Gehetze machen. Umsonst verläuft es in kürzerer Zeit als ein zeitlich länger dauerndes, doch abwechslungsreiches Sprechen von mannigfaltigem innerem Tempo oder wechselvollem Rhythmus. Die Lebhaftigkeit, Geläufigkeit ist also nicht der Schnelligkeit, dem »Schnattern« zu verdanken, sondern einer dem Sinn entsprechenden Verschiedenartigkeit. Der geläufige Rhythmus ist eine Folge der Rede von wechselvollem Rhythmus,

<sup>56</sup> Vgl. Deme 1970<sup>2</sup>: 276; Wacha 1968: 24–25; Gáti 1965: 120–8; Fischer 1966: 234; Deme: 1970<sup>3</sup>: 168. Zolnai 1964: 215–18.

<sup>57</sup> Vgl. Fónagy 1958: 73–4; Deme 1970<sup>2</sup>: 276; Nagy 1964: 43–8; Wacha 1968: 15–7; Gáti 1965: 74–154; Fischer 1966: 234–6.

in der die schnelleren und langsameren Teile zufolge des Spiels mit dem Rhythmus — natürlich im Dienst des Gedankens — fast überraschend wechseln.<sup>58</sup>

Man ist oft gezwungen, da die Zeit drängt, etwas »schnell abzuleiern«, »abzuhaspeln«. Man müßte aber auch die Tatsache in Betracht ziehen, daß durch schnelles Reden schwerlich viel Zeit zu gewinnen ist; man kann bloß zu Lasten des Sinns Zeit verlieren. Der durch Retardationen, durch schnellere Teile, größere und kleinere Pausen belebte mannigfaltige Rhythmus bedeutet nicht unbedingt ein zeitliches Plus, einen längeren Textvortrag. Erwähnenswert sind einige unserer letzten Versuche. Die Zeit, die zum Vortrag zweier Textteile zur Verfügung stand, belief sich mit einem außerordentlich gedehnten Tempo auf 3' bzw. 6'. Durch Wechsel und Pausen beschleunigten wir den Rhythmus in dem Maße, daß wir ihn beim Rückhören fast für zu schnell empfanden. Der chronologische Unterschied war außerordentlich groß und machte dennoch insgesamt 20'' bzw. 30'' (3' : 2' 40'' sowie 6' : 5' 30'') aus. Ein anderes Mal verglichen wir beim Hersagen eines anderen Textes den schnellen, jedoch langweiligen, als langsam empfundenen Vortrag mit einem genußreichen Textvortrag von beschleunigtem Rhythmus. Das Ergebnis überraschte die Zuhörer noch mehr. Der Textvortrag, dessen Rhythmus die Zuhörer als geläufig empfunden hatten, dauerte zeitlich länger als der angetriebene und dennoch für langsamer gehaltene. Man müßte also endlich daraufkommen, was ich bereits seit langem unterstreiche (und den Verfassern von Texten des öfteren, immerhin vergebens sage), man sollte einen Text nicht d e n Z e i l e n n a c h, sondern die Zeit berücksichtigend verfassen. Das heißt, man müsse auf die Zeit nicht aus der Zahl der Zeilen folgern, sie müsse nicht mit Zeilen, sondern durch Vorlesen, durch lauten Textvortrag gemessen werden. Eine Satzkonstruktion anderer Art vermag leichter auszusprechen sein, gibt für mehr Tempowechsel Möglichkeiten, bedarf daher eines geringeren Zeitaufwandes

5. Das fünfte große Teilgebiet der Musikalität der Rede ist der Bereich der Pausen.<sup>59</sup> Nach meinen Beobachtungen ist auch beim Gebrauch von Pausen ein »hierarchischer« Aufbau vorhanden, den ich früher bei den vier anderen »musikalischen« Ausdrucksmitteln umriß. (Die Erforschung der Anwendung von Pausen ist übrigens — samt der Untersuchung des Tempos — das meist vernachlässigte Gebiet der satzphonetischen Forschungen in Ungarn.)

In den Bereich der Sprechpausen gehören jene »Stillstände«, die den Kommunikationsprozeß bzw. die Sprechfähigkeit wegen der Gliederung des Sinngehalts, des Nachdenkens bzw. des Atemholens oder aus anderen Gründen unterbrechen. Auch diese hängen — den anderen textphonetischen Ausdrucksmitteln ähnlich — von der individuellen Anlage ab. Ihre Länge wird in der individuellen Rede durch individuelle Gegebenheiten bestimmt, z. B. durch die Größe der Lunge des Sprechers (»Luftkapazität«) oder die Gemütsart, das Temperament, den Seelenzustand, die Besonnenheit des Individuums u. dgl.

Die durchschnittliche Länge der Pausen ändert sich im Laufe des Redeprozesses entsprechend den Sprechsituationen, Gefühlen und Absichten. Mit neutralen Mitteilungen verglichen können die durchschnittlichen Atempausen hinsichtlich der Zeitdauer verlängert oder verkürzt werden. Dieser Prozeß

<sup>58</sup> Vgl. Wacha 1973<sup>1</sup>: 133–4; Wacha 1973<sup>2</sup>: 91.

<sup>59</sup> Vgl. Wacha 1973<sup>1</sup>: 134–6; Wacha 1973<sup>2</sup>: 71–3.

verläuft innerhalb der Grenzen und Möglichkeiten der Realisierung wiederum nur entsprechend den Formen von kollektiver Geltung und Bedeutung.

Nervosität, Aggressivität, Ungeduld, gehobener Gefühlszustand können z. B. die Zeitdauer der einzelnen Pausen verkürzen und ihre Zahl verringern. Kummer, Unge-  
wissenheit, Nachsinnen, Ruhe, Selbstsicherheit u. dgl. können dagegen die Stillstände  
während des Ertöns der einzelnen Gedankenreihen (d. h. die Zeit zum Atemholen  
oder zur Beruhigung ausdehnen oder aber die Zahl der Sprechpausen vermehren. Die  
Absicht, sich zu beeilen, kann die Pausen verkürzen (»Luft stehlen«), zuweilen aber sie auch  
vollkommen verschwinden lassen. (Es gibt Leute, die auch während des Einatmens spre-  
chen.) Die Absicht, die Zeit zu verzögern, die Bequemlichkeit können große und häufige  
Pausen ergeben usw.

**5.1.** Für das Ganze eines jeden Redeprozesses ist eine gewisse Durch-  
schnittslänge der Sprechpausen, der Gebrauch von Intonations-  
pausen charakteristisch. Dies ist in der Regel die Folge der gegebenen  
Situation und avisiert bzw. drückt die im ganzen Redeprozess vernehmbaren  
Absichten und Gefühle bzw. den Redecharakter (mündliche Rede, Vorlesung,  
reproduktiver Stil) aus.

Zeitmangel, Eile, nervöse Atmosphäre ergeben z. B. kurze Pausen. Die Absicht,  
etwas zu erklären, ist mit längeren Pausen verbunden, wie auch die Absicht, jemanden  
zu überreden, zu überzeugen, die durch längere und häufigere Pausen für Sprecher und  
Hörer ebenfalls Gelegenheit zum Nachdenken bietet. Die Anwendung von Pausen in  
der mündlichen Rede ist abwechslungsreicher, die der Vorlesung dagegen ausgeglichener.

**5.2.** Innerhalb des Gebrauchs von Intonationspausen kann sich die Länge  
der Pausen wiederum — der Änderung, Fluktuierung der Gefühle und Absich-  
ten bzw. dem Redecharakter entsprechend — ändern, sie kann verkürzt oder  
gedehnt, d. h. ihre Zahl aber größer oder geringer werden.

Beispielshalber: Eine simple Pause zwecks Atemholen an der Grenze der sprach-  
lich-logischen Einheit oder möglicherweise auf Kosten eines Bruches der sprachlich-  
logischen Einheit (in mündlicher Rede). Eine längere oder kürzere Pause am Ende des  
Satzes oder der gedanklichen Einheit (eines »Absatzes«), vor und nach einer Zwischen-  
bemerkung usw. oder Weglassung derselben infolge einer Anschwellung der Gefühle.<sup>60</sup>  
Oder: Wechselreiche Pausenlängen in der mündlichen Rede (Gedanken- oder Kunst-  
pausen), oder eine gleichmäßigere Anwendung von Pausen (zu Lasten des Ausdrucks).  
beim Vorlesen usw.<sup>61</sup>

**5.3.** Aber auch die Stelle und Zahl der latenten Pausen innerhalb der  
größeren gedanklich-logischen Einheiten können expressiven Charakters sein.  
Obgleich hier der Gebrauch von Pausen schon eine Folge der sprachlichen  
Prägung ist, kann sich die Zahl der Pausen (infolge der verschmelzenden  
Wucht oder wegen der Gegliedertheit der Rede) vermehren oder verringern.  
Es können die Pausen (oder Ergänzungspausen!) die Grenze und Verknüpfung  
der logisch-sprachlichen Einheiten der Rede, so die Grenze der Phrasen, der  
phraseologischen Einheiten der Sprache, der Sätze, der gedanklichen Einheiten,

<sup>60</sup> Vgl. Deme 1962: 2: 518—22; Nagy 1964: 139—41.

<sup>61</sup> Vgl. Fónagy—Magdics 1967: 11—20.

die Bemerkung (Pausenpaar, Vor- und Nachpause) anzeigen. Letztere können aber durch die verschmelzende Wucht der Rede vermengt werden.<sup>62</sup>

In der mündlichen Rede gleitet das Sprechen z. B. im allgemeinen häufiger ohne Pausen über die Grenze der logisch-sprachlichen Einheiten hinweg als im reproduktiven Stil oder beim Vorlesen. Im Letzteren hält man z. B. im allgemeinen vor den die Sätze verbindenden Konjunktionen *és* 'und', *hoggy* 'daß', *aki* 'der, wer', *amely* 'das, was' u. dgl. eine Pause, in der mündlichen Rede dagegen zumeist — oder wenigstens häufiger — nach den Bindenwörtern. Eine ähnliche Lage finden wir auch bei den Zwischenbemerkungen vor.<sup>63</sup>

5.4. Innerhalb dieser kleineren sprachlichen Einheiten können wir die der Betonung, der »Hervorhebung« entsprechende Kunstpause oder die Vorpause beobachten, mit deren Hilfe je ein wichtiges Wort hervorgehoben wird.<sup>64</sup>

#### IV.

1. Untersuchen wir den Problembereich von einer anderen Richtung, vom Standpunkte des Sprechers und Textes her, so können wir das bisher Erörterte in aller Kürze folgenderweise zusammenfassen:<sup>65</sup>

1.1. Der Hörer vergleicht mit der allgemeinen Kennzeichen des Organs des Individuums (normale Klangfarbe, normale Stimmhöhe, normale Intonationshöhe und -lage der Rede, normale Lautstärke, normales Sprechtempo, normale Länge der Atempausen) die akustischen (Stil)Merkmale, die akustischen Ausdrucksmittel, die sich -- ich betone es erneut -- in den individuellen Eigentümlichkeiten, Eigenschaften realisieren. Dies sind einerseits kollektive und zugleich konventionelle Zeichen, die andererseits schon eine kollektive und konventionelle »Bedeutung« bzw. einen Bewußtseinsinhalt haben. Der Sprecher wählt sie von den möglichen Varianten, dem Sinn, Gefühl und Willen (der Mitteilungsabsicht) entsprechend aus. Von diesen drei Faktoren angeregt macht er von ihnen Gebrauch: während der spontanen Sprechetätigkeit instinktiv, innerhalb des reproduktiven Stils aber -- z. B. im Theater, beim Vortrag von Prosawerken und Gedichten -- mehr oder minder bewußt.

1.2. Diese drei Faktoren -- vornehmlich die Gefühle und Absichten -- bestimmen, in welcher Stimmfärbung der Sprecher innerhalb seines Klangfarbenbereichs das Wort in der gegebenen Sprechlage ergreift (Klangfarbe der Intonation), und wie und in welchem Maße er innerhalb dieser seine

<sup>62</sup> Vgl. Deme 1962: 2: 518–22; Fónagy–Magdics 1967: 11–20.

<sup>63</sup> Vgl. Fónagy–Magdics 1967: 11–20; Deme 1970<sup>2</sup>: 276; Deme 1962: 2: 518–22; Zolnai 1964: 215–18.

<sup>64</sup> Vgl. Deme 1962: 519; Deme 1970<sup>2</sup>: 276; Wacha 1968: 15–6; Nagy 1964: 43–8.

<sup>65</sup> Vgl. Wacha 1973<sup>1</sup>: 136–40; Wacha 1973<sup>2</sup>: 93–95, 96–7.

Stimme färbt, sie weich, hart oder glänzend, heller oder dunkler macht, sie dämpft, verschleiert, knödelartig auskehlt usw. Die normale Klangfarbe ändert sich mit der Stimmfärbung einer »neutralen« Mitteilung verglichen unter dem Einfluß der Situation, Attitüden, Absichten und Gefühle und avisiert auf diese Weise die Attitüden, Situationen in einer gegebenen Sprechlage.

**1.3.** Sinn, Gefühl und Absicht (des Mitteilens) bestimmen auch, in welcher Intonationshöhe der Sprecher innerhalb des Bereichs des Lautbestandes mit seiner normalen Stimmhöhe und seinem ebenfalls normalen Stimmumfang verglichen in der gegebenen Sprechlage zu reden pflegt.

Das Erklären, die Absicht, auf jemanden intensiv einzuwirken, hebt beispielsweise die normale Stimmhöhe; Bescheidenheit, zarte Gefühle kommen durch ein tieferes Register zur Geltung.

Die drei Gesichtspunkte bestimmen auch, in welchen relativen Stimmhöhen innerhalb der normalen Stimmhöhe die Rede ertönt bzw. sich bewegt und wieviel Register oder Intervalle sie innerhalb dieser Stimmhöhen gebraucht: wie häufig darin (unter dem Einfluß der Gefühle oder des Sinns bzw. beim Ausdrücken einer Stimmung) Registerwechsel vorkommen.

Es ist die Folge des Sinnes und der Mitteilungsabsicht (Wille, Ziel) welcher Formen des Tonfalls sich der mitteilende Sprecher innerhalb der Register bedient. — Die Folge der Gefühle und Absichten ist es, wie groß innerhalb dieser Formen des Tonfalls die Breite und die Intervalle sind, d. h. wie groß (Terz, Quart bzw. größer, z. B. Sext oder kleiner, z. B. Sekund) der Umfang, die Latitüde des Sinkens in einer Einheit des Tonfalles bzw. des Aufstiegs der letzten Silbe einer Phrase sind. Diese dienen zur Anzeige der Attitüden und Situationen.

**1.4.** Auch im Bereich der Lautstärke bestimmen Sinn, Gefühl und Absicht: mit welcher Lautstärke der Intonation der Sprecher mit seiner normalen, üblichen Lautstärke verglichen in einer gegebenen Sprechsituation während der ganzen Sprechfähigkeit, des gesamten Mitteilungsprozesses (seiner Absicht bzw. seinen Gefühlen entsprechend) redet.

Je heftiger nämlich das Gefühl, je intensiver die Absicht, auf jemanden einzuwirken, umso mehr wird die Lautstärke gesteigert, umso lauter wird die Rede. Zärtliche Gefühle bringen wir gewöhnlich durch leisere Rede zum Ausdruck.

Ebenfalls diese drei Gesichtspunkte bestimmen, ob der Sprecher im Laufe des Redeprozesses vom Wechsel der Lautstärke Gebrauch macht, ob er im Interesse der Erhellung geistiger Zusammenhänge gewisse Einzelheiten, gedankliche, grammatische u. ä. Einheiten mit größerer oder kleinerer Lautstärke, d. h. lauter oder leiser artikuliert.

Zur Avisierung des Sinns, zum Ausdruck der Gefühle bzw. gewisser Attitüden heben wir gewisse sinnvolle Einheiten (Konstruktionen, Wortverbindungen) durch größere Lautstärke hervor; weniger wichtige Teile, Zwischenbemerkungen, weniger wesentliche oder unbedeutende Satzteile, belanglose Erläuterungen, selbstverständliche Bemerkungen werden gedämpft, leiser artikuliert.

Die obenerwähnten Gesichtspunkte determinieren es auch, wie häufig und wie stark die Betonungen, die Akzente innerhalb der relativen Stärke des Redeprozesses und der Lautstärkewechsel hinsichtlich ihres Verhältnisses zueinander und der Gänze des Redeprozesses sind.<sup>66</sup>

In der Rede erklärenden und agitativen Charakters sind die Betonungen stärker, schärfer, sie herrschen mit dem Tonfall verglichen vor, sie unterdrücken ihn. Die Satzbetonung verschwindet zugunsten der Betonung der Wörter. In gewissen protokollarischen Texten — ebenso in mündlicher Rede wie beim Vorlesen — fällt fast auf jedes inhaltsschwere Wort eine Betonung, und die Stärke der Betonungen, Akzente ist schier dieselbe. Häufige, jedoch fein nuancierte Betonungen können wir beim Hersagen von Gedichten beobachten usw.

1.5. Eine ähnliche Lage finden wir im Bereich des U m f a n g s d e s T e m p o s vor. Die erwähnten drei Determinanten bestimmen, wie sich das Tempo des ganzen Redeprozesses gestaltet. Ob das Intonationstempo mit dem normalen individuellen Sprechtempo verglichen in einzelnen Situationen, in gegebenen Sprechlagen schnell oder langsam ist, wird vorwiegend durch das Gefühl und die Absicht bestimmt.

Die Nervosität, die Ungeduld steigern beispielshalber das Tempo, die Gleichgültigkeit verlangsamt es, die Absicht, auf jemanden intensiv einzuwirken, beschleunigt einerseits — so z. B. wenn bezweckt wird, die Aufmerksamkeit abzuleiten, oder aber bei einer Agitation oder Zurede —; hingegen verlangsamt es z. B., wenn eine Absicht, etwas zu erklären oder anzudeuten vorhanden ist.

Die Wechsel innerhalb des Intonationstempos, d. h. das »Aussprechen« (bei langsamerem oder schnellerem Tempo) je eines Details, einer Wortkonstruktion, eventuell eines Satzes oder Gliedsatzes bestimmen innerhalb der Sätze, der logischen Einheiten (Redeabschnitte) das Logische, den Sinn (im Interesse der klaren Gliederung des Inhalts).<sup>67</sup>

1.6. Im B e r e i c h d e r P a u s e n bestimmt eher der Sinn die Pausen, deren Länge für den ganzen Redeprozess charakteristisch ist, obgleich deren Länge in einer gegebenen Sprechlage (Situation) auch die Gefühle und Attitüden determinieren kann.

In einer aufgeregten, ungeduldigen, schnellen Rede sind die Pausen im allgemeinen kürzer, und das Atemholen hastig. Ähnliche Pausenlängen deuten auch auf die agitative Absicht u. a. hin. Das Nachsinnen, Grübeln ergibt längere Pausen, die Ruhe, zuweilen die Gleichgültigkeit werden durch gleichmäßig verteilte, gleichförmige Pausen avisiert.

<sup>66</sup> Vgl. Elekfi 1968<sup>1</sup>; Elekfi 1969.

<sup>67</sup> Vgl. Deme 1973: 73 — 82.

Der Hörer vergleicht mit den allgemeinen Atempausen jene Pausenwechsel — im Verhältnis zu den Atempausen längere oder kürzere Stillstände — deren sich der Sprecher, im Interesse der Hervorhebung des Sinnes, zum Ausdruck der Attitüde innerhalb des ganzen Redeprozesses bedient (hervorhebende oder Kunstpausen, Abbrechen der Rede, Gliederung usw.).

2. Das oben Angeführte (II–IV) kann tabellarisch folgendermaßen zusammengefaßt werden (s. Tabelle S. 64 f.):

## V.

1. Das oben Angeführte zeigt die Verknüpfung und die inneren Zusammenhänge je eines internen Gebiets der textphonetischen Mittel an. Abgesehen von einigen Hinweisen haben sie die genau so wichtige Frage nicht berührt, wie sich die zur Schau gestellten Ausdrucksmittel miteinander sowohl in ihrer (üblichen und individuellen) Realisierung und Erscheinungsform als auch in ihrer Funktion verknüpfen. (Auf gewisse Zusammenhänge und Funktionen, auf die üblichen kollektiven Erscheinungen versuchte ich durch die waage- und senkrechte Aufteilung der beiliegenden tabellarischen Skizze hinzuweisen. Ähnliche Verknüpfungen demonstriert auch der Sammelband von Fónagy–Magdics: *A magyar beszéd dallama* [Die Melodie der ungarischen Rede].<sup>68</sup> Meinen Beobachtungen und Erfahrungen nach ist es auch in Bezug auf die textphonetischen Ausdrucksmittel gültig, was bezüglich der Betonung (meines Erachtens wäre richtiger: Hervorheben) der Wörter A. Nagy in seinem Buch: *Színpad és beszéd* [Bühne und Rede] feststellt,<sup>69</sup> daß nämlich die vier Ausdrucksmittel des Hervorhebens: der Akzent, die Melodie, das Tempo und die Pause in der Regel gleichzeitig auftreten, aber oft sich gegenseitig vertreten können. Ich selbst beobachtete und beschrieb die Verwirklichung dieses Prinzips auch in der Art des Hervorhebens der Konstruktionen von Wörtern und bezeichnete sie als »Grundsatz der Dominanzverschiebung« in meiner Besprechung der nach Kazinczy benannten Aussprachewettbewerbe.<sup>70</sup> L. Deme wies bereits 1962 in den Abschnitten der ungarischen deskriptiven Grammatik über Satzphonetik ebenfalls auf ähnliche Faktoren hin.<sup>71</sup> In seiner bereits zitierten Studie von 1970 schrieb Deme über die Zusammenhänge der *satzphonetischen Ausdrucksmittel* (Akzent, Betonung bzw. Tonfall, Sprechtempo, Pausen) — gewissermaßen auf die Textphonetik hinweisend — Folgendes: »Wir erfuhren: bei der Verwendung von satzphonetischen Aus-

<sup>68</sup> Vgl. Fónagy–Magdics 1967: 138–260.

<sup>69</sup> Nagy 1964: 43–8 ff.

<sup>70</sup> Wacha 1968: 15–16, vgl. a.a.O. 11–8, 23–5.

<sup>71</sup> Deme 1962: 2: 458–521, 515–7.

Organum		Sprechwerk (das Ganze eines Textes)	Das Grenzsinal der größeren und kleineren Texteinheiten	Typische Ausdrucksmittel im Satzganzen	Gelegentliche Ausdrucksmittel
1. Klangfarbe Stimmqualität	Normale Klangfarbe	Klangfarbe der Intonation	Änderungen der Klangfarbe in größeren Einheiten	Änderungen der Klangfarbe: Stimmfärbung	Stimmfärbung in kleineren Einheiten
2. Gebiet des Stimmumfangs (der Stimmhöhe)	Normale Stimmhöhe, Stimmhöhe, normaler Stimmumfang	1. Stimmhöhe und Stimmumfang der Intonation	3. Höhenunterschiede in größeren Einheiten; gedankliche Einheit, Absatz: Änderungen der Stimmhöhe und des Stimmumfangs	5. Form, Tendenz der Intonation: sinkend, steigend-fallend usw.	7. Intonationsbreite, Größe der Lautabstände: Sekund, Terz, Quart usw.
		2. Änderungen in kleineren Einheiten entsprechend der Änderung von Gefühlsmomenten	4. Änderungen in kleineren Einheiten: Satz, Wortverbindung, Nebensatz, Einschub: hohe, mittlere, tiefe Lage	6. Charakter der Intonation: in großen Bögen sich bewegend usw.	
3. Gebiet der Lautstärke	Normale Lautstärke	1. Lautstärke der Intonation	3. Änderungen der Lautstärke in größeren Einheiten	5. Häufigkeit und Verteilung von Akzenten und Betonungen: Anteil der Haupt-, Neben- und rhythmischen Akzente	7. Stärke der Akzente, Betonungen bezogen aufeinander, ihr Anteil
		2. Änderungen in kleineren Einheiten entsprechend der Änderung von Gefühlsmomenten	4. Lautere, leisere Lösungen in kleineren Einheiten	6. Ihr Platz in Sätzen, Wörtern, Wortverbindungen usw.	



4. Gebiet des Sprechtempos	Normales Sprechtempo	1. Sprechtempo der Intonation	3. Tempoänderungen in größeren Einheiten	5. Verlangsamung von durch Betonung hervorgehobenen Teilen	6. Sprechverlauf
		2. Änderungen entsprechend der Änderung von Gefühlsmomenten	4. Langsamere od. schnellere Lösungen in kleineren Einheiten		
5. Gebiet der Sprechpausen	Normale Länge der Pause, Atmung	1. Intonationspausen: hastige, ruhige Atmung	3. Platz, Zahl, Länge der Pausen	5. Hervorgehobene Pause, Kunstpause	6. Zerdehnung, Abbrechen der Rede, Kunstpausen, Gedankenpausen, zahlenmäßiger Anteil der Pausen
		2. Änderungen entsprechend der Änderung von Gefühlsmomenten	4. Änderungen der Pausen im Satz: Artikulationspause, Länge der Redeabschnitte		
<div style="display: flex; align-items: center; justify-content: space-between;"> <div style="writing-mode: vertical-rl; transform: rotate(180deg);">Individuelle Eigentümlichkeiten</div> <div style="text-align: center;"> <p>Im Individuum sich realisierende kollektive Formen in kollektiver Bedeutung</p> </div> </div>					
		Zur Bezeichnung der Situation, des Gefühlsmoments, der Absicht, zum Ausdruck des Redecharakters im gesamten Sprechprozeß	Zur Bezeichnung des Sinns, des logischen Inhalts, in logischen Einheiten entsprechend größeren Texteinheiten bzw. kleineren sprachlichen Einheiten (z. B. dem Satz)	Zur Bezeichnung des Sinns, des logischen Inhalts, der Absicht in Einheiten von der Größe eines Satzes oder einer Wortverbindung	Zur Bezeichnung eines Gefühlsmoments, einer Absicht, einer Einstellung, zum Ausdruck des Redecharakters
Funktionen					

(Die Auswahl aus den kollektiven Formen trifft immer der Sinn, das Gefühl, die Absicht !)

drucksmitteln gilt für eine natürliche Grundstellung das simultane Auftreten, d. h. die *Konkomitanz* der vier Ausdrucksmittel. Die Schicksale der normalen Höhe, des Durchschnittstempos und der durchschnittlichen Pause verknüpfen sich während des Sprechens miteinander und nicht an letzter Stelle mit dem der normalen Lautstärke. Die vier Eigenarten dienen — zumindest ursprünglich — gemeinsam zur Hervorhebung und Senkung; d. h. sie sind konkomitanter Natur.«

»Die Konkomitanz ist heute nur mehr eine Grundstellung [Sperrung von mir, I. W.]. Dies bedeutet: Das simultane Auftreten der vier Elemente entspricht zwar dem Gebrauch, ist jedoch nicht unbedingt notwendig. Die vier simultan auftretenden satzphonetischen Eigenarten haben nicht alle eine Hauptfunktion, und so können sie in begründeten Fällen voneinander getrennt werden. Durch ihr gemeinsames Auftreten sind die mit einer Hauptfunktion behafteten bloß als Absicherungen [= Redundanzen] vorhanden . . . [Die] satzphonetischen Elemente sind [also] ihrer Grundbeschaffenheit nach konkomitanten Charakters, d. h. miteinander verbunden . . . zum Avisieren besonderer Nuancen können sie nicht nur getrennt werden, sondern auch *alternativ*, d. h. untereinander variierend, einander substituierend erscheinen.«<sup>72</sup>

All dies ist — meiner Überzeugung und meinen Beobachtungen nach — in noch größerem Maße für die Anwendung der besprochenen textphonetischen Ausdrucksmittel gültig, deren größere Anzahl und kompliziertere Gliederung sowie Realisierung, die vom Organ und der Persönlichkeit des Individuums abhängt,<sup>73</sup> noch mehr Möglichkeiten für Variationen bietet. Ebendeshalb ist die Erforschung des Problemkreises gerade vom Standpunkte der Untersuchung des akustischen Stils der gesprochenen Äußerungen aus — und freilich auch aus Gründen des Ausmaßes meiner Abhandlung — einer selbständigen Studie wert. Besonders dann, wenn wir parallel mit der Untersuchung der textphonetischen Ausdrucksmittel auch solche Faktoren in Betracht nehmen wie beispielshalber die Atmung, die Intonation, das Gepräge der Gänge des Artikulationsprozesses, die Bildung der einzelnen Sprachlaute, die Aussprache der Lautverbindungen usw.<sup>74</sup> Dies sind zwar streng genommen keine textphonetischen Ausdrucksmittel, sie können jedoch hinsichtlich des Gepräges, des Stils der verlautenden Rede die Funktion des Stilems erfüllen, als Stilmittel bei der Ausgestaltung der Stilart eine Rolle spielen. Die ungarischen Mundarten werden von der Sprachwissenschaft z. B. auch heute noch hauptsächlich auf Grund ihrer Phonetik und Lautbildung untersucht und systematisiert.<sup>75</sup> Abgesehen von wenigen Ausnahmefällen kommt in den Mundart-

<sup>72</sup> Deme 1970<sup>2</sup>: 277—8.

<sup>73</sup> Deme 1970<sup>2</sup>: 278.

<sup>74</sup> Vgl. Deme 1967; Molnár 1970; Elekfi 1968<sup>2</sup>.

<sup>75</sup> Vgl. Imre: 1971.

monographien kaum eine Beschreibung der Satzphonetik der Dialekte vor, wie wir sie in der Studie von B. Csúry: A szamosháti nyelvjárás hanglejtésformái [Die Formen des Tonfalls in der ungarischen Mundart des Someschrückens]<sup>76</sup> und K. Magdics: A magyar nyelvjárások összehasonlító hanglejtés-vizsgálatainak tanulságai [Lehren aus den vergleichenden Untersuchungen des Tonfalls der ungarischen Mundarten].<sup>77</sup>

In Bezug auf die Fragen der Erforschung und Systematisierung der textphonetischen Mittel sei angemerkt: das dargestellte System ist kein spekulatives System, sondern eine knappgefaßte Summierung der Beobachtungen und Erfahrungen von sieben Jahren sowie des Verkehrs mit Nachrichtenansagern im Rundfunk, mit praktischen Vortragenden, Studenten, Verskünstlern, Vertretern des Rundfunks und des öffentlichen Lebens. Es ist ein Ergebnis von Beobachtungen, die sich auf die mündliche Rede, die Sprechsprache richteten: auf sämtliche mündliche Äußerungen, vom Gelispel und Gelalle der Kinder, von ihren ohne Worte, bloß durch Melodie ausgedrückten Gedanken anfangen über Studenten, Männer des öffentlichen Lebens, Reporter, Schauspieler bis zu den Berufssprechern des Rundfunks, inbegriffen die alltäglichen Äußerungen der Alltagsmenschen gleichwie die feierlichen Verlautbarungen.

2. Nur mit Hilfe des Systems der oben angezeigten textphonetischen Mittel konnten und können die kleineren und größeren, nicht nur vom akustischen Standpunkt aus, sondern auch in Hinsicht der Lautbildung, des Wortgebrauchs und des Satzbaus sich absondernden Kategorien der mündlichen Rede als einer Form der Äußerung erkannt und separiert werden, die wir auf Grund unserer bisherigen Kenntnisse und Beobachtungen schematisch folgendermaßen einteilen können.<sup>78</sup>

2.1.1. Die mündliche, spontane, ungebundene Rede, d. h. das Gesamt des Textes und der textphonetischen Form, das bei der Geburt unserer Gedanken oder beim Mitteilen des in Gedanken im voraus formulierten Mitzuteilenden erklingt, also in solchen Situationen, wo Denken und Sprechen zu gleicher Zeit vonstatten gehen oder das Erstere nur kurze Zeit — einige Minuten — dem Letzteren vorangeht. Die Rede ist also keineswegs eine (wörtliche) Wiederholung eines niedergeschriebenen Textes. Mit anderen Worten: Das Schaffen und Produzieren des Textes (der Textbau und die Produktion) sind von simultanem Gepräge; beide gehen gleichzeitig vor sich, sie sind Tätigkeiten synchroner Natur.

<sup>76</sup> Csúry 1925.

<sup>77</sup> Magdics 1964.

<sup>78</sup> Vgl. Wacha 1973<sup>1</sup>: 149—52, 154—8; Wacha 1973<sup>2</sup>: 98—100; Wacha 1974.

**2.1.2.** Die Vorlesung ist ein Gegenpol des Vorhergehenden. Eigentlich ist sie nichts anderes als das laute Hersagen eines Textes, den der Sprecher oder sonst jemand schon früher aufs Papier geworfen hat. Der Sprecher aber will gar nicht den Anschein erwecken — sei es beim Hersagen des Textes vom Mitteilen seiner eigenen Gedanken, sei es vom Interpretieren der Meinung oder der Gedanken anderer die Rede — als ob er eine simultane, synchrone Tätigkeit entfaltete, er zeigt bloß an, daß er seinen Hörern buchstäblich und wortgetreu die zu Papier gebrachten Gedanken mitteilt, sie gewissermaßen »zitiert« oder »bekanntmacht«. Er drückt auch durch seine Stimme aus, daß zwischen der Bildung und dem Hersagen des Textes eine zeitliche Distanz besteht, daß also die Textbildung (Aktion) und der Textvortrag (Reproduktion) asynchron vor sich gehen. Er kann auch mittels seiner Stimme eventuell andeuten, daß der Text gar nicht seine eigene Schöpfung, sondern die eines anderen ist. Wenigstens ist soviel zu empfinden, ob er mit den in den Text befaßten Gedanken einverstanden ist oder nicht.

**2.1.3.** Die reproduktive oder interpretierende Rede ist das Erklingen, das Vortragen eines vom Sprecher selbst oder einem anderen im voraus geschaffenen, fürs Hersagen bestimmten/geschriebenen belletristischen oder sonstigen Textes, mit dem der Sprecher — indem er den Text entweder »verlesend« oder »auswendig«, »einstudiert« vorträgt — die Illusion erwecken möchte, daß der vorgetragene Text das Produkt, das Ergebnis einer unmittelbaren Sprechttätigkeit, einer spontanen Rede ist, d. h. er versucht so zu sprechen, als ob die Textbildung (Aktion) und der Textvortrag, die Rede (Reproduktion) einen synchronen, simultanen Vorgang bildeten, obzwar die beiden Prozesse nicht gleichzeitig, sondern in verschiedenen (asynchronen) Phasen ablaufen. Es ist gültig, was S. Hevesi über die Profession der Schauspieler schreibt: »Der Schauspieler studiert seine Rolle ein, um die Illusion zu erwecken, daß sie nicht einstudiert ist, um den Anschein zu bewahren, daß ihm die Worte unter dem Einfluß des Augenblicks, der Situation in den Sinn kämen.«<sup>79</sup> Daraus folgt unter anderem: ein Hauptmerkmal der Stil­kategorie ist, daß der Darsteller den Text, das Werk, als seine eigenen Gedanken interpretiere; oder, wenn dies unmöglich ist (z. B. beim Deklamieren eines Gedichtes), so sage er den Text auf die Weise, daß er dem Publikum fühlen lasse: er identifiziert sich damit völlig, er durchlebt ihn seelisch, gedanklich und gefühlsmäßig und drückt mit dessen Hilfe auch seine eigenen Gedanken aus. Oder aber identifiziert er sich nicht mit dem Text, sondern mit dem Urheber des Textes, der Schöpfer selbst erhebt durch ihn die Stimme. — Natürlich läßt sich bei dieser Gelegenheit auch das Publikum gewissermaßen auf das

<sup>79</sup> A színjátszás, a rendezés művészete [Die Kunst des Theaters und der Regie]. Zitiert nach Gy. Kürthy: Derű a deszkán [Heiterkeit auf der Bühne]. Budapest 1967: 55.

Spiel ein. — In diese wichtigste Stil­kategorie, die mit den beiden Vorigen verglichen eine Übergangsstufe darstellt, dürften die Tätigkeit eines Vortragenden oder Schauspielers (Vortrag von Gedichten, Prosawerken, Konferieren, Schauspielerei), ferner die »prosaischen« Gattungen des Rundfunks gehören.

**2.1.4.** Der sog. halbreproduktiven Rede als einer weiteren Art der Sprech­­tätigkeit liegt regelmäßig eine vom Sprecher früher detailliert formulierte, zum Vorlesen vorgesehene Niederschrift zugrunde. Sie wird aber so vorgetragen, daß der Sprecher nicht unbedingt darauf besteht, sich starr, von Wort zu Wort an seinem im voraus »straffgezogenen« Text festzuhalten, sondern — im Laufe des Vorlesens — zitiert, d. h. wiederholt er einige Partien wörtlich, während andere umgeformt werden; so bleibt er eigentlich immer nur dem Wesen des Textes treu, das er mit neuen Worten zum Ausdruck zu bringen sucht. Einige Details fallen weg, andere werden dagegen ergänzt oder sogar durch neue Elemente ersetzt. Entweder fällt also die Aktion der Textformulierung in der Sprech­­tätigkeit vor die Reproduktion, d. h. sie wird dem Vortragen des Textes vorangestellt (die beiden werden asynchron vollzogen), oder aber fallen sie zusammen wie sonst im Sprechen des Alltagslebens, im spontanen Gespräch, wo Textformulierung und Aktualisierung eines Textes synchron und simultan ablaufen. — Wir sind Zeugen dieser Gattung der Sprech­­tätigkeit bei wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Vorlesungen, so z. B. zwecks Überführung zu einem neuen Thema geschriebener Texte in gemischten Funkprogrammen, in vielen Quizz-Sendungen, Wunschprogrammen u. dgl.

**2.2.** Innerhalb dieser drei (bzw. vier) Hauptkategorien, die in Hinsicht auf ihren akustischen Aspekt, zum anderen auf ihre Art und Weise der Formulierung, d. h. in Hinsicht auf ihren sprachlichen Stil voneinander so stark abweichen — gibt es, jetzt schon vom Akustischen der Sprech­­tätigkeit her gesehen, weitere kleinere Nebenkategorien, Stil­schichten, die den Charakter und den Stil des Gesagten definieren. Obzwar ohne Graduierung — heute wäre es noch so gut wie unmöglich! — lassen sich mehrere Stil- bzw. Sprechschichten voneinander abgrenzen. Ihrer Wesensstruktur nach bilden sie gleichzeitig eine Art Einheit innerhalb der Gesamtheit der ungarischen Aussprache, im Ungarisch-Sprechen überhaupt.<sup>80</sup>

**2.2.1.** Es ist die anspruchsvolle, literatursprachliche Aussprache bzw. Sprechschicht (oder Stil), die die meist wählerische

<sup>80</sup> Vgl. Bárczi 1963: 181–92, 204–47, 322–7, 364, 378–9; Benkő 1970; Deme 1970<sup>3</sup>; 37–8, 72–3; Pais 1953; Szathmári 1960; Szathmári 1967; Imre 1971; Wacha 1973<sup>1</sup>; 152–154; Wacha 1973<sup>2</sup>; 100–1.

Ausdrucksform der Äußerung im Sprechen darstellt. Sie ist gleich (prinzipielle, theoretische) Verkörperung des Sprachideals für den ganzen ungarischen Sprachraum, für die gesamte ungarische Sprachgemeinschaft. Sie ist ein unausgesprochener Etalon des richtigen und schönen ungarischen Sprechens, dessen sich Schauspieler, Künstler der Bühne (Prosa und Gedichte), Ansager im Hör- und Sehfunk sowie die besten Redner bedienen.

**2.2.2.** Der Stil und die Schicht der darstellenden Prosa ist eine weit und breit verwirklichte (bis zu einem bestimmten Grad schlichtere, farblose, aber noch immer sehr anspruchsvolle) Variante des Vorigen. In ihrer Tendenz stellt sie eine Sprechattitüde dar, die sich in Richtung zur Vereinheitlichung der Aussprache des gesamten ungarischen Sprachraums auswirkt. Sie wird von gebildeten, in ihrer Muttersprache und ihrem Sprachgebrauch hochkultivierten Leuten (Ansagern im Hör- und Sehfunk, Reportern, Leuten des öffentlichen Lebens, Lehrern, die auf ihre Sprechweise achten, Fachleuten beim Vortrag usw.) gesprochen, besonders wenn sie auf ihre Aussprache großen Wert legen oder in anspruchsvoller Umgebung ihre Sprechfähigkeit ausüben.

**2.2.3.** Die Schicht bzw. der Stil der Umgangssprache ist eine sehr wechselreiche, viele Varianten enthaltende Sprechart des alltäglichen Lebens, die weniger anspruchsvoll als der Stil der darstellenden Prosa ist. Sie wird von den Gebildeten gesprochen, die über eine durchschnittliche oder etwas höhere muttersprachliche Bildung verfügen und anspruchsvoll sind. Die Schicht des akustischen Stils, die wir von den in Großstädten lebenden gebildeten Mitgliedern der anspruchsvoll sprechenden gesellschaftlichen Schichten (wie z. B. Akademikern, Lehrern, Beamten, Funktionären) im Laufe der alltäglichen Sprechfähigkeit oder im Rundfunk anlässlich eines Interviews hören können, insofern es sich nicht um eine »Äußerung«, »Deklaration« handelt.

**2.2.4.** Die Schicht bzw. Stil der regionalen Umgangssprache oder landschaftlich gefärbten Rede. Dieser Schicht entspricht das Sprechen der gebildeten Schichten der größeren Provinzstädte. Sie steht der Rede der mitteilenden darstellenden Prosa bzw. der Umgangssprache nahe und ist eigentlich ihre durch mundartliche Elemente gefärbte Variante. Sie erscheint hauptsächlich dank dem Lautbestand der Dialekte »kräftig gefärbt«, vor allem infolge einer prägnanteren Unterscheidung der *e* ~ *ě*-Laute, der *ö*- und *i*-Lautung, des Gebrauchs von kurzem *i*, *u* und *ü* anstatt der langen Entsprechungen *í*, *ú* und *ű* der Umgangssprache, die sich auch in der Orthographie widerspiegeln u. dgl. Wir können aber auch Formen des Tonfalls beobachten, die auf die Mundarten zurückgehen. Man kann sie

von Bewohnern der Provinzstädte in jedem natürlichen Augenblick ihres täglichen Lebens vernehmen.

**2.2.5. Mundart bzw. provinzielles Sprechen,** die kennzeichnende und typische Redeweise der auf dem Lande, in Dörfern und kleinen Provinzstädten lebenden, sich nicht der Umgangssprache bedienenden Leute bzw. der Bewohner größerer Dialektlandschaften. Vor allem sind sie durch ihren Lautbestand und Tonfall, durch ihr Sprechtempo, zuweilen ihre Stimmlage charakterisiert und von den akustischen Eigentümlichkeiten der vorhin erwähnten Kategorien abgesondert. Ihre Benützer sind bäuerlicher Abstammung oder Landleute bzw. auf ihre bäuerliche Abstammung stolze, sich zum Bauerntum bekennende, ihre Sprechigentümlichkeiten (bewußt) bewahrende Menschen.

**2.2.6. Die provinziell geprägte, stark, ja übertrieben mundartlich gefärbte Rede:** eine saloppe, anspruchslosere Variante der *Mundart*. Eine für kleinere Sprachgebiete, kleinere geschlossene Gruppen bezeichnende Redeart, deren gemeinsame Eigentümlichkeit die sprachliche (und inhaltliche) Bescheidenheit ist.

**2.2.7. Vulgärer oder salopper Stil bzw. Typ:** die anspruchsloseste Redeweise, deren Benützern es an muttersprachlicher und Sprechkultur ganz und gar mangelt oder aber die sie für nichts achten und während des Sprechens und Denkens überhaupt keinen Anspruch sich selbst gegenüber erheben, ja sogar ihre Hörer nicht berücksichtigen. Repräsentanten dieser Schicht sind im ganzen ungarischen Sprachraum aufzufinden.

**2.2.8. Diese Stil Kategorien, Stilarten und -erscheinungen,** die das Gepräge der Rede bestimmen bzw. sich daraus ergeben, sind nur mit mehr oder weniger Genauigkeit zu limitieren und gegeneinander abzugrenzen. Die Eigentümlichkeiten und charakteristischen Züge der einzelnen Schichten durchkreuzen und überdecken sich nämlich häufig, sie verflechten sich, schieben einander ihre Merkmale zu. Ihre Elemente können gleichzeitig Bestandteile mehrerer Kategorien und Stilarten sein. Einerseits deshalb, weil diese Elemente »mehrfarbig«, von mehrerer Bedeutung sind, und andererseits, weil die einzelnen Elemente – allein oder gebündelt – als koloristische Elemente bzw. individuelle Eigenheiten des sprechenden Individuums in jeder Stil Kategorie zum Vorschein kommen können.

**2.3. Diese noch immer ziemlich großen Stil Kategorien (Stilarten)** können sich *überlappen*, bzw. der Sprechcharakter kann durch andere, sich auch im Akustischen offenbarende größere Einwirkungen und Tendenzen wei-

ter gefärbt, weiter »geschichtet« werden. Einerseits durch solche, die sprachlich und betreffs der Aussprache anspruchsvoll sind, nach Gewährtheit streben, ferner durch Manier, Vertraulichkeit, Familiarität, Salopperie und zuletzt durch sprachliche Anspruchslosigkeit oder Gleichgültigkeit.

Diese können sich vornehmlich aus den äußeren Umständen der Sprechsprache, d. h. aus dem Verhältnis zu Ort, Zeit, Umgebung, Hörerschaft, zum (bzw. zu den) Gesprächspartner(n) sowie zum Sinngehalt ergeben.<sup>81</sup>

Andererseits können die Rede hinsichtlich des Akustischen solche Einwirkungen, Tendenzen kolorieren und »schichten«, die sich aus der Absicht des Sprechers (zwecks einer Sprechfähigkeit), aus der Formulierung der Gedanken oder aus dem Verhältnis des Sprechers zum mitgeteilten (bzw. mitzuteilenden) Text oder zum Zweck des Textes ergeben:<sup>82</sup> eventuell kann dies alles davon abhängen, was der Sprecher mit seiner Hörerschaft vorhat.<sup>83</sup>

Für kolorierende und eine eigenartige Sprechart ausbildende Tendenzen gelten noch die — sich gewissermaßen bereits durch den ganzen Redeprozess ziehenden — Einwirkungen der Gefühle, der Vernunft und Absicht wie Apathie, Gleichgültigkeit, Objektivität, gleichgestimmte und verständnisvolle Antipathie, weiterhin die Leichtfertigkeit, Geläufigkeit, die Absicht, etwas zu erklären, jemanden zu überzeugen oder auch die Klatschsucht schlechthin.

In diese, den Redecharakter und allgemeinen Sprechstil bestimmenden, über- und untereinander plazierten oder oft mehrfach verflochtenen Schichten betten sich (als ein weiterer »Farbstoff«, immerhin das Gesamtbild, das Gepräge des ganzen Redeprozesses nur in geringem Maße modifizierend) die in den kleinen oder auch kleinsten Teilen des Redeprozesses, manchmal in einem Wort, einer Wortfügung oder in einem Satz bzw. auf die visuelle Sprache bezogen, in Texten aber in der Größe von Absätzen auftretenden akustischen Elemente, subtile Intonationswechsel oder andere Veränderungen, welche Gefühle, Attitüden, Kummer, Freude, Frohsinn u. dgl. widerspiegeln.

### Bibliographie

- |              |  |
|--------------|--|
| Bárcezi 1963 | G. Bárcezi: A magyar nyelv életrajza [Biographie der ungarischen Sprache]. Budapest 1963.  |
| Bartók 1969  | J. Bartók: A beszéddallam jegyzésének kérdéséhez [Zur Frage der Notierung der Sprechmelodie]. In: Dolgozatok a hangtan köréből [Abhandlungen aus dem Bereich der Phonetik]. In: Nyelvtudományi Értekezések 67: 88–92. Budapest 1969. |
| Bartók 1970  | J. Bartók: A hanglejtés jelzése a magyarban. [Notierung des  |

<sup>81</sup> Vgl. Deme 1973: 75–79; Wacha 1973<sup>1</sup>: 110–12, 158–61.

<sup>82</sup> Vgl. Deme 1973: 75–9; Wacha 1973<sup>1</sup>: 109–12, 156–60.

<sup>83</sup> Vgl. Fabriczius-Kovács 1967<sup>1</sup>; Fabriczius-Kovács 1967<sup>2</sup>.



- Tonfalls im Ungarischen]. In: Magyar Nyelv 67 [1970]: 316–29, 449–59.
- Benkő 1960 L. Benkő: Irodalmi nyelvünk fejlődésének főbb vonásairól [Über die Hauptzüge der Entwicklung der ungarischen Literatursprache]. In: Anyanyelvi műveltségünk – A pécsi nyelvművelő konferencia anyaga [Die ungarische Sprachkultur – Das Material der Konferenz für Sprachpflege in Fünfkirchen]. Budapest 1960: 221–38.
- Boros 1969 R. Boros: A magyar beszéddallam jegyzése [Notierung der ungarischen Sprechmelodie]. In: Dolgozatok a hangtan köréből [Abhandlungen aus dem Bereich der Phonetik]. Nyelvtudományi Értekezések 67: 76–87. Budapest 1969.
- Csúry 1925 B. Csúry: A szamosháti nyelvjárás hanglejtésformái [Die Formen des Tonfalls in der ungarischen Mundart am Somesch-rücken]. MNyTK. 22. Budapest 1925.
- Deme 1953 L. Deme: A magyar kiejtés kérdései [Die Fragen der ungarischen Aussprache]. In: Nyelvművelésünk főbb kérdései [Hauptfragen der ungarischen Sprachpflege]. Budapest 1953: 199–240.
- Deme 1957 L. Deme: A hangsúly és a szórend kérdései [Die Fragen des Akzents und der Wortfolge]. In: Magyar nyelvhelyesség [Ungarische Sprachrichtigkeit]. Budapest 1957: 307–30.
- Deme 1962 L. Deme: Hangsúly, szórend, hanglejtés, szünet [Akzent, Wortfolge, Tonfall, Pause]. In: A mai magyar nyelv rendszere [System der ungarischen Sprache der Gegenwart]. Budapest 1962: 2: 457–552.
- Deme 1964 L. Deme: Szórendi problémák az értekező prózában [Probleme der Wortfolge in der Abhandlungsprosa]. In: Műszaki nyelvőr 1964. Budapest 1964: 114–35.
- Deme 1967 L. Deme: Kiejtésünk vitatott kérdései [Streitfragen der ungarischen Aussprache]. In: Helyes kiejtés, szép magyar beszéd [Richtige Aussprache, schönes Ungarisch]. Budapest 1967: 23–58.
- Deme 1970<sup>1</sup> L. Deme: A magyar kiejtés kézikönyve előmunkálatairól [Vorarbeiten am Handbuch der ungarischen Aussprache]. In: Magyar Nyelv 66 [1970]: 146–54. (Deutsche Fassung s. in: ALH 22 [1972], 161 ff.)
- Deme 1970<sup>2</sup> L. Deme: A kiejtés törvényeinek tanítása és tanulmányozása [Unterricht und Studium der Gesetze der Aussprache]. In: Magyar Nyelvőr 94 [1970]: 270–80.
- Deme 1970<sup>3</sup> L. Deme: Nyelvi és nyelvhasználati gondjainkról [Über unsere Sorgen bezüglich der Sprache und des Sprachgebrauchs]. Preßburg 1970.
- Deme 1971 L. Deme: Kinek is fogalmazunk? [Für wen verfassen wir?]. In: Tiszatáj 25 [1971]: 856–862.
- Deme 1973 L. Deme: A bemondói munka mondatfonetikai kérdéseiről. [Über satzphonetische Probleme in der Arbeit des Ansagers]. In: A rádióbemondó beszéde [Die Rede des Rundfunk-sprechers]. MRT TK Szakkönyvtára 1973: 71–102.
- Elekfi 1964 L. Elekfi: Az aktuális mondattagolás egyik alapformája a magyarban [Eine Grundform der aktuellen Satzgliederung im Ungarischen]. In: Nyelvtudományi Közlemények 66 [1964]: 331–70.
- Elekfi 1968<sup>1</sup> L. Elekfi: Mondatformák és mondathagsúlyok fonetikus vetülete. In: Nyelvtudományi Közlemények 70 [1968]: 329–350. Deutsche Fassung s. Elekfi 1969.
- Elekfi 1968<sup>2</sup> L. Elekfi: Beszédhangjaink kapcsolódása [Lautverbindungen im Ungarischen]. In: Magyar Nyelvőr 92 [1968]: 379–89.
- Elekfi 1969 L. Elekfi: Satzperspektive und Satzakzent im Ungarischen. In: Phonetica 19 [1969]: 170–197.
- Fabricius–Kovács 1967<sup>1</sup> F. Fabricius: A jelentés és a „másik ember”. [Die Bedeutung und der »Andere«]. In: Kortárs 11 [1967]: 1273–82.
- Fabricius–Kovács 1967<sup>2</sup> F. Fabricius–Kovács: Jelentés, társaslélektan, kommuni-

- kációelmélet [Bedeutung, Völkerpsychologie, Kommunikationstheorie]. In: Magyar Pszichológiai Szemle 24 [1967]: 331–46.
- Fischer 1966 S. Fischer: A beszéd művészete [Die Kunst der Rede]. Budapest 1966.
- Fónagy 1958 I. Fónagy: A hangsúlyról [Über die Betonung]. In: Nyelvtudományi Értekezések 18. Budapest 1958.
- Fónagy 1959 I. Fónagy: A költői nyelv hangtanából [Aus der Phonetik der Dichtersprache]. In: Irodalomtörténeti Füzetek 23. Budapest 1959.
- Fónagy—Magdics 1960 I. Fónagy—K. Magdics: Beszédsebesség, szólam, ritmus-érzék [Geschwindigkeit der Rede, Phrase, Rhythmusgefühl]. In: Magyar Nyelv 57 [1960]: 450–8.
- Fónagy—Magdics 1963 I. Fónagy—K. Magdics: Az érzelmek tükröződése a hang-lejtésben és a zenében [Widerspiegelung der Gefühle im Tonfall und in der Musik]. In: Nyelvtudományi Közlemények 65 [1963]: 103–36.
- Fónagy—Magdics 1964 I. Fónagy—K. Magdics: Das Paradoxon der Sprechmelodie. In: Ural-altaische Jahrbücher 1964: 1–55.
- Fónagy—Magdics 1966 I. Fónagy—K. Magdics: A nyomaték jelentésmeghatározó szerepe határozós szerkezetekben [Die bedeutungsbestimmende Rolle in Adverbialkonstruktionen]. In: Nyelvtudományi Közlemények 68 [1966]: 67–117.
- Fónagy—Magdics 1967 I. Fónagy—K. Magdics: A magyar beszéd dallama [Melodie der ungarischen Rede]. Budapest 1967.
- Frint—Surján 1969 T. Frint—L. Surján: A hangképzés és zavarai [Die Lautbildung und ihre Störungen]. Budapest 1969.
- Gáti 1965 J. Gáti: A versmondás [Der Vortrag von Gedichten]. Budapest 1965.
- Hegedűs 1957 G. Hegedűs: Beszédtempó-elemzések [Analysen des Sprechtempo]. In: Magyar Nyelvőr 81 [1957]: 223–7.
- Hevesi 1965 S. Hevesi: Az előadás, a színjátszás, a rendezés művészete [Die Kunst des Vortrags, des Schauspiels und der Regie]. Budapest 1965.
- Imre 1971 S. Imre: A mai magyar nyelvjárások rendszere [System der ungarischen Mundarten der Gegenwart]. Budapest 1971.
- László 1964 Zs. László: Ritmus és dallam [Rhythmus und Melodie]. Budapest 1964.
- Kerényi 1959 Gy. M. Kerényi: Az éneklés művészete és pedagógiája [Kunst und Pädagogik des Singens]. Budapest 1959.
- Magdics 1964 K. Magdics: A magyar nyelvjárások összehasonlító hang-lejtésvizsgálatainak tanulságai [Die Lehren aus vergleichenden Untersuchungen über den Tonfall in ungarischen Mundarten]. In: Magyar Nyelv 60 [1964]: 446–62.
- Molnár 1954 I. Molnár: A magyar hanglejtés rendszere — A magyar énekbeszéd recitatívóban és ariózóban. [System des ungarischen Tanfalls — Recitativo und Arioso im ungarischen Sprechgesang]. Budapest 1954.
- Molnár 1966 J. Molnár: Eufonetika [Euphonetik]. Budapest 1966<sup>2</sup>.
- Molnár 1970 J. Molnár: A magyar beszédhangok atlasza [Atlas der ungarischen Sprachlaute]. Budapest 1970.
- Nagy 1964 A. Nagy: Színpad és beszéd. Válogatott tanulmányok [Bühne und Redo. Ausgewählte Studien]. Budapest 1964.
- Pais 1953 D. Pais: A magyar irodalmi nyelv [Die ungarische Literatursprache]. In: Magyar Nyelvtudományi Társaság kiadványai 83. Budapest 1954: 125–66; Az MTA I. Osztály Közleményei 4 [1953]: 467–86.
- Staud 1967 G. Staud: A rendezés titkai [Geheimnisse der Regie]. Budapest 1967.
- Szathmári 1960 I. Szathmári: Hozzászólás a pécsi nyelveműelő konferencián [Diskussionsbeitrag an der Konferenz für Sprachpflege in Fünfkirchen]. In: Anyanyelvi műveltségünk [Die ungarische Sprachkultur]. Budapest 1960: 291–4.

- Szathmári 1967 I. Szathmári: A kiejtésvizsgálatok és a stilsztika [Untersuchung der Aussprache und die Stilistik]. In: Helyes kiejtés, szép magyar beszéd [Richtige Aussprache, schönes Ungarisch]. Budapest 1967: 166–71.
- Szathmári—Grétsy 1967 Helyes kiejtés, szép magyar beszéd [Richtige Aussprache, schönes Ungarisch]. (Streitfragen der ungarischen Aussprache) Red. von I. Szathmári und L. Grétsy. Budapest 1967.
- Szecső—Szépe 1969 Nyelv és kommunikáció [Sprache und Kommunikation] I–II. Red. von T. Szecső und Gy. Szépe, Az MRT TK Szakkönyvtára 1. Budapest 1969.
- Török 1970 T. Török: A Rádió színpadán [Auf der Bühne des Rundfunks]. Budapest 1970. MRT TK. Szakkönyvtára.
- Végh 1967 M. J. Végh: A prózaritmus kérdéseiről [Über die Fragen des Prosarhythmus]. In: A magyar nyelv története és rendszere [Geschichte und System des Ungarischen]. Nyelvtudományi Értekezések 58. Budapest 1967: 571–5.
- Wacha 1966<sup>1–2</sup> I. Wacha: A Kazinczy kiejtési versenyek budapesti tapasztalatai [Budapester Erfahrungen der nach dem ungarischen Dichter F. Kazinczy benannten Aussprachewettbewerbe]. In: Irodalmi és Nyelvi Közlemények 1966: 109–33, Budapesti Nevelő 1966. N° 3: 101–8.
- Wacha 1967 I. Wacha: A helyes kiejtés oktatásának néhány problémája [Einige Probleme des Unterrichts der richtigen Aussprache]. In: A magyar nyelv története és rendszere [Geschichte und System des Ungarischen]. Nyelvtudományi Értekezések 58. Budapest 1967: 575–80.
- Wacha 1968 I. Wacha: Az 1967. évi Kazinczy kiejtési verseny tapasztalatai [Erfahrungen des nach Kazinczy benannten Aussprachewettbewerbs 1967]. Budapest 1968.
- Wacha 1971 I. Wacha: Kiejtési és olvasási gyakorlatok [Aussprache- und Leseübungen]. In: A magyar nyelvért és kultúráért [Für die ungarische Sprache und Kultur]. Budapest 1971: 79–83.
- Wacha 1972<sup>1</sup> I. Wacha: Anyanyelvünk muzsikája [Die Musik der ungarischen Muttersprache]. In: Nyelv és Irodalom 1971. N° 1: 59–96
- Wacha 1972<sup>2</sup> I. Wacha: System und Zusammenhänge der textphonetischen Ausdrucksmittel. In: Papers in Interdisciplinary Speech Research. Proceedings of the Speech Symposium Szeged 1971. Budapest 1972: 295–8.
- Wacha 1973<sup>1</sup> I. Wacha: A bemondói beszéd akusztikumának stílusgondjairól [Über die Stilfragen des Akustikums der Sprechsprache von Rundfunksprechern]. In: A rádióbemondó beszéde [Die Rede des Rundfunksprechers]. MRT TK Szakkönyvtára 21. Budapest 1973: 103–701.
- Wacha 1973<sup>2</sup> I. Wacha: Az elhangzó beszéd szövegfonetikai eszközeinek rendszere és összefüggései [System und Zusammenhänge der textphonetischen Ausdrucksmittel der Sprechsprache]. In: Nyelvtudományi Közlemények 75 [1973]: 77–102.
- Wacha 1974 I. Wacha: Az elhangzó beszéd főbb akusztikus stílus kategóriái [Die akustischen Hauptkategorien der Sprechsprache]. In: Általános Nyelvészeti Tanulmányok 10. Budapest 1974: 203–16.
- Zolnai 1957 B. Zolnai: Nyelv és stílus—Tanulmányok [Sprache und Stil—Studien]. Budapest 1957.
- Zolnai 1964 B. Zolnai: Nyelv és hangulat — A nyelv akusztikája [Sprache und Stimmung — Die Akustik der Sprache]. Budapest 1964.



## KINDERSPRACHLICHES ZUM PROLEPTISCHEN (OBJEKTANZEIGENDEN) PRONOMEN

Von

O. PANAGL

(Salzburg)

Eben hat O. Haas das Problem des proleptischen (objektanzeigenden) Pronomens, das seit Kr. Sandfelds »Linguistique balkanique« (Paris 1930) zu den Merkmalen des balkanischen Sprachbundes ('Balkanismen') gezählt wird, von neuem aufgerollt.<sup>1</sup> Er hebt dabei das eigentliche objektanzeigende Pronomen von Fällen einer »verdeutlichenden Korrektur oder nachträglichen Präzisierung« ab, die in zahlreichen Sprachen anzutreffen sind und unter denen das sogenannte *σχῆμα καθ' ὅλον καὶ κατὰ μέρος* im homerischen Griechisch wohl die bekannteste Erscheinung darstellt:

Il. 11, 240: *τὸν δ' ἄορι πλῆξ' αὐχένα*.

Aber auch das objektanzeigende Pronomen selbst ist nicht auf die Balkansprachen beschränkt: Haas kann dafür u. a. Material aus dem Vedischen, Avestischen, Altlateinischen<sup>2</sup> und aus romanischen Sprachen beibringen, wobei die umgangssprachlichen Beispiele aus dem Italienischen und Triestinischen, aus »Sprachen also, die eine wesentliche Rolle in der Entwicklung des Albanischen gespielt haben« (S. 124), besonderes Interesse verdienen.<sup>3</sup> An den Beispielen aus den genannten Idiomen wird deutlich, daß hier die Setzung eines objektanzeigenden Pronomens anders als in den Balkansprachen, in denen es in jeweils spezifischer Weise obligatorisch wurde,<sup>4</sup> fakultativ, ja zumeist ein Randphänomen der Sprachverwendung (*parole*) geblieben ist. In Termini der generativen Transformationsgrammatik ausgedrückt: für die 'Kopierung'

<sup>1</sup> Zum 'objektanzeigenden Pronomen' der Balkansprachen. In: ALH 23 [1973], S. 121–27.

<sup>2</sup> Unter den altindogermanischen Sprachen bieten sich etwa noch Beispiele aus dem Lykischen an: das enklitische Pronomen im Akkusativ *ne* (auch bloßes *-n* bzw. Nasalisierung des vorausgehenden Auslautvokals, vgl. G. Neumann: Lykisch. In: Handbuch der Orientalistik, I. Abt. II, 1/2, Liefg. 2, Leiden 1969, S. 385 f.) verweist anaphorisch auf ein (Akkusativ-)Objekt in 'Reliefstellung': z. B. *ebēññē ñtatā me ne prñnawātē pulenjda mullijeseh se dapara pulenjdah purihimetehe* . . . »Diesen Grabbau, ihn haben errichtet/eingerichtet 'Ἀπολλωνίδης Μολλίσιος und Λαπάρας Ἀπολλωνίδου Πυριμάτιος . . . ' (Tituli Lyciae lingua Lycia conscripti, ed. E. Kalinka [= Tituli Asiae Minoris I]. Wien 1901, Nr. 6, Z. 1 f.). Zur 'thematisierenden' Partikel *me* in diesem Satz vgl. zuletzt. W. Dressler: ArOr 38 [1970], S. 389 f.

<sup>3</sup> Das Material ist auf S. 125 geboten.

<sup>4</sup> Zu den jeweiligen Sonderregeln vgl. Haas, S. 121 ff. sowie die einschlägigen deskriptiven Grammatiken.

des Objekts (bzw. seine 'Wiederholung' im Wege der Insertion und anschließende Pronominalisierung) ist im einen Fall eine obligatorische, im anderen hingegen eine optionale Regel verantwortlich.

Im Alter zwischen 2 und 3 Jahren habe ich bei meiner Tochter Agnes folgende, wie ich meine, bemerkenswerte sprachliche Erscheinung registriert. Wenn sie (zumeist dreiwertige) Verben mit obligatem personale Dativobjekt ('partnerbezogene Verben') gebrauchte und diese Objektstelle mit dem Personalpronomen der 1. oder 2. Person Singular<sup>5</sup> besetzte — also in der typischen Dialogsituation eines Kleinkindes ohne Referenz auf dritte (evtl. nicht anwesende) Personen —, hat sie zum betonten Pronomen *mir/dir* stets noch die enklitische (unbetonte) Pronominalform [mə]/[də], gesetzt. Also z. B.

[gipst mə mi:ə <sup>r</sup> das buxi]?	= Gibst du mir (eigtl., mir mir) das Buch?
[i saks də di:ə <sup>r</sup> ]	= Ich sag(e) es dir (eigtl. dir dir).
[hilfst mə mi:ə <sup>r</sup> ]?	= Hilfst du mir (eigtl. mir mir)?

Von den beiden Verben *geben* und *sagen* (wohl ihrer besonderen Frequenz wegen?) ausgehend, hat meine kleine Tochter dieses Konstruktionsmuster analogisch, vielleicht aber auch bereits in Befolgung einer Regel, einen längeren Beobachtungszeitraum hindurch auf alle ihr verfügbaren 'partnerbezogenen Verben' mit Dativobjekt ausgeweitet (z. B. *versprechen*, *folgen*, *bringen*, *schenken* u. a.). Mit ca. 4 Jahren hat sie diese syntaktische Eigenheit, möglicherweise unter dem 'normalisierenden' Einfluß intensiver sprachlicher Kontakte im Kindergarten, abzulegen begonnen.

Die Beschränkung dieses Patterns auf die Personalpronomina im Dativ läßt sich m. E. durch die schwache lautliche Differenzierung des betonten gegenüber dem enklitischen Akkusativ *mich/dich* (Opposition in der Umgangssprache /mi:/:/mi/ bzw. /di:/:/di/, wobei sich der Quantitätsunterschied im Schnellsprechstil stark reduziert, ja fast verflüchtigt!) erklären. Die Quasihomophonie benachbarter Morpheme in einem Satz wie

\*[i siç di di:] = *ich sehe dich* (eigtl. *dich dich*)

könnte demnach für seine Blockierung verantwortlich sein oder, anders gesagt, zur (haplogologischen) Tilgung des einen Pronomens führen.

Die doppelte Setzung des Personalpronomens, eine freilich restringierte Spielart des proleptischen Pronomens, in der Kleinkindersprache meiner Tochter ist genetisch wohl als Kontamination zu verstehen: Sie hatte sowohl

<sup>5</sup> Die Anrede an mehrere Personen, also die 2. Pers. Plur., konnte sie in dieser Phase noch nicht in pronominalisierter Form (*ihr*, *euch* usw.) ausdrücken, sie verwendeten stattdessen *Papa* (*und*) *Mama* usw. bzw. die jeweiligen ihr bekannten Eigennamen.

Sätze mit betontem ([mi:əʀ], [di:əʀ]) als auch solche mit unbetont-enklitischem ([mə], [də]) Personalpronomen in vergleichbarem Kontext und, zumindest aus ihrer Perspektive, anscheinend ohne signifikanten Bedeutungsunterschied apperzipiert und diese 'passive' Erfahrung in eine Kombination beider Varianten bei der Erzeugung von Sätzen umgesetzt.

Kehren wir an diesem Punkt zu den Ausführungen von Haas zurück: Er betont anhand der italienischen bzw. triestinischen Beispiele, »daß das objektanzeigende Pronomen keine vollkommen neue Erscheinung war, ehe es zur Regel wurde« und setzt hinsichtlich aller Balkanismen fort: »eine in der Sprache immerhin mögliche Konstruktion wurde... von einem fremdsprachigen Adstrat, das dank seiner politischen Rolle maßgebenden Einfluß auf die Entwicklung der Sprache hatte, deshalb zur herrschenden gemacht, weil sie zweisprachigen Individuen das Festhalten an Gewohnheiten ihrer Muttersprache gestattete« (a. a. O., S. 125). Haas erwägt in der Folge die Entstehung des objektanzeigenden Pronomens in den Balkansprachen als »Ersatz der sogenannten objektiven Konjugation der ugrischen Sprachen«, wobei er an die Awaren als mögliche Träger dieses sprachlichen Adstrats denkt.

Auf das hier angeführte kindersprachliche Material bezogen, was wegen der Parallelen zwischen primärem und sekundärem Spracherwerb legitim erscheint, hieße das: In einem geeigneten typologischen Rahmen als sprachlichem 'Ferment' wären die weiter oben dokumentierten und interpretierten Ansätze höchstwahrscheinlich zu einem System der pronominalen Objektsanzeige ausgebaut worden. Ja, bei der engen Kontaktstellung zwischen Verbum und enklitischem Pronomen in den zitierten Beispielsätzen ist mit der Univerbierung im Keim sogar die Entwicklung einer objektiven Konjugation angelegt.





## STUDI DI SINTASSI ARIOSTESCA

G. HERCZEG

### I.

#### Struttura della frase dell'*Orlando Furioso*

#### Tono discorsivo e periodi ampi

1. Conviene chiamare «prima maniera» il procedimento enumerativo fondato sulla giustapposizione di azioni concrete che si succedono in ordine cronologico. L'Ariosto se n'è valso ogni qualvolta rappresentasse il colluttamento tra eroi o lo scontro tra eserciti avversari: coglieva i particolari prevalentemente visivi, connessi allo spiegamento della forza e li fissa senza entrare nella riflessione, alieno com'era, dall'allargare gli orizzonti e dal rivestire le azioni con un involucro di pensieri con cui pesare il pro e il contro. Fatto espressivo fondamentale che determinava la struttura della frase! per capirla ci potrà essere utile citare tre ottave provenienti del quarantaseiesimo canto (che è l'ultimo del Poema); in esse sono esibite le varie fasi della prova di forza tra Ruggiero eletto re di Bulgaria, perché ha combattuto dalla parte dei Bulgari contro i Greci, e Rodomonte, il più spavaldo degli eroi:

Ruggier non perde il tempo, e di grand'urto  
Lo percuote nel petto e nella faccia:  
E sopra gli martella, e tien sì curto,  
Che con la mano in terra anco lo caccia,  
Ma tanto fa il Pagan, ch'egli è risurto;  
Si stringe con Ruggier sì che l'abbraccia,  
L'uno e l'altro s'aggira e scuote e preme,  
Arte aggiungendo alle sue forze estreme:  
(.....)  
Rodomonte, pien d'ira e di dispetto,  
Ruggier nel collo e nelle spalle prende:  
Or lo tira, or lo spinge, or sopra il petto  
Sollevato da terra lo sospende;  
Quinci e quindi lo ruota, e lo tien stretto,  
E per farlo cader molto contende.  
Ruggier sta in sé raccolto, e mette in opra  
Senno e valor, per rimaner di sopra.  
(.....)  
Del capo e delle schene Rodomonte  
La terra impresse, e tal fu la percossa,  
Che dalla piaghe sue, come da fonte,  
Lungi andò il sangue a far la terra rossa.  
Ruggier c'ha la Fortuna per la fronte,  
Perché levarsi il Saracin non possa,  
L'una man col pugnol gli ha sopra gli occhi,  
L'altra alla gola, al ventre gli ha i ginocchi.

(*Orlando Furioso*, canto XLVI, ottave 131, 133, 135).

È indiscutibile che la rappresentazione delle azioni si evolve con l'uso prevalente di proposizioni principali di corto respiro; nella prima stanza i pochi costrutti subordinati consistono in tre proposizioni consecutive introdotte da CHE; tien sì curto / *Che . . .*; Ma tanto fa il Pagan, *ch(e)*; Si stringe con Ruggier sì, *che . . .*

La proposizione implicita, è un gerundio modale che ha il soggetto identico con quello della frase principale.

Nella seconda delle stanze citate non figura nessuna proposizione subordinata esplicita; troviamo invece due costrutti infinitivali con valore finale: E per farlo cader molto contende (cioè: si sforza a lungo); mette in opra / Senno e valor, per rimaner di sopra.

Si trova inoltre un participio passato: sollevato che potrebbe avere una funzione di frase implicita.

La subordinazione esplicita torna nella terza delle ottave citate, con una consecutiva, introdotta da CHE: tal fu la percossa / *che*; e inoltre con una relativa con CHE: Ruggier c'ha la Fortuna per la fronte; e finalmente con PERCHÉ che introduce una proposizione finale messa prima della principale: perché levarsi il Saracin non possa, / L'una man col pugnol gli ha sopra gli occhi, ecc.

I gerundi, participi e infiniti mancano nella terza ottava, come nella seconda non si trovano subordinate esplicite, ma invece al loro posto stanno participi e infiniti quasi che il Poeta non abbia voluta caricare la costruzione con costrutti subordinati; una volta sceglieva gli uni, altra volta gli altri. Dobbiamo inoltre far risaltare chiaramente che le subordinate esplicite e implicite rappresentano una notevole semplicità lineare con pochi elementi, alieni da ogni complessità provata anche dal fatto che figurano solo raramente subordinate di secondo, terzo e più grado; tale tipo di periodare a catena o a spirale non dispiaceva al Boccaccio soprattutto nel Decameron, e lo usava, seppure eccezionalmente, anche il Petrarca, orientato altresì verso la coordinazione, ma l'Orlando Furioso ne contiene ancor meno esempi. Scarseggiano anche le subordinate che si appoggiano a gerundi o participi o infiniti, altra fonte di pesantezza, uso non infrequente nel Decameron e in Masuccio Salernitano<sup>1</sup> e che rende la costruzione ingarbugliata al punto da non capire spesso in chi è da cercare il soggetto delle azioni sia principali che secondarie.

L'ideale stilistico dell'Ariosto, torniamo a ripetere, è il procedimento enumerativo e quindi lo spezzettamento del discorso, fondato sulla successione di azioni, contenute in proposizioni principali sicché a ogni azione corrisponde una proposizione principale; l'idea solo raramente supera l'arco di una sola frase principale; ma quando avviene l'allargamento, prevalgono le subordinate

<sup>1</sup> G. Herczeg: *Alcuni tipi di frase del Boccaccio*. Id.: *Il participio passato assoluto nelle novelle di Masuccio Salernitano*. Stanno in: *Saggi linguistici e stilistici*. Firenze 1972, pp. 145-169 e 181-200.

consecutive e relative con CHE in modo che si fa sentire la loro funzione autonoma, derivata dal fatto che tali frasi erano originariamente indipendenti. L'uso della congiunzione incolore, poco impegnativa dal punto di vista dell'espressione di relazioni logiche di fronte alla proposizione principale indebolisce solo leggermente il carattere indipendente. Si è detto che la successione di eventi, realizzati in proposizioni principali (con poche subordinate esplicite e implicite), la cosiddetta «prima maniera» dell'Ariosto è presente soprattutto nelle scene bellicose tra eroi o tra eserciti. Ora invece sarà citato un episodio più intimo con mosse diremo famigliari; nella prima strofa si vedrà ogni azione circoscritta in un distico o in un verso o anche in un emistichio; nella seconda, tale corrispondenza caratteristica dell'Orlando Furioso tra pensiero e verso non avverrà a causa dell'aumento delle parti del discorso per cui il periodo si estende in tutta la ottava.

Le donne a riposare i cavalieri  
Menaro a un lor palagio indi vicino.  
Donzelle incontra vennero e scudieri  
Con torchi accesi, a mezzo del cammino.  
Diero a chi n'ebbe cura i lor destrieri;  
Trassonsi l'arme, e dentro un bel giardino  
Trovâr ch'apparecchiata era la cena  
Ad una fonte limpida ed amena.

Fan legare il gigante alla verdura  
Con un'altra catena molto grossa  
Ad una quercia di molt'anni dura,  
Che non si romperà per una scossa;  
E da dieci sergenti averne cura,  
Ché la notte discior non se ne possa,  
Ed assalirli e forse far lor danno,  
Mentre sicuri e senza guardia stanno.

All'abbondante e sontuosa mensa,  
Dove il manco piacer fur le vivande,  
Del ragionar gran parte si dispensa  
Sopra d'Orrilo e del miracol grande.  
Che quasi par un sogno a chi vi pensa,  
Ch'or capo, or braccio a terra se gli mande,  
Ed egli lo raccolga e lo raggiugna,  
E più feroce ognor torni alla pugna. (XV, 76, 77, 78).

Orrilo non può essere vinto in duello perché se gli si taglia un braccio o un piede, se lo rimette; se gli si fa volare via un orecchio, lo prende al volo e lo riattacca al suo posto. Ma anche la testa gli può essere tagliata e buttata nel Nilo, lui si tuffa e la ripescia sul fondo. Si parla di questo Orrilo nella scena citata e anche di Grifone e Aquilante, fratelli gemelli che stavano combattendo con Orrilo da chissà quanto tempo; e anche di Astolfo che nel suo libro di incantesimi troverà il mezzo con il quale riuscirà a uccidere l'orco.

Nella prima ottava si hanno due sole subordinate con CHI e CHE; la prima subordinata è relativa: Diero a *chi* n'ebbe cura; la seconda è una oggettiva: Trovâr *ch'*apparecchiata era la cena / Ad una fonte limpida ed amena. La prima subordinata è di una brevità particolare; la seconda ha un comple-

mento di luogo per cui la frase si allarga leggermente. Le proposizioni principali contengono azioni che si seguono in ordine cronologico: menarono i cavalieri;<sup>2</sup> donzelle e scudieri vennero incontro; diedero i destrieri; si trassero le armi; trovarono (che la cena era apparecchiata); azioni limpide di estrema chiarezza, giustapposte asindeticamente, perché infatti il Poeta voleva far sentire la concatenazione logica appunto con l'impiego di una rosa di verbi, i quali con i rispettivi complementi rappresentavano l'ininterrotto evolversi di episodi logicamente legati.

La seconda ottava è diversa dalla prima; alla successione di eventi, i quali non mancano neppure in questa strofa [il legare del gigante ad una quercia; dieci servi lo custodiscono; gli altri dormono senza guardia] vengono a associarsi nelle subordinate, del resto poco numerose, cenni riflessivi e descrittivi. La prima subordinata è una relativa e con essa si mette in rilievo il carattere resistente della quercia dalle annose radici che non si romperà per quante scosse le si vorrà dare. La principale contiene una duplice azione: *Fan legar il gigante (...)* *E (fan) da dieci sergenti averne cura*. Alla seconda parte della principale si appoggia una subordinata finale che accentua quasi la destinazione delle azioni contenute nella principale. Il gigante va(legato e)custodito per paura che non sciolga le catene e li assalisca e faccia loro qualche danno. Alla finale di primo grado si attacca una subordinata temporale di secondo grado, introdotta con MENTRE, sicché si ha in questa ottava il raro caso della concatenazione, con proposizioni subordinate che si evolvono le une dalle altre senza però che la linearità fondamentale venga meno. La temporale occupa l'ultimo verso: *Mentre sicuri e senza guardia stanno*.

Nella terza stanza citata siamo di nuovo nella zona giustappositiva nonostante le tre subordinate, una locale con DOVE, una relativa introdotta con A CHI e una soggettiva con CH(E). Non va invece presa per una subordinata la proposizione *che quasi par un sogno*; CHE posto in capo alla frase principale è un fenomeno sintattico non insolito<sup>3</sup> nell'italiano antico e moderno. Dalla citata frase principale dipendono due subordinate, ma di ugual grado: la relativa e la soggettiva; esse partono dalla stessa proposizione principale, a punti diversi. La subordinata soggettiva è di una struttura sciolta, dovuta a *par un sogno*; si tratta, più che altro, di un espediente per conservare la correttezza grammaticale,<sup>4</sup> vale a dire, il nesso subordinativo, che è attenuato,

<sup>2</sup> L'inversione dell'ordine delle parole e cioè a dire l'ordine *Oggetto-Verbo* è stato largamente trattato da C. Segre nella sua *Sintassi del periodo nei primi prosatori italiani*. Sta in: *Lingua, stile e società*, Milano 1963, p. 161 e pp. 171-172.

<sup>3</sup> G. Rohlfs: *Grammatica storica della lingua italiana e dei suoi dialetti, Sintassi e formazione delle parole*. Torino 1970, p. 197.

<sup>4</sup> Non è insolita l'autonomia delle subordinate di fronte alla proposizione principale sicché la congiunzione funge con valore smorzato. Cfr. quello che ha rilevato Ghino Ghinassi nel suo *Il volgare letterario del Quattrocento e le «Stanze» del Poliziano*. Firenze 1957, pp. 78-81, rispetto all'infinito: spesso gli infiniti subordinati «riecheggiano un tipo di infinito sostantivale con valore ottativo che richiama a certi momenti della rêverie nutrita ai margini dello Stil Novo» ed accenna a Folgóre da San Gimignano, p. 78.

altresì, notevolmente, a causa delle E copulative nell'ambito della soggettiva. Si può giustamente affermare che la proposizione soggettiva, in virtù dello smorzamento del nesso subordinativo, non è che la successione di tre proposizioni principali giustapposte mediante E; siamo quindi nella zona della azioni che si seguono in ordine cronologico: *or capo, or braccio a terra se gli manda; egli lo raccoglie e lo ricongiunge; torna ogni volta più feroce alla lotta.*

2. Il problema dell'uso dello stile sciolto e lineare è bene che venga impostato sempre in relazione alla costruzione della frase; al tempo dell'Ariosto è più che doverosa tale angolazione, perchè lo stile sciolto e lineare nel «Furioso» appare quale mezzo sintattico che serve ad alleggerire il periodare ampio, certamente non frequente nei versi del Poeta, ma neppure assente, sicchè, sotto certo aspetto, non è erroneo parlare di diversi stili presenti nel «Furioso». In ogni modo ciò che il Dardano disse dello stile dei *Libri di Famiglia* di Leon Battista Alberti, può essere valido anche per l'Ariosto: «sminuire la letterarietà della nostra lingua scritta accostandola al parlato: perciò si pone in antitesi con quella che sarà la canonizzazione bembiana del Boccaccio».<sup>5</sup>

Di quest'affermazione noi, per quel che riguarda l'Ariosto, metteremo in evidenza soprattutto la prima e l'ultima parte, vale a dire una consapevole tendenza insita nell'Ariosto a rendere la strutturazione della base sciolta dai legami per cui un determinato numero di grandi frasi del Decameron poteva servire da modello stilistico al Bembo. Alludiamo agli ampi periodi del Decameron, fondati sulla concatenazione di proposizioni secondarie, le une precedenti dalle altre e sull'uso dell'accusativo con l'infinito, del gerundio e del participio presente e passato in modo che le diverse unità sintagmatiche si organizzavano in dipendenza di un solo reggente.<sup>6</sup> Infatti, il tono discorsivo della maggior parte delle frasi del «Furioso», dovuto alla continua mobilità delle azioni rappresentate e al frequente mutamento dei soggetti, proviene dalla preferenza accordata ai periodi giustapposti, di breve estensione, nei quali scarseggiano le proposizioni subordinate, i costrutti gerundiali, participiali ed infinitivali. Le congiunzioni subordinative sono di poco rilievo e delle più comuni con la prevalenza di CHE. Tono discorsivo, abbiamo detto, ma non andamento colloquiale che si accosta al parlato. Senza voler entrare, lontanamente, nell'intricato problema dello stile *parlato*, ci preme di ribadire che *stile parlato* è piuttosto irregolarità, con frequenti *anacoluti*, *indebolimento* spontaneo o intenzionale della forza organizzativa, *confusione* dei piani dell'esposizione, *sintagmi illogicamente inseriti* nell'ordito sintattico della frase, *licenze e sgrammaticature* nell'uso dei tempi al modo di una certa prosa di oggi.

<sup>5</sup> M. Dardano: *Sintassi e stile nei Libri della Famiglia di Leon Battista Alberti. Cultura Neolatina*, vol. XXII [1963], p. 217.

<sup>6</sup> G. Herczeg: *Alcuni tipi di frasi del Boccaccio. Saggi linguistici e stilistici*, cit., 1972, pp. 154–169.

Il tono discorsivo dell'Ariosto è altra cosa: una limpida linearità proveniente dalle proposizioni principali di breve estensione. Ma in esse tutto sta a posto, tutto è regolare e razionale. L'esempio che seguirà è uno dei tantissimi in cui si svolge un fatto d'arme; si tratterà dell'assedio di Parigi per opera dell'esercito saraceno, i cristiani difendono la città combattendo sulle mura:

Empiando il ciel di grida e di rumori,  
Veniano a dare il fiero assalto i Mori.

• L'esercito cristian sopra le mura  
Con lance, spade e scuri e pietre e fuoco  
Difende la città senza paura,  
E il barbarico orgoglio estima poco;  
E dove Morte uno ed un altro fura,  
Non è chi per viltà ricusi il loco.  
Tornano i Saracin giù nelle fosse  
A furia di ferite e percosse.

Non ferro solamente vi s'adopra,  
Ma grossi massi, e merli integri e saldi,  
E muri dispiccati con molt'opra,  
Tetti di torri, e gran pezzi di spaldi.  
L'acque bollenti che vengon di sopra,  
Portano a' Mori insopportabil caldi;  
E male a questa pioggia si resiste,  
Ch'entra per gli elmi, e fa acciecar le viste.

(XIV, 109–111).

Il brano è, indubbiamente, quel tipo di racconto in cui le frasi procedono, a detta dello Spitzer, «per scomparti, collegati in complessi maggiori con una semplice incatenatura di congiunzioni ed avverbi di uso paratattico (*e, onde, allora*)» o anche senza alcun nesso di concatenazione.<sup>7</sup> Ad ogni azione corrisponde, all'incirca, una proposizione principale indipendente e siccome le azioni da rappresentare sono piuttosto numerose, le principali si susseguono con ritmo piano, senza digressioni e soste che potrebbero derivare da eventuali, ma nel nostro caso inesistenti, meditazioni ed analisi. Manca ogni complicazione; l'unico costrutto gerundiale, che è nel primo verso, è modale, e, volendo, potrebbe essere preso per un gerundio congiunto, corrispondente ad una frase coordinata e quindi equipollente a «*Veniano a dare il fiero assalto i Mori*».

Ma scarse sono anche le subordinate esplicite: una locale con la congiunzione DOVE, due relative con CHE: *L'acque bollenti* CHE ecc. e *questa pioggia* (...) CH'entra ecc. e finalmente una relativa indipendente, con CHI, proposizione che potrebbe essere interpretata per una subordinata soggettiva: *Non è CHI per viltà ricusi il loco*. La linearità della costruzione è comune alla maggior parte dei versi del «Furioso» e gli esempi somigliano, con qualche

<sup>7</sup> L. Spitzer: *The epic style of the Pilgrim Aethierie. Comparative Literature* I [1949], pp. 225–258; ora in: «*Romanische Literaturstudien 1936–1956*», Tubinga 1959, pp. 871–912.

variazione, a quello che abbiamo portato or ora: è il procedere per «scomparti», vale a dire per proposizioni principali corrispondenti ad una ben determinata azione concreta a cui solo raramente si appoggiano subordinate e gerundi, participi o infiniti. A tale tipo di periodare è estranea qualsiasi soluzione complessa; anche l'accusativo con l'infinito, tutt'altro che sconosciuto all'Ariosto, al solito, manca. Con la linearità della costruzione va insieme anche la sobrietà nell'uso dei complementi con la netta tendenza a non allungare il periodo con l'intercalare di incisi o di riprese e aggiunzioni.

Quanto abbiamo cercato di presentare, è sì, uno stile discorsivo o colloquiale, ma non è la lingua parlata. In altri termini, la tesi relativa alla semplificazione della sintassi e del periodare nel Quattrocento, semplificazione che è stata arrestata alla fine del secolo e all'inizio del Cinquecento con la rivalutazione della lingua del Trecento, voluta dal Bembo, è giustissima, ma non crediamo che essa sia dovuta proprio all'influsso del fiorentino parlato. Siamo propensi a congetturare che la semplificazione sia una cosa di carattere letterario nel senso che determinati modelli narrativi siano stati tramandati nell'ambito del romanzo cavalleresco medievale. Infatti, un autore inglese, E. Vinaver, ebbe a notare l'estrema affinità fra i procedimenti tipici del romanzo in prosa del Duecento francese, cioè della letteratura arturiana, da una parte, e la tecnica narrativa del Boiardo e dell'Ariosto, dall'altra.<sup>8</sup>

Le numerose avventure che s'intrecciano interrompendosi continuamente, impediscono il dominio della vicenda e costituiscono un ordine frantumato, chiamato *tecnica ad entrelacement*, a lungo considerata come ipertrofia e degenerazione del racconto. Si sa che il Tasso nei *Discorsi dell'arte poetica*, letti per la prima volta all'Accademia Ferrarese non oltre il 1570, e sempre lui, ancor più energicamente nei *Discorsi del poema eroico* del 1594 rimproverò all'Ariosto di non aver potuto realizzare unità nell'azione e nella scelta dei personaggi. Al tempo del Tasso prevalse già la tendenza a raccogliere organicamente le vicende attorno ad un unico personaggio: l'ordine frantumato e apparentemente capriccioso dell'ordito narrativo del «Furioso» urtava la sensibilità artistica dei teoretici ed esteti, i quali non capivano che la *tecnica ad entrelacement* poteva essere fonte ricca di possibilità poetiche ed espressive, fondate su un vero sistema di espliciti richiami o di calcolate simmetrie oppure di sottili rispondeenze.

Solo recentemente è stato impostato il problema strutturale del «Furioso», ma sempre in senso meramente letterario, seguendo un poco lo studio ormai lontano di A. Momigliano sull'Ariosto, studio ricco di spunti preziosi in questo senso; il Momigliano riconosceva il motivo fondamentale poetico dell'alternativo movimento di dispersione e di concentrazione dei personaggi; in base a tale

<sup>8</sup> E. Vinaver: *À la recherche d'une poétique médiévale*. Parigi 1970. Id.: *The Rise of Romance*. Oxford 1971.

concetto<sup>9</sup> si scoprono ripetizioni ed opposizioni nel poema: la doppia liberazione di Angelica e di Olimpia dall'Orca;<sup>10</sup> le opposizioni geografiche o il chiasmo costituito dalla sequenza di episodi<sup>11</sup>; i punti di cesura e i punti di raccordo rivelanti unità semplici che sarebbero alla base dell'intreccio del «Furioso».<sup>12</sup>

Le ricerche letterarie, di carattere strutturalista, procedano o no dagli accorgimenti del Momigliano, restano praticamente sul piano dell'analisi interna del poema. Eppure grazie allo schema dell'*entrelacement* si può stabilire una diretta filiazione tecnica e stilistica tra la narrativa francese medievale e tra i romanzi italiani dal Duecento al Cinquecento, dal *Tristano Riccardiano* alla *Spagna in rima*, dalla *Tavola Ritonda* al *Rinaldo*, all'*Ancroia*, al *Mambriano* e ben inteso all'*Orlando Innamorato* e al *Furioso*.

Il continuo mutare dei piani del racconto comporta una serie di conseguenze linguistiche; di fronte ai continui spostamenti e frazionamenti del racconto, sorge fra il poeta e il suo pubblico una specie di gara della memoria. L'autore si mostra ora sicuro, ora incerto che gli uditori ricordino, e questa data situazione, derivante per l'appunto dalle prospettive narrative mutate si esprime con formule e proposizioni presenti con insistenza nella narrativa francese, nei Cantari trecenteschi e nei poemi del Boiardo e dell'Ariosto.

Ciò che abbiamo detto, è solo una delle tante affermazioni di Daniela Del Corno Branca che ha dimostrato una concreta filiazione fraseologica, con esempi concreti alla mano fra i precedenti francesi, da una parte, e i poemi medievali italiani, nonché l'*Innamorato* e il *Furioso*, dall'altra.

Noi riallacciamo il nostro discorso direttamente alle tesi dell'autrice<sup>13</sup> e non esitiamo ad affermare che una simile filiazione è provabile anche nell'uso dello stile discorsivo, fondato sulle proposizioni di breve estensione, estranee a soluzioni sintattiche complicate da comportare una contorta ipotassi con la concatenazione sia di subordinate che di gerundi, partecipi ed infiniti.

Lo stile lineare dell'Ariosto non ci sembra espressione di una crisi linguistica del Quattrocento, dovuta all'accostamento al parlato — si è vista la regolarità della costruzione, alla quale è estranea qualsiasi oscillazione sintattica —, ma esso si inquadra in quella cultura che si suol chiamare cavalleresca, oppure letteratura in ottava e che fiorì, prima di tutto, nelle corti dell'Italia del nord. Si tratta di un fenomeno letterario e culturale, noto e studiato fin

<sup>9</sup> A. Momigliano: *Saggio su l'Orlando Furioso*. La prima edizione è del 1928.

<sup>10</sup> C. Segre: *Storia interna dell'Orlando Furioso. Esperienze ariostesche*. Pisa 1966, pp. 29—41.

<sup>11</sup> R. Negri: *Interpretazione dell'Orlando Furioso*. Milano 1961, pp. 61—73; 97—102.

<sup>12</sup> L. Pampaloni: *Per una analisi narrativa del «Furioso»*. Belfagor XXVI [1971], pp. 133—150.

<sup>13</sup> D. Del Corno Branca: *L'Orlando Furioso e il romanzo cavalleresco medievale*. Firenze 1973, soprattutto il I. cap., pag. 15—56 (*Tradizione e innovazione dei procedimenti narrativi*). Di D. Branca anche il volume intit.: *I romanzi italiani di Tristano e la «Tavola Ritonda»*. Firenze 1968. Id.: *I Cantari di Tristano*. Lettere Italiane XXIII [1971].



da Giulio Bertoni, modenese, di cui si avvicina il centenario della nascita,<sup>14</sup> alla riesumazione dello splendido ciclo della Tavola Rotonda, affrescato dal Pisanello, recentemente riportato alla luce nel Palazzo dei Gonzaga a Mantova.<sup>15</sup> Solo che di questo fatto letterario culturale esaminato in sede letteraria e artistica mancavano le conclusioni sul piano sintattico; noi con lo stabilimento della filiazione del periodare a precedenti italiani e francesi — alludiamo ai Cantari e alla narrativa mediofrancese del Duecento — crediamo di aver potuto afferrare il motivo animatore delle strutture fondamentali dell'Ariosto.

3. Le affermazioni precedenti non devono indurre nessuno a credere che il «Furioso» non sarebbe altro, sul piano sintattico dei periodi, che la continuazione e eventualmente la ripetizione delle soluzioni dei Cantari, dell'«Innamorato» o della narrativa mediofrancese. Non va dimenticato che con tutta la *tecnica ad entrelacement*, propria del Poema ariostesco ed ereditata dal romanzo cavalleresco, tecnica narrativa che impedisce di raccogliere organicamente le vicende attorno ad un unico personaggio, l'Ariosto, soprattutto nella seconda parte fa convergere il suo Poema verso un deciso e concreto scioglimento finale e ciò indica già una chiara ascendenza dell'epica classica. E così indizi indubbi di un periodare diverso da quello che prendeva lo spunto dalla tradizione dei romanzi cavallereschi, possono essere ravvisati nei periodi di lunga estensione, i quali sono reperibili nel poema, anche se in numero non molto rilevante.

Due tipi di frasi lunghe provengono dallo spoglio del poema; il primo è connesso all'uso non infrequente di paragoni epici; l'altro contiene esempi di discorso indiretto; sarà il secondo a dare lo spunto alla formazione dello stile indiretto libero.

Per quel che concerne la prima categoria, si tratta di ascendenza dantesca e classica; i precedenti nel romanzo cavalleresco sono tutt'altra cosa.

L'Ariosto con un periodare tendente a assorbire un numero elevato di sintagmi, allunga la frase base che consiste in una principale e una proposizione secondaria comparativa, premessa sempre alla principale. Si tratta di una formula sintattica fissa: i paragoni cominciano con una subordinata comparativa, introdotta da COME.

A questa subordinata di primo grado il Poeta, non di rado, aggiungeva altre subordinate, di grado superiore, e quando era il caso inseriva gerundi, participi ed infiniti, cioè proposizioni implicite. Terminato il blocco della comparativa s'iniziava la proposizione principale, al solito, meno estesa di quella della comparativa; ma anche con la principale il Poeta poteva ripetere, quando voleva, lo stesso ampliamento sintattico, in maniera analoga, con subordinate e sintagmi gerundiali, participiali ed infinitivali. In capo alla principale sta

<sup>14</sup> *L'Orlando Furioso e la Rinascenza a Ferrara*. Modena 1919 e tanti altri studi suoi sul Boiardo, sulla cultura ferrarese, sui lettori di romanzi francesi alla corte estense.

<sup>15</sup> G. Paccagnini: *Pisanello e il ciclo cavalleresco di Mantova*. Mantova 1972.

quasi sempre COSÌ, sicchè COME...COSÌ abbracciano la lunga catena ipotattica assicurando una certa corrispondenza e un certo equilibrio tra i due blocchi, soprattutto se le unità in essi comprese fanno da contrappeso uno all'altro.

Si scelga come primo esempio un periodo in cui la proposizione comparativa è introdotta da COME, le propaggini tutte sono concentrate nella subordinata comparativa, preposta alla principale concisa che chiude con piglio energico il ritratto:

Come, partendo, afflitto tauro suole,  
Che la giovenca al vincitor cesso abbia,  
Cercar le selve e le rive più sole  
Lungi dai paschi, o qualche arida sabbia;  
Dove muggir non cessa all'ombra e al sole,  
Né però scema l'amorosa rabbia;  
Così sen va di gran dolor confuso  
Il re d'Alger, dalla sua donna escluso. (XXVII, 111).

La subordinata comparativa di primo grado comincia con COME; al soggetto: *toro* si aggiunge una subordinata relativa di secondo grado: *Che la giovenca al vincitor cesso (-cesato) abbia*; un'altra subordinata di secondo grado è locale: *arida sabbia*; / *Dove muggir non cessa*. Sempre nell'ambito della subordinata comparativa sta una frase correlata alla locale, con un leggero senso avversativo: *Né però scema l'amorosa rabbia* (mugge, ma non cessa ecc.). Si hanno dunque quattro subordinate esplicite e anche un gerundio, con valore temporale: *partendo*, inserito nella comparativa, dopo la congiunzione introduttrice. Di fronte alla relativa complessità della prima parte del periodo, si constata la concisione della proposizione principale che non ha proposizioni né esplicite né implicite.

Si cita ora un altro esempio del tipo precedente; anche nel seguente esempio, di fronte alla complessità eccessiva della prima parte [la parte subordinativa], sta la concisa semplicità della proposizione principale, scevra di propaggini subordinative. Inoltre si potrà osservare bene persino l'emergere della paratassi; anche quando lo voglia fare, l'Ariosto stenta a legare le proposizioni in costrutti subordinativi sicché in determinate grandi comparazioni si effettuano soluzioni paraipotattiche.<sup>16</sup>

Come se dentro a ben rinchiusa gabbia  
D'antiqua leonessa usata in guerra,  
Perch'averne piacere il popol abbia,  
Talvolta il tauro indomito si serra;  
I leoncin che veggion per la sabbia  
Come altiero e mugliando animoso erra,  
E veder sì gran corna non son usi,  
Stanno da parte timidi e confusi:

<sup>16</sup> Non pensiamo alle note forme della paraipotassi: una proposizione subordinata o un gerundio (un participio), seguiti dalla proposizione principale, preceduta da E, ma all'incapacità di mantenere fino in fondo il livello subordinativo di fronte alla principale, sicché tra le subordinate vengono a galla frasi indipendenti o autonome.

Ma se la fiera madre a quel si lancia,  
 E nell'orecchio attacca il crudel dente,  
 Vogliono anch'essi insanguinar la guancia,  
 E vengono in soccorso arditamente;  
 Chi morde al tauro il dosso, e chi la pancia:  
 Così contra il pagan fa quella gente:  
 Da tetti e da finestre e più d'appresso  
 Sopra gli piove un nembo d'arme e spesso. (XVIII, 14, 15).

Il periodo citato è un capolavoro sintattico: dobbiamo sottolineare che si tratta formalmente di un solo periodo in cui i nessi sintattici di legamento sono al loro posto; la paratassi, vale a dire, la sequenza di proposizioni autonome pur essendo indubbia, è bene camuffata con le congiunzioni subordinative. Si proceda però sistematicamente all'analisi prima di tutto, della proposizione subordinata comparativa. Essa si protrae per tutt'e due le stanze e si fonda su tre colon che sono provvisti di molte propaggini:

Come (...) i leoncini (...) stanno da parte timidi e confusi, Vogliono anch'essi insanguinar la guancia, e vengono in soccorso arditamente//Così contra il Pagan fa quella gente.

I leoncini sono, dunque, timidi, in un primo tempo; dopo diventano coraggiosi e attaccano il toro, soccorrendo la loro madre, la leonessa. Così si comporta quella gente nei confronti del Pagano. Ora bisogna capire, perché i leoncini sono timidi all'inizio? Quando e se il toro si rinchiede nella gabbia della leonessa: ed in questa subordinata ipotetico-temporale abbiamo una subordinata di secondo grado; da questa subordinata introdotta da SE parte un'altra subordinata di terzo grado, una finale: *perché ne abbia piacere il popolo*. A un altro punto della subordinata comparativa di primo grado troviamo inserita una subordinata relativa di secondo grado (essa infatti non parte né dalla subordinata ipotetico temporale, né dalla finale, ma dalla comparativa, solo che essa si attacca a un altro luogo della comparativa): i leoncini che vedono (il toro). A questa subordinata di secondo grado si aggiunge una oggettiva di terzo grado: *come* (cioè esso) *erra altiero e mugliando* [mugghiando]. Ma c'è di più: alla subordinata relativa introdotta da CHE si associa copulativamente una altra relativa, beninteso del grado uguale, di secondo grado: *e non sono abituati* (i leoncini) *a vedere sì gran corna*. Ecco perché essi sono timidi e intimoriti.

La prima comparativa ha quindi cinque proposizioni e un gerundio, di valore avverbiale: *mugliando*. Segue ora il secondo colon, la seconda parte della comparativa, una comparativa coordinata alla prima in forma avversativa con MA: *Ma (...) | vogliono anch'essi insanguinar la guancia, | E vengono in soccorso arditamente*.

Abbiamo citato anche il terzo colon che segue immediatamente il terzo ed è collegato al secondo con E, funge quindi da proposizione copulativa. La comparativa numero due è preceduta da una subordinata ipotetico-tempo-

rale, simile alla ipotetico-temporale di sopra che si attaccava alla prima comparativa. Si tratta di due subordinate di secondo grado; SE introduce la prima, la seconda è legata con E alla prima. Prima di arrivare alla proposizione principale, -si trova ancora una subordinata, posta dopo la terza comparativa: *Chi morde ecc.* Tale frase sta lì quasi come un sintagma autonomo, ma non lo è: a riguardarlo bene, funge da consecutiva nei confronti della terza comparativa: *E vengono in soccorso arditamente, (Sicchè c'è) Chi morde al tauro il dosso, e chi la pancia.*

Anche con la seconda e terza comparativa il numero delle proposizioni ammonta a cinque; e si calcolino ancora le principali; due frasi coordinate senza nessuna propaggine laterale né esplicita né implicita. Si hanno dunque complessivamente dodici proposizioni-membri, rinchiusi in un solo periodo, ingegnosamente costruito, senza intoppi. Altra questione è che ogni frase o la maggior parte delle frasi rinchiede un'azione autonoma: in una gabbia sta la leonessa; lì si rinchiede anche il toro; i leoncini hanno paura, quando esso cammina con le gran corna. Ora la madre si lancia contro il toro. I leoncini le vengono in aiuto. Chi morde il toro al dorso, chi alla pancia. Piccole proposizioni autonome, con azioni caratteristiche che si seguono: il Poeta se ne è valso per costruire una delle sue famose comparazioni creando una fitta rete di proposizioni prolettiche che s'imperniavano sulla principale concisa e incisiva, secondo termine del paragone.

Come il villan, se fuor per l'altre sponde  
 Trapela il fiume, e cerca nuova strada,  
 Frettoloso a vietar che non affonde  
 I verdi paschi e la sperata biada,  
 Chiude una via ed un'altra, e si confonde;  
 Che se ripara quinci che non cada,  
 Quindi vede lassar gli argini molli,  
 E fuor l'acqua spiecar con più rampolli:

Così, mentre Ruggiero e Mandricardo  
 E Rodomonte son tutti sozzopra,  
 Ch'ognun vuol dimostrarsi più gagliardo,  
 Ed ai compagni rimaner di sopra;  
 Marfisa ad acchetarli àve riguardo,  
 E s'affatica, e perde il tempo, e l'opra:  
 Chè, come ne spicca uno e lo ritira,  
 Gli altri duo risalir vede con ira. (XXVI, 111, 112).

Abbiamo citato un solo periodo, ma questo periodo con le sue propaggini si estende precisamente in due ottave complete ed è lungo sedici righe. Di che cosa si tratta? Rodomonte, Mandricardo e la bellicosa Marfisa s'avviano a raggiungere Agramante per portar soccorso al capo dell'esercito saraceno. Sulla strada si para Ruggiero che cercava Rodomonte perchè questi si era impossessato del suo cavallo Frontino. Con Ruggiero anche Mandricardo aveva una questione, che verteva sul diritto di portare come insegna l'aquila bianca di Ettore di Troia. Ne nascono diverse liti difficili da sbrogliare. I quattro saraceni

cominciano a battersi tra loro per stabilire la precedenza cioè chi di loro doveva o non doveva battersi con gli altri. Dei quattro Marfisa rinsavisce e decide di metter fine al litigio:

Marfisa or va da questo, or da quel canto  
Per riparar (cioè per metter riparo agli impeti d'ira), ma non può sola tanto.

È a questo punto, cioè dopo gli ultimi due versi dell'ottava precedente, la centodecima, che il Poeta ha aperto il paragone che abbiamo citato e che si estende per due ottave, delle quali la prima contiene la subordinata comparativa, che comincia con COME e la seconda corrispondente interamente alla proposizione principale, introdotta dal consueto avverbio COSÌ. Tra i due blocchi sussiste perfetto equilibrio, a differenza di molti altri paragoni in cui, al solito, la principale è più concisa, più laconica della subordinata.

Nel nostro caso sia la subordinata che la principale è ricca di propaggini di diverso ordine. Cominciamo con la subordinata comparativa.

Come il villan (...) chiude una via ed un'altra, e si confonde; / Ché se ripara (e cioè mette riparo, chiude un argine) *quinci* che non cada, / *Quindi* vede lassar (e cioè cadere) gli argini molli, / E fuor l'acqua spiccar con più rampolli (e cioè sprizza con tanto più zampilli).

Il paragone è un quadro della vita reale; la confusione dei litiganti somiglia ad un'alluvione in val di Po; la piena può essere arrestata difficilmente, se si chiude un argine, gli altri, fradici d'acqua cedono e la piena esce fuori da dieci altri sbocchi. Tutto questo è raccontato con una serie di subordinate di vari gradi. Infatti alla subordinata comparativa si allaccia una causale, introdotta dalla congiunzione CHÉ; la causale è logica, perchè da la causa dello smarrimento del contadino (SI CONFONDE):

Ché (...) vede lassar gli argini molli, / E fuor l'acqua spiccar con più rampolli.

Da tener presente che la subordinata causale di secondo grado contiene un accusativo con l'infinito, retto da VEDE, dal predicato verbale della subordinata causale. Il sintagma infinitivale è doppio, si può dire che si tratta di due sintagmi diversi, dato che diversi sono i soggetti e diversi i verbi all'infinito: LASSAR GLI ARGINI e FUOR L'ACQUA SPICCIAR.

Nella subordinata causale di secondo grado si inserisce una ipotetica molto breve di terzo grado, seguita immediatamente da una consecutiva altrettanto breve.

La congiunzione della ipotetica è SE e la congiunzione della consecutiva è CHE: *Ché SE ripara quindi CHE non cada*, vale a dire: mette riparo in modo che l'acqua non straripi.

Bisogna tornare alla prima parte del blocco della comparativa che abbia-

mo lasciato da parte per poter spiegare con chiarezza la chiusura; nell'inizio della comparativa si inserisce, con SE, una subordinata ipotetica che può essere, volendo, una temporale. Questa frase è uguale come grado alla causale che si allaccia alla subordinata comparativa al punto di chiusura; tali tipi di concatenazione non sono rari in alcuni brani di struttura complicata del Decameron. La ipotetica (o temporale) all'inizio è di grado uguale con la causale alla fine, è cioè di secondo grado. Tale frase con SE contiene due predicati verbali: *SE fuor per l'altre sponde / Trapela* (vale a dire, comincia a uscire) *il fiume, e CERCA nuova strada*.

Abbiamo ancora un sintagma a costruzione attributiva, rara in italiano antico: *il villan (... ) / Frettoloso a vietar che non affonde* (e cioè che non sommerga) */ I verdi paschi e la sperata biada*. Al sintagma attributivo si appoggia una subordinata oggettiva con CHE, la quale resta un poco fuori dal ciclo delle subordinate e quindi non le diamo nessun grado. Da tener presente l'infinito retto dall'aggettivo: *frettoloso A VIETAR*.

Nel solo blocco della proposizione comparativa si hanno dunque sei subordinate che formano un insieme ben congegnato, inoltre due accusativi con l'infinito che all'atto pratico non sono altro che subordinate implicite e anche un infinito, retto da un aggettivo precedente.

Lo stesso concetto animatore è valido per il blocco della proposizione principale, ricca anch'essa di propaggini subordinative. La distribuzione binaria è osservabile qui pure; i piani sintattici si realizzano in modo che la proposizione principale vera e propria sta in mezzo all'ottava dividendola in due parti quasi uguali:

*Così (... ) / Marfisa ad achetarli àve riguardo* (cioè si adopera, s'impegna), */ E s'affatica, e perde il tempo e l'opera*.

Si nota un chiaro equilibrio tra secondarie che precedono la principale e secondarie che la seguono, infatti due stanno all'inizio e altrettante stanno alla conclusione. L'ottava si apre con una subordinata temporale di primo grado: */Così MENTRE Ruggiero e Mandricardo/ E Rodomonte son tutti sozzopra* (cioè sottosopra, contrastando disordinatamente tra loro). A questa frase subordinata di primo grado si attacca una subordinata causale di secondo grado: *CH'ognuno vuol dimostrarsi più gagliardo, / Ed ai compagni rimaner di sopra*. Si noti la riduplicazione dei predicati verbali con i rispettivi complementi per cui aumenta il volume della seconda subordinata in modo che si allunga l'estensione del volume protattico nei confronti del volume conclusivo che segue la principale. Ma il numero delle subordinate conclusive resta invariato: due. Di esse la prima, una subordinata causale di primo grado si congiunge mediante CHÉ alla principale; subito dopo la congiunzione CHÉ si inserisce nella frase una subordinata temporale con COME: *CHÉ, COME ne spicca* (cioè stacca, allontana) *uno e lo ritira, / Gli altri duo risalir vede con ira*.

Nella subordinata causale si trova un accusativo con l'infinito, retto da vede.

Facendo il computo risulta che l'unico periodo contiene undici frasi membri, tre accusativi con l'infinito e un sintagma infinitivale, retto da un aggettivo; il carattere della concatenazione è ipotattica, vi figurano subordinate di diversi gradi, gli uni procedono dagli altri. Si tratta di un periodare ben diverso dal tipo che abbiamo presentato all'inizio del nostro discorso e che rispecchia il procedere per «scomparti», fondato sulla successione paratattica di proposizioni principali di breve estensione.

Per terminare l'analisi delle comparazioni si citerà due esempi uno di essi è QUAL...TAL; la proposizione comparativa è introdotta da un pronome, a cui è correlato un altro pronome all'inizio della proposizione principale. È inutile dire che il tipo con COME...COSÌ prevale in numero schiacciante sul tipo con i pronomi, notevolmente più semplice, al solito, come periodare, perché più povero di subordinate esplicite ed implicite.

Qual per le selve nomade o massile  
Cacciate va la generosa belva,  
Ch'ancor fuggendo mostra il cuor gentile,  
E minacciosa e lenta si rinselva.  
Tal Rodomonte, in nessun atto vile,  
Da strana circondato e fiera selva  
D'aste e di spade e di volanti dardi,  
Si tira al fiume a passi lunghi e tardi. (XVIII, 22).

La relativa semplicità risulta anche dall'esempio citato che contiene una proposizione principale farcita sì di complementi, ma pure senza subordinate esplicite. Spiccano i complementi attributivi: *vile* e *circondato*, un participio passato congiunto che a rigore potrebbe essere considerato anche una subordinata relativa implicita, soprattutto perché esso è allargato con sintagmi di diverso carattere: un *nomen agens* (*da strana e fiera selva*) e *selva* ha un festone di complementi di specificazione: *selva* / *d'aste e di spade e di volanti dardi*. Si considerino ancora il complemento di luogo: *al fiume* e il complemento di maniera: *a passi lunghi e tardi*. La subordinata comparativa è altrettanto semplice dal punto di vista della struttura: possiede due subordinate relative di secondo grado; alla prima è coordinata con E una altra relativa di ugual grado. *Fuggendo* inserito nella prima delle due ha valore avverbiale e non va preso quindi per subordinata implicita.

L'altro degli esempi contenenti comparazione si fonda su una subordinata relativa che comincia con CHI; nonostante la diversità del costruito l'azione della subordinata è paragonata a quella della principale, più lineare della subordinata.

Chi ha visto in piazza rompere steccato,  
A cui la folta turba ondeggi intorno,  
Immansueto tauro accaneggiato,  
Stimolato e percosso tutto 'l giorno;

Che 'l popol se ne fugge ispaventato,  
 Et egli or questo or quel leva sul corno:  
 Pensi che tale o più terribil fosse  
 Il crudele African quando si mosse. (XVIII; 19).

La subordinata relativa di primo grado è abbastanza complessa; dal predicato verbale di percezione dipende un sintagma infinitivale, di notevole autonomia: *il toro selvaggio, aizzato, stimolato e percosso tutto il giorno rompe lo steccato*. Dal sintagma infinitivale parte una relativa di terzo grado, dato che il sintagma infinitivale è stato preso per una subordinata implicita di secondo grado: *[steccato] intorno a cui la folta turba ondeggia*. A un altro punto della subordinata relativa di primo grado s'inizia una subordinata consecutiva di secondo grado, introdotta da CHE: *che 'l popol se ne fugge ispaventato*. Da ritenere che il verso susseguente contiene una frase senza legame sintattico, in modo anacolutico: *et egli or questo or quel leva sul corno*. Procedimento raro presso l'Ariosto che in tali casi salvava le apparenze e con una congiunzione incolore creava il nesso inserendo la frase autonoma, almeno esteriormente, nell'impianto regolare del periodo.

Segue la principale incisiva che è una sola parola, un verbo: PENSI, a cui tiene dietro una subordinata oggettiva di primo grado, dalla quale si evolve una subordinata temporale che comincia con QUANDO e che non ha altro complemento che il predicato verbale. Anche in questo periodo si hanno sette subordinate esplicite e un sintagma infinitivale, l'accusativo con l'infinito.

4. Rispetto ai periodi ampi dell'Orlando Furioso spetta un posto a parte al discorso indiretto e cioè alle frasi che contengono parole altrui. Nella maggioranza dei casi il Poeta crea una lunga sequenza di proposizioni che cominciano con CHE e COME, tutte dipendenti dalla frase principale che le introduce e che contiene un verbo di comunicazione.

Ruggiero a quel parlar ritto levosse,  
 E con licenza rispose di Carlo,  
 Che mentiva egli, e qualunqu'altro fosse,  
 Che traditor volesse nominarlo;  
 Che sempre col suo re così portosse,  
 Che giustamente alcun non può biasmarlo;  
 E ch'era apparecchiato sostenere  
 Che verso lui fe' sempre il suo dovere:

E ch'a difender la sua causa era atto,  
 Senza tòrre in aiuto suo veruno;  
 E che sperava di mostrargli in fatto,  
 Ch'assai n'avrebbe e forse troppo, d'uno. (XLVI, 107, 108).

CHE anaforica, ripetuta all'inizio dei versi con insistenza può smorzare, da un lato, la subordinazione, perché il ritorno incessante della congiunzione che introduce proposizioni oggettive, non è che un espediente per assicurare



la concatenazione logica tra principale e dipendenti; dall'altro è anche il persistere di forme grammaticali tradizionali connesse con il metodo dei piani della comunicazione. Essi al tempo dell'Ariosto erano due: l'*oratio recta* e *oratio obliqua*, con l'uso di CHE e subordinate oggettive dopo i *verba dicendi*; solo timidamente si fa strada il terzo tipo, lo *stile indiretto libero* con l'abbandono delle congiunzioni di collegamento e con la libertà relativa nell'uso dei tempi. Per ciò che concerne quest'ultimo, l'esempio citato contiene un'irregolarità sintattica, derivante dal mantenimento del piano diretto del personaggio. Una volta sta il presente nella subordinata oggettiva, dipendente dal predicato verbale della proposizione principale, mentre in tutte le altre subordinate è stato conservato il passato, al solito l'imperfetto o il trapassato imperfetto; il presente figura in una situazione di tensione emotiva, mentre nelle altre frasi si tratta di comunicazioni più o meno oggettive:

(rispose) che mentiva egli (...) che sempre col suo re così portosse, *che giustamente alcun non può biasmarlo*: e ch'era apparecchiato sostenere (...) e che sperava di mostrargli in fatto ecc.

È evidente che PUÒ contrasta con il regolare correre dei tempi al passato; è insolito anche il passato remoto nella frase precedente: *si portò*, mentre tutti gli altri tempi corrispondono all'uso corretto dell'*oratio obliqua*.

In un numero ristretto di esempi il discorso indiretto tende a trasformarsi in stile indiretto libero; le congiunzioni che nelle prime subordinate si ripetevano, scompaiono nelle ultime, sicché esse acquistano indipendenza, almeno formalmente. È indubbia la loro connessione con la proposizione principale che contiene il *verbum dicendi*:

Il pastor (...) / gl'incominciò senza rispetto a dire:

Come' esso a'prieghi d'Angelica bella  
 Portato avea Medoro alla sua villa,  
 Ch'era ferito gravemente; e ch'ella  
 Curò la piaga, e in pochi dì guarilla:  
 Ma che nel cor d'una maggior di quella  
 Lei ferì Amor; e di poca scintilla  
 L'accese tanto e sì cocente fuoco,  
 Che n'ardea tutta, e non trovava loco.

E senza aver rispetto ch'ella fusse  
 Figlia del maggior re ch'abbia il Levante,  
 Da troppo amor constretta si condusse  
 A farsi moglie d'un povero fante.  
 All'ultimo l'istoria si ridusse  
 Che 'l pastor fe' portar la gemma inante (XXIII, 119, 120).

L'esempio citato è strutturalmente analoga al precedente: la proposizione principale contiene il *verbum dicendi*, dal quale dipende una sequenza di proposizioni oggettive, introdotte da COME e CHE, sicché è realizzato un lungo periodo con molte dipendenti. Si noti l'uso del passato remoto al posto

del più solito e più regolare imperfetto; con il passato remoto si mette in risalto la concretezza delle azioni verbali, sentite come autonome, dato che il *verbum dicendi* è seguito da proposizioni quasi indipendenti a causa dell'indebolimento del nesso sintattico.

Tale autonomia acquista maggior valore nelle ultime due subordinate oggettive, davanti alle quali viene a mancare la congiunzione introduttrice, sicché si hanno proposizioni principali autentiche:

*e di poca scintilla/ l'accese tanto e sì cocente fuoco,/ che n'ardea tutta, e non trovava loco.*

Dalla frase, sentita principale, esce una subordinata consecutiva con due predicati. Subito dopo essa sta la seconda delle oggettive, diventate autonome; questa seconda frase è di notevole estensione, ciò che concorre a far sentire il suo carattere indipendente, già assicurato a causa dell'assenza della congiunzione CHE o COME. La proposizione è preceduta da un sintagma infinitivale avente valor di frase implicita e introdotta da SENZA; dal sintagma infinitivale parte una secondaria con CHE e da questa frase, a sua volta, procede ugualmente una subordinata con CHE. A questo punto subentra la principale con un participio passato che ha funzione di subordinata causale: *da troppo amor costretta si condusse / a farsi moglie d'un povero fante.*

Non andiamo forse errati con l'ipotesi che tra l'estensione della proposizione oggettiva in una comunicazione e l'omissione della congiunzione CHE o COME (per cui l'oggettiva acquista indipendenza e autonomia) vi sia una correlazione, come anche il seguente esempio lo può dimostrare:

Giunse a punto Ruggier, che si faceva  
La bella mostra fuor di quella terra;  
E per sapere il tutto, ne chiedea  
Un cavallier, ma scese prima in terra:  
E quel, ch'affabil era, gli dicea  
Che di Scozia e d'Irlanda e d'Inghilterra  
E de l'isole intorno eran le schiere  
Che quivi alzate avean tante bandiere:

E finita la mostra che faceano,  
Alla marina si distenderanno,  
Dove aspettati per solcar l'Oceano  
Son dai navigli che nel porto stanno.  
I Franceschi assediati si ricreano,  
Sperando in questi che a salvar li vanno.  
Ma acciò tu te n'informi pienamente,  
Io ti distinguerò tutta la gente. (X, 75, 76).

Nella prima strofa sta la proposizione principale contenente il *verbum dicendi*: *gli dicea / Che* ecc., qui si ha una subordinata oggettiva. La seconda strofa si apre senza CHE con una proposizione apparentemente principale, introdotta da un sintagma di participio passato assoluto: *finita la mostra che faceano*. Il soggetto grammaticale differisce da quello della principale: *mostra*

e *schiere*, è per questo che parliamo di sintagma assoluto (il soggetto logico concorda però con quello della principale<sup>17</sup>). Oltre il sintagma di participio passato che è corredato da una breve subordinata relativa cominciata con CHE, la proposizione diventata indipendente in virtù dell'assenza di CHE, possiede ancora una subordinata locale: *dove aspettati (...) son da navigli*; alla proposizione locale si appoggia una relativa di secondo grado; la locale è di primo grado; il participio che ha senso temporale di anteriorità è pure di primo grado, perché è originato anch'esso dalla proposizione principale. Vi è inoltre un sintagma infinitivale: *per solcar l'Oceano*; è una proposizione implicita finale e anch'essa è di secondo grado, perché parte dalla frase locale, come da essa parte la relativa pure.

È fuori dubbio la complessità della proposizione che è diventata autonoma, indipendente anche per i vari sintagmi: un participio passato e un infinito, nonché per le diverse subordinate. Si osservi l'uso irregolare dei tempi verbali: presenti e futuro, nonostante che siamo ancora nell'ambito della comunicazione avvenuta in un periodo passato; lo stile indiretto libero moderno avrebbe conservato gli imperfetti e avrebbe usato, se si trattava di un futuro, il passato del condizionale. Prevale invece la spinta del discorso diretto e dell'immediatezza dell'interlocutore che sta per riprendere la parola all'autore. Lo si vede chiaramente negli ultimi due versi: *Ma (acciò) che tu te n'informi pienamente / Io ti distinguerò tutta la gente*: qui parla il personaggio, il cavaliere, menzionato nella strofa precedente.

C'è una frase in più: *I Franceschi assediati si ricreano, / sperando in questi che a salvar li vanno*. Anche qui siamo nell'orbita del piano della comunicazione; questa frase è stile indiretto libero; l'omissione di CHE all'inizio della frase è dovuta, tra l'altro, alla struttura di una certa complessità: si ha un sintagma gerundiale con valore di frase subordinata; dal gerundio parte una subordinata relativa esplicita. L'uso del presente sostituisce un passato del condizionale che sarebbe di rigore nelle varianti moderne dello stile indiretto libero; l'immediatezza della comunicazione che sta per scivolare in discorso diretto, permette tale irregolarità, vicina all'eloquio quotidiano e al parlar comune.<sup>18</sup>

## Strutture retoriche

5. La ricercatezza della costruzione ha poco risalto nell'*Orlando Furioso*; le antitesi sapientemente distribuite nei periodi, sicché essi rispecchiano anche strutturalmente, nell'assetto della frase, le simmetrie che ricorrono con una

<sup>17</sup> Cfr. G. Herczeg: *Il participio passato assoluto nelle novelle di Masuccio Salernitano*, cit.

<sup>18</sup> W. Günther: *Probleme der Rededarstellung*. Berna 1928 ha rilevato l'uso dello stile indiretto libero nell'*Orlando Furioso*; un'analisi d'insieme si legga nel secondo capitolo del nostro studio.

certa frequenza nei versi del Petrarca,<sup>19</sup> sono assenti nell'*Orlando Furioso*, orientato verso il tono discorsivo. Non si attendano dunque frasi ritmicamente scandite; solo l'uso dell'anafora, non molto diffusa nemmeno quella, serve a creare una coordinazione *sui generis* basata sulla contemporaneità dei vari fatti per sé indipendenti, calati in proposizioni principali. Vogliamo insistere sull'impiego delle proposizioni principali; adagiate nei singoli versi, ad ogni verso corrisponde una proposizione indipendente; la correlazione tra esse è assicurata con la ripresa dello stesso vocabolo all'inizio del verso. Anche quando il contenuto potrebbe dare una spinta all'Ariosto a creare sonanti simmetrie di colon coordinati e subordinati, egli non tragredisce le norme della linearità da lui stesso stabilite; basta riferirci al passo famoso dell'invenzione dell'artiglieria, alla condanna certamente ironica che il Poeta riveste di forma retorica, *sui generis*, con l'anafora sì, all'inizio dei versi, ma anche con proposizioni principali che, al solito, sono ristrette nelle singole righe.

Come trovasti, o scelerata e brutta  
Invenzion mai loco in uman core?  
Per te la militar gloria è distrutta;  
Per te il mestier dell'arme è senza onore;  
Per te è il valore e la virtù ridutta,  
Che spesso par del buono il rio migliore:  
Non più la gagliardia, non più l'ardire  
Per te può in campo al paragon venire.

Per te son giti et anderan sotterra  
Tanti signori e cavalieri tanti,  
Prima che sia finita questa guerra,  
Che 'l mondo, ma più Italia, ha messo in pianti;  
Che s'io v'ho detto, il detto mio non erra,  
Che ben fu il più crudele e il più di quanti  
Mai furo al mondo ingegni empî e maligni,  
Ch'imaginò sì abominosi ordigni. (XI, 26, 27).

Nella prima strofa sta una sola subordinata relativa con CHE; il ritmo è basato sulla ripresa anaforica di PER TE; nella seconda strofa manca una pur leggera simmetria tra subordinate relative, introdotte da CHE. A dir il vero, in questo caso l'uso dei vari CHE con le relative subordinate è un poco confuso; si tratta di proposizioni che si accavallano: sono morti e moriranno tanti signori e cavalieri che se io ho detto che l'inventore di così abominevoli ordigni è stato il più crudele di quanti ingegni sono mai stati al mondo (e ciò che ho detto, è la verità).

Le non frequenti simmetrie si fondano su sintagmi paralleli, adagiati in proposizioni principali, con poche subordinate, prevalentemente relative, sicché persiste il periodare lineare, chiaramente concepito:

<sup>19</sup> G. Herczeg: *La struttura della frase nei versi del Petrarca. Atti del congresso Petrarcesco 1975.*

Uomo non veggio qui, non ci veggio opra  
 Donde io possa stimar ch'uomo qui sia;  
 Nave non veggio, a cui salendo sopra,  
 Speri allo scampo mio ritrovar via.  
 Di disagio morirò. (X, 28).

Non spesso si hanno esempi con soggetti ripetuti seguiti da un unico predicato:

*Il travaglio del mare e la paura*  
 Che tenuta alcun dì l'aveano desta,  
*Il ritrovarsi* al lito ora sicura,  
 Lontana da rumor ne la foresta,  
*E che* nessun pensier, nessuna cura,  
 Poi che 'l suo amante ha seco, la molesta;  
 Fu cagion ch'ebbe Olimpia sì gran sonno,  
 Che gli orsi e i ghirì aver maggior nol ponno. (X, 18).

E qui si menziona il famoso passo relativo alle cose perdute:

*Le lacrime e i sospiri degli amanti,*  
*L'inutil tempo* che si perde a giuoco,  
*E l'ozio lungo d'uomini ignoranti,*  
*Vani disegni* che non han mai loco  
*I vani desiderî* sono tanti,  
 Che la più parte ingombran di quel loco:  
 Ciò che insomma qua giù perdesti mai,  
 Là su salendo ritrovar potrai. (XXXIV, 75).

A fatica si trovano passi in cui la simmetria si realizza tra subordinate; l'esempio che si cita ora, contiene subordinate introdotte da CHE, a dire il vero con il nesso sintattico molto attenuato; veramente si tratta di frasi indipendenti rese subordinate in virtù della posizione anaforica di ALTRI:

La sfortunata ciurma si vuol torre  
 Del gran periglio, e via più ognor vi corre.

*Altri che* 'l ferro e l'inimico caccia,  
 Nel mar si getta, e vi s'affoga e resta;  
*Altri che* muove a tempo piedi e braccia,  
 Va per salvarsi o in quella barca e in questa;  
 Ma quella, grave oltre il dover, lo scaccia,  
 E la man, per salir troppo molesta,  
 Fa restare attaccata ne la sponda:  
 Ritorna il resto a far sanguigna l'onda.

*Altri che* spera in mar salvar la vita,  
 O perderlavi almen con minor pena  
 (.....)  
 S'abbraccia a un legno ch'arde, e per timore  
 Ch'ha di due morte, in ambe se ne muore. (XXXIX, 83, 84, 85).

È evidente che la simmetria si fonda su ALTRI CHE, essendo però le subordinate relative semi-indipendenti, perché si tratta di azioni autonome consecutive; poteva stare anche UNO — predicato verbale, ALTRO — idem, IL TERZO — idem ecc.

Conta come eccezione il ritmo dei gerundi in funzione di proposizioni subordinate implicite:

*Avendo* Astolfo esercito infinito  
 Da non gli far sette Afriche difesa;  
*E rammentando* come fu ammonito  
 Dal santo vecchio che gli dié l'impresa  
 Di tor Provenza e d'Acquamorta il lito  
 Di man di Saracin che l'avean presa;  
 D'una gran turba fece nuova eletta,  
 Quella ch'al mar gli varve manco inetta.

*Et avendosi* piene ambe le palme,  
 Quanto potean capir, di varie fronde  
 A lauri, a cedri tolte, a olive, a palme,  
 Venne sul mare, e le gittò ne l'onde. (XXXIX, 25, 26).

Quel tipo ricorre con una certa insistenza nei versi del Petrarca che non sfuggiva alla struttura con subordinate simmetriche, seguite da una proposizione principale. Nell'esempio citato abbiamo scoperto tracce di questa forma ritmica; l'Ariosto era decisamente estraneo al raggruppamento simmetrico di subordinate esplicite e implicite dinnanzi la proposizione principale (ma anche dopo di essa). Altrettanto schivo l'Ariosto si mostrava ai vocativi, corredati da subordinate relative con CHE, ritmicamente sistemate, altra forma retorica ricorrente nel Petrarca:

O santa dea, *che* dagli antiqui nostri  
 Debitamente sei detta triforme;  
*Ch'*in cielo, in terra e ne l'inferno mostri  
 L'alta bellezza tua sotto più forme,  
*E* ne le selve, di fere e di mostri  
 Vai cacciatrice seguitando l'orme;  
 Mostrami ove 'l mio re giaccia fra tanti,  
 Che vivendo imitò tuoi studi santi. (XVIII, 184).

La proposizione principale è *O santa dea* (...) *mostrami*; al vocativo si aggiunge tre subordinate relative, in ritmo ternario; esse non hanno altre propaggini di subordinate esplicite o implicite. Ma tale costruito è eccezionale nell'Orlando Furioso, benché il Poeta non schivasse le semplici esclamazioni consistenti in una breve frase, del tipo: *Oh felice morire! oh dolce fato!* (XVIII: 179).

\*

Concludendo, è indubbia la presenza di una sintassi palesemente avversa alla subordinazione complessa nel senso delle strutture di determinata parte del Decameron; lo stile dell'«Furioso» è orientato verso la coordinazione senza che tale spinte ingeneri legamenti simmetrici e ritmici, la cui percentuale è bassa rispetto ai versi del Petrarca dove è incontestabile una serie di soluzioni complesse collegate con i vari usi delle antitesi. Avversione alla subordinazione

complessa non significa, beninteso, l'assenza di sintagmi gerundiali, participiali o infinitivali, sebbene prevalgano tipi più consueti del linguaggio comune; i cosiddetti sintagmi assoluti con soggetto diverso da quello della proposizione principale, come anche l'accusativo con l'infinito ricorrono solo in numero limitato.

## II.

### Stile indiretto libero nella lingua del "Furioso"

1. Nella lunghezza di alcuni costrutti nei quali si succedono unità relativamente brevi, contenenti ognuna un'azione o un fatto nitidamente circoscritti e nei quali la monotonia delle congiunzioni identiche indebolisce la plasticità della comunicazione, deve essere cercata la fonte dello stile indiretto libero nell'Ariosto e in alcuni altri scrittori del Medioevo e del Rinascimento. Ma, al contempo, dobbiamo mettere in risalto che *stile indiretto libero* non esclude la capacità dell'autore di creare lunghi periodi. Chi è portato allo stile fondato sulle proposizioni di breve estensione, quali abbiamo esaminato all'inizio del nostro discorso, può risolvere il problema dei piani della comunicazione o con il racconto "auctorale" (termine tecnico caro alla saggistica inglese) o con il discorso diretto.

Occorre tenere presente che lo stesso Ariosto è tutt'altro che estraneo all'*oratio recta*, anche quando di discorso vero e proprio non si tratta, per es. nel caso di monologo interiore; uno scrittore moderno di stampo realista userebbe lo stile indiretto libero, mentre uno scrittore dal periodare asciutto, volto al concreto, si avvarrebbe certamente della dizione auctorale, vale a dire, sarebbe l'autore a raccontarci i pensieri del personaggio.

Gli esempi più diffusi di stile indiretto libero dell'Ariosto non sono quindi indipendenti nel senso di un brusco cambiamento dei piani della comunicazione. Uno scrittore moderno, al suo posto, non esiterebbe a rinunciare alla transizione ed ai nessi di collegamento tra la sfera del narratore e quella del personaggio. Tale tipo, tutt'altro che mancare all'Ariosto, conta tuttavia una percentuale inferiore alla formula-base che è una realizzazione più o meno cauta, con l'inserimento dello stile indiretto libero nella trama dell'*oratio obliqua*. Dopo una o più proposizioni oggettive, introdotte da CHE o COME, ecco vediamo apparire una proposizione indipendente; ma l'indipendenza di codesta frase ulteriore è solo apparente. Tratto caratteristico dello stile indiretto libero è, per l'appunto, una determinata autonomia che si realizza formalmente, con la scomparsa delle servitù grammaticali e dei nessi di collegamento; ma contemporaneamente le frasi allo stile indiretto libero restano logicamente legate a precedenti nettamente delineati.

Il re, dolente per Ginevra bella,  
 (Ché così nominata è la sua figlia),  
 Ha pubblicato per città e castella,  
 Che s'alcun la difesa di lei piglia,  
 E che l'estingua la calunnia fella,  
 (Purchè sia nato di nobile famiglia),  
 L'avrà per moglie, ed uno stato, quale  
 Fia convenevol dote a donna tale.

MA SE, fra un mese, alcun per lei non viene,  
 O venendo non vince, sarà uccisa. (IV, 60-61)

Evidentemente le due ultime righe sono manifestazione diretta del personaggio interessato, e non più comunicazione dello scrittore, mentre tale era la proposizione precedente con CHE. Il cambiamento del piano dei personaggi è avvenuto quasi impercettibilmente, grazie all'uso di MA, subentrato alla congiunzione completiva, per cui la dipendenza è venuta meno e così si ha una principale autonoma. MA è una delle congiunzioni coordinative preferite, atte a produrre la rottura nella dipendenza. Sinonimo di essa è l'avverbio ALL'INCONTRO (oggi: AL CONTRARIO) che costituisce un'opposizione al pari di MA:

... vada  
 E dica al Re, ch'un cavaliere errante  
 Disia con lui provarsi a lancia e a spada:  
 MA CHE vuol che tra lor sia patto innante.  
 Che se 'l Re fa che, chi lo sfida, cada,  
 La donna abbia ad aver ch'uccise Arbante;  
 Chè 'l cavalier l'ha in loco non lontano  
 Da poter sempre mai dargli in mano:

Ed ALL'INCONTRO vuol che 'l Re prometta  
 Ch'ove egli vinto nella pugna sia  
 Bireno in libertà subito metta,  
 E che lo lasci andare alla sua via.  
 Il fante al Re fa l'ambasciata in fretta:  
 Ma quel, che nè virtù nè cortesia  
 Conobbe mai, drizzò tutto il suo intento  
 Alla fraude, all'inganno, al tradimento. (IX, 62-63)

Esempio interessante! Le parole del messaggero sono rese in discorso indiretto, con proposizioni oggettive, introdotte da CHE. Anche dove bisognava mettere in risalto l'opposizione usando la frase avversativa, l'Ariosto lasciò la congiunzione CHE con MA, segno che i due possono stare bene insieme. Una seconda opposizione si realizza con ALL'INCONTRO, e lo stile indiretto libero appare per l'appunto a questo punto, dove cioè avviene la rottura nella concatenazione delle proposizioni e dove viene a mancare la congiunzione CHE, atta ad assicurare l'assoggettamento della proposizione che così diventa secondaria, alla proposizione principale.

Tutto simili alle congiunzioni *avversative*, anche le *disgiuntive*, introducendo proposizioni coordinative, autonome fanno sparire la dipendenza della frase dalla proposizione principale:



Dopo i saluti, al Conte rivoltosse,  
Che capo giudicò che di lor fosse:

E da parte il pregò d'una donzella,  
Ch'a lei venir non gli paresse grave,  
La qual ritroverebbe, oltre che bella,  
Più ch'altra al mondo affabile e soave;  
OVVER fosse contento aspettar ch'ella  
Verrebbe a trovar lui fin alla nave:  
Né più restio volesse esser di quanti  
Quivi eran giunti cavalieri erranti;

Ché nessun altro cavalier ch'arriva  
O per terra o per mare a questa foce,  
Di ragionar con la donzella schiva,  
Per consigliarla in un suo caso atroce. (IX, 18-20

Il passo citato contiene le parole del cavaliere che riferisce a Orlando mandato dalla donzella; parla infatti il cavaliere, solo che la comunicazione, invece di essere una narrazione di eventi, è una preghiera e quindi il modo del predicato verbale è il congiuntivo. Nella comunicazione del cavaliere ha luogo il cambiamento dei piani al punto dove sta la congiunzione disgiuntiva OVVERO; da qui le frasi si sono liberate dalle pastoie della subordinazione che invece legava la proposizione precedente alla frase principale. L'uso della terza persona del predicati verbali e la trasposizione del soggetto: ELLA invece di IO, indicano chiaramente che si ha il caso di quel tipo di frasi semiindipendenti che chiamiamo stile indiretto libero.

È questo proprio l'esempio che offre la possibilità di allargare il nostro esame ad un altro tipo di codesto costruito. Infatti, le due proposizioni con il predicato verbale al congiuntivo: *fosse contento aspettar* e, quasi subito dopo: *né più restio volesse esser*, contengono evidentemente come proposizioni autonome, le parole del cavaliere, il quale — terminato il messaggio concreto — aggiunge il suo commento. Il discorso indiretto libero continua con una seconda rottura dei piani; questa volta l'incongruenza si è verificata nell'uso dei tempi essendo avvenuto un irregolare cambiamento prospettivo. Nelle proposizioni precedenti doveva stare perchè comandato dal passato remoto della proposizione principale, l'imperfetto del congiuntivo: *fosse contento* e *volesse esser*. La regola grammaticale si è imposta pienamente, anche perchè il passo allo stile indiretto libero appare distaccato a causa degli episodi concreti riferiti. Abbiamo un altro tipo di stile indiretto libero. Quando il riferitore è interessato agli eventi, i quali contengono in questo modo una sfumatura emotiva e soggettiva, si ha una variante di stile indiretto libero che sotto certo aspetto si accosta al discorso diretto. Non è più osservata la servitù grammaticale della concordanza dei tempi, vale a dire dove dovrebbe stare un imperfetto dell'indicativo, sta il presente con inconfondibile immediatezza.

Occorre però mettere in evidenza che codesto tipo di presente è altra cosa che il noto alternarsi di tempi verbali nel corso della pura narrazione,

nella quale *presente*, *imperfetto*, *passato remoto*, *trapassato imperfetto* e *trapassato remoto* possono stare uno accanto all'altro quasi in modo intercambiabile. In quel caso, come lo additò giustamente Franca Ageno, con esempi provenienti dal Morgante,<sup>20</sup> i presenti spesso «hanno valore ingressivo; stilisticamente rispondono a un fine di vivacità e concitazione del racconto».

Nei versi testè citati il presente si trovava inserito nella comunicazione in stile indiretto libero, in seno al quale è avvenuto un cambiamento emotivo, dovuto a un moto d'animo, di una determinata tensione: il cavaliere voleva confermare la necessità dell'incontro.

Non fa parte del tipo emotivo il presente che, pur inaspettato nello stile indiretto libero, contiene una generalità, un'affermazione assiomatica:

Zerbin col cavalier fece sua scusa,  
 Che gl'increscea d'avergli fatto offesa:  
 Ma, come pur tra cavalieri s'usa,  
 Colei che venia seco, avea difesa:  
 Ch'altrimenti sua fé saria confusa (cioè macchiata);  
 Perchè, quando in sua guardia l'avea presa,  
 Promesse a sua possanza di salvarla (cioè: aveva promesso, per quanto era  
 nel suo potere)  
 Contra a ognun che venisse a disturbarla.

E s'in altro potea gratificargli,  
 Prontissimo offeriase alla sua voglia. (XXI, 68—69)

L'esempio citato contiene una sequenza di frasi di stile indiretto libero che compare dopo MA, analogamente al tipo che abbiamo già analizzato. Nei predicati verbali l'uso dei tempi segue le regole della concordanza e abbiamo quindi o imperfetti o trapassati imperfetti e una sola volta un passato remoto, insolito negli esempi di stile indiretto libero anche nell'Ariosto: *Perchè* (...) *Promesse*, cioè *promise* (...) *di salvarla*.

Senza avventurarci in ipotesi avventata, si era imposta forse la tirannia del verso che non tollerava un *prometteva* oppure un *aveva promesso*. C'è una sola frase con il presente al predicato verbale: *Come pur tra cavalieri s'usa*; certamente il presente non offre nulla di emotivo, si tratta di una constatazione di verità generica e come tale può esimersi dalla successione dei piani di comunicazione che si incastrano.<sup>21</sup>

2. In un numero più o meno ristretto di esempi lo stile indiretto libero non ha bisogno di sostegni in forma di introduzione di *oratio obliqua*, e la scissione dei piani della comunicazione si verifica in modo alquanto brusco, senza la proposizione oggettiva di transizione che riallaccia l'*oratio obliqua* alla

<sup>20</sup> F. Brambilla Ageno: *Il verbo nell'antico italiano*. Ricciardi, Milano—Napoli, 1964. Cap. 7: *Questioni di aspetto*, pp. 311—313.

<sup>21</sup> G. Herczeg: *Su alcuni usi del presente*. *Saggi linguistici e stilistici*, cit., pp. 543—452.

principale, permettendo che dal discorso indiretto si sviluppi l'indiretto libero. È tipico dell'Ariosto che nella maggioranza dei casi egli mantenga tuttavia una parola di collegamento; certamente i verbi DICENDI ed INTELLIGENDI sono assenti e quindi mancano le subordinate oggettive. Tuttavia egli fa spesso che lo stile indiretto libero cominci con un altro tipo di congiunzione, con un *perchè* o un *dove* per smorzare in certo qual modo l'assoluta autonomia almeno della prima frase del passo in stile indiretto libero:

La vecchia (...)  
Umilmente a Zerbin si raccomanda,  
E gli ricorda quel ch'esso promise  
Alla guerriera ch'in sua man la mise;

Perchè di lei nimico e di sua gente  
Era il guerrier che contra lor venia:  
Ucciso ad essa avea il padre innocente,  
E un fratello che solo al mondo avia;  
E tuttavolta far del rimanente,  
Come degli altri, il traditor disia.

E subito sta la risposta di Zerbino alla brutta e malvagia Gabrina che avrà ancora una parte tutt'altro che secondaria nel corso dei canti successivi.

Fin ch'alla guardia tua, donna, mi senti,  
Dicea Zerbin, non vo'che tu paventi (XXI, 5-6)

Lo stile indiretto libero si inizia al primo verso della sesta strofa con un PERCHÉ; il suo uso può essere giustificato con il contenuto della quinta strofa. Gabrina si spaventa e chiede l'aiuto di Zerbino, perchè vede venire Ermonide d'Olanda, il cavaliere che più tardi ucciso da Zerbino in duello, racconterà le malvagità di Gabrina.

La prima frase del passo in stile indiretto libero s'apre quindi in forma di una proposizione causale; all'atto pratico questa ha un duplice carattere, perchè, pur essendo formalmente una proposizione causale, fa impressione giustamente, di una frase indipendente, nonostante la congiunzione causale. Il resto dell'ottava contiene proposizioni autonome in cui la trasposizione dei tempi verbali e dei pronomi è segno chiaro di stile indiretto libero. Si noti l'uso regolare dell'imperfetto e del trapassato imperfetto, conseguenza dell'uso temporale precedente. Anzi, da questo esempio risulta bene, che i frequenti presenti del «Furioso», come anche quella dei cantari spesso altro non sono che presenti storici, con valore di passato.

Si noti negli ultimi due versi dell'indiretto libero lo spostamento dell'imperfetto al presente. È la già vista irregolarità causata dall'emotività: per Gabrina, vedere venire il cavaliere è una cosa, certo non allietante, perchè deve pensare alla possibilità che egli potrà prendere vendetta su di essa; idea raccapricciante che comporta un brusco mutamento nella concordanza dei tempi. L'ultima trappa è la completa indipendenza. Forse si capirà dal senso

del contesto che starà per avvenire un cambiamento dei piani della comunicazione e che l'autore ha ceduto la parola al suo personaggio, ma i connotati precisi del collegamento dei due piani mancano completamente. L'esempio che segue, è importante anche per l'irregolarità della concordanza dei tempi; tutto il passo dello stile indiretto libero è al presente, laddove nella lingua di oggi è concepibile solo l'imperfetto o il passato del condizionale, eventualmente il trapassato del congiuntivo per le azioni che si svolgono in avvenire.

Orlando (...)  
In parole con lei non si diffuse;  
Che di natura non usava troppe:  
Ma le promise, e la sua fè' le diede  
Che faria più di quel ch'ella gli chiede.

È qui che finisce l'esposizione dell'autore; sorprende il presente al posto del trapassato del congiuntivo: *Che avrebbe fatto più di quel ch'ella gli avesse chiesto.*

Nelle frasi fin qui dette si chiude una situazione, fatta delineare dall'autore; si intuisce che il piano della comunicazione potrà spostarsi al personaggio, ad Orlando. Ed infatti l'ottava seguente parla chiaro

Non è sua intenzion ch'ella in man vada  
Del suo nimico per salvar Bireno:  
Ben salverà amendui, se la sua spada  
E l'usato valor non gli vien meno.  
Il medesimo di piglian la strada,  
Poi ch'hanno il vento prospero e sereno.

Ed ora l'autore riprende il discorso: il primo verbo è al presente, il secondo all'imperfetto:

Il Paladin s'affretta; chè di gire  
All'isola del mostro avea desire (IX, 57—58)

L'uso del presente nel segmento dello stile indiretto libero a noi sembra una irregolarità sintattica; l'imperfetto, il passato del condizionale e il trapassato del congiuntivo corrisponderebbero molto meglio alle regole della sintassi. In lingua moderna, non popolareggiante, il passo suonerebbe nel modo seguente:

Ma le promise (...) Che egli avrebbe fatto più di quello che essa avrebbe chiesto. Non era sua intenzione ch'ella andasse in mano del suo nemico. Egli, cioè Orlando, avrebbe salvato ambedue, se la sua spada e il coraggio non gli fossero venuti meno; lo stesso giorno avrebbero preso la strada, poichè il vento era prospero e sereno.

Dalla trasposizione che noi abbiamo eseguito risulta l'obbligatorietà del passato del condizionale e del trapassato del congiuntivo nei casi che prospettano un futuro rispetto ad azioni al passato, precedenti. Questa regola

sintattica è valida per l'uso dei tempi anche nello stile indiretto libero.<sup>22</sup> La non osservanza assoluta da parte dell'Ariosto delle regole della trasposizione nell'esempio citato può essere motivata dall'alta carica sentimentale del contenuto. Infatti Orlando scoppia quasi in escandescenze di fronte ad una situazione ingiusta a cui egli intende portare rimedio nel modo esposto all'ottava. Il presente ha quindi una funzione stilistica ben chiara e cioè quella di conferire forza e rilievo al contenuto. Da queste irregolarità non si deve concludere l'infiltrazione del parlato. Abbiamo, al contrario, un caso di raffinatezza stilistica, prova della consapevolezza al massimo livello, delle sfumature linguistiche nell'Ariosto. Quando la plasticità ed evidenza stilistiche sono meno richieste, la regolarità è osservata con esattezza scrupolosa e alludiamo precisamente agli esempi di stile indiretto libero, nei quali — caratteristica rarissima nell'antico italiano — sta un pensiero del personaggio, non quindi un discorso che esso realmente ha fatto ad un suo interlocutore, e che lo scrittore desidera comunicare.

3. Cominciamo con un esempio in cui il pensiero del personaggio è una cosa concreta, una filza di eventi concreti. La frase di introduzione contiene una allusione a cui potrà seguire la meditazione del personaggio; le frasi quindi che si aprono dopo l'introduzione sono state ideate non dallo scrittore come narratore, ma dal personaggio:

La donna sua che gli ritorna a mente,  
Anzi che mai non era indi partita,  
Gli raccende nel core e fa più ardente  
La fiamma che nel dì pareva sopita.

Qui è finita la sfera dello scrittore; si apre ora il segmento del personaggio:

Costei venuta seco era in Ponente  
Fin dal Cataio: e qui l'avea smarrita:  
Nè ritrovato poi vestigio d'ella,  
Che Carlo rotto fu presso a Bordella.

Segue una frase retrospettiva che assicura una volta di più il lettore che chi ha meditato, è stato il personaggio e non lo scrittore. L'uso dell'imperfetto rende anche evidente che i presenti nella parte introduttiva altro non sono che presenti storici, con valore di passato, argomento che abbiamo già varie volte chiarito:

Di questo. Orlando avea gran doglia; e seco  
Indarno a sua sciocchezza ripensava. (VIII, 72—73)

Il seguente esempio fa parte della categoria classica per ciò che concerne l'uso moderno dello stile indiretto libero; in esso sono esposti il travaglio inte-

<sup>22</sup> G. Herczeg: *Il «futuro nel passato» in italiano. Saggi linguistici e stilistici.* cit. pp. 597—607.

riore, dubbi e incertezze che il protagonista deve risolvere, e perciò i suoi pensieri volteggiano intorno al nucleo centrale: che cosa fare. Grande arte dell'Ariosto questa! Molto più tardi ai giorni nostri, determinati prosatori, volti unicamente ai fatti, evitano la descrizione del tormento del personaggio e se la fanno sì accontentano di poche pennellate, eseguite da essi stessi, senza lasciare pensare e meditare il personaggio. Nell'episodio che citiamo è tratteggiato il pensiero di Angelica che sta in forse chi scegliere tra i pretendenti:

Non sa stimar chi sia per lei migliore,  
Il conte Orlando o il Re dei fier Circassi.  
Orlando la potrà con più valore  
Meglio salvar nei perigliosi passi:  
Ma se sua guida il fa, se 'l fa signore,  
Ch'ella non vede come poi l'abbassi,  
Qualunque volta, di lui sazia, farlo  
Voglia minore, o in Francia rimandarlo.

Ma il Circasso depor, quando le piaccia,  
Potrà, sebben l'avesse posto in cielo.  
Questa sola cagion vuol ch'ella il faccia  
Sua scorta, e mostri aver fede a zelo (XII, 27—28)

Lo scrittore riprende la parola con una sequenza di episodi che non hanno niente a che fare con i problemi di Angelica, i quali sono esposti con molta chiarezza, anzi con dettagliatezza e scrupolosità casistiche. Si noti la semplicità delle proposizioni e la linearità di quelle più complesse, subordinate. È da simili esempi che risulta in modo inequivoco la formazione sintattica dell'Ariosto, lettore e imitatore assiduo del periodare dei cantari e della narrativa francese precedente. Quando la componente delle proposizioni strutturalmente semplici viene a cozzare contro la componente classicista, fondata su tradizioni volte al periodo ampio, ne esce fuori una soluzione di comodo, vale a dire lo stile indiretto libero, che nella sua forma più avanzata significa l'erosione della struttura del periodo di grande estensione, fondato sulla concatenazione di una sequenza di proposizioni, mediante congiunzioni ipotattiche. Anche l'esempio precitato può convincere chiunque, che nonostante stati d'animo di un qualche approfondimento psicologico, la struttura è fondamentalmente identica al periodare, esaminato all'inizio del nostro lavoro e che abbiamo fatto dipendere dallo stile dei cantari.

Altro tipo di tormento ha Ruggero: se gli conviene convertirsi al cristianesimo, come ha promesso a Bradamante, o no. La conversione potrebbe sembrare per molti atto di viltà, sottrazione alla responsabilità che ha preso nei confronti di Agramante, suo re. L'introduzione intona chiaramente la preoccupazione di Ruggero e che varranno pensieri, usciti dalla mente del protagonista:

Intanto sopravvenne e gli occhi chiuse  
Ai signori e ai sergenti il pigro Sonno,  
Fuor ch'a Ruggier; ché per tenerlo desto,  
Gli punge il cor sempre un pensier molesto.

L'assedio d'Agramante, ch'avea il giorno  
 Udito dal corrier, gli sta nel core.  
 Ben vede ch'ogni minimo soggiorno (e cioè indugio);  
 Che faccia d'aiutarlo, è suo disonore.

Fino a questo punto è stato l'autore che ha formulato le sue constatazioni.

È qui che comincia il meditare di Ruggiero con proposizioni allo stile indiretto libero:

Quanta gli sarà infamia, quanto scorno,  
 Se coi nemici va del suo Signore!  
 Oh come a gran viltade, a gran delitto.  
 Battezzandosi allor, gli sarà ascritto!

Potria in ogn'altro tempo esser creduto  
 Che vera religion l'avesse mosso:  
 Ma ora che bisogna col suo aiuto  
 Agramante d'assedio esser riscosso,  
 Piuttosto da ciascun sarà tenuto  
 Che timore e viltà l'abbia percosso,  
 Ch'alcun opinion di miglior fede

E ancora una frase, detta dall'autore per confermare che si trattava del meditare di Ruggero:

Questo il cor di Rugger stimola e fiede.

A poca distanza riappare un altro brano di stile indiretto libero, sempre in connessione ai pensieri martellanti di cui abbiamo visto l'essenza. Come al solito, il Poeta avvia lo stile indiretto libero con una delle solite introduzioni:

Poi gli sovvien ch'egli le avea promesso  
 Di seco a Vallombrosa ritrovarsi.  
 Pensa ch'andar v'abbi'ella, e quivi d'esso,  
 Che non vi trovi poi, meravigliarsi.

E ora quattro righe di autentico stile indiretto libero, emotivamente intonato:

Potesse almen mandar lettera o messo,  
 Sì ch'ella non avesse a lamentarsi  
 Che, oltre ch'egli mal le avea ubbidito.  
 Senza far motto ancor fosse partito. (XXV, 80-84)

Il brano è caratteristico per la carica emotiva, proveniente dal tormento interiore del personaggio che esprime i suoi pensieri nella prima parte con proposizioni esclamative e nella seconda con quelle ottative. Tutt'e due le soluzioni sono rare nell'antico italiano in cui lo stile indiretto libero presenta sì una notevole semplificazione strutturale rispetto al periodare complesso, fondato sulla ipotassi, a causa dell'eliminazione dei nessi di collegamento con la proposizione principale introduttiva, sistemazione che promuove la creazione di proposizioni

relativamente semplici, imperniate su una concatenazione non tanto formale, quanto logica; ma d'altronde si dimostra piuttosto schivo a riprodurre le movenze emotive, proprie al discorso diretto a cui lo stile indiretto libero si accosta. Mancano per conseguenza le parole isolate, i sintagmi che resterebbero fuori di un sistema logicamente unitario, non ci sono frasi rimaste in tronco, e si evitano anche le frasi esclamative e interrogative. Solo con l'uso irregolare del presente, con l'irregolarità nella concordanza dei tempi poteva emergere, ogni tanto, qualche segno di emotività. Nel nostro brano or ora citato, l'uso dei tempi corrisponde alle regole della sintassi normale; anzi, nella seconda parte, il protagonista, pur adoperando uno stile indiretto libero più o meno emotivo, teneva in gran conto il rapporto temporale dei predicati verbali: *potesse mandar e avesse a lamentarsi* sono circondati da *avea ubbidito e fosse partito*.

L'anteriorità richiede che i tempi composti, il trapassato imperfetto e il trapassato del congiuntivo siano stati usati.

Segue una frase interrogativa efficacissima nello stile indiretto libero, l'emotività della quale viene completata con lo spostamento, nella proposizione successiva, dall'imperfetto al presente; si tratta dei pensieri poco ortodossi di Doralice dopo la morte di Mandricardo, suo fidanzato:

Ella, per quel che già ne siamo esperti,  
 Sì facile era a variar pensiero,  
 Che per non si veder prima d'amore,  
 Avria potuto in Ruggier porre il core.

A questo punto si affacciano i pensieri di Doralice che essa stessa formula, e il piano della comunicazione si sposta dall'autore al suo personaggio:

Per lei buono era vivo Mandricardo:  
 Ma che ne volea far dopo la morte?  
 Provveder le convien d'un che gagliardo  
 Sia notte e di ne' suoi bisogni, e forte. (XXX, 72-73).

Già subito l'autore riprende la parola e continua la storia con episodi concreti, con predicati verbali al passato:

Non era stato intanto a venir tardo  
 Il più perito medico di corte,  
 Che Ruggier veduta ogni ferita,  
 Già l'avea assicurato della vita. (Ibid., 73).

4. Una forma particolare dell'espressione del pensiero è la *lettera* che contiene, infatti, ciò che il personaggio sta meditando; solo che mentre negli esempi di pura meditazione, le idee convergono verso l'*io*, la lettera è portatrice del messaggio verso terzi e visto da questa angolazione sostituisce il discorso diretto. Per quello che concerne lo stile delle lettere, gli scrittori anche oggi preferiscono la forma diretta e meno comunemente essi adoperano lo stile auctorale, e cioè l'esposizione fatta da essi in *oratio obliqua*.



Meglio delle predette due soluzioni, lo stile indiretto libero può conservare l'immediatezza del rapporto diretto tra destinante e destinatario, ciò che *l'oratio obliqua* non può fare.

Contemporaneamente, la forma epistolare non ha bisogno di tante emotività, di tante parole o espressioni affettive, magari gergali dell'uso quotidiano, quante, volendo, possono stare in un passo di discorso diretto, dove in determinate circostanze la resa della verità linguistica nella sua forma più cruda dovrà imporsi indispensabilmente. Evitare i due estremi, lo smorzamento di ogni emotività, quale si presenta nell'*oratio obliqua* e il cumulo di forme lessicali e sintattiche troppo affettive, ecco l'intuito felice dell'Ariosto con il quale ha scelto lo stile indiretto libero per la lettera che Ruggiero scrisse alla sua Bramante, futura moglie.

Strutturalmente presa, la lettera contiene tutto ciò che siamo venuti esponendo a passo a passo nel corso della nostra analisi. Occorre, innanzi tutto, mettere in risalto l'introduzione, dalla quale risulta che Ruggiero si mette a scrivere:

I camerier discreti ed avveduti  
Arrecano a Ruggier ciò che comanda  
Egli comincia a scrivere, e i saluti,  
Come si suol, nei primi versi manda:  
Poi narra degli avvisi che venuti  
Son dal suo Re, ch'aiuto gli domanda:  
E se l'andata sua non è ben presta,  
O morto in man degl'inimici resta.

Nei due ultimi versi sta uno stile indiretto libero contenente il messaggio di Agramante, re dei saraceni, e cioè una lettera nella lettera. Finiti i due versi intercalati, detti o scritti da Agramante, l'autore riprende le fila della comunicazione:

Poi seguita, ch'essendo a tal partito,  
E ch'a lui per aiuto si volgea,  
Vedesse ella, che 'l biasimo era infinito  
S'a quel punto negar gli lo volea:  
E ch'esso, a lei dovendo esser marito,  
Guardarsi da ogni macchia si dovea;

Fin qui discorso indiretto, SEGUITA si riferisce a Ruggiero che scrive la lettera; ESSENDO invece ha come soggetto Agramante, ridotto a mal partito. Da SEGUITA dipende una oggettiva: *Poi seguita, ch/e/(...) vedesse ella ecc. . . Seguita* al presente, è indubbiamente un presente storico che regge nelle subordinate i passati, i quali si conservano nell'intero corso della subordinate, oggettive, e di altro genere.

Vi è una ipotetica che dipende dall'una delle oggettive.

È a questo punto che avviene il cambiamento dei piani della comunicazione; fin qui sentivamo le parole dell'autore che ora rientra e lascia che prenda il suo posto Ruggiero. Vi è la formula di transizione con un CHÉ

causale che ricollega la frase in due righe alla constatazione precedente. La medesima duplicità che già abbiamo visto prima: subordinata causale, introdotta da una congiunzione non molto marcata di causalità e esteriorizzazione del personaggio, leggermente emotiva:

Ché non si convenia con lei, che tutta  
Era sincera, alcuna cosa brutta.

Terminato il passo di transizione, con la congiunzione in testa, si apre un lungo brano di stile indiretto libero che si estende per ben due ottave. Si può osservare un crescendo man mano che Ruggiero viene dicendo particolari che più gli stanno a cuore; quando giunge al punto più intenso, all'acme, non se la sente più di salvare la concordanza dei tempi, rigorosamente osservata anche nella maggior parte delle frasi in indiretto libero:

E se mai per addietro un nome chiaro,  
Ben oprando, cercò di guadagnarsi;  
E guadagnato poi, se avuto caro,  
Se cercato l'avea di conservarsi;  
Or lo cercava, e n'era fatto avaro,  
Poiché dovea lei parteciparsi,  
La qual sua moglie, e totalmente in dui  
Corpi esser dovea un'anima con lui.

E sì come già a bocca le avea detto,  
Le ridicea per questa carta ancora:  
Finito il tempo in che per fede astretto  
Era al suo Re, quando non prima muora,  
Che si farà cristian così d'effetto.  
Come di buon voler stato era ogni ora;  
E ch'al padre e a Rinaldo e agli altri suoi  
Per moglie domandar la farà poi.

E ora lo stile indiretto libero volge al discorso diretto che a noi poco interessa in questa sede:

Voglio, le soggiungea, quando vi piaccia,  
L'assedio al mio signor levar d'intorno. (XXV, 86–90).

È uno dei più bei pezzi di stile indiretto libero nel «Furioso» e ci colpisce giustamente con la sua modernità sintattica. Si osservi l'uso corretto dei tempi verbali nella prima parte, la successione di imperfetti che interrompe un solo passato remoto: «*se mai per addietro . . . cercò di guadagnarsi*, nella lingua di oggi sarebbe più regolare: *aveva cercato*, ma nell'Ariosto il passato remoto poteva indicare, in altri passi vi sono testimonianze chiare, una anteriorità: certamente la forma molto più breve gli poteva essere di comodo per risparmiare spazio.

Nonostante gli imperfetti, l'uso dei quali indica trasposizione nei tempi verbali, i pronomi e avverbi sono stati mantenuti nella loro forma diretta come se dovessero stare in discorso diretto: *Ora*, lo cercava . . .; *Le* ridiceva

per *questa* carta ancora; certo è che un *allora* e per *quella* carta, avrebbero smorzato maggiormente il contenuto affettivo. E si trattava appunto del contrario, dell'aumento della emotività, man mano che Ruggiero si avvicinava al punto culminante: *si farà cristiano di fatto e chiederà Bradamente per moglie a suo padre*.

Qui si rompe la regolarità dell'uso dei tempi verbali; dopo *ridiceva* che sta all'imperfetto sarebbe normale e corretto il passato del condizionale, perchè la subordinata oggettiva contiene un'azione prospettata per il futuro: *ridiceva che si sarebbe fatto cristiano e che la avrebbe fatta domandare per moglie al padre e a Rinaldo e agli suoi*. La non osservanza della concordanza dei tempi e la comparsa emotiva dei presenti: *si farà cristiano e per moglie domandar la farà poi* possono essere motivate con l'importanza straordinaria degli argomenti, la quale ha le sue conseguenze formali e strutturali: l'erompere di due presenti suggestivi ed evocativi, dopo una lunga sequenza di imperfetti.

Insistiamo sulla importanza dell'uso del presente irregolare, ricco di forza emotiva; l'Ariosto, tutt'altro che ligio alle licenze popolareggianti nel campo delle concordanze dei tempi, anzi, come gli esempi citati potevano confermare, seguiva anche nello stile indiretto libero le corrette norme, riconosceva il valore stilistico-affettivo della deviazione dalla norma grammaticale, fonte di rilievo, di commozione, di evidenza. Da artista raffinato, in tali casi si allontanava dalla norma sintattica allo scopo di conferire evidenza evocativa al passo.

Di questo si tratterà nell'ultimo dei nostri esempi, un'altra lettera, ma più breve della precitata. In una situazione disperata Agramante manda circolari ai suoi campioni, sparpagliati per la Francia, ordinando loro di tornare al più presto, perchè è stretto d'assedio nei suoi quartieri dagli eserciti di Carlo Magno. La lettera che porteremò è indirizzata a Mandricardo e a Rodomonte che stanno duellando, perchè Doralice, la fidanzata di Rodomonte è stata rapita da Mandricardo, re di Tartaria.

Vi giunse un messaggier del popol moro,  
Di molti che per Francia eran mandati  
(...)  
Indi il messo soggiunse il gran periglio  
Dei Saraceni, e narrò il fatto appieno;  
E diede insieme lettere del figlio  
Del re Troiano al figlio d'Ulieno.

A questo punto comincia la lettera, le frasi della quale sono portate in stile indiretto libero; sono problemi scottanti quelli contenuti in esso.

Il Poeta avrebbe smorzato il mordente e l'efficacia se avesse mantenuto il regolare uso dei tempi verbali e se avesse cioè adoperato l'imperfetto, comandato dalla buona norma grammaticale a causa dei precedenti tempi verbali al passato. No, l'Ariosto in opposizione alla norma, per accentuare la drammaticità della situazione, ha messo in tutti i tempi verbali, il presente:

Si piglia finalmente per consiglio,  
 Che i duo guerrier deposto ogni veneno,  
 Facciano insieme tregua infino al giorno  
 Che sia tolto l'assedio ai Mori intorno;

E senza più dimora, come pria  
 Liberato d'assedio abbian lor gente,  
 Non s'intendano aver più compagnia,  
 Ma crudel guerra e inimicizia ardente,  
 Finchè con l'arme diffinito sia  
 Chi la donna aver de' meritamente. (XXIV, 108—113).

La forma più corretta sarebbe stata certamente l'imperfetto: *Si doveva prendere per consiglio*, ciò che avrebbe causato anche ulteriori spostamenti nell'uso verbale: *che i due guerrieri facessero tregua, finchè fosse tolto l'assedio. Non dovessero stare insieme più a lungo, venissero alla guerra crudele, finchè fosse definito con il duello chi dovesse avere la donna.*

Ma questo sarebbe stato uno stile opaco, poco persuasivo in un momento in cui si trattava di convincere e di imporre una volontà collettiva alle discordie private.

\*

Come dalle precedenti analisi può risultare, noi abbiamo interpretato lo stile diretto libero quale fenomeno sintattico in funzione di alleggerire l'ampio periodo, fondato sulla subordinazione alla quale l'Ariosto non era certamente estraneo, sebbene lo schema-base della costruzione della frase che l'Ariosto praticava nel suo «Furioso» fosse un tipo volto alla successione di proposizioni principali nelle quali scarseggiavano le secondarie e i costrutti di frasi implicite come gerundi, infiniti e participi. La genesi dello stile indiretto libero che, come si poteva dedurre dagli esempi citati, ricorre con una certa frequenza nel «Furioso» (si registrano una cinquantina di esempi), può essere messa in relazione con il doppio filone di cultura di cui l'Ariosto indubbiamente era partecipe. La sua dimestichezza con lo stile dei Cantari, dei romanzi e della narrativa cavalleresca francese, rappresentava per lui uno strumento valido e anche un'intima forza di saper sciogliere la concatenazione del periodare, quando ne sentiva la necessità. Senza essersi fatta sua la sintassi semplice e sciolta della letteratura cavalleresca e solo depositario della cultura linguistica ereditata da fonti toscane, non avrebbe potuto trovare l'uso dello stile indiretto libero, espediente comodo di rendere il periodo più lineare, più discorsivo. Nel Decameron, salvo alcuni deboli segni di rilassatezza, regna l'ordine severo della concatenazione, fondata sull'uso delle subordinate e delle più svariate congiunzioni. Non abbiamo potuto infatti rilevare nessun passo concreto di stile indiretto libero per cui è necessario sì il periodare ampio, ipotattico, ma, al contempo, nello scrittore occorre che sia insita la consapevolezza anche di un altro tipo di periodare che lo aiuterà in determinate circostanze comandate dal contenuto, per es. quando si tratta di esprimere degli stati d'animo del per-

sonaggio, a diminuire e a far sparire i nessi di collegamento, a creare cioè in questo modo esempi di stile indiretto libero. Non è dunque primordiale il contenuto, come abbiamo esposto anche in altra sede; primordiale è invece la coscienza linguistica, la preparazione culturale dell'autore, una consapevolezza sintattica che si può attivizzare, quando determinati fattori contestistici vengono a manifestarsi.

Abbiamo citato il caso del Boccaccio e come controprova non possiamo non riferirci al caso del Bandello, più giovane dell'Ariosto di un decennio. Si è detto parecchio dello stile discorsivo del Bandello e, nonostante questo, nelle sue novelle, salvo rare manifestazioni timide, lo stile indiretto libero manca, anzi c'è una ipertrofia della congiunzione CHE, tanto che il Flora, nella sua edizione del 1934 per i classici Mondadori, deplorava che «il Balsamo Crivelli, come altri, ha soppresso la congiunzione *che* ripetuta dal Bandello dopo gli incisi». Lui invece, fedele al testo, l'aveva conservata.

È verissimo che il Bandello, non conoscendo lo stile indiretto libero oppure usandolo molto raramente e timidamente, ha un fraseggiare più o meno pesante nel caso dell'*oratio obliqua*, con periodi lunghi e con la fastidiosa ripetizione della congiunzione *che*. Noi abbiamo scelto un esempio in cui sta il testo di una lettera; si è visto quanto abilmente l'Ariosto, in tali casi, sapeva esser sciolto, con l'uso dello stile indiretto libero:

Ed avendo insieme già parlato col padre guardiano e preso il tempo che si doveva vestire, ebbe una lettera da la sua Beatrice, la quale gli scriveva *che* astretta dal padre non aveva potuto disdir di maritarsi, *che* ella più che prima l'amava e *che* ora avrebbe più libertà che prima e *che* troveria modo di poter essere insieme, pure che egli trovasse la via di stare in Lucca (*Tutte le opere di Matteo Bandello*, a cura di Fr. Flora, Mondadori, 1934, *La seconda parte*, nov. XXVIII, p. 858).

Gli esempi di questo tipo sono in numero molto rilevante: si nota quasi una voluta avversione ad abbandonare i nessi di collegamento e giustamente: il clima culturale è cambiato, è avvenuto nel frattempo un maggior accostamento ai modelli linguistici e stilistici della novellistica fiorentina del Trecento. Il Bandello aveva ragione quando nel proemio ai «candidi ed umani lettori» ribadiva che le sue novelle non erano tutte «in fiorentin volgare» come quelle del «gentile ed eloquentissimo Boccaccio», ma una cosa è la veste fonetica e il problema del lessico e altra la struttura del periodo, nella quale anche un lombardo si poteva conformare ai dettami precedenti del Boccaccio. L'Ariosto aveva determinato i modelli e un'angolazione culturale ben diversa dal Bandello e furono proprio codeste sue basi che gli rendevano possibile trovare e sviluppare l'uso dello stile indiretto libero che dopo di lui per alcuni secoli giaceva in ombra per essere poi riesumato in mutate condizioni culturali nella seconda parte dell'Ottocento, nell'ambito della narrativa verista e realista.



## LA LATINITÉ DE L'ESPAGNE AUX IX<sup>e</sup>—X<sup>e</sup> SIECLES

(d'après le texte latin des Gloses)

Par

ÉVA WIMMER

1. Parmi les monuments linguistiques espagnols les plus anciens, une place importante revient aux deux glossaires: les Glosas Emilianenses et les Glosas Silenses.<sup>1</sup>

Au cours des recherches linguistiques consacrées aux gloses, l'avis des linguistes s'est partagé en ce qui concerne la date d'origine des textes<sup>2</sup>.

J. M. Eguren tient pour un «manuscrit très ancien» les G. E., retrouvées dans le cloître San Millán de la Cogolla de Rioja, et gardées aujourd'hui à la bibliothèque de l'Academia de la Historia de Madrid. Selon P. Ewald elles datent du IX<sup>e</sup> siècle; G. Loewe les fait remonter aux VIII<sup>e</sup>—IX<sup>e</sup> siècles, à la base des marques archaïques de l'écriture wisigothique, tandis que C. Pérez Pastor considère que le manuscrit fut écrit avec les caractères des IX<sup>e</sup>—X<sup>e</sup> siècles. M. Férotin est aussi d'avis que c'est une écriture wisigothique du X<sup>e</sup> et M. Gómez Moreno les fait également remonter au X<sup>e</sup> s. Selon P. Z. Garcia Villada, les G. E. ont dû être écrites vers la fin du IX<sup>e</sup> siècle. Menéndez Pidal prend la position sommaire que les G. E. contiennent des textes des IX<sup>e</sup>—X<sup>e</sup> s. avec les gloses qui y furent jointes vers le milieu du X<sup>e</sup> siècle.

Les G. S. retrouvées dans la cloître de Silos en Castille, dont le manuscrit est gardé actuellement au British Museum, remontent, selon leur premier éditeur Pribsch, au XI<sup>e</sup> siècle, de même que selon C. Upson Clark; Férotin aussi les tient pour des textes de la fin du XI<sup>e</sup> s. Selon G. Moreno, elles datent du X<sup>e</sup> siècle, et P. Villada complète cet avis en supposant que le texte et les gloses sont simultanés et que leur auteur est peut-être le même. Menéndez Pidal conclut que les G. S. furent composées dans la deuxième moitié du X<sup>e</sup> siècle, peu après la naissance des G. E.

2. La texte des G. E. et des G. S.<sup>3</sup> publié par Menéndez Pidal est de caractère ecclésiastique, et permet d'avoir un aperçu de la vie ecclésiastique et, par là, de la vie sociale du moyen âge.

<sup>1</sup> Par la suite G. E. et G. S.

<sup>2</sup> Sur la date d'origine des G. E. et des G. S. cf. R. Menéndez Pidal: *Orígenes del español* (Obras completas 8). Madrid 1956<sup>4</sup>, pp. 1-3 et 9-10.

<sup>3</sup> R. Menéndez Pidal: *Orígenes* . . ., pp. 3-9 et 11-24.

Les G. E. contiennent un fragment qui est la variante d'un des récits des *Vitae Patrum*; puis, très fragmentairement, une prophétie sur la fin du monde, et finalement des passages des discours et des homélies de saint Augustin.

Le morceau publié des G. S. est un recueil de pénitence.

3. Au point de vue économique et social, l'origine des gloses est déterminée par la formation et le raffermissement de la féodalité. La base du pouvoir est la propriété terrienne; la répartition fondamentale de la société se réalise dans l'antagonisme de l'Eglise féodale oppressive, de la noblesse terrienne séculière d'une part et des serfs ou de la paysannerie exploités de l'autre.

Dans les G. S. on trouve une énumération qui présente selon le rang la charpente de l'hérarchie sociale de l'Espagne du Nord: *imperator, princeps, comes, amirates, equestres, operator rurium, mercenarius (pauper, pauperrimus)*<sup>4</sup>. La répartition de la classe dirigeante représente à la fois une différenciation de biens qui se révèle dans l'ordre de grandeur dégressif de l'amende éventuelle à payer. D'ailleurs, l'ordre hiérarchique de l'énumération est attesté par le fait que le dictionnaire Corominas<sup>5</sup> estime, dans son article «*almirante*», qu'aux Xe–XIe s., ce rang était classé entre «*conde y caballero*». (Bien entendu, *conde*~*comes* et *caballero*~*equester*.)

*Imperator* signifie le souverain suprême qui, selon toute vraisemblance, tenait aussi en main le pouvoir militaire suprême. (Le mot n'est probablement que l'emprunt du terme sous une influence antique ou romaine-germanique.) On peut supposer que le *princeps* était membre de la maison souveraine; l'héritier du souverain (ou prince local). Les *comes, amirates, equestres* étaient des nobles qui faisaient partie de la cour, ou en vivaient à l'écart. Parmi les opprimés l'*operator rurium* est le paysan qui cultive sa terre de serf, le *mercenarius* le journalier sans propriété; les *pauper, pauperrimus* désignent les paysans encore plus pauvre.

Certains restes de l'esclavage existent encore: *si quis christianum catholicum in captivitate duxerit, aut transmiserit, . . .* (p. 13.); *si cuius uxor fuerit abducta in captivitate . . .* (p. 21.).

La *captivitas*, contrairement à son sens original «captivité», signifie ici tout simplement «l'esclavage» (puisque le destin des prisonniers de guerre était très souvent l'esclavage). De même, l'*ancilla* n'est pas non plus simplement une esclave (*si quis ad ancillam suam intrat ut benundet (vendieret) III annis*

<sup>4</sup> Cf. R. Menéndez Pidal: *Orígenes . . .*, p. 24.: Si *imperator* est, *solitudum unum ex solbat: princeps U argenteos: Comes IIII; Amirates III; Equestres II; Operator rurium qualium quumque I argentum. Mercenarius semis argentos. Pauper obulum quod uulgo quarta dicitur. Pauperrimus unam seliquam id est harrobam.* (Par la suite les textes cités seront indiqués par les nombres des pages de cette édition).

<sup>5</sup> Cf. J. Corominas: *Diccionario crítico-etimológico de la lengua castellana* I–IV. Madrid 1954–1957.



*peniteat ; si genuerit (parieret) filium, liberet eam* (p. 16.), puisqu'il s'agit de son émancipation. Il n'est pas vraisemblable que le terme *liberet* signifie ici «l'émancipation» des contraintes de l'esclavage de la femme esclave enlevée ou tombée en captivité.

La protection accrue du mariage caractérise aussi les rapports féodaux économiques: cela est très important, entre autres, pour empêcher le morcellement excessif de la propriété familiale. Il ressort des textes, en dehors des renvois à la protection du mariage (p. ex. G. S. pp. 17–18.), que l'Eglise punissait la polygamie, l'infidélité, et même les courtisanes.

Dans la vie politique des VIII<sup>e</sup>–XV<sup>e</sup> siècles, la suite d'événements la plus importante d'Espagne fut la Reconquista, dont l'influence se fait sentir sinon dans des renvois concrets, mais dans les textes. En dehors de la mention réitérée des personnes exerçant un métier militaire (p. ex. G. S. p. 20.) il est frappant que l'homicide est jugé dans un esprit belliqueux. La vie humaine vaut en effet beaucoup moins s'il agit, par exemple, des conquérants: 1–7 ans de pénitence. Il n'en est pas de même si quelqu'un tue non pas l'Arabe conquérant, c'est-à-dire celui qui appartient à une autre confession, mais un chrétien: dans ce cas il est condamné à la pénitence perpétuelle (G. S. 14. 1.). Comme les conquérants arabes appartiennent à une autre religion, cette distinction est tout à fait compréhensible dans l'esprit de la Reconquista.

L'existence et le développement de la féodalité exigent et présupposent l'appui idéologique adéquat, l'existence et le renforcement de l'Eglise.

En Espagne la situation historique particulière, la Reconquista, présente des occasions particulièrement favorables pour agrandir le pouvoir de l'Eglise. Profitant de la différence religieuse des parties opposées et dissimulant les antagonismes essentiels économiques et politiques, l'Eglise prétend devenir le chef du combat idéologique contre les conquérants, tout en diffusant par là sa propre idéologie. Dans les Gloses, nous pouvons observer tout d'abord l'organisation de l'Eglise chrétienne: la place occupée et le rôle joué par les prêtres (obispos, presbíteros, diáconos) et par les laïcs (legos) dans la vie de l'Eglise.

La situation de l'Eglise à cette époque était renforcée du fait qu'elle s'était emparée d'une partie considérable des terres reconquises. De la sorte, toutes les mesures qui contribuent à protéger ou agrandir la propriété (= les biens) de l'Eglise sont très importantes au point de vue économique:

- le célibat, pour empêcher le morcellement de la propriété ecclésiastique (G. p. S. 18.);
- les impôts, la perception ponctuelle des dîmes: *Si quis christianus de fructu suo primitias uel decimas non obtulerit domui deo fideliter, excommunicetur* (G. S. p. 21.). Et comme *primitiae* signifie «produits primaires» cela veut dire que le serf (paysan) en était aussi redevable à l'Eglise à cette époque;
- la propriété ecclésiastique jouissait d'une protection accrue aussi

contre le vol: *Si de monstario ecclesie furatum fuerit et redditum non fuerit, in quadruplum peniteat* . . . (G. S. p. 13.);

— la protection des sources matérielles de l'Eglise: *Si quis in terram suam basilicam fundaverit, nec audeat vindicare oblationem nec dextros (honores) ejus que sunt LXXII passos*. (G. S. p. 20.).

La lutte économique et idéologique contre les non-chrétiens se reflète dans plusieurs interdictions qui défendent toute communauté avec eux (p. ex. le mariage ou la simple protection; G. S. p. 13., 17.).

L'Eglise livre en apparence un combat acharné contre une sorte de monde primitif, extrêmement superstitieux, lorsqu'elle déclare que *Si quis christianus obserauerit diuinos incantatores, sortilegos, auguria* . . . *peniteat* (G. S. p. 15., p. 20.). En réalité elle ne défend que ses propres intérêts codifiés, légalisés de tout effet étranger, peu clair et difficile à combattre, qui menacerait son autocratie. Mais la citation suivante révèle combien elle est superstitieuse elle-même, et évoque déjà les grandes chasses aux sorcières ultérieures: *Qui emulat vel consultat demonibus, VIII annos peniteat* (G. S. p. 20.).

Il apparaît aussi des textes que l'Eglise a déjà créé son monopole spirituel: *Laycus presentibus clericis docere non audeant* (G. S. p. 21.).

Evidemment le texte des Gloses nous fait connaître aussi la vie intérieure de l'Eglise chrétienne médiévale, les règlements et les interdictions importants relatifs d'une part au clergé, d'autre part aux croyants, p. ex.: *Clerici ne sint procuratores vel militatores* (G. S. p. 20.); *Ministri ecclesie non esse debent conductores vel procuratores* (G. S. p. 21.). Plusieurs instructions se rapportent à la modestie, à la sobriété, à la tranquillité «chrétiennes» (G. S. p. 11., 16., 20.). Les Gloses exposent longuement la béatitude de l'au-delà qui attend les bons, et les tortures des «coupables»; on y considère en général la vie terrestre comme futile (Cf. G. E. p. 5., 7.). La plupart des religions promettent la protection à ceux qui se réfugient dans leur église y compris celle des chrétiens (G. S. p. 14., 20.). Il était défendu, même à cette époque, d'enterrer les suicidés et les condamnés à mort parmi les croyants (G. S. p. 14.). On y trouve une description détaillée sur le règlement des jeûnes et des repas généralement défendus (G. S. pp. 22—23.).

4. Le texte des Gloses fut écrit en latin médiéval (ecclésiastique) et les gloses en ancien espagnol de ce texte sont les traductions ou les commentaires de certains mots, termes ou fragments de phrase latins et qui ne correspondent pas toujours au sens du mot latin expliqué. Menéndez Pidal et d'autres supposent qu'elles ont été faites à la base d'un dictionnaire latin-espagnol perdu<sup>6</sup>. Naturellement, au point de vue linguistique, quant à sa grammaire et à son vocabulaire, le passage latin des Gloses diffère sur plusieurs points des nor-

<sup>6</sup> Sur tout cela cf. dans le détail R. Menéndez Pidal: *Orígenes* . . . , pp. 381—385.

mes du latin classique. Ces divergences peuvent être ramenées à deux facteurs généralement connus:

a) Les caractéristiques de la langue littéraire latine du moyen âge ne sont pas identiques avec celles du latin classique.

b) La phase déjà développée du latin vulgaire ibérique, c'est-à-dire de la langue espagnole, se reflète non seulement dans les gloses espagnoles, mais exerce aussi une influence sur le passage en latin.

Dans ce qui suit, je n'ai pas l'intention d'analyser d'une manière détaillée l'effet de la latinité médiévale, qui est significatif en premier lieu au point de vue de l'orthographe et du vocabulaire, mais a d'autres rapport grammaticaux aussi. Parmi les phénomènes orthographiques et paléographiques caractéristiques, on peut mentionner que la diphtongue *ae* est marquée par la lettre *e*. Comme on le sait, toutes les diphtongues du latin classique aboutissent à des monophthongues en latin vulgaire; et en ce qui concerne l'orthographe, l'emploi de *e* au lieu de *ae* devient absolu en latin médiéval. C'est probablement l'effet simultané de ces phénomènes qui se réalise dans les Gloses: *magne sunt tenebre* (G. E. p. 7.), *pecunie* (G. E. p. 6.), *vite sue* (G. S. p. 14.), *femine* (G. S. p. 12.), *eucaristie* (G. S. p. 11.), *peniteat* (dans presque toutes les phrases des G. S.) etc.

Selon l'enseignement de la paléographie<sup>7</sup> *e* se distingue de *ae* par un signe diacritique écrit sous le *e*; mais dans la graphie des Gloses, ce petit signe apparaît aussi là où le *e* ne marque pas la diphtongue originale *ae*, et inversement, il ne figure pas à la place de toutes les diphtongues *ae*.

Parmi les particularités paléographiques des Gloses, il faut encore prendre en considération que la consonne *s*, en fonction de sa position, est marquée par les deux types de lettre usuels dans les textes des manuscrits du moyen âge, dont l'un ressemble beaucoup, avec sa forme allongée, à la lettre *f*. Quelque fois le copiste du manuscrit avait confondu ces lettres. P. ex.: *fine* (= *sine*) (G. S. p. 11.), *fummere* (= *sumere*) (G. S. p. 12.), *sugientum* (= *fugientum*) (G. S. p. 20.), *nafceretur* (= *nasceretur*) (G. S. p. 20.), *persicere* (= *perficere*) (G. S. p. 14.)<sup>8</sup>.

Parmi les phénomènes orthographiques, nous traiterons avec les phénomènes phonétiques ceux qui ont des traits parallèles avec ces derniers. P. ex. la graphie de *b* ou de *v*, l'indication ou l'omission de *h* original, la graphie des géminées, etc.

Bien que les dates d'origine des Gloses soient différentes, près d'un demi-siècle les séparent — et bien que les aires linguistiques où elles ont pris naissance ne soient pas identiques non plus (les G. E. furent écrites dans une aire linguistique navarro-aragonaise, à Rioja, les G. S. sur un territoire castillan, à Silos), nous considérons pourtant les deux recueils comme des textes homo-

<sup>7</sup> Cf. A. Millares: *Paleografía española* I—II. Buenos Aires 1929, I., p. 83.

<sup>8</sup> Cf. par exemple l'origine du mot hongrois *föveg* 'bonnet' qui peut être remonté à l'erreur identique de ces mêmes marques (cf. *süveg* 'bonnet').

gènes au point de vue chronologique et dialectal. Une distinction chronologique serait sans fondement, puisque l'analyse des textes atteste qu'après un millénaire, les 50 ans indiqués n'ont donné que des différences minimales, qui ne peuvent être guère démontrées au point de vue de l'évolution linguistique. Nous ne visons pas à faire des distinctions dialectales entre les deux textes parce que, comme Menéndez Pidal le décrit<sup>9</sup>, l'histoire du cloître de Cogolla et celle du cloître de Silos s'entrelaçaient de telle sorte, que l'influence réciproque n'a pas laissé intact le langage des habitants des cloîtres non plus. Le cloître de Rioja, qui est situé à 4 km en tout des frontières de la Castille, était au début un lieu de pèlerinage recherché et très fréquenté des Castillans. Quoique le rapport amical entre la Castille et la Navarre se soit gâté plus tard — déjà avant l'occupation du territoire de Rioja —, le contact n'avait pas cessé entre les deux cloîtres. Un prêtre de Rioja émigré en Castille se mit à la tête de la restauration du cloître de Silos; par la suite aussi, beaucoup de personnes allèrent de Rioja à Silos. L'influence du dialecte de Rioja était donc de toute façon importante dans cette région de Castille. En comparant les gloses des deux textes<sup>10</sup>, on peut démontrer des différences dialectales tellement minimales que Menéndez Pidal ne juge pas invraisemblable l'hypothèse que l'auteur des G. E. avait imité intentionnellement la langue de cloître de San Millán, en plus des caractéristiques dialectales de Navarro-Rioja.

Les gloses d'ancien espagnol figurant dans le texte latin des G. E. et G. S. sont d'une importance particulière du point de vue de la langue espagnole, puisqu'elles constituent les premiers monuments linguistiques espagnols. Ces gloses d'ancien espagnol ont été complètement dépouillées par Menéndez Pidal, mais à notre connaissance, on ne s'est pas encore occupé des textes latins eux-mêmes, dont l'analyse pourrait aboutir à des résultats intéressants, à savoir: peut-on trouver dans le texte latin des éléments qui non seulement prennent la voie du développement des langues néo-latines, mais qui sont en outre caractéristiques de la latinité ibérique (et dont les phénomènes peuvent même être mis en parallèle avec certains phénomènes des gloses d'ancien espagnol qu'ils contiennent). Il est intéressant d'examiner les textes latins pour savoir aussi combien la langue latine change dans une aire donnée au cours du moyen âge. En démontrant certains résultats de la romanistique dans un texte latin concret, nous pouvons peut-être démontrer à plusieurs reprises des phénomènes qui sont des formes médianes entre les langues latine et espagnole, c'est-à-dire des phénomènes de transition du processus de la formation d'une nouvelle qualité linguistique.

5. *Phénomènes phonétiques et phénomènes relevant de la phonétique de la phrase qui diffèrent du latin. Particularités orthographiques.* Dans les passages

<sup>9</sup> Cf. R. Menéndez Pidal: *Orígenes* . . . , pp. 483—485.

<sup>10</sup> Cf. R. Menéndez Pidal: *Orígenes* . . . , pp. 484—485.

latins des G. E. tout comme dans ceux des G. S., il y a des écarts phonétiques et orthographiques par rapport à la latinité correcte, qui portent sans aucun doute les caractéristiques de l'évolution phonétique espagnole, et ainsi il peuvent être expliqués, outre l'état du latin médiéval et vulgaire, par l'effet de la substance de la langue espagnole de l'époque.

**5.1 Les voyelles.** Le *i* bref accentué du latin vulgaire aboutit à *e* fermé en espagnol. Par l'effet de ce développement on peut expliquer une forme très intéressante dans le texte des Gloses: *baselicam* (G. S. p. 20.). Les mots d'origine grecque empruntés au vocabulaire du latin ecclésiastique sont passés en général intacts dans l'espagnol comme mots savants, éventuellement sous une forme semi-savante<sup>11</sup>. Ce mot est resté mot savant en espagnol moderne: *basílica*. Etymologie<sup>12</sup>: il provient du mot latin *basilica*, qui remonte à son tour au mot grec *βασιλικός* formé de *βασιλεύς*. C'est donc un latinisme qui caractérise sa forme espagnole, puisque son évolution phonétique régulière aurait dû donner une forme *\*baselga* ou *\*baselca*<sup>13</sup>. A l'opposé des formes supposées, tout comme des formes réelles, la forme attestée dans le texte de la glose n'exprime qu'un seul trait de l'évolution phonétique en représentant le changement *i > e*. (Pareillement à une inscription de latin vulgaire originaire de Vasio et remontant au III<sup>e</sup> siècle<sup>14</sup>, dans laquelle on trouve une forme *sebe* au lieu de *sibi*, ou *nesi* au lieu de *nisi* dans une autre inscription.<sup>15</sup>)

En espagnol le *i* bref inaccentué, à l'initiale du mot, est devenu aussi un *e* fermé. Ce changement est représenté par le mot *letaniarum* (G. S. p. 23.), *usque letanias* (G. S. p. 23.) appartenant également à la terminologie de l'Eglise, mais il garde la forme à moitié populaire jusque dans la langue espagnole de nos jours: *letania*. Quant à son étymologie, il peut être ramené au mot latin *litania* qui provient du grec *λιτή > λιτανός > λιτανεία*. L'évolution phonétique régulière aurait dû donner *\*ledaña*. Dans une certaine aire linguistique, le mot figure sous une autre forme, à moitié populaire: *ledania*<sup>16</sup>.

A l'intérieur du mot, nous trouvons *e* au lieu de *i* posttonique: *sterelis* (G. S. p. 16.). Bien qu'en position posttonique les voyelles tombent régulièrement, il arrive pourtant qu'elles se maintiennent lors de l'amuïssement des voyelles finales<sup>17</sup>, comme dans la forme espagnole moderne du mot: *sterile* >

<sup>11</sup> Sur cela cf. dans le détail R. Lapesa: *Historia de la lengua española*. Madrid 1962, p. 76.

<sup>12</sup> J. Corominas: op. cit. mot de rubrique «*basilica*».

<sup>13</sup> *\*Baselga*, si la syncope ne s'accomplit qu'après la sonorisation de l'occlusive sourde intervocalique, *\*baselca*, si elle la précède (cf. R. Menéndez Pidal: *Manual de gramática histórica española*. Madrid 1966<sup>12</sup>, p. 155).

<sup>14</sup> Cf. F. Sloty: *Vulgärlateinisches Übungsbuch*. Berlin 1929, p. 4. inscription 10.

<sup>15</sup> Cf. F. Sloty: op. cit., p. 9, inscription 48.

<sup>16</sup> Cf. J. Corominas: op. cit., mot de rubrique «*letania*».

<sup>17</sup> Cf. M. Fogarasi: *A spanyol nyelvtörténet áttekintése* [Précis d'histoire de la langue espagnole]. Budapest 1964, p. 77. J'exprime en cet endroit mes profonds remerciements pour les remarques précieuses de l'auteur.

*estéril*. Il est caractéristique que le mot garde son accent original malgré sa terminaison consonantique. Les débuts d'un tel développement ultérieur du mot devaient déjà exister au Xe siècle, ce qui peut expliquer que l'amuissement n'a pas eu lieu. Pour ce qui concerne le changement  $i > e$ , il est tellement caractéristique de l'espagnol que tant en syllabe accentuée qu'à l'initiale inaccentuée (cf. ci-dessus) c'est sous l'effet du résultat de l'évolution phonétique régulière qu'a pu se produire la forme *sterelis*.

L'effet du développement  $e, i, oe > e$  entre le latin vulgaire et l'espagnol se reflète dans *in prelio* (G. S. p. 13.).

Le  $u$  inaccentué d'un mot présente un changement caractéristique de  $u$  bref accentué: *pecodis* (G. S. p. 22.). On peut présupposer un effet analogique pour le changement  $u > o$ , puisqu'en latin il existe à côté du mot *pecus*, *pecudis* (f) 'troupeau entier de menu bétail, troupeau' le mot *pecus*, *pecoris* (n) 'un individu du menu bétail' qui est devenu en espagnol *pecora* 'mouton' (de la manière connue: pluralis neutrum > singularis femininum). C'est l'effet de ce mot qui explique la forme *pecodis* dans les Gloses, éventuellement on peut supposer aussi l'influence du développement  $u$  accentué >  $o$ , car en position accentuée ce changement est régulier. Voici un exemple d'une inscription latine<sup>18</sup>: *norus* au lieu de *nurus*, et un autre de l'*Appendix Probi*<sup>19</sup>: *columna non colomna*.

## 5.2 Les consonnes

**5.2.a. Consonnes labiales dans les Gloses.** La semi-voyelle  $w[u]$  remonte à une fricative labiovélaire (comme dans le mot français *oui*, on dans le mot anglais *wind*<sup>20</sup>). A partir du Ier siècle de notre ère, elle est prononcée comme consonne avec une articulation fricative<sup>21</sup>, et les «erreurs» orthographiques des inscriptions apparaissent à partir de cette même époque: *iuvēte* au lieu de *iubēte*, *cibitate* au lieu de *civitate*<sup>22</sup>. Les sons en question étaient articulés en latin vulgaire comme des fricatives bilabiales  $\beta$ , ou des occlusives bilabiales  $b$ <sup>23</sup>. En espagnol ils se développeront comme des sons identiques: en fonction de leur position, tous les deux pourront marquer une occlusive bilabiale sonore, ou une fricative bilabiale sonore (La fricative bilabiale sonore, qui provenait d'une part de la semi-voyelle  $w[u]$ , d'autre part de l'affaiblissement de l'occlusive bilabiale sonore  $b$ , est devenue le pendant sonore de la fricative

<sup>18</sup> Cf. F. Slotty: op. cit., p. 5, inscription 17.

<sup>19</sup> Cf. F. Slotty: op. cit., p. 29: Appendix Probi III. 20.

<sup>20</sup> Cf. V. Väänänen: Introducción al latín vulgar. Madrid 1968, p. 92.

<sup>21</sup> Cf. Alarcos Llorach: Fonología española. Madrid 1961, p. 223.

<sup>22</sup> L. Tamás: Bevezetés az összehasonlító neolatin nyelvtudományba [Introduction à la linguistique néo-latine comparée]. Budapest 1967, p. 69.

<sup>23</sup> La thèse de Menéndez Pidal: Jusqu'au XIV<sup>e</sup> siècle  $b$  est une occlusive sonore bilabiale,  $v$  est une fricative sonore bilabiale (cf. R. Menéndez Pidal: Cantar de Mio Cid I—III. [Obras completas III—V.] Madrid 1954<sup>3</sup>. I. p. 211.)

labiodentale sourde précédemment formée sur le territoire de presque tout l'Empire romain.)

Etant donné que l'évolution séculaire de ces sons a laissé des traces dans l'orthographe aussi, à la suite du flottement de la prononciation, comme en témoigne l'inscription ci-dessus en latin tardif, et que des mélanges orthographiques de ce genre se rencontrent très souvent dans les passages écrits en latin des Gloses — même si cela peut se produire aussi dans le latin médiéval — il semble nécessaire de jeter un coup d'oeil sur les Gloses au sujet de ce point de vue orthographique.

Quant au *b* et au *v*, ce sont les graphies respectant la tradition étymologique qui présentent la plus grande fréquence. Dans l'orthographe tout comme dans la phonétique, ce sont les lettres initiales qui se maintiennent le plus souvent; par contre «la faute» la plus fréquente est: *b* au lieu de *v*. Il n'est pas invraisemblable que ce phénomène soit en rapport avec une propriété de l'évolution phonétique, à savoir que dans la prononciation espagnole, à l'opposé des autres langues romanes, toutes les deux lettres désignent un son bilabial. Il est intéressant de rappeler qu'une telle faute a été faite dans tous les cas à l'intérieur du mot, excepté la seule forme *in bino* (G. S. p. 22.), qui peut être considérée également comme un cas de l'intérieur du mot à cause de la préposition. Cela est très fréquent pour le formatif du radical du «perfectum»: *adorabit* (G. E. p. 3.), *suscitabi* (G. S. p. 11.), *periuraberit* (G. S. p. 12.), *cremaberit* (G. S. p. 13.), *infamaberit* (G. S. p. 13.), *sanaberint* (G. S. p. 19.), etc. Autres exemples: *nabes* (G. E. p. 3.), *nobissimo* (G. E. p. 4.), *inbenta* (G. S. p. 12.), *inbalidis* (G. S. p. 12.), *cadabere* (G. S. p. 14.), *noberca* (G. S. p. 19.), *abarus* (G. S. p. 16.), etc. Inconséquences: *aves* (G. S. p. 22.) auprès des formes *abium* (G. S. p. 22.), *abis* (G. S. p. 22.).

«La faute» *v* au lieu de *b*, est beaucoup plus rare et figure toujours à l'intérieur du mot: *davit* (G. E. p. 4.), *deumus* (G. E. p. 5.), *havitatore* (G. E. p. 8.), *deueres* (G. S. p. 22.). *Pro uonis* (G. S. p. 11.) constitue la seule exception qui, reliée à la préposition, est aussi en position intervocalique du point de vue de la phonétique syntaxique<sup>24</sup>.

Dans beaucoup de mots, il y avait à l'origine deux *v*; là, c'est toujours l'initiale qui s'est maintenue et celle qui était à l'intérieur du mot a changé: *uiolaberit* (G. S. p. 13.), *uibentium* (G. S. p. 20.), *uiba* (G. S. p. 22.), *uobere* (G. S. p. 17.), etc.

Le changement inconséquent à l'intérieur du même mot reflète aussi un flottement intense, de même que les conjonctions écrites différemment dans la phrase identique: ...*sibe*..., *sine* (G. E. p. 7.); ou le mot *prebigna* écrit inconséquemment dans les G. S. (p. 19.).

<sup>24</sup> La confusion de *b/v* à l'initiale du mot est attesté aussi dans le Cid, cf. Menéndez Pidal: *Cantar...* I., p. 172. De même que *vestya*, *vestyon* — FnGz 53, 414 (—*bestia*); *vanda* — Nebrija (—*banda*); *Varata* — FnGz 68, 150 (—*Barata*).

Il faut souligner à part quatre mots intéressants des G. S.: *scribturarum* (p. 15.), *nubserit* (p. 17.), *cabtibatate* (p. 13.), *babtizari* (p. 12.), [ou *babtizatus* (p. 12.)], *babtisterium* (p. 21.).

Par une évolution phonétique régulière,  $p + t > tt > t$ ,  $p + s > ss > s$ . En revanche, les formes ci-dessus semblent présenter une sonorisation caractéristique de la position intervocalique, en réalité dans le cas de *scribo* 3, *scripsi*, *scriptum* et *nubo* 3, *nupsi*, *nuptum*, ce sont les radicaux d'imperfectum qui figurent au lieu du radical et du radical de perfectum; quant à *cabtibatate*, *babtizari*, *babtizatus*, *babtisterium*, on peut parler d'une analogie à moitié réalisée.

Au cours de l'évolution des groupes consonantiques néo-latins (grupos romances) les groupes *p't*, *b't*, *v't* ont donné *bd* (qui deviendra plus tard *-ud-* par la vocalisation des consonnes). P. ex.:

*capitale* > *cabdal* (> *caudal*)  
*debitu* > *debdo* (> *deudo*)  
*civitate* > *cibdad* (> *ciudad*).

Evidemment, la sonorisation des sourdes intervocaliques a précédé la chute de la voyelle<sup>25</sup>. Malgré cela, on peut rencontrer exceptionnellement une forme qui prouve que la syncope aurait précédé la sonorisation: *captal*; et même, en territoire mozarabe *cabtál*.

Selon la thèse de Menéndez Pidal<sup>26</sup>, et contrairement à l'affirmation de Meyer-Lübke, ces exceptions ne peuvent pas attester que la syncope était antérieure.

En ce qui concerne les formes *cabtibatate* et *babtizari* qui figurent dans les textes, en raison de ce qui a été dit ci-dessus, nous pouvons former l'hypothèse suivante:

1. Le copiste ne prononçait pas ces *pt* conformément à l'articulation du groupe latin initial, car s'il en avait été ainsi, ils seraient devenus espagnols, dans l'écriture, sous la forme *pt* > (*tt*) > *t*: *\*catibitate*, *\*batismo*. (Dans *sle Cid*, ces changements avaient déjà eu lieu: *siete*, *catar*, *cativo*<sup>27</sup>.)

2. De cette manière, le changement phonétique se produit dans le mot parallèlement à l'évolution du groupe consonantique néo-latin (*p't*), sous son effet analogique. Etant donné qu'il s'agit d'un texte latin, le copiste s'efforce naturellement d'écrire en latin. Il retrouve encore facilement le son initial dans le deuxième élément du groupe consonantique, et même il le laisse tel quel, mais il ne peut plus reconstituer le premier, peut-être parce que dans la

<sup>25</sup> Cf. Menéndez Pidal: *Cantar...* I., pp. 189–190; sur la syncope cf. encore: Menéndez Pidal: *Orígenes...*, p. 255.

<sup>26</sup> Cf. Menéndez Pidal: *Orígenes...*, pp. 255–256.

<sup>27</sup> R. Menéndez Pidal: *Cantar...*, I., p. 184.



prononciation la sonore bilabiale était déjà plus proche de la voyelle bilabio-vélaire, qui apparaîtra plus tard dans l'écriture aussi.

3. L'effet analogique du groupe consonantique néo-latin *p't* dans le développement du groupe consonantique latin *pt* semble être appuyé aussi par le fait que la continuation à moitié populaire de *baptizari* conserve en espagnol moderne le son vélaire du groupe néo-latin *p't* tandis que son élément dental reste sourd: *bautizar* et *bautismo*<sup>28</sup>. De la même manière: *cautividad*, *cautivar*, *cautivo*, etc.

4. Les mots *baptizare* > *bautizar* et *captivus* > *cautivo* se sont donc formés de sorte que l'occlusive de la syllabe finale s'est d'abord sonorisée et s'est amuïe par la suite.

Conclusion: les formes *cabtibatate* et *baptizari* figurant dans les Gloses sont les prédécesseurs réguliers, directs des mots *cautividad* et *bautizar* de l'espagnol moderne<sup>29</sup>.

#### 5.2.b. Consonnes dentales dans les Gloses.

Les textes latins des Gloses s'efforcent de suivre les formes traditionnelles dans le cas des dentales aussi. Pourtant, quelques formes de mot intéressantes peuvent laisser croire que le système phonétique des états de langue de l'époque a exercé une influence sur cet effort.

Les dentales en position finale tombent déjà en latin vulgaire (mais l'orthographe de l'ancien espagnol conserve les dentales sourdes finales, surtout dans la troisième personne des verbes<sup>30</sup>). Dans l'orthographe des Gloses, les *-t*- finals sont maintenus. Dans le cas de la conjonction *et* 'et' il n'arrive qu'une seule fois que le *t* disparaisse: *e* (G. S. p. 17.). On peut croire que «l'erreur» du copiste est le résultat d'une dentale affaiblie ou déjà amuïe dans la prononciation.

Dans le syntagme qui suit, la dentale sourde finale se comporte comme si elle était en position intervocalique et, en tant que telle, elle se sonorise: *per femed ipsum* (G. S. p. 16.), au lieu de *per semet ipsum*<sup>31</sup>. Au point de vue de la phonétique syntaxique, sa position est en effet intervocalique; et cette forme unique dans le texte latin des Gloses est peut-être le rare document d'une forme intermédiaire dans la formation du pronom démonstratif de

<sup>28</sup> Le radical du mot a aussi une suite savante: *baptisterio*.

<sup>29</sup> Cf. Corominas: op. cit.: CAUTIVO: tomado de latin *captivus* 'cautivo, preso' < *capere* 'coger'. Primera documentación: *cautivo* — 1131, 1250, 71 FnGz. La variante *cautivo* vivió hasta muy tarde. *Cautivar* — tom. del latin tardío *captivare*. — ibid.: BAUTIZAR: tomado del latin *baptizare*, y éste del griego *βαπτίζω* 'zambullir', 'bautizar'. Primera documentación: Alex., Alfonso X. Es un cultismo que antiguamente aparece escrito *baptizar*. La forma popular del mismo vocablo, *batear*, se halla en Berceo (aquí escrito *baptear*), en el manuscrito aragonés del Alex., y en otras obras de los ss. XIII-XIV, *Batezar* — forma morisca.

<sup>30</sup> Cf. M. Fogarasi : op. cit., p. 82.

<sup>31</sup> Sur la ressemblance des carcatères *f* et *s*, cf. p. 7.

l'identité. Selon Menéndez Pidal<sup>32</sup>, le développement de ce pronom s'est fait comme suit: la particule renforçante pronominale *-met* précède le mot *ipse*; *met + ipse* > *\*medipsu*, mais au lieu de cette forme, on en emploie une autre, complétée du formatif du superlatif: *met + ips + i(ssi)mu/t* > d en position intervocalique, ps > ss > s / > *\*medisimo* / d > Ø en position intervocalique > anc. esp. *meismo*, *mesmo* > esp. *mismo*.

(Superlatif employé avec des pronoms: grec *αὐτότατος*, espagnol *mismo*, italien *nessunissimo*<sup>33</sup>.)

Le syntagme *per femed ipsum* de la glose renvoie à la tendance où les pronoms, se trouvant en général l'un à côté de l'autre, commencent à se développer en un seul mot.

Deux autres mots contiennent des dentales en position finale dont le comportement est intéressant: *jñquid* (G. E. p. 8.), et *reliquid* (G. S. p. 18.). C'est ici que se sonorise la terminaison dentale sourde du verbe à la torisième personne qui conserve sa forme sourde traditionnelle dans l'écriture, même au cas où elle ne s'entend plus du tout. Dans le cas des G. E. cette forme n'est pas justifiée au point de vue de la phonétique syntaxique non plus (. . . *jñquid quia* . . .)<sup>34</sup>.

La graphie flottante de la dentale finale se rencontre aussi en latin classique: on trouve très rarement la forme *set* à côté de *sed*. Dans les G. E. cet usage hésite: *set potius* (G. E. p. 5.), *set iter* (G. E. p. 7.), en face de *sed reddet* (G. E. p. 8.), *sed audite* (G. E. p. 8.), *sed ad tempus* (G. E. p. 8.). Il n'y a pas de causes phonétiques pour expliquer ce flottement. Les G. S. sont conséquentes à cet égard, elles n'emploient que la forme *sed*.

Les formes „irrégulières” suivantes sont également sans explication: *illut deu orandum* (G. S. p. 11.), *illut et* (G. S. p. 11.); en effet toutes les deux sont sonores dans la prononciation devant la sonore subséquente.

**5.2.c. Consonnes vélaires dans les Gloses.** *Alicotens* (G. E. p. 13.) au lieu de *aliquotiens*. A l'intérieur du mot et devant *o*, la labiovélaire sourde se sonorise normalement en perdant son élément labial. P. ex.: *aliquid* > *algo*. La forme *alicotens* ne présente que la vélaire qui ne s'est pas encore sonorisée après la chute de l'élément labial. (Déjà *secundus* remonte à *\*sequondus* et dans l'Appendix Probi: *equus non ecus*, *coquens non cocens*<sup>35</sup>.)

#### 5.2.d. Autres phonèmes et groupes phonétiques.

a) Un groupe consonantique se simplifie en apparence régulièrement: *sumserit* (G. S. p. 22.) au lieu de *sumpserit*. Conformément à la règle, la nasale

<sup>32</sup> Cf. Menéndez Pidal: *Manual* . . . , p. 259.

<sup>33</sup> Cf. Menéndez Pidal: *Manual* . . . , p. 259.

<sup>34</sup> La graphie des *t* et *d* finales se mêle par-ci par-là dans le texte du Cid, en particulier dans la terminaison de la 3e personne du singulier des verbes. Sur cela cf. Menéndez Pidal: *Cantar* . . . I., p. 195.

<sup>35</sup> Cf. Väänänen: *op. cit.*, p. 94.

précédente laisse invariable l'évolution phonétique  $ps > ss > s$  (p. ex.: *gypsu > yeso*<sup>36</sup>). D'ailleurs, l'élision de la consonne médiane est la voie fréquente de la simplification du groupe centenant trois consonnes.

β) *S* sourd = *x* (*s* = *s*), dans la graphie moderne *s* = *j*<sup>37</sup>. Ce phénomène phonétique se présente dans l'orthographe de manière qu'on écrit parfois par erreur *x* au lieu de *s*, puisque pour l'oreille les deux sons sont identiques: *simio* et *ximio*, *casco* et *carco*. Un tel exemple dans l'Appendix Probi est: *miles* non *milex*<sup>38</sup>; et dans le texte des Gloses: *dextruuntur* au lieu de *destruuntur* (G. E. p. 4.).

γ) Dans l'orthographe des Gloses, les géminées présentent un flottement très important: *eclesia/m/* (G. S. p. 11., 20., 21., 23.), *eclesiastica* (G. S. p. 17.); mais: *ecclesia* (G. S. p. 12., 20.). Graphies «erronnées» au point de vue du latin: *comiserit* (G. S. p. 13.), *emersise* (G. S. p. 21.), *sicitates* (G. S. p. 21.). Ces exemples font voir en tout cas comme phénomène phonétique, la simplification des géminées, quoique le texte du Cid, bien qu'il soit postérieur aux Gloses, (XIVe, au plus tôt XIIe siècle<sup>39</sup>), abonde en géminées: *pienssan*, *vassalo*, *Alfonso* (seulement pour indiquer que la consonne est sourde!), *commo*, *conoscere*, etc<sup>40</sup>.

Cependant, dans le commentaire grammatical du Cid<sup>41</sup>, Menéndez Pidal constate la simplification des géminées et que seuls les *rr* et les *ss* sont maintenus, alors que les *nn* et *ll* sont palatalisés; et si la simplification n'a pas eu lieu, il s'agit d'une orthographe latinisante (c'est-à-dire que la géminée n'existe que dans l'orthographe).

L'orthographe du mot très fréquent *communio*, montre un flottement pareil à celui des exemples ci-dessus: *communio* (G. S. p. 18., 14., 21.); mais: *comunio/ne/* (G. S. p. 17., 14., 12.). Il arrive aussi que dans ce groupe phonétique le préfixe terminé en *-n-* dans les compositions ne s'assimile pas dans l'orthographe devant la nasale bilabiale<sup>42</sup>: *communione* (G. S. p. 14.), *conmemoratio* (G. S. 14.), *conmouiones* (G. E. p. 3.). Il en est de même devant une liquide: *inlecebrosus* (G. S. p. 16.); devant une occlusive bilabiale sourde: *se conpularberint* (G. S. p. 17.), *inpedierit* (G. S. p. 17.), *complexu* (G. S. p. 16.), *inpietate* (G. S. p. 13.). (Ce dernier dans une inscription en latin vulgaire: *sinplicio*<sup>43</sup>, et dans l'orthographe du Cid on trouve *Canpeador*<sup>44</sup> à côté de *Campeador*,

<sup>36</sup> Cf. Menéndez Pidal: *Manual* . . . , p. 142.

<sup>37</sup> Cf. Menéndez Pidal: *Manual* . . . , p. 197.

<sup>38</sup> Sloty: *op. cit.*, p. 29. Appendix Probi III. 30.

<sup>39</sup> Cf. Menéndez Pidal: *Cantar* . . . III., pp. 1187—1188 et I., pp. 19—28.

<sup>40</sup> Les mots cités se trouvent dans l'édition paléographique de Menéndez Pidal: *Cantar* . . .

<sup>41</sup> Menéndez Pidal: *Cantar* I., p. 180.

<sup>42</sup> Menéndez Pidal renvoie à ce phénomène sous un autre rapport, *ibid.* I. p. 183.

<sup>43</sup> Sloty: *op. cit.*, p. 14. inscription 94.

<sup>44</sup> Dans l'édition de Menéndez Pidal: *Cantar* . . . voir la ligne 2797.

ou bien chez Pérez de Guzmán: *compania*<sup>45</sup>.) Devant une occlusive labiovélaire sourde: *de munque* (G. S. p. 12.), *demun que* (G. S. p. 13.), *demunque* (G. S. p. 17.) (tous au lieu de *demunque* [lat. cl. *demumque*]). (Dans l'inscription en latin vulgaire: *causanque*<sup>46</sup>, *quicunque*<sup>47</sup>.)

### 5.2.e. Le *h* latin dans l'orthographe des Gloses.

Le *h*, la spirante vélaire sourde, est particulièrement instable dès le début de l'histoire de la langue latine. A partir de l'époque archaïque, les documents écrits attestent que dans la langue parlée l'aspiration de *h* s'est affaiblie ou a disparu. Ceci s'observe dans la langue de Plaute; Varro (I, 82, 7) emploie la forme *ortus* au lieu de *hortus*<sup>48</sup>, et même en latin classique l'usage hésite: *arena* et *harena*, *reprendere* et *reprehendere*; de plus, le *h* était un son très faiblement aspiré au point de vue de métrique aussi. Mais ce phénomène est général aussi dans les inscriptions en latin vulgaire, qui sont plus importantes pour l'usage grammatical des Gloses: «. . . *deus magnu oclu abet, uide, et tu filios abes*»<sup>49</sup>, ou bien: «*adhuc non aduc*» (App. Probi<sup>50</sup>); l'amuïssement du son et l'oubli de la graphie étymologiquement correcte donnent des hypercorrections fausses: «. . . *ibi hest trutina ultuma uitai*».<sup>51</sup> Les phénomènes mentionnés ci-dessus sont familiers aussi à la langue latine des Gloses<sup>52</sup> bien que l'auteur anonyme des Gloses, ou le copiste du manuscrit s'efforçât, de suivre, dans la plupart des cas avec succès, la tradition orthographique étymologique. Quelques écarts: *abet* (G. E. p. 5.), *perorrescit* (G. E. p. 5.), *ebdomadas* (G. S. p. 20.), *traere* (G. S. p. 20.), *in omni ora* (G. S. p. 12.), *aruspicia* (G. S. p. 13.), *erbarum* (G. S. p. 15.). A côté des formes *abet* et *abutum* (G. S. p. 20.) les formes „correctes” *habet* et *habitum* sont très fréquentes, de même que *hauitatore* (G. E. p. 8.) à côté de *abitationes*. Le *h* inorganique, tout comme dans les inscriptions, n'est pas étranger à la latinité des Gloses non plus: *habundantius* (G. S. p. 24.). L'erreur provient probablement de ce qu'on a fait remonter le mot avec une étymologie erronée au verbe *habere* au lieu de *abundare* 'abonder, déborder'.

Ce bref aperçu soutient la loi générale de la romanistique selon laquelle le *h* du latin n'a pas de suite dans les langues néo-latines, son souvenir n'est plus ou moins gardé que par l'orthographe<sup>53</sup>. Le changement phonétique *f* > *h*

<sup>45</sup> Le mot est de Pérez de Guzmán: *Generaciones y semblanzas*. Etym. de Corominas: *compañia* < lat. vulg. *compania*.

<sup>46</sup> Sloty: op. cit., p. 25. inscription 163.

<sup>47</sup> Sloty: op. cit., p. 27. inscription 180.

<sup>48</sup> E. Kieckers: *Historische lateinische Grammatik*. München 1930. I., p. 119.

<sup>49</sup> Sloty: op. cit., p. 9. inscription 51.

<sup>50</sup> Sloty: op. cit., p. 32.

<sup>51</sup> Sloty: op. cit., p. 12. inscription 74.

<sup>52</sup> Même dans l'orthographe du Cid, cf. Menéndez Pidal: *Cantar . . . I.*, p. 174.

<sup>53</sup> Il faut remarquer que le latin médiéval a connu plusieurs possibilités pour la représentation du *h* (la spirante vélaire sourde): *h, ch, c, g*. Ces représentations apparaissent aussi dans les Gloses: *micî, nicilumque, nicil*.

caractéristique de l'espagnol n'est pas attesté dans la latinité des Gloses (dans les gloses non plus); ni même dans le Cid<sup>54</sup>.

6. *Ecart s morphologiques et syntaxiques par rapport au latin dans l'emploi des noms.*

### 6.1 *Substantifs et adjectifs, emploi des prépositions.*

Dans les langues néo-latines, le système de la flexion nominale latine se réduit considérablement: en espagnol, le neutre s'assimile ou bien au masculin, ou bien, dans une partie moindre, au féminin; le caractère différencié des déclinaisons se simplifie, la déclinaison casuelle disparaît presque complètement<sup>55</sup>. Avec la disparition de la flexion, les différentes prépositions perdent leur rection casuelle et peuvent exprimer les rapports syntactiques sans la flexion du nom<sup>56</sup>. Dans le passage latin des Gloses, on trouve un certain nombre de dérogations aux normes grammaticales du latin classique dans lesquels, derrière les «erreurs» du copiste, on peut démontrer les tendances d'évolution linguistique mentionnées ci-dessus qui contiennent peut-être des éléments espagnols outre le latin vulgaire.

Ainsi un fragment de phrase des G. S. — . . . *officio uel communio reddatur* (p. 14.) — semble contenir une forme nominale espagnole presque développée: *officio*. En latin, elle devrait être *officium* puisque c'est, avec *communio*, le sujet de la phrase. Selon le développement normal, le mot se poursuit en espagnol moderne sous la forme de *oficio*, avec l'amuïssement du *-m* final et après le changement *u > o* de la dernière syllabe.

Cette tendance générale de développement pouvait également contribuer à ce que le texte emploie *officio* au lieu de *officium*, comme forme analogue à *communio*. De la même façon, dans la phrase *Qui sacrificio . . . accepit* (G. S. p. 11.) nous rencontrons la terminaison *-o* à la place de la désinence de l'accusatif *-um*.

«Confusion» du genre des noms, ou flexion selon un groupe de déclinaison «incorrect»: (*neque*) *cadabere* (*deducantur*) (G. S. p. 14.) — pour plur. nom. *cadavera* (bien que là, le manuscrit soit corrigé<sup>57</sup>). Dans le cas de . . . *ad priorem coniugium* (G. S. p. 17.) comme accusatif neutre l'épithète aussi devrait être neutre (*prius*). Autres exemples pour la confusion des déclinaisons: *ori sui* (G. E. p. 4.) pour le gén. *oris sui*; datif au lieu du génitif: *domui deo* (G. S. p. 20.) pour *domui dei*; substantif à radical *i* de la 3e déclinaison à l'ablatif, considéré comme nom à radical consonantique: *in mare* (G. E. p. 3.) pour *in mari*.

<sup>54</sup> Cf. Menéndez Pidal: *Cantar . . . I.*, p. 173.

<sup>55</sup> J. Alonso del Río: *Gramática española*. Madrid 1963, p. 170.

<sup>56</sup> Cf. M. Alonso: *Evolución sintáctica del español*. Madrid 1964, p. 17.

<sup>57</sup> Menéndez Pidal: *Orígenes . . .*, p. 14, note 1.

Etant donné que dans la flexion nominale – déjà dans le latin vulgaire, et même dans la langue parlée depuis l'époque archaïque – c'est la position du *-m* final qui est la plus incertaine, le texte des Gloses est aussi le plus riche en «confusions» d'accusatifs. Il arrive aussi bien dans le texte des G. E. que dans celui des G. S., que la terminaison *-m* de l'accusatif des noms qui sont incontestablement les compléments d'objet de la phrase, soit absente: *justitia teneatis* (G. E. p. 5.), *si quis falsitate comiserit* (G. S. p. 13.), *qui occiderit homine|m/* (G. S. p. 13.), *perficere sepultura* (G. S. p. 14.), *minuabit terra* (G. E. p. 4.).

Les formes «fautives» ci-dessous sont en rapport avec des prépositions, et dans leur cas on peut supposer que la rection des prépositions était employée incorrectement (abl. pour acc.)<sup>58</sup>, ou plutôt que dans les formes destinées à être à l'accusatif, la désinence casuelle *-m* était absente: *per qualicumque interitu* (G. S. p. 14.) (là il s'agit seulement du 1er cas), *in ecclesia accedat* (G. S. p. 12.), *ante perceptione* (G. S. p. 12.), *qui in cabibitate duxerit* (G. S. p. 17.), *preter matertera* (G. S. p. 17.), *perqualibet artem* (G. S. p. 13.), *usque in meri die* (G. E. p. 11.).

Dans les G. S. on trouve des exemples qui, d'un autre côté, prouvent que la rection des prépositions était déjà incertaine, (dans les exemples ci-dessous il y a acc. pour abl.), ou qu'on savait bien que dans certains cas de déclinaison la désinence était *-m*, mais comme elle ne s'entendait plus, on ne savait pas l'employer correctement: *sine voluntatem* (G. S. p. 12.), *a pollutionem* (G. S. p. 16.), *cum sanguinem* (G. S. p. 22.). Il est à remarquer que dans le latin vulgaire hispanique, l'emploi de *cum* avec acc. est fréquent<sup>59</sup>. Dans la composition *cum animalia* (G. S. p. 16.) il se peut aussi que le nom étant en réalité au nominatif ou à l'accusatif neutre du pluriel, est employé à l'ablatif féminin du singulier, ce qui est un des phénomènes fréquents de la formation des noms en espagnol.

*Super se uel domum suam* (G. S. p. 14.) – ici le sens de *super* est 'à cause de'; et dans ce cas sa rection devrait être "correctement" l'ablatif, non pas l'accusatif.

Il est intéressant d'examiner le group des emplois casuels nominaux qui existaient déjà en latin classique dans deux ou plusieurs structures. Ils se rattachaient en latin vulgaire à l'usage fréquent de la préposition *de* ou de l'accusatif, et c'est ainsi que nous trouvons ces phénomènes dans nos textes ibériques aussi.

De cette manière, le verbe *gustare* au sens de 'goûter qch' régit l'accusatif en latin classique (p. ex. Cic. Fam. 7, 26. *aquam gustarem*, Caes. B. G. 5, 12. *leporem . . . gustare*), et avec le sens de 'goûter à qch.' il régit la préposition *e, ex*, (chez Sénèque encore *ex quo gustat* et même chez Pétrone *quantulum ex*

<sup>58</sup> M. Alonso: op. cit., pp. 17 et 19: Dans le latin vulgaire ibérique on trouve souvent l'accusatif au lieu de l'ablatif et du datif, mais rarement l'ablatif au lieu de l'accusatif!

<sup>59</sup> M. Alonso: op. cit., p. 19.

*ista fera dominus gustat*). Mais déjà chez Suétone on trouve dans ce dernier cas la préposition *de* (Suet. Tit. 2. *gustare de potione*). La préposition *de* avec le verbe *gustare* est attestée chez Cicéron aussi, mais en pareil cas elle s'emploie pour exprimer le complément circonstanciel de considération ('quant à qch.') (Cic. Orat. 1, 145 *de actione et de memoria quaedam brevia, sed magna cum exercitatione praecepta gustaram*), qui bien entendu, remplit une tout autre fonction syntaxique que l'ablatif de 'goûter à qch' avec la préposition *e*, *ex*. Dans l'évolution de la langue latine, on peut constater que dans le système de distinction plus compliqué et plus précis d'un grand nombre d'expressions l'exactitude des différences disparaît. De cette manière, les prépositions *a*, *ab* et *e*, *ex* disparaissent progressivement de l'usage en cédant la place à *de*<sup>60</sup>. Dans notre texte, l'expression *de fructibus non gustat* (G. E. p. 5.) atteste que la préposition *de* est au premier plan, de la même manière on trouve *de fructu* avec le verbe *obtulerit* (G. S. p. 20.)<sup>61</sup>.

*Securus* en latin classique entraîne le génitif, l'ablatif ou l'emploi de la préposition *pro* ou *de* avec le sens de 'exempt du souci de qch' il entraîne le génitif (obj.) ou l'ablatif (sep.), la préposition *de*, par contre, n'exprime au début que le complément circonstanciel de considération au sens de 'être tranquille sur le sort de qn ou de qch'<sup>62</sup>. Dans le cas de *de morte securi* (G. S. 0. 14.) nous pouvons déjà observer le développement de la langue latine contenant les éléments du latin vulgaire, car l'expression au sens de 'qu'ils soient exempts de la peine de mort', se rencontre déjà avec la préposition *de*.

Déjà dans le latin archaïque, l'accusatif pouvait s'employer pour les autres cas (p. ex.: chez *Plaute* avec *utor*). C'était déjà considéré, même à l'époque ancienne, comme un phénomène plutôt vulgaire. Au cours des temps, les phénomènes de ce genre augmentèrent de plus en plus. Dans les cas où le verbe pouvait être employé plus tôt tant avec l'accusatif qu'avec d'autres rections, il n'est resté plus tard que l'accusatif. Ces phénomènes sont présents aussi dans nos textes. La forme usuelle est *maledicere alicui*, elle est attestée pour la première fois avec l'accusatif chez Pétrone (Petron. 58,13. *cava maiorem male dicas*). Plus tard, dans le latin ecclésiastique, elle se rencontre indifféremment avec l'accusatif et le datif<sup>63</sup>. Dans notre texte, elle figure naturelle-

<sup>60</sup> M. Alonso: op. cit., p. 22.

<sup>61</sup> Les formes *de fructu* et *de fructibus* sont d'ailleurs souvent employées dans le langage de la Biblia Vulgata, avec d'autres verbes (I. Cor. 9.7., Marc. 12.2., Luc. 20.10. etc.), ainsi leur emploi dans ces textes ecclésiastiques est un vulgarisme identique avec celui de la Bible sur quoi le professeur János Horváth a attiré mon attention, — qu'il en trouve ici ma profonde gratitude, ainsi que pour ses autres remarques précieuses.

<sup>62</sup> Dans le cas de Cic. Att. 12, 52, 3 (*De lingua Latina securi es animi, dices, qui talia conscribis* . . .) et dans le cas de Liv. 36,41,1. (*Antiochus Ephesi securus admodum de bello Romano erat*, . . .) les prépositions *de* expriment encore un complément circonstanciel de "considération".

<sup>63</sup> Cf. Kühner, R. — Stegmann, C.: Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache. I. Bd. Hannover 1955<sup>3</sup>, p. 309.

ment avec l'accusatif: *maledicent principes suos* (G. E. p. 4.)<sup>64</sup>. *Careo* régit l'ablatif en latin classique, mais il peut figurer avec l'accusatif aussi<sup>65</sup>, et non seulement dans le cas des pronoms neutres<sup>66</sup>. Au cours de l'évolution du latin, bien entendu, ce n'est que la rection de l'accusatif qui se maintient comme en témoigne notre texte: *carens tabernacula justorum* (G. E. p. 6.). Après *irascor* le datif s'emploie en latin classique, mais on trouve aussi *in* + accusatif, ainsi que *contra* + accusatif. Dans notre texte, nous avons ce dernier: *contra nos irascuntur* (G. E. p. 6.). L'expression avec *in* + accusatif, *in terram suam . . . fundaberit* (G. S. p. 20.) se rencontre à la place d'un complément de lieu répondant à la question: où?

De tout ce qui a été dit ci-dessus, il s'ensuit qu'à la place des différentes rections il y a partout des accusatifs avec préposition ou sans préposition, qui s'emploient avec les verbes en réunissant les différents cas obliques et en représentant par là la réduction du système de déclinaison en casus rectus, ou en cas oblique. (Dans certains cas, les rections verbales se maintiennent normalement, p.ex.: *gladiolum diaboli perorrescit* (G. E. p. 5.), lorsque le verbe régit d'ailleurs l'accusatif!) La tournure *per necessitatem* (G. S. p. 22.) qui figure au lieu de la forme à ablatif habituelle et "correcte" *pro necessitate*, témoigne également de la mise au premier plan de l'emploi de l'accusatif.

Parmi les constructions à participe formées avec des noms déclinés, il faut mentionner à part: *uxoris capte* (G. S. p. 17.), 'l'épouse prise'. Là, selon l'usage du latin classique, il faudrait employer l'ablatif absolu; le génitif absolu de l'exemple ne figure que d'après le modèle grec<sup>67</sup>. Il est fréquent dans les traductions de la Bible; et le fait qu'il se rencontre dans le texte latin des Gloses met l'accent sur le caractère ecclésiastique de ces dernières et présuppose un auteur rompu aux textes bibliques.

D'ailleurs, les constructions à participe — conséquence normale de la suppression de la flexion — ne conservent pas leur forme déclinée initiale en tant qu'unité syntaxique dans les langues néo-latines; même si elles ne disparaissent pas sans traces, il n'y a pas de nombreuses constructions de ce genre dans le texte des Gloses, et par endroit elles sont même incorrectes.

Dans la phrase *Qui ducit alium . . . ignorante* (G. S. p. 12.) si le circonstanciel d'état *ignorante* se rapporte au sujet, il devrait être *ignorans*, s'il se rapporte au complément d'objet, *ignoratem*. On peut concevoir que la forme en question est le circonstanciel d'état de l'objet à l'accusatif, avec l'amuïssement du *-m* final; pourtant — selon l'interprétation du texte — il est plus vraisemblable qu'il s'agit d'un ablatif absolu construit "incorrectement".

<sup>64</sup> Sur l'expansion de la transitivité en latin vulgaire cf. J. Herman: *Le latin vulgaire*. Paris 1970<sup>2</sup>, p. 61. L'auteur cite ici même l'emploi transitif de *maledicere* chez Pétrone.

<sup>65</sup> Kühner, R. — Stegmann, C.: op. cit., I, p. 468.

<sup>66</sup> Kühner, R. — Stegmann, C.: op. cit., I, p. 279.

<sup>67</sup> Cf. Kühner, R. — Stegmann, C.: op. cit., I, p. 792.



dans lequel le participe se rapporte au sujet de la phrase. C'est une construction incorrecte et immotivée, car dans de tels cas, conformément aux règles du latin classique, l'ablatif absolu ne peut pas s'employer parce que le sujet logique de la construction à participe est identique au sujet de la phrase, et pour cette raison il aurait été juste d'employer un "participium coniunctum" au nominatif. (Les formes néo-latines des noms latins dérivait en général des accusatifs de ces derniers. Dans le cas présent, *ignorantem* > *ignorante*, qui existe, bien entendu, en espagnol moderne comme mot savant. On peut supposer aussi que, dans la phrase citée des G. S., la construction semble être "incorrecte" sous l'influence de cette forme existante !)

## 6.2. Pronoms dans les Gloses.

En ce qui concerne l'emploi des pronoms, la langue des Gloses dispose, en dehors des caractéristiques latines, des critères qui reflètent déjà le système pronominal néo-latin-espagnol, en voie de formation.

Le pronom démonstratif *ille, illa, illud* a encore pour la plupart une valeur pronominale, mais il y a des constructions où il peut être considéré plutôt comme article défini et non pas comme pronom. (*Cristo bajará contra el Antecristo*) et *in terram quam ille maledictus aqua siccauerit, davit Dominus in terra aquam suam* . . . (G. E. p. 4.). Comme il s'agit dans la phrase de l'opposition du Christ et l'Antéchrist et non pas de celle de plusieurs "maledictus", *ille* est l'article défini désignant l'unique "maledictus" ('le maudit'). De la même façon: "*Et inueniebat illum maledictum juxta mare et occidit eum Dominus gladio ori sui*" (G. E. p. 4.).

Parmi les pronoms: *is, ea, id*, qui n'a pas de suite en espagnol et en général dans les langues néo-latines, est attesté très fréquemment dans les Gloses, mais *idem, eadem, idem*, qui a également disparu, ne s'y trouve plus.

Il existe en latin deux pronoms de même sens: *alius*<sup>68</sup>, 'autre, autrui' et *alter* 'l'un d'entre les deux l'autre'. An cours de l'évolution linguistique néo-latine *alius* a disparu, seul *alter* se maintient en espagnol (*otro*), mais au point de vue de sémantique il a pris le sens d'*alius* comme sens principal.

On observe certains aspects de ce processus dans les Gloses aussi: d'une part que *alter* figure beaucoup plus fréquemment qu'*alius*, d'autre part que, dans certains cas, *alter* a le sens d'*alius*: *et alteram maritus acceperit* (G. S. p. 17.), *alteri se conpulaberit* (G.S.p.18.), *si quis maleficio interficiat alterum* (G. S. p. 14.) *ne ducat alterum* (G. S. p. 18.), *munera alterius* (G. E. p. 6. ) Toutes ces formes appuient la thèse de M. Alonso<sup>68</sup>, selon laquelle cet emploi pronominal est caractéristique du latin vulgaire ibérique.

*Hic, haec, hoc* en tant que pronom, se rencontre encore ailleurs, dans deux cas son nominatif pluriel est "incorrect": *hii* au lieu de *hi* (G. S. p. 14.),

<sup>68</sup> M. Alonso: op. cit., pp. 14 – 16 et Lapesa: op. cit., p. 59.

sous l'analogie de la forme *ii* fréquente en latin médiéval. Emploi "incorrect" du pronom relatif: *qua mulier* (G. S. P. 19.) pour *quae mulier*.

Ni le pronom démonstratif *hic*, *haec*, *hoc*, ni cette forme du pronom relatif n'ont de continuation dans les langues néo-latines.

L'adverbe latin *inde* 'd'où, depuis, dès lors', qui selon M. Alonso a la valeur d'un pronom à génitif neutre en Espagne est plutôt, dans le texte des Gloses, avec une préposition, un pronom neutre qu'un adverbe: *ob inde* 'c'est pour quoi' (G. S. p. 11., 14.), étant donné qu'il n'est plus évident que *inde* à lui seul a le sens de 'c'est pour quoi' et qu'en tant qu'adverbe il ne pourrait justifier l'emploi d'une préposition.

Pour ce qui est de la place des pronoms dans l'ordre des mots, à cet égard les Gloses sont assez archaïques. Pourtant, nous trouvons déjà, surtout à la forme négative, les germes de l'ordre pronominal caractéristique de l'espagnol: *nobis tribuat* (G. E. p. 5.), *non nobis sufficit* (G. E. p. 5.), *non se circumueniat* (G. E. p. 6.), *non eos alat* (G. S. p. 20.). (L'ordre pronominal espagnol caractéristique est: pronom atone devant le verbe conjugué; en négation: entre le mot négatif et le verbe. Après le verbe: au cas de l'impératif affirmatif, du gérondif et de l'infinitif.)

**6.3 Emploi des conjonctions différant des normes classiques.** La constatation de M. Alonso, qui dit que la conjonction *si* se répète d'une façon "pléonastique" dans les gloses<sup>69</sup>, semble juste déjà pour les textes latins. Dans les cas où l'infinitif à lui seul suffit à exprimer la condition, *si* est employé: *si ignorans quid baptizatus est* (G. S. p. 12.), *si . . . fornicans, peniteat* (G. S. p. 16.).

L'emploi de la conjonction *quia* au sens de 'que'<sup>70</sup> est évidemment fréquent, comme c'est en général habituel en latin vulgaire et en latin ecclésiastique après "verba sentiendi et dicendi"<sup>71</sup>: *intelligite . . . , quia non jdeo christiani facti sumus* (G. E. 5.), *nemo dicat, quia peccata non curat Deus* (G. E. 8.), *si quis credit quia diabolus facit* (G. S. 21.). En latin tardif d'ailleurs, (en

<sup>69</sup> M. Alonso: op. cit., p. 81.

<sup>70</sup> En latin classique *quia* a le sens de 'parce que' le plus souvent, et après "verba affectuum" prend le sens de 'parce que' ou de 'que'. Après "verba sentiendi et dicendi" il ne figure ni en ancien latin, ni en latin classique, seulement chez Pétrone (Sat. 46,4.) le plus tôt (cf. F. Stolz—J. H. Schmalz—M. Leumann—J. B. Hofman—A. Szantyr: Lateinische Grammatik II. München 1965, p. 586.), mais pour introduire une complétive de sujet il est déjà attesté en ancien latin avec le sens de 'que' (cf. Stolz—Schmalz—Leumann—Hofman—Szantyr: op. cit., p. 586.; Kühner—Stegmann: op. cit., II., p. 271.), p. ex. Plaut. Mil. 1210. *istuc mihi acerbumst, quis ero te carendumst optumo*. En latin classique seulement isolément: Cic. Fam. 9, 16, 2. (cf. Kühner—Stegmann: op. cit., II., p. 271.), mais il figure chez Horace (Sat. I. 9. 51), et chez Tacite aussi (Ann. 15, 28). De la même façon il est attesté avec le sens de 'que' dans le syntagme *nisi quia* (cf. Stolz—Schmalz—Leumann—Hofman—Szantyr: op. cit., p. 587. Kühner—Stegmann: op. cit., II., p. 272.), en ancien latin, p. ex. Plaut. Capt. 394., et dans le cas de *ex eo quia* plusieurs fois chez Cicéro: Tusc. I, 42, Fat. 8, Inv. I, 10, Leg. I, 43, Br. 48, Nep. 19. 22 (cf. Kühner—Stegmann: op. cit., II., p. 217.).

<sup>71</sup> Cf. Stolz—Schmalz—Leumann—Hofman—Szantyr: op. cit., p. 587.

latin ecclésiastique et en latin vulgaire) on peut encore observer un mélange structural sous l'influence du grec *ὅτι*: *quia* s'emploie aussi pour introduire les constructions "accusativus cum infinitivo"<sup>72</sup>. L'emploi fréquent de *quia* est d'autant plus naturel que *quod* n'a pas de suite en *Ibérie* non plus<sup>73</sup>, mais seulement *quia*: *quia* > anc. esp. *ca* (la chute de *i* s'explique par l'aspiration à faire disparaître l'hiatus<sup>74</sup>).

Dans les Gloses, nous rencontrons un certain emploi de conjonction pléonastique dans la tournure *sin autem* (p. ex. G. S. p. 14.), puisque *sin* (si + ne) à lui seul signifie 'sinon'; apparemment il est superflu de l'appuyer par la conjonction *autem* 'pourtant'.

## 7. Verbes dans le texte des Gloses. La valeur syntaxique des formes verbales.

**7.1. La fusion des conjugaisons.** Les verbes en latin constituent, selon les radicaux verbaux, quatre groupes de conjugaison. Ces quatre conjugaisons se réduisaient en espagnol à trois, pour la majorité de manière que les verbes de la 3e conjugaison latine s'assimilaient à la 2e conjugaison à radical *ē*, ou bien, en moindre partie, à la 4e conjugaison à radical *i*<sup>75</sup>. En raison de cette tendance, il y avait des flottements entre les conjugaisons du latin vulgaire<sup>76</sup>, et même du latin classique<sup>77</sup>.

Ce phénomène affecte, bien entendu, la latinité des Gloses aussi: verbe de la 2e conjugaison conjugué selon la 3e conjugaison.: *respondunt* (G. E. p. 7.), au lieu de *respondent*. Verbe de la 3e conjugaison conjugué comme celui de la 2e conjugaison: *reddet* (G. E. p. 5.) pour *reddit*. *Reddet* pourrait être, à l'intérieur de sa propre conjugaison un "futurum imperfectum", mais le sens de la phrase et du contexte exclut cette possibilité.

**7.2. Emploi des modes verbaux.** Des trois modes du latin, l'indicatif, en dehors d'un enrichissement apparent, n'a pas subi de changements particuliers dans la langue latine des Gloses par rapport au latin classique. Il n'en est pas de même du conjonctif, dont la transformation rappelle déjà des particularités linguistiques néo-latines et espagnoles. L'emploi du conjonctif dans les Gloses ne correspond plus aux règles rigoureuses de la syntaxe du latin classique, parce qu'on trouve souvent une autre forme d'expression là où l'on s'attendrait au conjonctif. Bien que le conjonctif se maintienne en espagnol

<sup>72</sup> Cf. Stolz—Schmalz—Leumann—Hofman—Szantyr: op. cit., p. 578. — D. Norberg: Syntaktische Forschungen. Uppsala—Leipzig 1943, p. 252, passim.

<sup>73</sup> De même la conjonction *ut* n'a pas de suite non plus.

<sup>74</sup> Menéndez Pidal: Manual..., p. 83.

<sup>75</sup> Le passage d'une conjugaison à l'autre se réalise non seulement sous ce rapport, mais aussi — il est vrai que plus rarement — entre toutes les conjugaisons. (4.—1. *mollire* > *mojar*; 3.—1.: *fidere* > *fiar* etc.; la conjugaison I. latine est la plus stable.)

<sup>76</sup> Cf. M. Fogarasi: op. cit., p. 124.

<sup>77</sup> Cf. Kieckers: op. cit., II., p. 289.

et dans les langues néo-latines, son caractère et le mode de son emploi se transforment en partie. Alors qu'en latin l'emploi du conjonctif était surtout régi par des règles grammaticales objectives<sup>78</sup>, et que le sujet parlant pouvait exprimer plus rarement son rapport subjectif avec le discours par l'emploi ou le non-emploi du conjonctif (p.ex.: cause: indicatif, cause avec opinion: conjonctif), en espagnol, par exemple, l'emploi du conjonctif est plutôt subjectif pour autant que c'est le mode de l'affirmation incertaine, hésitante, hypothétique et qu'en espagnol on emploie très souvent l'indicatif ou le conjonctif en rapport avec des sentiments individuels<sup>79</sup>. Même après des conjonctions subordonnées, on trouve souvent le conjonctif si l'affirmation de la subordonnée est incertaine on a un sens négatif. En latin par contre, dans une grande partie des subordonnées ou après certaines conjonctions, l'emploi du conjonctif est généralement obligatoire, indépendamment du contenu de la phrase.

D'après tout ce qui a été dit, il est évident que le conjonctif latin se désintègre dans une certaine mesure et que plusieurs courants de cette désintégration se trouvent dans les Gloses aussi, conformément aux phénomènes analogues du latin vulgaire de l'époque.

a) Indicatif au lieu du conjonctif: *agimus* (G. E. p. 5.) (on attendrait là un "coniunctivus hortativus"), *quis est homo qui uiuit et non uideuit mortem* . . . (G. E. p. 7.) (subordonnée relative attributive à construction consécutive) etc.

b) Infinitif, ou *ut* + infinitif au lieu du conjonctif:

infinitif au lieu de *ut* + conjonctif<sup>80</sup>: *uenundari* . . . *dari* (G. S. p. 19.) — pour le sens de *uenundentur*, *dentur*; *neque cadabere* . . . *deducantur aut inici* . . . (G. S. p. 14.) — pour *iniciantur*, puisque l'une des propositions de la coordination disjonctive ne peut pas contenir un verbe conjugué et l'autre un infinitif; *non sunt inici* (G. S. p. 14.) — pour *ne iniciantur*, éventuellement avec "coniugatio periphrastica passiva": *non sunt iniciendi*.

— *ut* + infinitif pour *ut(ne)* + conjonctif:

*ut non rixando* . . . *offendere* (G. E. p. 5.) — pour *ne* . . . *offendatis*.

Dans le texte des Gloses, il y a rarement le conjonctif en proposition négative et dans cette dernière, l'emploi du mot de négation n'est pas toujours régulier. La négation du conjonctif, de l'impératif et de l'optatif se fait avec *ne*; nous trouvons pourtant *non* dans la proposition optative qui suit: . . . *quod Deus non patiat* (G. E. p. 5.).

<sup>78</sup> " . . . el latin clásico . . . consigue la expresión de las subordinadas en subjuntivo, . . . sólo por el mero hecho de ser oraciones subordinadas." cf. A. Badía Margarit: El subjuntivo de subordinación en las lenguas romances y especialmente en ibero-románico. In: Rev. de Filol. Esp. 37 [1953], pp. 95–129.

<sup>79</sup> Sur cela cf. Gili y Gaya: Curso superior de sintaxis español. Barcelona 1951, pp. 119–120.

<sup>80</sup> Sur cette particularité de l'ibéro-roman cf. M. Alonso: op. cit., p. 20.

Parmi les modes verbaux, l'impératif est très rare dans les Gloses. Sa forme négative, prohibitive est, bien entendu, au conjonctif, et se réalise le plus souvent à l'aide de certaines tournures, p. ex.: ... *uide ne offendas, ne deseras te* (G. E. p. 8.). L'imperativus futurus, qui n'a pas de suite dans les langues néo-latines<sup>81</sup>, ne figure pas dans les Gloses.

**7.3. Temps verbaux.** Le texte latin des Gloses est relativement archaïque dans l'emploi des temps verbaux. Seules quelques formes du futur, et certaines périphrases insolites du perfectum présentent de l'intérêt au point de vue du latin vulgaire d'une part, et de l'espagnol d'autre part.

**7.3.a. L'expression du futur.** Les langues néolatines ne maintiennent pas le futur synthétique; à sa place se forme un "futurum romanicum" analytique de l'infinitif du verbe principal et du présent du verbe *habere*. Le langage des Gloses garde encore le plus souvent le futur latin primitif, mais on y trouve aussi des tournures analytiques caractéristiques du latin vulgaire hispanique<sup>82</sup>.

La "coniugatio periphrastica activa" était appelée en latin à exprimer que le sujet se préparait à faire quelque chose. Dans le latin vulgaire ibérique, cette forme périphrastique n'exprime plus qu'un futur simple, et dans les Gloses aussi la construction: *ipse est exacturus* (G. E. p. 6.) — au sens de *exiget* — désigne simplement un futur. Le futur est exprimé par une périphrase plus compliquée, inimaginable en latin classique: *te futurum seducimus* (G. E. p. 7.).

**7.3.b. "Perfectum" passif périphrastique.** Dans le système verbal du latin classique les "perfectum" passifs se composaient du "participium perfectum" du verbe et de l'"imperfectum" correspondant du verbe *esse*. Pour exprimer le "perfectum" passif, on peut présumer que la langue parlée a créé des formes dont le verbe auxiliaire, auprès des "participium perfectum", est non pas l'un des "imperfectum" du verbe *esse*, mais l'un de ses "perfectum"<sup>83</sup>. La formation de ces "perfectum" passifs périphrastiques peut être expliquée par l'intention de traduire une différence de sens: tandis que le "perfectum" passif régulièrement formé peut être ou bien un "perfectum logicum" ou bien un "perfectum historicum", l'emploi du verbe auxiliaire du perfectum, contrairement à celui de l'imperfectum, est destiné à distinguer, en soulignant l'achèvement de l'action, le "perfectum historicum" du "perfectum logicum".

L'emploi du perfectum périphrastique est plus fréquent chez Plaute et Térence (*mercatus fueram*), comme forme verbale exprimant une action il n'existe presque pas à l'époque classique, (à peu d'exceptions près, par exemple:

<sup>81</sup> Cf. Kieckers: op. cit., II., p. 292.

<sup>82</sup> Cf. M. Alonso: op. cit., p. 22.

<sup>83</sup> Entre autres, mentionné par M. Alonso: op. cit., p. 20.

Caes. B. C. III., 101, 4. *oppidum fuit defensum*, ou Cic. Att. V. 1, 3. *fueraimus locuti*<sup>84</sup>), il sert exclusivement à désigner l'état produit par l'action p.ex.: Liv. 3, 26, 11. *navis parata fuit*, ou Cic. Off. I. 57<sup>85</sup>. Dans la langue littéraire, il commence à exprimer de nouveau l'action dans le latin postérieur à l'époque classique ainsi que dans la langue parlée vulgaire, qui est du reste assez riche en différentes formes verbales périphrastiques, en partie étrangères au latin classique.

Dans le texte latin des Gloses, ce genre de passif périphrastique, à côté des autres formes verbales périphrastiques employées fréquemment en latin classique, se rencontre relativement souvent, et désigne non pas un état, mais une action: *conuenti fueritis* (G. E. p. 6.), *factum fuerit* (G. S. p. 13.), *fuerit mecata* (G. S. p. 18.), *fornicatus fuerit* (G. S. p. 16.), *fuerit macatus* (G. S. p. 17.), *fuerit lapsus* (G. S. p. 18.), *inbenta fuerit* (G. S. p. 11.).

En espagnol moderne, ce sont d'ailleurs l'auxiliaire *fui*, *fuiste*, *fue*, *fuimus*, *fuisteis*, *fueron* dérivé du "praesens perfectum indicativi activi" du verbe latin *esse* et le "participio perfecto" qui composent à la voix passive régulière les formes du "prétérito indefinido pasivo": *yo fui castigado o castigada*, etc<sup>86</sup>.

**7.3.c.** Formation "incorrecte" du "praesens perfectum": le radical du perfectum dans la forme *compulaberit* (G. S. p. 18.) n'est pas régulier: au lieu du radical de perfectum *compu-* de verbe *compello*, *compellere*, *compuli*, *compulsus*, nous trouvons ici le radical *compulav-* formé sous l'effet analogique des verbes de la 1<sup>e</sup> conjugaison. Au point de vue de l'histoire linguistique, la flexion du "prétérito indefinido" espagnol se développe dans toutes les conjugaisons à partir de ce radical de perfectum.

**7.4.** *L'expression spécifique de la voix passive.* Le passif synthétique latin n'a pas de suite dans les langues néolatines et l'emploi du passif est aussi plus rare. Les passifs néo-latins continuaient formellement les "passivum perfectum" du latin s'ils se composaient du "participium perfectum" et d'une des formes conjuguées du verbe être.

Dans le latin médiéval très souvent, et selon la thèse de M. Alonso<sup>87</sup> dans le latin vulgaire ibérique aussi, on trouve en abondance les formes réfléchies succédant aux formes passives, ce qui est aussi le propre du texte latin des Gloses. Quelquefois l'emploi des formes réfléchies est injustifié, comme c'est

<sup>84</sup> Kieckers: op. cit., I., p. 286.

<sup>85</sup> Sur les tournures périphrastiques formées avec le "participium perfectum" cf. Kühner—Stegmann: op. cit., I., 164. *Laudatus sum* veut dire 'je suis loué', 'on me loue' et c'est *laudatus fui*, *fuera* qui signifie 'j'étais loué, j'ai été loué' en latin vulgaire et dans les langues romanes. Cf. Stolz—Schmalz—Leumann—Hofman—Szantyr: op. cit.

<sup>86</sup> Alonso del Rio: op. cit., p. 89.

<sup>87</sup> M. Alonso: op. cit., p. 21.

assez fréquent dans les autres textes médiévaux non hispaniques, parfois dans le cas de ces mêmes verbes:

*periuraberit se* (G. S. p. 12.) (*se* est superflu; au lieu de l'actif)

*se promiserit* (G. S. p. 18.) (*se* est superflu; au lieu de l'actif)

*se inebriaberit* (G. S. p. 11.) (*se* est superflu; au lieu de l'actif)

*se ordinauerit* (G. S. p. 20.) (au lieu du passif)

*inebriari se solent* (G. E. p. 6.) (l'emploi de *se* avec une forme verbale passive est contradictoire en raison des normes "classiques").

Rien ne peut mieux justifier la valeur de passif indubitable de la forme réfléchie dans certains cas, que le fait qu'on trouve une fois la forme réfléchie précédée d'un "ablativus auctoris" habituel avec les passifs et exprimant le sujet logique: *a presbitero se ordinauerit* (G. S. p. 20.).

Le verbe *abstinere* peut être transitif et intransitif, de sorte que la forme réfléchie employée plus fréquemment est également correcte à côté de *abstineant* (G. S. p. 12.): *se abstineant* (G. S. p. 12., 13.), *se abstinere debet* (G. S. p. 22.) Il est vraisemblable que le verbe *continere*, exclusivement transitif par son sens, figure dans les textes par analogie avec *abstinere* sous des formes intransitives (*contineant* G. S. p. 12.), et transitives (*se contineant* G. S. p. 17.).

La voix passive exprimée par la forme réfléchie est un élément important du latin vulgaire ibéro-roman — et du texte des Gloses — car, comme le rappelle J. Alonso del Rio<sup>88</sup>, l'espagnol remplace souvent la voix passive par le pronom *se* au lieu de l'auxiliaire *ser* lorsque le sujet passif est une chose (*la noticia fue publicada* — *se publicó la noticia*).

**7.5. "Accusativus cum infinitivo". Participes dans les Gloses.** La disparition des constructions à participe classiques est la conséquence normale de la décomposition du système de déclinaison et de la disparition des différents adjectifs verbaux. L'emploi de l'"accusativus cum infinitivo" servant à exprimer la subordonnée sujet et objet déclatatives se retire aussi à l'arrière-plan. Dans les phrases ... *dicit* ... *non fuisse dominum* (G. S. p. 20.), ... *dicit diabolum non fuisse* (G. S. p. 21.) du texte, on peut observer les restes intéressants de l'"accusativus cum infinitivo": après le verbe principal, l'accusatif de la construction s'est maintenu, mais l'infinitif est remplacé par un "verbum finitum" dans une action (Perf. praeteritum (coni.)) qui correspond à l'action du "verbum infinitum" qui convient ici normalement ("infinitivus perfectus") et ainsi il est en apparence un infinitif à désinence personnelle. Bien entendu, ces verbes employés incorrectement n'ont pas de sujet, car le sujet logique est à l'accusatif. Les "accusativus cum infinitivo" en nombre réduit correctement composés dans le texte, sont menacés par

<sup>88</sup> Alonso del Rio: op. cit., p. 204.

la tendance, qui consiste à délier l'“*accusativus cum infinitivo*” à l'aide d'une subordonnée introduite par la conjonction *quod, quia, quoniam*<sup>89</sup>. De cette manière, les subordonnées complétives de sujet et d'objet déclaratives suivantes remplacent l'“*accusativus cum infinitivo*”: *nemo dicat . . . quia non curat, ayt quia est, nescitis quia est* (G. E. p. 8), *non nobis sufficit quod accepimus* (G. E. p. 5.) Autre moyen de décomposition de l'“*accusativus cum infinitivo*” après un verbe impersonnel: *decet nobis audire justitiam* (G. E. p. 7.) (au lieu de *decet nos audire justitiam*).

Pour les infinitifs, en dehors de l'“*infinitivus imperfectus activi*”, nous trouvons encore l'“*imperfectus passivi*” et le “*perfectus passivi*”.

Parmi les participes, le “*participium imperfectum*” se rencontre très rarement, le “*participium perfectum*” est attesté souvent, le “*participium instans activi*” et “*passivi*” ne s'emploient qu'en tant qu'élément nominal des formes verbales composées.

Il n'y a pas du tout de supin dans les Gloses, tout, comme il n'a pas de suite en espagnol.

L'emploi du “*gerundium*” est très fréquent, p. ex.: *elemosinas tribuendo* (G. S. p. 17.)

### 7.6. L'expression de l'action factitive

Parfois, il est évident par le sens de la phrase que ce n'est pas le sujet lui-même qui accomplit l'action. (Je bâtis une maison). En dehors de cela, l'action factitive peut être exprimée en latin, qui ne dispose pas de causatif synthétique, à l'aide de différentes périphrases: — *iubeo* + acc. c. inf., — *curo* + “*gerundivum*”<sup>90</sup>. Dans les langues néo-latines, c'est la tournure correspondant à *facere* + inf. qui exprime l'action factitive. La langue littéraire espagnole recourt au tour *mandar* ('commander, ordonner' + infinitif pour former la voix factitive, ce qui correspond au point de vue sémantique au tour à *iubeo* du latin, mais l'expression de langue courante *hacer* + infinitif est plus fréquente.

En ce qui concerne l'expression de la voix factitive, l'une des phrases des G. E. révèle par rapport au latin, une particularité anticipant sur la formation de la nouvelle langue: . . . *et tertius ueniens . . . (s.c. respondent:) jnpugnaui quemdam monacum et uix feci eum fornicari* (G. E. p. 4.). Dans cette phrase c'est déjà la tournure *facere* + infinitif (acc. c. inf.) qui exprime l'action au lieu des périphrases répandues en latin. (Cf. plus tard, *facere* > *hacer*, dans d'autres langues néo-latines *faire* (fr.), *fare* (it.) + infinitif servent à exprimer le factitif.

Le caractère néo-latin de la tournure *feci eum fornicari* est appuyé par les faits que d'une part *facere* avec “*accusativus cum infinitivo*” n'est attesté que rarement en latin, d'autre part que pour exprimer le factitif, le verbe

<sup>89</sup> Cf. M. Alonso: op. cit., p. 22.

<sup>90</sup> Cf. Kühner—Stegmann: op. cit., I., p. 716, 731, 765, passim



*facere* régit d'habitude le "participium perfectum", ce qui est également une construction assez rare.

7.7. *Construction impersonnelle — sujet dit général.* En latin classique, pour exprimer le sujet dit général, on peut employer — auprès des possibilités habituelles de la voix active — d'une part la voix passive personnelle des verbes transitifs: *propter virtutem laudaris*, d'autre part la voix passive impersonnelle des verbes intransitifs: *sic itur ad astra*. Mais il est inconcevable d'employer le passif impersonnel d'un verbe transitif avec objet. Par contre, dans le latin tardif — surtout ecclésiastique — on rencontre de telles constructions, qui, dans le cas du texte latin des Gloses d'Espagne, s'accordent particulièrement avec l'un des phénomènes spéciaux de l'évolution ultérieure de l'espagnol.

Le sujet dit général peut s'exprimer en espagnol, en dehors des possibilités d'expression identiques au hongrois, par le passif personnel formé avec le pronom réfléchi *se*: *se descubrió el robo*<sup>91</sup>. Toutefois, dans le cas où l'objet n'est pas une chose, mais une personne: *descubrieron a los ladrones* ('on a démasqué les voleurs'), ce syntagme personnel a un autre sens: *se descubrieron los ladrones* 'les voleurs ont été démasqués' mais: 'les voleurs se sont démasqués'. C'est pour cela que pour exprimer exactement le contenu, il s'est formé un sujet dit général transitif impersonnel: *se descubrió a los ladrones*<sup>92</sup>.

Dans le texte latin des deux Gloses, il y a des syntagmes qui s'accordent structurellement avec l'expression du sujet dit général transitif impersonnel en espagnol: ... *effunditur sanguinem justorum*, ... *abitationes antiquas desolabuntur* (G. S. p. 4.) ... *dandum esse communionem*<sup>93</sup> (G. S. p. 14.), *dandum est ei communionem* (G. S. p. 18.), *est conueniendus dari ei communionem* (G. S. p. 18), ... *multiplicabitur beneficia* (G. E. p. 4.). Dans le cas du dernier syntagme, il est possible en principe que le substantif originalement au pluriel neutre figure ici comme féminin singulier; mais ce n'est pas vraisemblable d'une part, parce que ce phénomène n'est pas caractéristique des Gloses, d'autre part parce que dans les autres exemples il ne peut en être question. Ces constructions ne pourraient être "correctes" qu'avec des verbes déponents transitifs, mais ni *multiplicare*, ni *effundere*, ni *desolare*, ni *dare* ne sont des verbes déponents.

### 8. *Le vocabulaire des Gloses.*

Dans la dérivation et aussi dans l'emploi des mots, on peut observer une forte influence de l'ancien espagnol et du latin tardif affectant le vocabu-

<sup>91</sup> Sur cet exemple et sur l'idée relative au sujet dit général exprimé par le verbe transitif impersonnel cf. Alonso del Rio: op. cit., p. 227.

<sup>92</sup> La formation de cela serait nécessaire seulement dans le cas où la langue ne connaissait pas d'autres possibilités pour exprimer le sujet dit général.

<sup>93</sup> La construction n'a pas de "verbum regens"!

laire latin des Gloses. D'autre part, les textes, en raison de leur contenu ecclésiastique, embrassent la terminologie de base d'origine grecque de la latinité ecclésiastique aussi.

Un changement dans l'emploi du mot caractéristique du latin vulgaire se fait valoir par exemple, lorsque *manducare* (G. S. p. 22. quatre fois) est plus fréquent que *edere* (G. S. p. 12., 12.) usité en latin classique, ainsi que *comedere* (G. S. p. 22. cinq fois) qui aboutit à *comer* en espagnol. L'emploi plus fréquent de *occidere* (G. E. p. 4., G. S. p. 13., 14., 20.) au lieu de *interficere* (G. S. p. 14., 15.) reflète également l'influence du latin vulgaire. Au lieu de *res* disparu de l'usage en espagnol, le mot *causa* (G. E. p. 5., 6.), au lieu de *parvus* le mot *minutus* (G. S. p. 16.) (>*menudo*), et au lieu de *aeger* sorti de l'usage le mot *infirmus* (>*enfermo*) (G. S. p. 12., 20.) sont plus fréquents. Dans les textes chrétiens, l'usage de *dominicus dies* (G. S. p. 20.) (>*domingo*) succédant à *solis dies* est aussi naturel.

Pourtant la majorité du vocabulaire des Gloses est identique avec le vocabulaire de base du latin classique. En outre cela, on emploie en général plus fréquemment des mots et des tournures qui étaient certes connus en latin classique, mais qui caractérisent plutôt la langue parlée archaïque (Plaute, Térence), le latin tardif et qui survivent pour la plupart: *antenata* (>*andado, alnado*) (G. S. p. 19.), *balneare* (>*bañar*) (G. S. p. 20.), *alimen* (G. S. p. 21.), *linteramen* (G. S. p. 11.) *germana* (>*hermana*) (G. S. p. 11.), *cursilis* (G. E. p. 4.), *fornicari* (>*fornicar*) (G. E. p. 3.), *elongare* (G. E. p. 4.), *inquinamento* (>*enconamiento*) (G. S. p. 17.), *altarium* (>*altar*) (G. S. p. 14.), *adjutorio* (>*ayuda*) (G. E. p. 6.) *ballare* (>*ballar*) (G. S. p. 20.).

En latin vulgaire, l'emploi des formes fréquentatives dans la formation des verbes est plus répandu que précédemment. C'est le cas de *salire* (>*saltare*) (G. S. p. 21.) attesté plus tôt. La forme *euomitauerit* (G. S. p. 11.) n'est pas employée non plus<sup>94</sup> en latin classique, et le fait que ce n'est pas absolu dans les Gloses non plus, est prouvé par la forme non fréquentative *euomerit* (G. S. p. 11.) dérivée de *evomere*. On ne retrouve que dans le latin tardif *vetustare* ou *vetustari*<sup>95</sup> (*vetustatum* G. S. p. 11.) comme forme verbale.

On sait que la latinité populaire aimait beaucoup dans la dérivation nominale la formation et les formes à diminutif<sup>96</sup>. Le texte des Gloses en garde des exemples *gladiolum* (G. E. p. 5.) (accusatif, au lieu de *gladium*), *corpuscula* (G. S. p. 20.) (au lieu de *corpus*). *Gladiolum* se trouve ailleurs dans les G. S., sans suffixe diminutif. Ce mot s'est maintenu du reste en espagnol, tant sous

<sup>94</sup> K. E. Georges—H. Georges: Ausführliches lateinisch—deutsches Handwörterbuch. Hannover—Leipzig 1913<sup>8</sup>.

<sup>95</sup> Cf. *ibid.*

<sup>96</sup> Cf. L. Tamás : *op. cit.*, p. 47.

sa forme à diminutif que sous celle sans diminutif, mais non au sens de 'épée': *gladio*, *gladiolo* 'glaïeul'.

9. En dehors de exemples provenant des inscriptions en latin vulgaire et analysés d'une façon détaillée, et de ceux de l'ancien espagnol littéraire (phénomènes analogues) ce sont évidemment les gloses d'ancien espagnol trouvées dans le texte latin qui présentent l'image la plus fidèle de l'état de l'usage espagnol de l'aire linguistique en question. Cependant, comme nous venons de le voir, l'usage linguistique du passage en latin des Gloses reflète des phénomènes caractéristiques de l'espagnol, c'est-à-dire des phénomènes de latin vulgaire constituant une transition vers l'espagnol. De tels phénomènes se présentent dans le système des voyelles accentuées et inaccentuées et des consonnes simples, ainsi que dans celui de leurs rapports, dans les flottements orthographiques dans la morphologie des noms et des verbes et aussi dans leurs rapports dans la phrase.



## УКРАЇНСЬКІ НАЗВИ ДЛЯ ДЖЕРЕЛА

(Спостереження над українськими народними назвами гідрорельєфу)<sup>1</sup>

Й. О. ДЗЕНДЗЕЛІВСЬКИЙ

(Ужгород)

В українській мові засвідчено досить велику кількість назв для джерела, причому значна частина з них припадає на окремі різновиди описуваного поняття.

У пропонованій статті для зручності аналіз зібраного матеріалу членується на розділи, кожен з яких відповідає певному питанню анкети, за якою проводилися записи. Але оскільки назви для різновидів мінеральних джерел у переважній більшості випадків одночасно відповідно виступають й назвами для мінеральної води, що з них витікає, то опис матеріалів таких двох питань подається разом в одному розділі, хоч фіксація вживання тих і інших назв наводиться в окремих підрозділах, кожен з яких відповідає окремим питанням анкети.

1. Для джерела взагалі, струменя підземної води, що витікає на поверхню землі чи в колодязь, криницю, річку, копанку і т. ін., отвору, яким виходить цей струмінь на поверхню, в говорах української мови засвідчено значну кількість назв та їх варіантів: *дже<sup>u</sup>ре<sup>u</sup>ло* (Вн, Жт, Пл, Рв, См, Чрк, ряд сіл на Ів-Фр, Лв, Тр, Хм, Хрк, Чрг та ін.),<sup>2</sup> *дже<sup>u</sup>ре<sup>u</sup>ло* (Теліженці, Тетіїв Кв; Решитилівка Пл; Цюрупинськ Хрс),<sup>3</sup> *же<sup>u</sup>ре<sup>u</sup>ло* (Вл, Тр, Чрг, ряд сіл на Дн, Жт, Зк, Лв, Пл, См),<sup>4</sup> *же<sup>u</sup>ре<sup>u</sup>ло* (Корчин Лв; Житнє См), *жерело* (Климець

<sup>1</sup> Для написання статті, крім опублікованих джерел, використано матеріали, зібрані за спеціальною анкетною десь із 270 сіл різних районів української етнографічної території. З цієї серії див. авторів праці: Українські назви для 'острова на річці'. *Studia Slavica*, т. XII, Будапешт, 1966, стор. 103–113; Українські назви для 'витоку, початку, вершини річки'. — *Slavica*, т. VII, Дебрецен, 1968, стор. 61–68; Українські назви 'притоки річки'. — *Slavia Orientalis*, XVII, Варшава, 1968, стор. 297–303; Українські назви для 'гирла, устя річки'. — *Onomastica*, XV, Краків, 1970, стор. 125–142.

<sup>2</sup> Див. також Біл-Нос 114; Закрев 310; Желех 179; Піскунов 65; Тимченко I, 159–168; II, 142; Уманець I, 316; II, 20; Грінч I, 375; Тутк 106; ПРУС 39, 95; ПУРС 58; РУС II; 212, 274; Сабалдир 148; Ізюмов УРС, 195; Ізюмов РУС 268, 284, 682; Ніковський 191; Йогансен 101, 195; Онацький 318; УРС I, 398 та ін.

<sup>3</sup> Див. також Тимченко I, 159, 168; II, 142; ПУРС 58; ПУРС 41, 95; Сабалдир 141; Йогансен 101.

<sup>4</sup> Див. також Біл-Нос 137; Закрев 310, 324; Желех 220; Піскунов 75; Тимченко I, 168; Грінч I, 480; Рудн НГТ 98; Кміцикевич 402; Тутк III; РУС II, 274; Ізюмов УРС 239; Онацький 414; ДЛАЗ 121.

Лв),<sup>5</sup> *джурелó* (Кошівка Кв), *дже<sup>и</sup>рлó* (Ст. Кошари Вл; Корець Рв),<sup>6</sup> *же<sup>и</sup>рлó* (Дольськ, Ситовичі Вл; Ушомир Жт; Дубровиця, Пісків Рв; Товстолуг Тр);<sup>7</sup> *крини́ц'а* (Чрг, ряд сіл Вл, Пл),<sup>8</sup> *крин'и́ца* (Хлупляни Жт), *ки<sup>и</sup>рні́ц'а*, *ке<sup>и</sup>рні́ц'а* (Зк, Лв, Чрв),<sup>9</sup> *ки<sup>и</sup>рні́чка*, *ке<sup>и</sup>рні́чка* (Вн, Зк, Ів-Фр, Лв, Хм, Чрв, ряд сіл Хрс), *кырні́чка* (Зк), *крини́чка* (ряд сіл на Жт, Кв, Хрк, Хрс, Чрг та ін.), *крини́чка* (Мар'янівка Жт), *но́ра* (Зк, Ів-Фр, Лв, Чрв),<sup>10</sup> *студні́к* (Стащин Пряш),<sup>11</sup> *стунні́к* (Дубриничі, Мирча та ін. Зк), *студн'а* (Гачава Пряш),<sup>12</sup> *стул'н'а* (Гнила Лв), *родні́к* (Самійлівка, Терсанка Зп; Берислав, Первомайвці Хрс),<sup>13</sup> *кл'уч* (Погребки та ін. См),<sup>14</sup> *ві́тік* (Топільниця, Тухолька Лв),<sup>15</sup> *вѣтук* (Іза Зк), *жі́ла* (Улич Пряш),<sup>16</sup> *жы́ла* (Руське Пряш).<sup>17</sup> Поодинокі назви та варіанти: *dziрилó* (Смідин Вл), *дз'урулó* (Доротище Вл), *джири́л'це* (Карасин Вл), *джурелó* (Кошівка Кв), *джуравлó* (Осіївка Вн), *жсрѣло* (Кам'юнка Пряш), *крини́ца* (Чапаєвка Кв), *крини́чник* (Новомиколаївка Дн), *живѣц*, р. в. *живи́ца* (Надинівка Чрг), *живѣц*, р. в. *жи́ви́ца* (Хороби́чі Чрг), *животóчина* (Буда-Воровичі Кв), *стунні́ш'ка* (Ворочеве Зк) *водогра́й* (Шаповалівка См), *фóрашка* (Добросілля Зк),<sup>18</sup> *фoра́шка* (ДЛАЗ 121). У багатьох селах для описуваного поняття завідчено по дві і більше паралельно вживаних назв та варіантів: *дже<sup>и</sup>ре<sup>и</sup>лó*, *же<sup>и</sup>ре<sup>и</sup>лó* (Мутин См), *дже<sup>и</sup>ре<sup>и</sup>лó*, *крини́ц'а* (Зелені Кошари Мк), *дже<sup>и</sup>ре́ло*, *крини́чка* (Бугрин Рв; Кочкарівка Хрс), *дже<sup>и</sup>ре<sup>и</sup>лó*, *же<sup>и</sup>ре<sup>и</sup>лó*, *крини́ц'а*, *родні́к* (Угроїди См), *дже<sup>и</sup>ре<sup>и</sup>лó*, *но́ра* (Пшонень Лв), *дже<sup>и</sup>ре<sup>и</sup>лó*, *крини́чка* (Лип'ятин Вн), *дже́ре<sup>и</sup>ло*,<sup>19</sup> *но́ра* (Підгородці Лв), *же<sup>и</sup>ре<sup>и</sup>лó*, *крини́ц'а* (Хмелівка, Шаповалівка См), *же<sup>и</sup>ре́ло*, *но́ра* (Абранка Зк), *же<sup>и</sup>ре́ло*, *кирні́чка* (Коржовець Хм), *дже<sup>и</sup>ре<sup>и</sup>лó*, *родні́к* (Осикове Днц), *дже<sup>и</sup>ре<sup>и</sup>лó*, *родни́чок* (Ковалівка Пл), *дже<sup>и</sup>ре<sup>и</sup>лó*, *кл'уч* (Буша Вн), *дже<sup>и</sup>ре<sup>и</sup>лó*, *же<sup>и</sup>ре<sup>и</sup>лó*, *крини́ц'а*, *родні́к* (Рясне См), *же<sup>и</sup>ре<sup>и</sup>лó*, *ки<sup>и</sup>рні́чка*, *но́ра* (Біличі Лв, Горішні Шилівці Чрв), *же<sup>и</sup>ре<sup>и</sup>лó*, *же́рло*,<sup>20</sup> *крини́ца* (Березне Рв), *же<sup>и</sup>ре<sup>и</sup>лó*, *крини́ц'а*, *кл'уч* (Вороніж См), *жсрелó*, *крин'и́ца* (Гладковичі

<sup>5</sup> Див. також Левченко 54, 58; Уманець I, 316; II, 20.

<sup>6</sup> Див. також Грінч I, 375; Онацький 318.

<sup>7</sup> Див. також Желех 220; Грінч I, 380; Онацький 411.

<sup>8</sup> Див. також Закрев 375; Піскунов 54, 58; Тимченко, I, 159; II, 142; Уманець I, 316; II, 20; Грінч II, 306; Кміцкевич 402; РУС II, 212; Йогансен 106; Онацький 724; УРС II, 399.

<sup>9</sup> Див. також Закрев 361, 375; Левченко 58; Уманець I, 316, II, 20; Грінч II, 239; Онацький 663; УРС II, 399.

<sup>10</sup> Див. також Желех 532; Кміцкевич 402; Rudn NGB 26; Hrabec 43; УРС II, 761; ДЛАЗ 121; Марусенко 238.

<sup>11</sup> Див. також Верхр Лм 471; Ніковський 760; Stieber AŁ 230; Југ 66.

<sup>12</sup> Див. також РУС II, 274; Југ 66.

<sup>13</sup> Див. також Рудн НГТ 98; Желех 810; Марусенко 248.

<sup>14</sup> Див. також Кміцкевич 402.

<sup>15</sup> Див. також Рудн НГТ 45; Југ 67.

<sup>16</sup> Див. також Піскунов 76; Уманець I, 316; II, 20; ПРУС 39; Ізюмов УРС 240; РУС II, 274; ДЛАЗ 121.

<sup>17</sup> Див. також ДЛАЗ 121.

<sup>18</sup> Див. також ДЛАЗ 121.

<sup>19</sup> Див. також Левченко 54, 58, 141; Уманець I, 316; II, 20; ПУРС 58; ПРУС 41; Йогансен 101, 106.

<sup>20</sup> Див. також Онишкевич.

Жт), *жесре́ло*, *кырнічка*, *нора́*, *вѣток* (Широкий Луг Зк), *жѣла*,<sup>21</sup> *жѣрело* (Старина Пряш), *жорало́*, *жсура́дло*, *кырнічка* (Стара Сіль Лв), *жѣрло*, *нора́* (Погар Лв), *джѣру́дло*, *кырні́ц'а* (Воля Лв), *жсу́рїдлоу*, *студѣнка* (Радохинці Лв), *кырні́ц'а*, *нора́* (Кальник Зк; В. Висоцьке, Н. Висоцьке, Головецьке, Либохора та ін. Лв), *нора́*, *вода́* (Ясіння Зк), *жѣла*,<sup>22</sup> *жѣрдо́* (Чертїжне Пряш), *студні́чка*,<sup>23</sup> *жера́дло* (Олька Пряш), *джерло́*, *ки́рнічка*, *нора́* (Перегінське Ів-Фр), *жѣрло*,<sup>24</sup> *з'ру́дло*,<sup>25</sup> *жсрѣ́дло* (Вербівка Лв), *кырні́ц'а*, *кѣ́рнічка* (Рипинне Зк), *крині́чка*, *рнѣ́чка*, зменш. *рнѣ́чечка* (Буртин, Кадомка, Краснопілка Кв), *крині́ця*, *жсїва́ крині́ця*, *жсївѣ́ місце* (Кресне Жт), *кырні́ц'а*, *нора́* (Вонігове, Керецьки та ін. Зк), *ке́рнічка*, *ки́рнічка*, *нора́* (Завидове, Лазіщина, Розтоки Зк; Лосинець; Василів, Добринівці Чрв), *кырні́чка*, *нора́* (Довге Зк), *кірні́чечка*, *нора́* (Горбівці Чрв), *кырні́ц'а*, *сту́л'н'а* (Бітля Лв), *кырні́ц'а* *кырні́чка*, *нора́* (Бедевя, Руська Мокра Зк), *кырні́чка*, *нора́*, *но́р'анка* (Радич Лв), *кырні́чка*, *нора́*, *вѣт'ік*, *водоплі́в* (Боберки Лв), *жѣла*, *жа́рло* (Руське Пряш), *нора́*, *ві́норок* (Берегомет Чрв), *водоплі́в*,<sup>26</sup> *нора́* (Лімна Лв), *кл'уч*, *родні́к* (Сваркове См), *ві́плив*,<sup>27</sup> *ві́норок* (В. Писарівка См).

У літературі, крім того, відзначено: *бу́л'кот* (ДЛАЗ 121; Марусенко 219), *бу́л'кіт*, *бу́л'кет* (ДЛАЗ 121), *виток* (Рудн НГТ 45), *виринок* (Jur 67), *голови́ця* (Шух 1, 221), *голови́ця* (Желех 149; Шух V, 283; Нгабес 38), *гу́ркало*,<sup>28</sup> *джу́ркало*,<sup>29</sup> зм. *джурал'це́* (Jur 65), *дзюр* (Грінч I, 380), *жсївѣ́ць* (Тимченко I, 168; Уманець I, 316; II, 20; Грінч I, 481; ПУРС 69; ПУРС 39; Сабалдир 148; РУС II, 212; Jur 67), *жсрї́дло* (Кміт 71; Stieber AŁ 231), *жсрї́дво*, з *рї́дло*, *жсрї́дло*, *жсрї́дво*, *жсру́дло*, *зру́дло*, *жсру́дво*, *жсра́дло*, *жсере́ло*, *жсере́во*, *жсиреблѣ́*, *жс'і́рї́дло* (Stieber AŁ 231), *зро́дло* (Явор 344), *за́в'язок* (Тимченко I, 169; Іван-Шумл I, 142), *жсїла́* (Іван-Шумл I, 142), *жѣ́ла* (ДЛАЗ 121), *жсурскало* (Онишкевич), ст. укр. (XV ст.) *истокъ*,<sup>30</sup> *крени́ця* (Чрг),<sup>31</sup> *крени́ця* (Кв),<sup>32</sup> *крини́ця* (Жт,<sup>33</sup> Чрг<sup>34</sup>), *курни́ця*,<sup>35</sup> *криничѣ́вина* (Закрев 375; Іван-Шумл I,

<sup>21</sup> Див. також ДЛАЗ 121.

<sup>22</sup> Див. також ДЛАЗ 121.

<sup>23</sup> Див. також Грінч IV, 221.

<sup>24</sup> Див. також Онишкевич.

<sup>25</sup> Див. також Stieber AŁ 231.

<sup>26</sup> Див. також Рудн НГТ 110.

<sup>27</sup> Див. також Рудн НГТ 45.

<sup>28</sup> Ф. Т. Жилко, Нариси з діалектології української мови, Київ, 1955, стор. 302.

<sup>29</sup> Й. Гоцький, Бойковский словарь. — Временник Ставропигийского института, Львів, 1896, стор. 303.

<sup>30</sup> В. Розов, Українські грамоти, Київ, 1928, стор. 100.

<sup>31</sup> О. Курило, Матеріали до української діалектології та фольклористики, Київ, 1928, стор. 117.

<sup>32</sup> Там же, стор. 97; див. також Закрев 374.

<sup>33</sup> А. С. Лысенко, Словарь диалектной лексики Северной Житомирщины. — Славянская лексикография и лексикология, Москва, 1966, 30.

<sup>34</sup> О. Курило, Цитована праця, 117.

<sup>35</sup> П. С. Лисенко, Словник діалектної лексики Середнього і Східного Полісся, Київ, 1961, стор. 38.

152), *керниця* (Stieber AŁ, z. V, s. 6), *колодязь* (Тутк 125), *макортник* (Кіровоградська область) (Марусенко 236), *н'урá* (ДЛАЗ 121), *почáток* (Тимченко I, 159; Іван-Шумл I, 142), *пáмиєн* (ДЛАЗ 121), *студеніця* (Грінч IV, 221; Онацький 1539; Југ 66), *студніця* (Грінч IV, 221; РУС II, 274; Југ 66), *студенина* (Онишкевич), *студенька* (Верхр Лм 471; Stieber AŁ 230), *студе́нка*, *студі́нка*, *студні́к*, *студе́йка* (Stieber AŁ 230), *студі́ця*, *студі́чка*, *студі́ченька* (Онацький 1539), *студні́ченька* (Грінч IV, 221; РУС II, 274), *чур'ів*, р. в. *чуро́ва* (Нґабес 34), *безо́дніца* 'підземне джерело',<sup>36</sup> *ве́риад'* 'початок (джерело) струмка' (Нґабес 51), *бул'бук* 'джерело, де при витіканні вода трохи піднімається угору вигляді шапочки' (Ясіння Зк), *вілив*, *жеч'релó*, *норóв* ж. р., *уті́к*, р. в. *утóку* 'велике джерело прісної води, якої витікає така кількість, що зразу утворюється струмок' (Ясіння Зк (Грицак), *голо́виця* 'гірське джерело' (Жт) (Марусенко 223), *голо́вни́ця* 'діра в камені, звідки б'є вода' (Верхр Зн, II; Нґабес 38), *голо́вни́ця* 'Quellöffnung' (Рудн НГТ 99; Тутк 103), *голо́ви́ця* 'джерело, біля широко вимитий ґрунт' (Ясіння Зк) (Грицак), *живе́ місце*, *живот'ок* 'місце, де вода б'є з-під землі, джерело',<sup>37</sup> *жива́ крини́ця* 'обладнане джерело, з якого беруть воду для пиття',<sup>38</sup> *джурка́ло*, зм. *джуркальце* 'джерело, що випливає з середини землі' (Кміт 59), *живе́ць* 'джерело, що б'є з під землі',<sup>39</sup> *з'ру́дло* 'джерело в скелі' (Лв) (Марусенко 230), *зв'ур* 'гірське джерело, потічок; місце, яким він протікає',<sup>40</sup> *і́звор* 'джерело, з якого надходить вода у водоймище',<sup>41</sup> *кирні́чка* 'джерело в лісі', *ке́рні́ця* 'джерело під горою' (Онишкевич), *кирні́ця* *ки́єрні́ця*, *ки́єрні́ця*, *ки́єрні́ця*, *ки́єрні́ця*, *ки́єрні́ця* 'обладнане джерело, криниця', *но́р'анка*, *йáма*, *йáмка*, *ка́дуб* ід. (ДЛАЗ 3), *ко́би́ця* 'малый незначительный источник' (Пл) (Закрев 365), *ко́панка* 'розкопане джерело' (Уманець I, 316; II, 20; РУС II 274; Іван-Шумл I, 142 та ін.), *плав'ун* 'джерело у колодязі, що несе з водою пісок чи глину', *пого́же джерелó*, *пого́жа крини́ця* 'холодне джерело' (РУС II 274),<sup>42</sup> *рин'овка* 'гірське джерело' (Жг) (Грінч IV, 17; Ніковський 669; Онацький 1398), *рині́вка* ід. (Тутк 13), *рну́чка* 'в скелі заглибина, з якої тече вода' (Кв) (Марусенко 247), *студні́к* 'криниця в полі' (Верхр Лм 471), *студні́к*, *стунні́к*, *студні́чка*, *стунні́чка*, *стуйні́к*, *студе́нка* 'обладнане джерело, криниця' (ДЛАЗ 3), *студе́йка* 'źródło (jamka) wybrane ręką' (Małeckі-Nitsch

<sup>36</sup> А. С. Лысенко, Словарь диалектной лексики Северной Житомирщины, 10.

<sup>37</sup> Там же, 21.

<sup>38</sup> Там же.

<sup>39</sup> Л. С. Паламарчук, Словник специфічної лексики говірки с. Мусявки (Вчорайшенського району Житомирської області). — Лексикографічний бюлетень, в. VI, Київ 1958, 25.

<sup>40</sup> В. В. Німчук, Питання про зв'язки закарпатських українських говорів з південнослов'янськими мовами. — Тези доповідей V міжвузівської республіканської славістичної конференції. Ужгород 1962, 92—93.

<sup>41</sup> А. А. Москаленко, Словник діалектизмів українських говірок Одеської області. Одеса, 1958, 37.

<sup>42</sup> Див. також Л. С. Паламарчук, Цитована праця, 30.



333), *чуркало* 'джерело, що висодить з скелі' (Шух I, 111), *чуркало* 'углубление в скале, из которого течет вода' (Ів-Фр) (Марусенко 253).<sup>43</sup>

Засвідчені назви етимологічно класифікуються:

- а) *безодніца*;
- б) *булькот*, *бул'кіт*, *бул'кет*, *бул'бук*;
- в) *вєршад'*;
- г) *віті́к*, *віт'і́к*, *ві́ток*, *вы́ток*, *уті́к*, *истокъ*;
- д) *водá*, *водогра́й*;
- е) *голо́виця*, *голови́ця*, *голови́ц'иє*, *голо́вця*, *головни́ця*, *голови́ця*;
- є) *гуркало*;
- ж) *дже<sup>ч</sup>ре<sup>л</sup>о*, *дже<sup>ч</sup>ре́ло*, *дже́ре<sup>ч</sup>ло*, *же<sup>ч</sup>ре<sup>л</sup>о*, *джерелó*, *же<sup>ч</sup>ре́ло*, *же́-рело*, *жерéло* *жерéво*, *джирі́л'це*, *же́рло*, *же<sup>ч</sup>рлó*, *джерлó*, *дже<sup>ч</sup>рлó*, *жа́рло*, *жре́дло*, *жрóдло*, *жрі́дло*, *жрі́дло*, *жрі́дво*, *жрі́дво*, *з'рідло*, *жру́дло*, *зру́дло*, *зрóдло*, *джóрудло*, *з'ру́дло*, *жру́дво*, *жра́дло*, *жоралó*, *dziри́ло*, *жури́дло*, *дз'уру́ло*, *джуравлó*, *жера́дло*, *жиреблó*, *сжура́дло*, *погóже джерелó*;
- з) *джуркало*, *джерка́ло*, *джеркало*, *жу́ркало*, *джерал'це́*, *джеркальце*;
- и) *дзюр*;
- і) *живе́ць*, *живе́ц*, *жіве́ц*, *животóчина*, *живот'óк*, *живе́ місце*;
- ї) *жи́ла*, *жы́ла*, *жила́*, *жы́ла*;
- й) *за́в'язок*;
- к) *ізо́р*, *звю́р*;
- л) *йáма*, *йáмка*;
- м) *ка́дуб*;
- н) *кл'уч*;
- о) *коби́ця*;
- п) *коло́дязь*;
- р) *ко́панка*;
- с) *крини́ц'а*, *крин'і́ця*, *крині́ця*, *крін'і́ця*, *крини́ця*, *крени́ця*, *курниця*, *ки́рніц'а*, *ки́рніц'иє*, *ке́рніц'а*, *керні́ц'а*, *кырні́ц'а*, *карні́ц'а*, *крини́чка*, *кріні́чка*, *ки́рнічка*, *ке́рнічка*, *кырні́чка*, *ки́рнічка*, *кірні́чка*, *крини́чник*, *жива́ крини́ця*, *погóжа крини́ця*;
- т) *вілив*;
- у) *макортник*;
- ф) *нора́*, *но́р'анка*, *віно́рок*, *н'ура́*, *но́ров*;
- х) *ві́плив*, *водоплі́в*, *плаву́н*;
- ц) *пра́миєн*;

<sup>43</sup> Т. О. Марусенко подає *голови́ця* 'горная местность с холодными ручьями', посилаючись при цьому на Б. Грінченка та В. С. Лимаренка. Проте вказані автори з таким значенням *голови́ця* не фіксують. Б. Грінченко з посиланням на В. Шухевича *голови́ця* відзначає як 'родник' (I, 302); В. С. Лимаренко ж *голови́ця* відносить до числа поширених на Північній Буковині топографічних термінів, але семантики цього слова не визначає; див. В. С. Лимаренко, Топографічні назви Північної Буковини. — Питання топоніміки та ономастики, Київ 1962, 151.

- ч) *риньбѡвка, ринѣвка*;  
 ш) *рнѹчка, рнѹчеѹчка; вѣринок*;  
 щ) *роднѣик, роднѣик, роднѣчѡк*;  
 ю) *студнѣик, студѣник, студник, студѣник, стуйнѣик, стуннѣик, студн'а, стѹд'н'а, студѣнка, студенька, студѣнка, счтудѣнка, студѣйка, студенѣця, студенина, студнѣця, студнѣчка, студнѣч'ка, стуннѣч'ка, стуннѣш'ка, студѣця, студѣчка, студѣченька, студѣченька*;  
 я) *фѡрашка, фѡрашка*;  
 А) *чѹркало, чуркало, чур'ѣв*.

Найширше засвідчувана в українських говорах назва для описуваного поняття *джерѣло, жерѣло*, та ін., як відомо, етимологічно споріднена з *горло, жерти* (Фасмер II, 48; Machek 588 та ін.); слово це взагалі загальнослов'янське, прасл. \**žrdlo, \*žerdlo* 'горло, отвір, дірка, гирло устя'; пор. д. рус. *жерело, жерло* 'устье' (Срезн I, 862), 'горло, жерло' (Фармер II, 48); ст. укр. *жерело* 'устя, гирло' (Тимченко IC, 919,) укр. діал. *жерѣло, жѣрло, жирѣло* id.,<sup>44</sup> *жерѣло*, 'отвір льоху, ями' (Хоробичі Чрг), *жерѣло* id. (Студенок См); рос. *жерелѡ, жерѣло, жерлѡ* 'отверстие, пасть, горло, зев, кратер' (Даль I, 1331); рос. діал. (Псковщина) *жероглѡ* 'жерло, горло, узкий пролив: *жерогло ризца, глубина на жерогле*' (ризец 'вентер');<sup>45</sup> біл. *жаралѡ* 'жерло, кратер'; біл. діал. *жаралѡ, жарялѡ, жыралѡ, жырѡла, жырялѡ* 'ход у пограб' (Бялькевія 166, 170),<sup>46</sup> (Могилівщина) 'в середині покрівлі льоху збитий з чотирьох дощок невеликий отвір, через який насипають картоплю і який служить для вентиляції'; сербхр. *ждрѣло, ждрѣло* 'глотка, паща, ущелина, кратер, жерло, вузький прохід' (Толстой 114); *ждрѣјѣло, ждрѣјѣло* 'der Engpaß, fauces' (Караџић 162); словен. *žrelo* 'der Rachen, der Kanonenmund, das Ofenloch, das Feuerloch, das Flugloch am Bienenstock, das Loch im Mühlsteine, in welches das Getreide geschüttet wird, der Schlund, der Abgrund, der Felsenschlund, der Krater, der Wasserstrudel' (Pleteršnik II, 973; Kotnik 665; Хостник 347); болг. *жерело* 'тясно планинско, скалисто горло, през което тече река' (РСБКЕ I, 348); словац. *žriedlo* 'klenutý vchod (napr. do pivnice al. do jaskyne)' (SSJ V, 828), 'ústí žlabu, kde voda padá na kola' (Kálal 905).

На ґрунті цього первісного значення 'отвір, горло, устя та ін.' легко розвинулося значення 'джерело' (отвір, яким виходить із землі вода); пор. укр. *джерелѡ* та ін. 'джерело'; рос. діал. (південне, західне) *жерелѡ, жерѣло, жерлѡ* id. (Даль I, 1331); пол. *źródło* id.; кашуб. *žrodło* id.;<sup>47</sup> чes. *žřidlo* id.;

<sup>44</sup> Й. О. Дзендзелівський, Українські назви для гирла, устя річки. — *Onomastica* 15 (1970), 127, 138.

<sup>45</sup> А. А. Шахматов, Очерк древнейшего периода истории русского языка. — *Энциклопедия славянской филологии*. Петроград 1915, 11: 368; Маштаков МВС 22.

<sup>46</sup> Див. також Г. Юрченка, Диялектны слоўнік. Мінск 1966. 82.

<sup>47</sup> S. Ramult, Słownik języka pomorskiego czyli kaszubskiego. Kraków 1893, 274.

словац. *žriedlo* id.; н.-луж. *žrědło* id.; в. луж. *žórło* id.; полаб. *zârtlū* id. (Мукa II, 1158); болг. *жерело* 'място на извор, гдето водата извира буйно' (РСБКЕ I, 348). В українських пам'ятках ця семантична іновачія відзначається в XVI ст. (Тимченко, ІС 919). Взагалі ж це досить давнє явище, очевидно, ще праслов'янське<sup>48</sup> (діалектне). У зв'язку з цим доводиться відхилити припущення М. Юрковського, що укр. значення 'джерело' є полонізмом (Jur 66), хоч ряд фонетичних варіантів цього слова в українських говорах є безперечними полонізмами, зокрема *з'рúдло*, *зрúдло*, *зрóдло*, *жсрі́дло*, *жсрóдло*, *жсрédло* та ін.

Варіант *дз'уруло́*, очевидно, є контамінацією *джерело* і *дзюр* (диб. нижче); *жсурíдлоу* контамінацією *жсорало́* і *жсрі́дло* (у в першому складі та *оу* в останньому — результат укання); *дзс́ру́дло-джерелó*, *жсорало́* і *з'рúдло*; *жсера́дло* — *жсeрeло*, *жсорало́* і *жсрóдло* та ін.

У лемківських варіантах *жсрі́дло*, *жсрі́дво*, *жсрі́дло*, *жсрі́дво*, *жсрúдло*, *жсдрúдво* початкове *жс*, очевидно, можна пояснювати або як результат контамінації полонізмів *з'рíдло*, *зрúдло* з *жерело*, або як субституцію дорсально-палатального пол. *ž*; пор. поширені в цьому районі пол. діал. *žrudło*, *žrudźo*, *žrúdzo* (Małeckí-Nitsch 333).

На ґрунті окремих слов'янських груп семантика цього слова взагалі розвивалася в різних напрямках. Крім уже наведеного матеріалу, можна було б подати ще: укр. діал. *д́жерéло* 'кипящая ключом вода, кипень', 'кратер вулкана' (Грінч I, 375); 'виток, початок, вершина річки' (Дз ВР 62, 63); біл. діал. *жсурало́* 'ручаїна на вулиці пасля дажджу';<sup>49</sup> рос. діал. *жс́ерело* та ін. 'горлан, горлапай, крикун', (новгородське) (место под мостом для прохода барок, пролет, простор' (Даль I, 1331) та ін.

У зв'язку з сказаним, не переконливим видається твердження М. Юрковського про 'виразний поділ значень між трьома групами слов'янських мов' (Jur 67) описуваного слова.

*Крини́ця*, *кирни́ця* та ін., крім 'джерело', 'обладнане джерело', в українських говорах, зокрема подільських, ряді надністрянських, закарпатських та ін., відоме ще як 'колодязь'. Ізоглосу цієї назви продовжують біл. *крынiца* 'джерело'; рос. діал. (південне, західне, тверське) *крини́ца*, *крени́ца* 'ключ, родник, мелкая копань, колодец на водяной жиле, куда вставляется бочка чан' (Даль II, 498); пол. діал. (район Влодави) *krynica* 'джерело' (MAGP I, 41); пор. д. рус. *криница* 'джерело' (Срезн I, 1324), ст. пол. (від XV ст.) *krzynica*, *krzynnica* 'джерело', 'колодязь' (SW II, 585); полаб. *krénéíca* 'джерело';<sup>50</sup> пор. також словен. *krinca* 'tiefe Stelle im Wasser,

<sup>48</sup> Základní všeslovanská slovní zásoba. Brno 1964, 513.

<sup>49</sup> Ф. Янкоўскі, Дыялектны слоўнік. Мінск 1969, 71.

<sup>50</sup> P. Rost, Die Sprachreste der Draväno-Polaben im Hannöverschen. Leipzig 1907, 394.

der Tümpel; der Wasserwirbel; die Flusstiefe; das Kesselthal' (Pleteršnik I, 474).

Етимологічно споріднюють з д. рус. *криница* 'полумисок, миска'; рос. *криница* 'кринка, горшок' (Даль II, 498); сербохр. діал. *krinica* 'миска', *krnica* 'велика дерев'яна миска' та ін., словен. *krnica* 'der Pressboden, die Presskufe' (Pleteršnik I, 474); докладніше див. Sławski III, 79; Толстой СГТ 218—220. Зважаючи на це, прасл. \**krinica* первісно означало 'видовбана посудина, миска' чи 'видовбане місце, яма для збирання води', з якого згодом розвинулося значення 'обладнане джерело', а з цього в одних говорах — 'джерело', в інших — 'колодязь'.

Специфічне західноукраїнське *кирніця*, *ки<sup>е</sup>рніця*, *керніця*, *кырніця* виникло шляхом метатези з *криніця* та ін., очевидно, в результаті зближення останнього з словами з \**trbt* \**trbt*; *кривавий* — *киривавий*, *глитати* — *гылтати* та ін.<sup>51</sup>

Пол. *krynica*, ст. пол. *krzynica*, *krzynnica* фіксуються в пам'ятках із східних польських окраїн, у авторів з цих окраїн, зокрема у М. Рея, С. Ожеховського, С. Ф. Клоновіца та ін., звідти воно потрапило в літературну книжну мову. На підставі цього його кваліфікують як українізм.<sup>52</sup>

Від апелятива *криниця* та ін. засвідчено велику кількість топонімів: *Криниця*, *Криничани*, *Криничанка*, *Криничка* (тричі), *Кринички* (26 разів), *Криничка* (двічі), *Кринична*, *Балка*, *Криничне* (10 разів), *Криничний* (11 разів), *Криничувате* (4 рази), *Криничуватий*, *Криничуватка* (УРСР АП 770) та ін. див. Петров 171; Hrabec 244, 245; Stieber I, 27 та ін., прізвиська *Керницький*, *Криницький*,<sup>53</sup> біл. прізвиська *Крыніца*, *Крыніцын*, *Крыніцкі*<sup>54</sup> та ін.; пор. також пол. *Kiernicze* (притока Сяну) (Wisła 65), *Kiernica* (басейн Сяну) (Wisła 95), словен. *Krnica*, *Krničina*, *Krnišnica* та ін (Bezljaj 1: 310).

За наявними даними, назви з коренем *студ-* для описуваного поняття тепер локалізуються у лемківських, бойківських та західнозакарпатських говорах. У цих останніх говірках *студ'н'а*, *стун'н'а*, *стуйн'а* відомі як 'колодязь' (ДЛАЗ 136). Ізогласу назв з коренем *студ-* продовжують рос. діал. *студеніу* 'колодець, колодезь, кудук, криница, копань, копанка на холодній водянній жилі; ключ из земли, родник', (псковське, тверське) *студеніца* 'студенка, свіжая, холодная вода', *студёнка* 'холодная, ключевая вода' (Даль IV, 595—596); біл. *студня* 'колодязь' (БРС 894), діал. *студзін* id. (Бялькевіч 423); пол. *studnia* 'колодязь', *studnica*, *studniczka*, *studzionka*, *studzianka* 'źródło, krynica' (SW VI, 484) *stużonka*, *stużenka*, *stud'enka* 'джерело' (Małeck-Nitsch 333), *studzienka* id. (MAGP 41); словац. *studienka*, *studnička*, *studnica* id.,

<sup>51</sup> Див. Й. О. Дзєндзєлівський, Конспект лекцій з курсу української діалектології (ч. I. Фонетика). Ужгород 1965, 45.

<sup>52</sup> S. Hrabec, Elementy kresowe w języku niektórych pisarzy polskich XVI i XVII w. Toruń 1946, 26, 51, passim.; Sławski 3: 200.

<sup>53</sup> Ю. К. Редько, Довідник українських прізвищ. Київ 1969, 122, 134.

<sup>54</sup> М. В. Бірыла, Беларуская антрапанімія. Мінск 2 (1969), 223.

*studnia*, *studnica* 'колодязь' (SSJ IV, 311), сх. словац. *studzinka* 'studnička' (Káľal 654), *studziňka* 'studnička v poli' (Czambel 595); н. луж. *studňa*, змен. *studnicka* 'колодязь' (Muka II, 549); в. луж. *studnja* 'studnia, zdroj, źródło', *studnička* 'studzienka' (Zeman 443); чес. *studna*, *studnice*, *studnička* 'колодязь' (Trávní 1469); сербхр. *студѐнац* 'ключ, источник, родник', *студѐница* 'ключевая, родниковая вода' (Толстой 574); макед. *студенец* 'джерело' (PMJ. III, 342); словен. *studenec* 'джерело, криниця, колодязь; цілюще джерело; артезіанський колодязь' (Pleteršnik II, 597; Kotnik 509; Хостник 294), *studenc*, *studenček*, *studenčič* 'джерело' (Badjura LG 230), *studenčnica* 'джерельна вода' (Pleteršnik II, 597; Kotnik 509; Хостник 294; Badjura LG 230); *studenčina*, *studenka* id. (Badjura LG 230); болг. *студенец* 'кладенец, извор с студенж водж' (Геров V, 277); пор. також д. рус. *студеньць*, *стж-деньць*, *стюденьць* 'родник, ключ' (Срезн III, 575), *студеница* 'купальня' (Срезн III, 574).

В українських пам'ятках *студенець*, *студениця* 'джерело, криниця', *студня* 'колодязь' широко фіксуються з XVI ст. (Картотека ІСУМ).

Взагалі це досить давні слов'янські топографічні терміни. А. Будилович *студенець* 'fons, putens' вважає праслов'янським.<sup>55</sup>

*Стуннік* < *студнік*, *стунніч'ка* < *студніч'ка* внаслідок асиміляції *дн* > *нн*, що для цих говорів досить характерне, особливо між Лабірцем та Боржавою.<sup>56</sup> У *стунніш'ка*, крім того, *ч'* > *ш'*, що властиве ряду західно-закарпатських та суміжних українських говірок на території Східної Словаччини.<sup>57</sup> *Стуйнік* < *студник* також у результаті комбінаторних змін.

У районі Лемківщини та західного Закарпаття від цих апелятивів фіксується чимало топонімів: *Студник*, *Студниця*, *Студничка*, *Студня*, *Студенка* та ін. (Петров 135, 206), *Studzionki*<sup>58</sup> та ін. Рідше такі топоніми відзначаються в інших районах України.<sup>59</sup> Чимало подібних назв і в інших слов'ян; див. Bezlaž II, 230, 231; Wisła 417—418 та ін.

Для засвідченого на Київщині *рнучка*, яке відоме тут ще як «витік, початок, вершина річки» (Дз ВР 62), паралелей в інших слов'янських мовах не виявлено. Цей вузьколокальний регіоналізм пов'язується з вживаним тут дієсловом *рнути* (<\* *рънѣти*) 'ринуть, виринати, виходити із землі (про воду джерела)': *з рнучки рне дуже холódна вода; В йару з рнучками сплітайт'с'а*

<sup>55</sup> А. Будилович, Первобытные славяне в их языке, быте и понятиях по данным лексикальным, I (1878), 28; див. також И. Дуриданов, Географската лексика на старобългарския език с оглед на праславянски. — Хиляда и сто години славянска писменост 863—1963. Сборник в чест на Кирил и Методий. София 1963, 197.

<sup>56</sup> Л. Панькевич, Говори Підкарпатської Русі і суміжних областей. Прага 1938, 174; Й. О. Дзендзелівський, Конспект лекцій з курсу української діалектології, ч. I. Фонетика. Ужгород 1965, 109.

<sup>57</sup> Див. І. Панькевич, Цитована праця 141; Й. О. Дзендзелівський, Цитована праця 81.

<sup>58</sup> Z. Stieber, Nazwy miejscowe Gorców w Beskidzie Zachodnim. — Lud Słowiański III. Kraków 1934, A254.

<sup>59</sup> Див. УРСР АП 851; В. Я. Нежнупапа, Українсько-російський словник географічних назв Української РСР. Київ 1964, 164 та ін.

багато потічків (Кадомка Кв). Отже, *рнучка* < *р̃нуч-ьк-а*; пор. *товкучка*, *трясучка*, *тягучка*, *шипучка* та ряд інших аналогічних утворень від основ активних дієприкметників теперішнього часу. У цих же говірках відомий прикметник *рнучаний* 'що має відношення до *рнучки*'.

*Віринок* від *виринати*.

Можливо, що з цим коренем *рин-*, *рн-* пов'язуються і *риньовка*, *ринівка*, хоч М. Юрковський *риньовка* зближує з германізмом *рінва* — первісно могло означати 'джерело із штучною ринвою' (Jur 66); пор. *жолоббк*, *коріто*, *валу́в* тб ін. 'джерело, з якого вода стікає вмонтованою трубкою'; див. § 7.

*Норá* 'джерело' має виразну ізоглосу, що окреслює бойківські, закарпатські, гуцульські та частину покутсько-буковинських говірок. Очевидно, це одна із досить давніх семантичних іновацій, що охопила говори Українських Карпат. Пор. вживання цього слова в одній з українських пам'яток XVII ст.: ... *вода* ... *выходит з моря и одмѣняется презъ норы* (Картотека ІСУМ). З *норá* 'дірка, глибока вузька яма (в землі та ін.)', що загальнослов'янське; пор. *норити* 'рыть норы', *норіця* 'фистула', 'полевая мышь' (Грінч II 570). Розвиток семантики *норá* 'джерело' близький до *жіла* 'джерело' (див. нижче); пор. також пол. *nora* 'nurt' (SW III, 407).

У говірці Ясіння Зк *норá*, крім 'джерело', відоме ще як місце витікання підземної води на поверхню землі під час зливного дощу'.

Можливо, з *норá* пов'язується засвідчене на Гуцульщині *норóв* ж. р., р. в. *норóве*, д. в. *норóви*, ор. в. *норóвлев*, м. в. на *норóвли*. Чи не результат це своєрідного втягнення *норá* в сферу іменників -*їв*- основ?; пор. вживану тут форму *гóлов* 'голова', хоча р. в. *голови́*, ор. в. *головóв* та ін.

Певною перешкодою для такого припущення є вживане у цій же говірці *норá* 'джерело' (ДЛАЗ 121), проте між *норá* і *норóв* могла згодом відбутися семантична диференціація. У сусідній говірці Чорна Тиса (Зк) *норóв* відзначено як 'струмінь води, що фонтаном витікає із щілини спідньої частини греблі' (Грицак); пор. також *норовáтий* 'місцевість, де багато джерел підземної води': *То таке норовáте по́ле* (Косівська Поляна Зк), а, можливо, також *норові́к* 'риба клінь, що часто ховається в норах, підводних печерах' (В. Криве Зк) (Грицах).

*Нор'ánка*, *вінорок*, *н'урá* та *норóв* є вузьколокальними регіоналізмами; пор. ще *норі́ц'иє* 'місце, де з берегів річки витікає вода над поверхнею води або під нею' (Ясіння Зк) (Грицак).

Засвідчене на Чернігівщині *вінорок* пов'язується з *винорити*.

Пор. топонім назви звору *Норі́чна* (Петров 187).

Як паралелі до *жіла* 'джерело' можна навести *жіла* 'жила мінеральна, жи́ла води підземна' (Грінч I, 484); рос. *жи́ла*, *водя́ная жи́ла* 'підземний родник' (Даль I, 1347); *жи́лина* 'родник, ключ, источник води' (Маштаков МВС 23); пол. *żyła*, *żyła wodna* 'woda przedzierająca ś. przez pokłady ziemi, woda zaskórna' (SW VIII, 753); болг. *водна жи́ла* (РСКБЕ I, 346).

Можливо, це еліпс з *водна жила*. Власне, *водна жила*, що виходить на поверхню землі, закінчується джерелом, кінець її утворює джерело.

З *живе́ць, живе́ц, живе́ц* 'джерело' пор. рос. діал. (сибірське) *живе́ц* 'подземная водяная жила, подземный ключ или родник' (Даль I, 1339; Маштаков МВС 22) 'незамерзающая, стоящая талой речка' (Маштаков МВС 22), *живи́цовая води́ца* 'ключевая, родниковая' (Даль I, 1339); *живой ключ* 'родник, естественные жилы воды которого прорвались на поверхность земли' (Маштаков МВС 23). Від *живи́й, живе́ти*; пор. *живе́ць* 'сила, жизненная сила', 'в дереве: живая древесина', 'пульс' та ін. (Грінч I, 480—481). Ідея називання: *джерело* — те, що живе (у порівнянні з оточуючою мертвою землею), що живить (землю, людей та ін.). Саме в цьому ж плані композити *животи́чина, животи́ок* як би протиставляють описуване поняття таким водним об'єктам, як *калю́жа, ставо́к* тощо.

Ізогласу *кл'уч* продовжує рос. *ключ* ід.; пор. також рос. діал. (псковське, тверське), *ключе́віна, ключа́віна* 'ключ, родник, водная жила из-под земли', 'место, откуда бѣт жила' (Даль II, 308); біл. діал. *ключ*.<sup>60</sup> *Ключ* 'джерело' звуконаслідувального походження; пор. укр. *клякати* 'клевать', 'биться (о пульсе)', 'выпивать, пьянствовать' (Грінч II, 254), д. рус. *клюкъ, клюkanie, клекътаніе* 'клекіт' (Срезн I, 1230), пол. *Kłukać* бурчати, буркотіти'; сербхр. *ključ* 'Quelle, Wasserbrödel' (Schütz 66), 'das Harvorwallende des siedenden oder überhaupt sprudelnden Wassers, aqua bulliens'. Отже, *кл'уч* 'джерело' < *kljuk-jo*. Проте в народі має місце зближення *кл'уч* 'джерело' з *ключ* 'пристрій для замикання та відмикання замків, засувів на дверях' (що від *кляка* 'так, палиця, що кінчається *гаком*'). В. Даль, наприклад, подає: *ключ* 'Родник, водяная жила, источник, отпирющий недра земли' . . . 'Ключ, отмычка, перешло на силу, власть и на ее область; на родник, как на отомкнутое недра земли' (Даль II, 307).

*Родник, родні́к, родничок* в описуваному значенні має українсько-російську ізогласу; пор. рос. *родник* 'ключ, бьющая из земли водяная жила, креница, водничок; место родения ключа' (Даль III, 1699); пор. також д. рус. *родище* ід. (Срезн III, 134); ст. сл. *родиште* ід. (MLP 801). Пов'язується з *родити*.

*Копанка* 'розкопане джерело' від *копаний*: *копан-к-а*; пор. *копанка* 'род маленького колодезя без венца', 'выкопанный прудник, сажалка' (Грінч II, 280).

Утворення незви *йáма, йáмка* 'обладнане джерело' ясне; пор. *копанка*. Засвідчене на Поліссі *безо́дніца* 'підземне джерело' первісно, можливо, означало те, що і *безо́дн'а*; пор. пол. *bezedno* 'rodzaj głębokiej krynicy, oko morskie' (SW I, 122); етимологія ясна: *бѣзь-дѣн-иц-а*.

Паралеллю для *кадуб* є пол. діал. *kadłubek* 'джерело' (Nitsche 178).

<sup>60</sup> Див. Інструкція па збіранню матэрыялаў для складання абласных слоўнікаў беларускай мовы, в. I. Мінск 1959, 15.

*Кадуб* на обладнане джерело перенесено, власне, з того, чим воно обладнане; пор. *кадуб*, *кадіб* 'часть древесного пня, пустая в середине и вставляемая в родник вместо колодезного сруба' та ін. (Грінч II, 206).

З *макóртник* 'джерело', пор. *ма́корти* 'котловина', *ма́котерть* ід. (Грінч II, 400), східнополіське *макот'бр*, мн. *макотрі* 'водоворот' (Толстой СГТ 224), — назва перенесена за подібністю форми з відомого посуду — *макітри*, діал. *ма́кортик*, *макóртеть*, *ма́котерть*; пор. топонім *Макітрі* pl. t., на *Макітрах* горбкувата місцевість на території села Мазурова Кривоозерського району на Миколаївщині (назва дана тому, що на відстані ця місцевість подібна до перевернутих макітер). Взагалі слід відзначити, що в українців і взагалі слов'ян порівняно нерідкі випадки перенесення назв посуду на топографічні об'єкти; пор. укр. діал. (Київщина) *ка́занок* 'вир' (Верхр НЗн 65), *казанок* 'западина круглої форми' (Марусенко 230), *корі́то* 'русло річки' та ін.; докладніше див. Толстой СГТ 220—229.

Цікавий, але цілком зрозумілий розвиток семантики *колодязь* 'джерело' — перенесення назви з цілого на частину (у кожному колодязі є джерело); пор. зворотній хід: *кирніця* 'обладнане джерело', 'джерело' > 'колодязь'.

Назва *ізвор*, *звўр* (р. в. *звора*) на описуване поняття перенесена з гірського потічка, гірської ущелини, якою протікає цей потічок. У цьому останньому значенні широко відоме в говорах району Українських Карпат. Слово взагалі південнослов'янське; пор. болг. *извор* 'джерело'; ст. болг. *изворъ* ід. (з 1379 р.), сербхр. *извор* ід., макед. *извор* ід., словен. *izvor* ід.; пор. також рум. *izvor* 'джерело, початок річки', що слов'янїзм (Tiktin 866; DLRM 399).

Назви *вє́ршад'*, *ві́т'ік*, *ві́тік*, *ві́тук*, *ві́ток*, *ві́ток*, *голови́ця*, *голові́ця*, *голови́ця*, *головні́ця*, *головни́ця* на описуване поняття, очевидно, перенесена з 'початку, вершини річки' (Дз ВР 63); проміжною семантичною ланкою тут було 'джерело, з якого починається річка'. Можливо, сюди ж відноситься і *зав'язок* 'джерело', але цього слова із значенням 'початок річки' нами не виявлено.

*Водогра́й* перенесено з 'джерела, з якого вода б'є струменем угору'; див. § 3.

Ряд назв утворено від звуконаслідувальних дієслів чи вигуків: *бу́лькот*, *бу́л'кіт*, *бу́л'кет*, *бул'бу́к* (пор. *бу́лькати*, *буль-буль!*), *гу́ркало* (від *гу́ркати*), *джу́ркало*, *джурка́ло*, *джуркало*, *жу́ркало* та ін. (від *джурчати*), *дзю́р* (*дзю́рти*, *дзю́р!*), *чу́ркало*, *чу́р'ів* (від *чу́ркати*, *чу́ріти*). Деякі з цих назв на описуване поняття, можливо, перенесені з джерела, з якого б'є вода; джерела з швидким витокм води із звучанням; джерела з вмонтованою трубкою для стікання води; див. §§ 2, 4, 7.

*Бул'бу́к* на Гуцульщині відоме ще як 'вирування течії річки вгору', частіше мн. *бул'бу́кі* 'бульбашки, що утворюються на воді від крапель дощу або падання деяких важких дрібних предметів', рослина 'купальниця європейська' (Грицак).



*Водá* 'джерело' — результат перенесення назви води на описуваний водний об'єкт. Таке узагальнення в живій народній взагалі нерідке явище; пор. вживання слова *водá* на означення річки, ставка, озера, моря.

Відзначена М. Закревським на Пл *кобiця* 'мале джерело', очевидно, результат перенесення назви калюжі на джерело.

*Вiплив, водоплив, плавiн* від *випливати, плисти, плавати*.

*Фóрашка, фора́шка* з угор. *forrás* id.

*Пра́миєн* засвідчено в селі, де українці проживають із словаками. Взагалі це з словац. *prameň* 'джерело'; пор. також чес. *pramen* 'zacátek řeky, menší tok vodní' (Trávn 1233); под *promieň* 'woda ciekąca ze źródła' (SW IV, 1015).

Відзначене в грамоті XV ст. *истокъ*, як і *вiтiк, вiтук, вiток, вiток*, пов'язується з коренем *ток-* (*текти, потiк*, р. в. *потоку*); пор. рос. *исток* id.; пол. діал. *stoki, stok, stoczek* id. (MAGP 41).

2. У багатьох селах засвідчено окремі назви для джерела з швидким витоком води із звучанням: *дз'ур* (Журавичі Вл; Баранівка Жт; Абранка Зк; Нова Кочубеївка Пл; Дубровиця, Пісків та ін. Рв; Козелець, Прилуки Чрг), *дз'уркало* (Смолява Вл: Новомиколаївка Дн; Богаревиця, Рахів та ін. Зк; Сторчове Зп; Тухолька Лв; Бугрин Рв; В. Чернятия Хм; Багин, Василів Чрв), *дж'уркало* (Грибовиця Вл; Ворочеве, Данилове, Довге, Крайникове та ін. Зк; Берислав Хрс), *ц'уркало* (Клембівка Вн; Лазіщина, Росішка та ін. Зк: Бітля Лв; Товстолуг Тр), *г'уркало* (Пшонець Лв; Добринівці, Довгопілля Чрв), *г'учало* (Вонігове Зк), *джурал'це* (Осiївка Вн), *дз'урцє* (Погар Лв), *дз'уркiч* (Валява Чрв), *дз'урчало* (Негровець Зк), *дз'урок* (Олександрівка Чрг), *дз'урку* (Руська Мокра Зк), *дзвiркун* (Шетовиця Чрг), *дз'уркал'це* (Ст. Кошари Вл), *ж'уркало* (В. Глибочок Тр), *урчало* (Рипинне Зк), *ц'уркало* (Бедевля Зк), *ц'урок* (Бондарі Рв; Фаєвка Чрг), *ч'уркало* (Лiмна Лв; Берегомет, Н. Драчинці Чрв), *чорг'ув* (В. Раковець Зк), *чург'у* (Іза Зк), *ч'уркiч* (Ревне Чрв). У ряді сіл відзначено паралельно вживані назви: *дж'уркало, дж'уркал'це* (Інгулець Дн; Розтоки Зк), *дж'уркало, дж'уркалци* (Дорошiвці Чрв), *дз'ург'ув, чорг'ув* (Олешник Зк), *ч'уркало, г'уркiв* (Боберки Лв), *ц'ургу, водá ц'ург'уйє* (Вiльшани Зк), *дж'уркало, дж'уркiч, дж'уркалце* (Лужани Чрв). Описові назви: *дз'уркотiт' водá* (Великосiлля Лв; Залiзнячка Чрв), *ц'уркiче водá* (Лiльник Лв), *дз'урчiт' водá* (Топiльниця Лв; Бiлухiвка Пл; Гориця Чрг), *ц'урiт водá* (Голятин Зк), *ц'уркотiт, дз'уркотiт водá* (Мiгове Лв), *ц'урчiт водá* (Комарники Лв), *дз'урчiт, шумiт, ц'уркiче водá* (Широкий Луг Зк), *жбiхайет'с'а водá* (Присянка Хрк), *с'урчiт' водá* (Гавришi, Сiнне Хрк), *фрiшно iде вiда* (Гачава Пряш), *розливнá водá* (Прип'ять Вл), *ц'уронiт водá* (Теребля Зк), *журжiт' водá* (Головецьке Лв), *дз'урет' водá* (Доротище Вл), *г'учит' вiда* (Ниж. Мiрошiв Пряш.).

Щодо походження виявлені назви можна згрупувати:

а) *г'уркало, г'уркала, урчало*;

- б) гучало, гучит' вода;
- в) джуркало, джуркал'це, джуркало, дж'уркалци, дж'уркалце, джурал'це, дж'уркач;
- г) дзвіркун;
- д) дз'ур, дз'урок, дз'урце, дз'уркало, дз'уркал'це, дз'уркач, дз'урчало, дз'уркотит' вода, дз'уркотит вода, дз'урчит' вода;
- е) журкало, журжит' вода;
- є) ц'уркало, цуркало, ц'урок, ц'уркоче вода; ц'уркотит вода, ц'урчит' вода, ц'уропит вода, ц'урит вода;
- ж) чуркало, чуркач; чурків;
- з) чбргув, чбргув, чургу; ц'ургу, вода ц'ургуйе;
- и) жбйхайетс'а вода, розливна вода, с'урчит' вода, фрішно йде вода, шумит' вода.

Переважна більшість засвідчених назв для описуваного поняття є утвореннями від дієслів звуконаслідувального походження. Такими зокрема є: гуркало, гуркала (пор. гуркати; див. також § 7); гучало (пор. гучати); джуркало, дж'уркало (пор. джурчати, джурчати, джур; див. також § 7); журкало (пор. діал. журкати, журкотіти), урчало (пор. діал. урчати 'клекотіти, вуркотіти' — Грицак); ц'уркало, цуркало, ц'урок (пор. цюрити, цюркотати, цюрком), чуркало, чуркач, чурків (пор. чуркати, чуркотіти; див. також § 7).

Назви чоргів, чбргув, чургу, очевидно, перенесені з 'джерела, з якого стікає вода спеціально вмонтованою трубкою чи жолобком'. Взагалі це мадаризм; докаднол див. § 7).

Багато назв утворилося внаслідок контамінації. Сюди, гадаю, можна віднести: ц'ургу (контамінація чургу і цюрити, ц'урити; див. також § 7); дз'ургув (контамінація чбргув чи чургу і дз'ур, джурити, дз'урчати, дз'урку (можливо: дз'ур, дз'уркач і чургу), дж'уркалци, дж'уркалце, джурал'це (очевидно: джуркал'це і джерел'це). Можливо, якоюсь контамінацією є і дзвіркун.

3. Для джерела, з якого вода б'є струменем угору, засвідчено назви: водограй (Хлупляни Жт; Богаревиця Зк; Климець Лв; Бугрин Рв; В. Писарівка, Мутин, Соснівка См; Валява Чрв),<sup>61</sup> фонтан чи хвонтан (у багатьох говірках різних районів України), косиц'а (Багни, Довгопілля Чрв), косиц'иє (Лазіщина Зк), кл'уч (Мизове Вл; Решителівка Пл; Дунаєць См),<sup>62</sup> бул'кот (Бітля Лв), бул'кач (Н. Драчинці Чрг), швыкало (Абранка Зк), фбразж (Гачава Пряш), фонтанум (Мігове Лв). У багатьох селах зафіксовано описові назви: норá бйє (Бід, Довге та ін. Зк; Ревне, Слобідка та ін. Чрв), вода

<sup>61</sup> Див. також Піскунов 40; Желех 116; Грінч I, 247; Кміцикевич 475; Терпило 288; РУС I 90; ПРУС 42; Йогансен 34; Ізюмов РУС 833 та ін.

<sup>62</sup> Див. також Желех 351; УРС II, 345.

*фуйту́йє* (Голятин, Руська Мокра, Чорний Потік, Синевир, В. Раковець, Чорнотисове та ін. Зк), *водá гра́йє* (Рахів Зк; Лужани Чрв), *водá ігра́йє* (Боберки Лв), *водá б́йє* (Ясиння Зк; Лімна Лв), *водá шв́йкайє* (Білін Зк), *водá шв́йкат* (Вільхівці Зк), *водá жб́ыхат* (Липецька Поляна Зк), *в́ода ст́икат* (Кам'юнка Пряш), *в́ода ст́икайє* (Старина Пряш), *водá сќачє* (Прип'ять Вл), *б́йє баќун* (Розлуч Лв), *живá крині́чка* (Пугачівка Жт). У ряді сіл відзначено паралельні назви: *водогра́й*, *косі́ц'а*, *шв́йкало* (Росішка Зк), *косі́ц'иє*, *бл'ук*, р. в. *бл'у́ка* (Ясиння Зк), *бу́л'бало*, *шу́йкало* (Добросілля Зк), *кл'уч*, *св'іжаво́д* (Ховзівка См), *косі́ц'і*, *фонтáн* (Новиця Ів-Фр), *фонтáн*, *артезі́йáнка* (Зелені Кошари Мк), *фонтáн*, *фа́йа* (Кубівці Ів-Фр), *косі́ц'иє*, *шв́айкайє*, *игра́йє*, *фуйту́йє* (Розтоки Зк), *косі́ц'а*, *шв́йкало*, *косі́чит*, *шв́йкайє*, *б́йє* (Широкий Луг Зк), *в́ода пр́удит*, *тла́чит* (Чертіжне Пряш), *в́ода б́йє*, *шв́йкат'* (Дубриничі Зк), *водá б́йє*, *віхо́діт* (Гладковичі Жт), *нора́ б́йє*, *гра́йє*, *фонтáн* (Горішні Шилівці Чрв), *водá шпрі́чу́йє*, *фонтáн* (Василів Чрв).

У літературі з цим же значенням засвідчено ще: *бурку́т* (Грінч І, 122), *бу́рку́т* (Желех 50) *бурку́т* (Кмікикевич 476), *ви́приск* (Тутк 93), *водопрі́ск* (УРС І, 284), *водотри́ск*, *водоплив*, *водотеча*, *чуркало* (Рудн НГТ 110), *водобі́й* (Біл-Нос 83), *водомéт* (Сабалдир 416), *водобри́зк* 'фонтан'.<sup>63</sup>

Щодо походження засвідчені назви можна погрупувати:

- а) *артезі́йáнка*;
- б) *б́йє баќун*;
- в) *бл'ук*;
- г) *бу́л'бало*, *бу́л'кач*, *бу́л'кот*;
- д) *бурку́т*, *бу́рку́т*, *бурку́т*;
- е) *водобі́й*, *водá б́йє*, *в́ода б́йє*, *б́йє*;
- є) *водобри́зк*;
- ж) *водогра́й*, *водá гра́йє*, *водá игра́йє*;
- з) *водомéт*;
- и) *водоплив*;
- і) *водотеча*, *в́ода ст́икат*, *в́ода ст́икайє*;
- ї) *водотри́ск*;
- й) *кл'уч*;
- к) *косі́ц'а*, *косі́ц'иє*, *косі́ц'і*, *косі́чит*;
- л) *живá крині́чка*;
- м) *нора́ б́йє*, *нора́ гра́йє*;
- н) *бі́приск*, *водопрі́ск*;
- о) *св'іжаво́д*;
- п) *фа́йа*;

<sup>63</sup> О. Скалозуб, Словник чужомовних слів, виразів і приповідок, що вживаються в українській мові. Коломия 1933, 422.

- р) *фонтан, хвонтан, фонтанум, вода фуйтуйе, фуйтуйе*;
- с) *фóраж*;
- т) *віхóдіт*;
- у) *швікало, швікало, вода швікайе, вода швікат', швікайе, швікат'*;
- ф) *шуйкало*;
- х) *вода жбыхат, вода прудит, вода скаче, вода тлачит, вода шпрічуйе*.

Назви-композиції етимологічно цілком ясні; значна частина з них вживається і як назви для фонтана.

*Водобій* з *вода* і *біти*; пор. *вода бйе*; пор. рос. *водобой* 'водомер, фонтан' (Даль I, 538).

*Водобризк* з *вода* і *бризкати*.

*Водограй* з *вода* і *грати*; пор. *вода грайе*.

*Водомёт* з *вода* і *метати*; пор. з таким чи близьким ('фонтан') значенням рос. *водомёт* (Даль I, 540), словац. *vodomet* (SSJ V, 135), чes. *vodomet* (Trávní 1662), словен. *vodomet* (Pleteršnik II, 781; Kotnik 589).

*Водоплив* з *вода* і *плив*; пор. *плив* 'течение' (Грінч III, 195).

*Водотека* з *вода* і *теча*; пор. *водотеча* 'течение воды', *водотёка* 'руслó весеннего или дождевого потока' (Грінч I, 247), *водотеча* 'місцевість, де багато джерел, вода яких взимку не замерзає'; див. § 10.

*Водотриск* з *вода* і *тріск, триск* 'тріщання, різкий шум'; пор. з таким чи близьким значенням пол. *wodotrysk* (SW VII, 677); словац. *wodotrysk, vodostrek* (Kálal 775); чes. *wodotrysk*.

В описуваному значенні чи в значенні 'фонтан' у слов'янських мовах відомо ряд інших назв-композицій, першим компонентом яких є *вода*; пор. рос. *водокидь* (Даль I, 538), *водосоп* (Даль I, 543), пол. *wodoskok* (SW VII, 677), серб. *водоскок*, макед. *водоскок* (PMJ I, 75), болг. *водоскок* (РСБКЕ I, 133), чes. *wodonoš*<sup>64</sup> та ін.

*Свіжавод* з *свіжий* і *вода*.

Назву *кл'уч* на описуване поняття перенесено із 'джерело взагалі'; див. § 1.

*Ви́приск* від *ви́прискати, прі́скати*; пор. діал. (Поділля) *пріскавка* 'те чим прискають, бризкають'.

*Фáйя*, можливо, пор. з *фáяти* 'коливати, колихати, розвівати' (Желех 1027; Грінч IV, 376).

Назва *косі́ц'а, косі́ц'ує, косі́ц'і* для описуваного поняття метафоричного походження; пор. у цих же говорах *косі́ц'а косі́ц'ує* 'квітка (взагалі)' (ДЛАЗ 125; Шух V, 287); (бойків., гуцул.) 'природний фонтан': *Туди́ вс'уди́ но́ри, та такі́ косі́ц'і йгра́ють по́лу* (Росішка) (Грицак); 'швидкий витік крові з артерії': *Так погáно розт'ієв но́гу, що кров́ косі́цев б́ила* (Кобилецька Поляна) (Грицак). Підставою метафоризації, очевидно, була зовнішня схо-

<sup>64</sup> Fr. Bartoš, Dialektologie moravská, I. Brno 1886, 285.

жість такого джерела на квітку. У говірці Ясіння Зк *косіц'и*<sup>65</sup> відоме ще як 'фарватер річки' (Грицак).

Ряд назв утворено від<sup>66</sup>дієслів звуконаслідувального походження чи такого ж походження вигуків.

*Бул'бало, бул'кач, бўл'кот* пор. *буль-буль!*, *бўлькати*; пор. також *бўлькіт*, р. в. *бўлькоту* 'колокотание'; *бўлькотнеча* 'переливание с шумом; бурчание' (Грінч, I, 110) та ін.

*Швікало, швїкало*; пор. *швікати, швікнути* 'розприскувати рідину' (В. Бичків); *швікавка* 'дощечка, через яку з лотік спадає вода на млинове колесо' (Тернове), 'розприскувач рідини' (Росішка), *швик!* 'вигук, яким передається виприск води', *швык* 'удар, ляпас' (Перечин) (Грицак).

*Шуйкало* пор. *шуйкати* 'виприскувати, сичати (про рідину, що виходить із сирих дров під час горіння)' (Грицак).

*Фонтан, хвонтан* порівняно нова назва; на описуване поняття, очевидно, перенесена з штучного фонтана. *Фонтан* < фр. *fontaine* id.; пор. італ. *fontana* id. < лат. *fons (fontis)* 'джерело'. В українських пам'ятках відзначається з початку XVIII ст. Напр., у щоденнику Я. Марковича під 1725 р.: ... а вь ономъ дому 2 фонтани чистой води натурално текутъ.<sup>65</sup>

*Буркът, бўркът, буркут* на описуване поняття перенесено з 'джерела залізисто-кислої води'; у такій воді часто буває багато газу і тому при виході вона шумить, бурлить, інколи виривається фонтаном; див. § 12.

*Артезійанка*, безперечно, недавня назва, утворена на власному діалектному ґрунті від *артезіанський* (колодязь), що взагалі від Артуапровінції у Франції, де вперше були споруджені такі колодязі.

*Фораж* < угор. *forrás* 'джерело'.

4. У значній кількості сіл відзначено спеціальні назви для джерела, де вода витікає ривками: *жбих* (Нова Кочубеївка Пл; Берислав Хрс; Верещаки Чр), *жбых* (Синевир Зк), *жбух* (Данилове, Крайникове Зк; Товстолуг Тр), *гікало* (Росішка Зк; Бугрин Рв; Лужани Чрв), *гькало* (В. Раковець Зк), *гуркало* (Лукове Зк), *гйєркало* (Карасин Вл), *журкало* (Береза См), *гикнік* (Новомиколаївка Дн), *фонтан* (Городня Чрг), *хвонтан* (Гавриші, Іванівці, Сінне та ін. Хрк), *ждіхайе вода* (Ясіння, Бедевя та ін. Зк; Біличі, Воля та ін. Лв), *жбихайе вода* (Рахів Зк; Комарники Лв), *жбьхайе вода* (Вільхівці, Голятин, Рипинне, Руська Мокра, Широкий Луг та ін. Зк), *жбьхат вода* (Іза та ін. Зк), *жбьхайе нора* (Горішні Шилиївці Чрв), *жбұхайе вода* (Радич Лв), *жбухайе вода* (Лосинець Лв), *жебихайе вода* (Підгородці Лв), *бурхайе вода* (Прип'ять Вл; Павлівка Чрг), *бұхат' вода* (Бід, Чорний Потік Зк), *гікайе вода* (Погар, Тухолька Лв; Берегомет Чрв), *ббехайе вода* (Валява Чрв), *рве вода* (Дубровиця, Пісків Рв), *бйе вода* (Мизове Вл; Вовкошів Рв; За-

<sup>65</sup> Дневник генерального подскорбня Якова Марковича, ч. I. Київ 1893, 323.

лізнячка Чр), *жбурл'аїе вода* (Шестовиця Чр), *вода бріз'каїе, спріц'уїе* (Кам'янка Тр), *из нор'и гукат' вода* (Керецьки Зк), *вода їде вал'ц'ом* (Боберки, Лімна Лв), *жбухайе вода, бїе товч'ком* (Іл'ник Лв), *женес'а вода* (Бітля Лв).

Засвідчені назви щодо етимології підрозділяються на групи:

- а) *гікало, г'ікало, гикнік, г'ікаїе вода*;
- б) *г'ієркало*;
- в) *г'уркало*;
- г) *жбих, жбых<sup>2</sup>, жб'іхайе вода, жб'ыхайе вода, жбыхат вода, жбихаїе вода, жб'ухайе вода, жбухайе вода, жбихаїе вода, жб'іхайе нор'*а;
- д) *ж'уркало*;
- е) *фонтан, хвонтан*;
- є) *бїе вода, б'овхайе вода, вода бріз'каїе, б'уркаїе вода, б'ухат' вода, жбурл'аїе вода, женес'а вода, вода рве, вода спріц'уїе, вода їде вал'ц'ом, бїе повч'ком, из нор'и гукат' вода*.

Назви *фонтан, хвонтан* на описуванє поняття, очевидно, перенесені з 'джерела, з якого вода б'є струменем вверх'; див. § 3. Проте ці поняття взагалі досить близькі між собою.

Всі останні однослівні назви є утвореннями від дієслів звуконаслідувального походження.

*Гікало, г'ікало, гикнік* пор. діал. *гика́ти* 'бурлити, бушувати (про воду під час повені та ін.)', 'підкидувати чимось' (Грицак).

*Г'ієркало* пор. діал. *г'ірка́ти, г'ірка́ти* 'бурчати', 'гукати', 'легко кашляти', 'гиркати, злегка сваритися', 'сильно лаяти', 'штовхати' (Грицак).

*Г'уркало* пор. *г'урка́ти* 'стучать, грохотать' (Грінч I, 340), 'лепетати грубим голосом' (Грицак), 'воркувати' (про голубів): *голуб гуркат* або *гурчит* (Верхр Лм 406). *г'уркіт*; пор. також *г'уркало* (бойків) 'що багато гуркає, der viel Gepolter macht, Poltergeist, Schwätzer, Tummler; auch ein kleiner Wasserfall' (Верхр Зн 12; див. також Желех 164; Грінч I, 340), 'Art schwirrendes Spielzeug' (Желех 164; Грінч I, 340); див. § 2.

*Жбих, жбых<sup>2</sup>, жбух*; пор. *жб'іхайе вода* та ін.; *жб'ухати, жб'ухнути* 'heftig ausgiessen: *воді, вод'ю*; *schliessen, strahlen lassen*' (Желех 218), 'сразу много вливать, влить, налить' (Грінч I, 476—477), *жб'ухайе вода*; *жбух!* вигук, що означає вливання чогось зразу великою кількістю (Желех 218; Грінч I, 476).

5. Для високогірського джерела з витокм великої кількості води зібрані матеріали засвідчують назви: *о́ко* (Білін, Голятин, Свалява та ін. Зк; Климець Лв; Нова Кочубеївка Пл?; Верещаки Чр), *во́ко* (В. Глибочок Тр), *морс'ке о́ко* (Вільхівці, Данилове, Крайникове, Лукове, Рахів, Синевир, Теремля, Ясіння та ін. Зк; Старина Пряш), *морс'ко́їе о́ко* (Добросілля, Іза,

Чорний Потік, Липецька Поляна та ін. Зк), *морс'ко́е о́ко* (Керецьки Зк), *морс'ко́й во́ко* (Ворочеве, Дубриничі Зк), *вечлі́ка ві́норка* (Берегомет Чрв), *студе́на кирні́ц'а* (Лосинець Лв), *студ'н'а ве́кша* (Кам'юнка Пряш). У деяких селах паралельно вживаються: *о́ко*, *морс'ке́ о́ко* (Розтоки, Росішка, Руська Мокра, Широкий Луг та ін. Зк), *о́ко*, *морс'ко́йе о́ко* (В. Раковець Зк). У більшості обстежених сіл спеціальних назв для описуваного поняття не виявлено у зв'язку з відсутністю реалії.

З таким чи близьким значенням у літературі відзначається ще *ві́кно* (Рудн НГТ 99; Тутк 97), *ба́гно* (Снинщина Пряш).<sup>66</sup>

Звичайно ці назви вживаються і для високогірського глибокого озера, що утворилося на місці такого джерела.

Виявлені назви можна згрупувати:

- а) *ба́гно*;
- б) *вечлі́ка ві́норка*;
- в) *ві́кно*;
- г) *студе́на кирні́ц'а*;
- д) *о́ко*, *во́ко*, *морс'ке́ о́ко*, *морс'ко́йе о́ко*, *морс'ко́е о́ко*, *морс'ко́й во́ко*;
- е) *студ'н'а ве́кша*.

*О́ко* — один із давніх топографічних термінів метаморичного походження; пор. *во́ко* 'углубление в скале, из которого течет вода' (Лв) (Марусенко 222); пор. також серб. *џко* 'извор гдје вода тихо извире, der Quell, fons' (Караџић 468), 'глибоке місце в воді, де на дні є джерело';<sup>67</sup> литов. *akatė* 'ополонка'; латис. *akacis* 'окно, окнище (в болоте)'; рум. *ochi* 'вир, коловорот (річки)' та ін. Цікавими паралелями до *о́ко* в описуваному значенні є рос. діал. *глазник* 'отверстие во льду, полыкня, провал, место, непоросшее травой в болоте', *глазовина* 'круглое отверстие в болоте, имеющее сообщение с озером, под ним находящимся' (Маштаков МВС 17; Даль I, 873), які, можливо, свідчать, що в минулому й в російських говорах була топографічна назва *око* (в *глазник*, *глазовина* її замінив германізм *глаз*?); пор. також приведені нижче *окно*, *окнище*, що є дериватами *око*.

Про давність топографічного терміну *око* у слов'ян могли б свідчити утворені на основі цього апелятива гідроніми: пол. *Oko* (озеро) (Wisła 174); словац. *Oko* (кілька озер в Татрах), словен. *Očik* (Bezljaj I, 59). Кілька гідронімів, утворених від зниклого апелятива *око* 'джерело, озеро' засвідчується у болгар: *Окото* та ін.;<sup>68</sup> пор. також бол. *Окото* 'гола височина серед голяма

<sup>66</sup> А. В. Исаченко, *Morské oko* — 'небольшое горное озеро'. — Езиковедски изследования в чест на академик Стефан Младенов. София 1957, 315.

<sup>67</sup> Rječnik hrvatskoga ili srpskoga jezika Jugoslavenske Akademije znanosti i umjetnosti. 7: 825.

<sup>68</sup> Див. Й. Заимов, Заселване на българските славяни на Балканския полуостров. Проучване на жителските имена в българската топонимия. София 1967, 178.

гора в Карабугар'<sup>69</sup> (назва перенесена за подібністю гоюї вершини гори до гірського озера чи незарослої середньої частини озера?).

Ізоглосу *морс'ке око* продовжують словац. *morské oko* 'vysokohorské jezero vel'kej hĺbky' (SSJ II, 548; Kálal 418); чес. *mořské oko* 'jezero' (Trávní 1085); пор. також (очевидно, кальки) угор. *tengerszem* 'гірське озеро'; рум. *ochi de mare* id.; нім. діал. (Закарпаття) */ze:-ojg/* id. Очевидно, ця назва існувала (а може, й існує?) у польських гуралів, про що міг би вказувати за-свідчень у польських Татрах та суміжних районах гідронім *Morskie Oko* (див. нижче). На думку О. Ісаченка, назва *морс'ке око* (*morské oko*) тавтологізм. Первісно \**море* могло означати в предків словаків, чехів та українців 'озеро', 'стояча (прісна) вода', 'болото', 'болотисте місце'; пор. рос. діал. (астраханське) *морцѹ* 'большое соленое озеро, отдельное, либо ковшом, с проливом, протоком в море; залив, отделенный пересыпью, наносом' (Даль II, 905). Пізніше це слово змінило своє значення і стало означати 'відкрите море'. У зв'язку з цим необхідно було переіменувати гірське озеро, що і відбулося за допомогою іменника *око*.<sup>70</sup> Згідно з поясненнями наших оповідачів, таке озеро називається *морським оком* тому, що в народній уяві воно таке глибоке, що сполучається з морем, що, безперечно, є лише народною етимологією.

На базі апелятива *морс'ке око* утворено гідронім (назву озера біля Імстичева Зк) *Морьское око* (Петров 43); пол. *Morskie Oko* (7 разів — чотирьох озер і трьох ставків) (Wisła 10, 30, 115, 126, 133).

*Вікно*, що є дериватом від *око*, також досить давній топографічний термін; пор. *вікно* 'отверстие во льду для ловли рыбы' (Грінч I, 237; Ніковський 131), 'Sohlenschacht' (Верхр Пч II, 38); 'не заросшее водорослями место на болоте' (Грінч I, 237), *вікніна* id., 'воронка водоворота' (Грінч I, 287), *вікнівина* 'чистое место на заросшем озере или болоте' (Грінч I, 237); *вакно* 'заболочена частина річки' (Кошівка Кв); П. Беринда у своєму словнику 1627 р. подає: *Бездна, безодня, пропасть, глубокость, мнозство, многое воды, окнина* (Беринда 4); цей же автор подає *окно*: *Слатина: росуль, окно где вода солоня, съ которойсь соль родить, баня вежа* (Беринда 224); пор. також рос. *окно́, окошко* 'в болоте, открытая полынья в трясине, вадья, водья, чарус' (Даль II, 1712); *окно* 'открытое и весьма глубокое место на заросшем, загложшем озере', *окнище* 'трясина топкое место' (Маштаков МВС 71); *вокнище, вокно* 'род самородного в малом объеме глубокого и даже бездонного прудка'; 'опасное в озере или реке место, тянущее все вглубь' (Маштаков МВС 15); пол. *okno* 'otwór do wnętrza ziemi; szyb, studnia w kopalni'; *okno morskie* 'otchłań, bezdeń, przepaść na dnie wody'; *okno stawidłowe* 'otwór stawidłowy, mniejszy lub większy, co zależy od podniesienia zasuwy stawidłowej' (SW III, 736), ст.

<sup>69</sup> Г. Христов, Местные имена в Маданско. София 1969, 262.

<sup>70</sup> А. В. Исаченко, Цитована праця, 315.



пол. *okno* 'wierzchni otwór studni, przez który wyciągano solankę na powierzchnię' (SSt V, 552); макед. *окно* 'јама во рудник' (PMJ II, 52); болг. *окно* 'дупка-та, презъ която ся влиза въ рудницѣ на соль и сама-та рудница' (Геров III, 348), словен. *okno* 'Quellgrund' (MEW 220, 'der Schacht' (Pleteršnik I, 811); пор. також угорську назву Солотвини (Зк) *Akna szlatina* та поселення на лівому березі Тиси на південному сході від Рахова *Akna-Rahó* (середина XVI ст.). де раніше були соляні копальні.<sup>71</sup> Первісним значенням *вікно* як топографічного терміну (що взагалі метафоричного походження), очевидно, було 'незаросле місце на болоті, ставку, озері', з якого легко постало високогірське озеро', а з цього останнього в результаті перенесення назви цілого на частину — 'високогірське джерело з великим виливом води'.

Давнім значенням цього слова є також 'отвір до середини землі, отвір шахти', 'соляна копальня'. Наприклад, у грамоті Ф. Любартовича від 20 вересня 1413 р.: . . . изниже тых вочищъ. лѣсь и балина вокно. солное. и поле. и доубровы;<sup>72</sup> у молдавській грамоті від 17 листопада 1502 р.: Пак же дали есми вышереченому ж(е) монастиру, да имает на въсѣкый гвд ѿ нашеи ѡкни ѿ Тотруша по сто и петдесат дробѡв соли;<sup>73</sup> У Тишівській 'Александрії' (початок XVIII ст.): Єсть у мори ѡкїанъском дванадцать вѣкенъ, выровъ или пуповъ, которые аж до самои преисподнеи глубиною;<sup>74</sup> Бгѣ учинивъ ѡкна до преисполнеи стороны;<sup>75</sup> И єст(ъ) при тыхъ ѡкнахъ ѣ(і) велѣорыбов, то єсть китовъ . . . тоты киты мало ѡтступать ѿ тыхъ ѡконъ;<sup>76</sup> пор. наведене вище пол. *okno*; пор. також рум. *аснă* 'соляна копальня', 'каторга'; угор. *akna* 'соляна копальня', 'дірка в бочці', 'чіп бочки', 'димохід', 'міна-фугас'; фін. *akkuna* 'шахта'. На підставі неперевіреної тези, що *вікно* в слов'янських мовах не має значення 'соляна копальня' І. Кнієжа висунув твердження, що угор. *akna* це значення розвинуло на власному угорському ґрунті і що рум. *аснă* 'соляна копальня' унгаризм, а не безпосередній слов'янізм як це раніше писав Г. Тіктін.<sup>77</sup> Наведений український, польський, словенський та болгарський матеріал переконливо вказує на безперечну давність (в українців та поляків в усякому разі з початку XV ст.) значення 'соляна копальня'. У зв'язку з цим, гадаю, є підстави вважати, що рум. *аснă* 'соляна копальня' слов'янізм, а вужче — українізм чи болгаризм; значення ж 'каторга' рум. *аснă* розвинуло уже на власному ґрунті з 'соляна копальня' (перенесення семантики за сумісністю: соляні копальні були місцем, де відбували покарання

<sup>71</sup> Див. *Bélay Vilmos, Máramaros megye társadalma a megye betelepülésétől a XVIII. század elejéig*. Budapest 1943, 184 і прикладену карту.

<sup>72</sup> В. Розов, Українські грамоти, 83.

<sup>73</sup> І. Богдан, Documentele lui Ștefan cel mare, vol. II. București 1913, 210.

<sup>74</sup> І. Панькевич, Тишівська «Александрія» із початку XVIII в. — Науковий збірник т-ва «Просвіта». Ужгород, 1 (1922), 88.

<sup>75</sup> Там же.

<sup>76</sup> Там же.

<sup>77</sup> *Kniezsa I., A magyar nyelv szláv jövevényszavai*. Budapest 1955 I/1: 61; див. також DLRM 557.

в'язні; щодо розвитку семантики пор. укр. та рос. *каторга* 'покарання' < *каторга* 'галера'; франц. *galère* у розумінні 'каторга').

Думаю, що й в угорській мові значення 'соляна копалина' *akna* одержало також, очевидно, не без слов'янського впливу.

Від топографічного терміну *вікно* у слов'ян створено чимало гідронімів; пор. укр. *Окниця* (ліва притока Дністра),<sup>78</sup> *Окна*, *Окня*, *Оконка* (басейн Дніпра),<sup>79</sup> пол. *Okna*, *Okniņa*, *Okniса*, *Okienko*, *Oknianka*,<sup>80</sup> *Okniśka* (Wisła 25, 79);<sup>81</sup> чes. *Okno*,<sup>82</sup> полаб. *Wakenitz*,<sup>83</sup> словен. *Okno*, *Okence*, *Jezersko Okno*, *Prisojnikovo Okno* (Bezlaј II, 59) та ін.

*Ві́норка* у назві *вєчлі́ка ві́норка* пов'язується з коренем *нор-*; див. опис *винорок*, *но́ра* у § 1.

6. У значній кількості сіл відзначено спеціальні назви для джерела, з якого випливає дуже мала кількість води: *жолобо́к* (Грибовиця, Журавичі Вл; Баранівка Жт; Абранка, Богаревиця, Лазіщина та ін. Зк; Корчин, Лімна, Радич, Тухолька та ін. Лв; Бугрин Рв; Западінці Хм; Багни, Дорошівці та ін. Чрв,<sup>84</sup> *ка́пка* (Данилове, Крайникове, Чорна Тиса та ін. Зк; Теліженці, Тетіїв Кв; Гачава Пряш; Хмелівка, Шаповалівка См; Товстолуг Тр; Берегомет, Василів, Горівці, Ревне та ін. Чрв; Прилуки Чрг,<sup>85</sup> *слиз'я́нка* (Клембівка Вн; Добросілля Зк; Добринівці Чрв), *слыз'я́нка* (Бхід, Липецька Поляна Зк), *слизні́к* (Братківці Лв; Решетилівка Пл; Валява Чрв), *сл'ізні́к* (Тхорин Шт), *сли́зник* (Надинівка Чрг), *сли́зник* (Карасин Вл). Поодинокі назви: *слизн'я́нка* (Бітля Лв), *слизн'я́к* (Погребки См; Козелець Чрг), *слизнї́ця* (Вільхівці Зк), *сл'озо́к* (Красилівка, Курчичі Жт), *слиз'* (Голобутів, Уголька Лв), *плаксї́вка* (Василів Чрв), *ка́пл'а* (Гавриші, Сінне Хрк), *кра́пл'а* (Олександрівка Чрг), *мокрї́ця* (Смідин, Ст. Кошари Вл), *ц'я́тка* (Ільник Лв), *гнилї́ця* (Шестовиця Чрг), *ц'урочо́к* (Бондарі Рв), *джец'рец'л'це* (Цюрупинськ Хрс), *жерел'це* (Жерев Жт; Березне Рв), *жерел'це* (Мутин См), *малє джерело́* (Шаповалівка См), *малє джерело́* (Соснівка См), *малє́нке джерело́* (Ковалівка Пл), *слаба́ но́ра* (В. Ком'яти Зк), *ріве́ц* (Милювань Ів-Фр), *слизє́т' вода́* (Підкормілля, Прип'ять Вл), *слиз'ї́е вода́* (Ситовичі Вл), *сл'озу́їе вода́* (Чорниш Вл), *слизї́т вода́* (Кам'янка Тр; Горішні Шиловці Чрв), *слизї́т' вода́* (Буша Вн), *слизї́т вода́* (Руська Мокра Зк), *ріні́т вода́* (Мігове Лв). Паралельно вживані назви: *слизні́к*, *слиз'я́нка*, *жолобо́к* (Боберки Лв), *ка́пка*,

<sup>78</sup> Г. І. Швець, Н. С. Дрозд, С. П. Левченко, Каталог річок України. Київ 1957, 50

<sup>79</sup> П. Л. Маштаков, Список рек Днепровского бассейна. Петербург 1913, 267.

<sup>80</sup> S. Kozierowski, Badania nazw topograficznych dzisiejszej archidiecezyi Poznańskiej, II. Poznań 1916, 538.

<sup>81</sup> Див. там же.

<sup>82</sup> A. Sedláček, Snůška starých jmen, jak se nazývali v Čechách řeky, potoky, hory a lesy. Praha 1920, 143.

<sup>83</sup> Див. *Slavia Occidentalis*, 9: 47.

<sup>84</sup> Див. також *Желєх*, 225.

<sup>85</sup> Див. також *Желєх*, 334.

жолобо́к (Климець, Крушельниця Лв), ка́пка, ко́пл'а (Рясне, Угроїди См), ка́пка, кро́пл'а (Топільниця Лв), ка́пка, ка́пиц'а (Підгородці Лв), ка́пка, но́рочка (Ясіння Зк), слы́за, ка́пка (Голятин Зк), зли́знік, жо́лн'ак (Новомиколаївка Дн), ка́пка, сли́зйт' вода́ (Береза См), сли́знік, сли́зйт' вода́ (Білухівка Пл).

Наявні назви можна згрупувати:

- а) гни́лець' ;
- б) дже<sup>ц</sup>ре<sup>ц</sup>л'це́, же́рел'це́, же́рел'це, ма́лен'ке дже́релó, ма́ле дже́релó, ма́ле дже́релó ;
- в) жо́лн'ак ;
- г) жо́лобо́к ;
- д) ка́пка, ка́пиц'а, ка́пл'а, ко́пл'а, кра́пл'а, кро́пл'а ;
- е) мо́крієц'а ;
- є) но́рочка, слаба́ но́ра ;
- ж) пла́ксівка ;
- з) ріве́ць ;
- и) рі́нит вода́ ;
- і) сли́з'анка, слы́з'анка, сли́зн'анка, слы́зніц'а, сли́знік, сли́зник, сли́езник, сл'і́з'ік, сл'о́зók, слы́за, сли́зйт' вода́; сли́зйт вода́, слы́зйт вода́, сли́зет' вода́, сли́з'і́е вода́, сл'о́з'і́е вода́ ;
- ї) сли́з' ;
- й) ц'а́тка ;
- к) ц'у́рочо́к.

Майже в усіх випадках в основі номації лежить характерна ознака описуваного поняття — дуже малий витік води з такого джерела. Серед цих назв можна виділити групи:

1) назви, що є зменшувальними формами слів, якими позначається звичайне джерело: дже<sup>ц</sup>ре<sup>ц</sup>л'це́, же́рел'це́, но́рочка та ін., та описові утворення ма́ле дже́релó, слаба́ но́ра та ін. Ц'у́рочо́к від ц'у́ро́к; див. § 2.

2) зменшувальні назви від позначень для струмка: ріве́ць, жо́лобо́к (від таких джерел якщо й тече струмок, то дуже малий).

3) утворення, що постали в результаті перенесення назв для каплі (води) на описуване поняття: ка́пка, ка́пл'а, ц'а́тка та ін.

З ка́пка, ка́пл'а пор. пол. діал. *wykap 'źródło w górach'*; *'główne źródło Wisły'* (SW VII, 885);

4) назви, що вказують на наявність значної кількості вологи на місці витікання такого джерела: гни́лець, мо́рієц'а, сли́з'. Власне, мо́крієц' є перенесенням назви для мокрої місцевості, болота на джерело з малим витоком води; пор. відзначене на Бойківщині гни́лиць, р. од. гни́лицьа́ 'гниле мокре поле' (Кміт 45). Взагалі в українських говорах на позначення мокрої місцевості, болота і т. п. засвідчується чимало топографічних назв з коренем *гнил-*;

гниль'а́чка 'болотяне, мокре місце' (Кміт 46), *гнилі́ц'а* 'місцевість із значною кількістю протухлої стоячої води' (Грицак); *гнилові́д* 'сенокос с лесом на болотах';<sup>86</sup> *гнилові́д* ч. р., *гнилові́ди* pl. t. 'болотиста місцевість у лісі'; *гнилові́ц'а* 'гнила місцевість' (Грицак) та ін. Очевидно, таким же перенесенням назви мокрої болотистої місцевості на описуваний вид джерела і є *мокрі́ц'а*; пор. зафіксоване на Лемківщині *мокрі́ца* 'болото, мокра місцевість'.<sup>87</sup> З такою чи близькою семантикою в наших говорах чимало топографічних назв з коренем *мокр-*: *мокрі́на*,<sup>88</sup> *мокрáвина* (Верхр Лм 436), *мокр'як* (Верхр Зн 36), *мо́кр'анка*<sup>89</sup> та ін.; те ж і в інших слов'янських мовах; пор. пол. *tokradło*, *tokradlina*, *tokrzyzna*, *tokrzyzna*, *tokrzawina*, *tokrzawa* ін. (SЖ II, 1031) та ін.;

5) метафоричні утворення: *пласі́вка*, *слиз'анка*, *слизн'анка*, *слизні́к* та ін.; сюди ж відносяться й описові назви *слизі́т' вода* та ін. Як паралель тут можна привести подібну російську метафору *плакуны* 'эле пробивающиеся родники' (Маштаков МВС 80).

7. У багатьох селах різних районів України відзначено окремі назви для джерела, з якого вода стікає спеціально вмонтованою трубкою чи жолобком. Звичайно таке джерело та примонтована трубка чи жолобок для стоку води усвідомлюються як одне ціле. На Вн, Жт, Лв, Пл, Пряш, См, Хрк, Чрг у переважній більшості сіл таке джерело називається *жолобо́к*. Відповідно по говірках назва ця засвідчена у варіантах: *жоу́лоубо́к* (Грабова, Смолява Вл), *жо́лубок* (Старина Пряш), *жсалобо́к* (Писарівка Хрк, Фаєвка Чрг), *жолібо́к* (Валява Чрв). Порівняно нерідко зустрічається *жо́лоб* (Рипинне Зк, Братківці, Голобутів, Либохора та ін. Лв; Вороніж, Погребки См, Западніці, Корожовець Хм, В. Олександрівка рх; Василів, Розтоки Чрв), *жо́луп* (Кам'янка Тр), *жо́луб* (Прип'ять Вл), *жл'аб* (Гачава Пряш). Серед інших назв записано: *корі́то* (Мизове Вл), *ч'уркало* (Багни, Берегомет Чрв),<sup>90</sup> *чуркало* (Горбівці Чрв), *чурка́ло* (Товстолуг Тр), *дж'у́ркало* (Дорошівці Чрв), *з'у́ркач* (Василів Чрв), *дзурі́й* (Новомиколаївка Дн), *бурку́т* (Білін Зк), *валу́в* (Кальник Зк), *валу́*, род. од. *валóва* (Данилове, Крайникове Зк), *валóув* (Руська Мокра Зк), *валівчик* (Завидове Зк), *вал'у́вчик* (Довге, Липецька Поляна Зк), *валу́вш'ик* (Ворочеве, Навицьке Зк), *гу́ркало* (Довгопілля Чрв), *чоторна́* (Богаревиця, Добросілля, Макар'єве, Чорний Потік Зк), *чотóрнá* (Блід Зк), *чотóрн'á* (Ракошине Зк), *че́чторн'á* (Мирча Зк), *чо́ргу́в*, род. од.

<sup>86</sup> В. Н. Василенко, Опыт толькового словаря народной технической терминологии по Полтавской губернии (окремый відбиток із «Сборника историко-филологического общества», т. XIII). Харків 1902, 70.

<sup>87</sup> І. Верхратський, Знадоби для пізнання угорсько—руських говорів, II. Львів 1901, 252.

<sup>88</sup> Там же.

<sup>89</sup> Й. О. Дзєндзєлівський, Сільськогосподарська лексика говорів Закарпаття. — *Studia Slavica* 10 (1964) 39.

<sup>90</sup> Див. також Hrabec 35.

чорго́ва (Олешник, В. Раковець Зк), чургу́в, род. од. чурго́ва (Керецьки Зк), чургу́в, род. од. чурго́ва (Бедевля, Іза Зк), чу́гзрув (Гетеня Зк), чу́ргу, род. од. чурго́ва (Данилове, Теремля Зк), чурів (Лазіщина, Рахів, Розтоки, Чорна Тиса, Ясіння та ін. Зк), чу́ргут (Вільхівці Зк), ц'ургу́в (Руська Мокра Зк), ц'ургу (Вільшани Зк), чу́ргів (В. Ком'яти Зк), ц'ур'гу́в (Синевир Зк). Засвідчено паралельно вживані назви: жоробок, корі́то (Корець Рв), жолобок, волівчик (Боберки, Лімна Лв), жолобок, валу́в, чотдрн'а (Дубриничі Зк), жолобок, валівча с. р. (Абранка Зк), волівчик, чурів (Білін Зк), валівчик, чургу́т (Широкий Луг Зк); вал'івчик, чоргу́в (В. Раковець Зк), чурів, чурій (Росішка Зк), чоторна́, чорго́в (Чорнотисове Зк), гу́ркало, чуро́к (Добринівці Чрв).

С. Грабец на Гуцульщині ще відзначає ч'урк'ів, р. в. ч'урко́ва (Грабес 35).

Щодо походження виявлені назви можна згрупувати:

- а) бурку́т;
- б) валу́в, вало́ув, валу́, валівчик, валівчик, валу́вш'ик, вал'івчик, валівчик, вілівча;
- в) гу́ркало;
- г) жолобок, жо́лоубок, жо́лубок, жалубок, жо́лібок, жолоб, жолуб жо́луп, жл'аб;
- д) дж'у́ркало, дзурій, з'у́ркач;
- е) корі́то;
- є) ц'ур'гу́в, ц'ургу́в, ц'ургу́;
- ж) чоторна́, чотдрна́, чотдрн'а, чотдрн'а, че́тдрн'а;
- з) чургу́в, чургу́, чургу́в, чургу́, чургу́в, чо́ргів, чорго́в, чу́ргів, чу́ргут;
- и) ч'у́ркало, чурка́ло, чуро́к, чурів, ч'урків, чурій.

Назви гу́ркало, дж'у́ркало, дзурій, з'у́ркач звуконаслідувального походження; пор. гурк!, гур!, гу́ркати; гу́ркало 'той, що багато гуркає', 'домовик' (Верхр Зн 12); 'маленький водопад' (Желех 164); 'водопад' (Кміт, 53); дзюр! 'звукоподражание для выражения течения струи'; дзю́рїти 'течь тонкой струей'; дзюркото́нька 'журчащая вода'; дзюр 'ключ, источник'; дзюрком, дзюрчання та ін. (Грінч I, 380). Пор. словен. *curek*, *curljo* 'джерело з жолобком' (Badjura LG 230).

Засвідчені у говірках Тр та Чрв чуркало, ч'у́ркало, чуро́к, очевидно, також звуконаслідувального походження; пор. чу́ркати, чуркоті́ти 'rinnen, sprudeln, aufquellen' (Желех 1080), 'бить струей, литься струей' (Грінч IV, 479); чуро́к 'малый водопад; місце, де вода чуркотить' (Верхр Лм 483), чурко́м присл. 'дзюрком' (Грінч IV, 478); чуркало 'джерело' (Шух V, 295) та ін. Пор. болг. чючюрь, змен. чючюрець, чючюря 'издалябано, проврьтено дрьво на извор за да тече вода из него', 'изворь съ чючюрь' (Геров V, 569).

Такого ж, мабуть, походження і поширені на Гуцульщині *чурів*, *ч'урків* та *чурій*; пор. вживане там же *чуріти* 'литися, джурити' (Шух I, 91); *чуріти*, *чуріти* 'rinnen, rieseln, aufquellen' (Желех 1080).

Пор. топонім *Чур'їв* (назва звора у с. Ясинія) (Петров 215).

Назви *жолобок*, *жолоб* та ін., *коріто*, а також *валу́в*, *валу́* та ін., *чоторна́* та ін. для описуваного поняття розвинулися в результаті перенесення назви з частини на ціле. *Жл'аб* < словац. *žliab* 'корито, жолоб'.

*Бурку́т* на описуване поняття пересено з 'джерела залізо-кислої мінеральної води' (див. § 12), де часто, щоб зручно було пити чи брати воду, примонтовують жолобок чи трубку.

Крім описуваного значення, мадяризм *валу́в*, *валу́* та ін. (< угор., *vályú* 'корито') у закарпатських говорах відоме ще як 'жолоб', 'корито', 'видовбана колода, якою тече вода і несе дрова', 'дерев'яний посуд для биття сукна', *валу́в*, *валóви* pl. t. 'лотоки'.<sup>91</sup> Цей мадяризм, крім закарпатських, відомий ще в бойківських, частині наддністрянських та гуцульських говорах: *валів* 'жоліб до поєння худоби, давання свиням їсти', 'коритце для свиней', *валівч'а* 'судина, що в ній лежить митка й глина мастити піч' (Кміт 22);<sup>92</sup> *валовéу*, р. в. *валіву́* 'koryto na wodę drobiu, na karm dla świń';<sup>93</sup> *валуб* 'жолоб' (Шух V, 282); *валиво* с. р., *валів*, р. в. *валова* 'Trog im Schweinstalle' (Желех 54, 55). Відомий цей мадяризм також у словацьких, румунських та сербохорватських діалектах.

Пор. топонім у с. Данилове (назва пасовища) *Валовы* (Петров 6).

*Чоторна́* та ін. у закарпатських говорах відоме ще як 'на кінці покрівлі жолоб для стікання води', 'водостічна труба', 'ринва' < угор. *csatorna* 'канал', 'ринва', 'лотік'. Варіанти *чотóрн'а*, *чотóрн'а*, *чотóрн'а*, *че"тóрн'а* варто співставити з угор. діал. *csatornya* id. (Szinnyei I, 276).

Пор. топонім (поле) *Чоторна* (Петров 6).

*Чургу́в*, *чургу́*, *чургу́в*, *чургу́*, *чургу́в*, *чоргу́в*, *чоргу́в*, *чургу́в* з угор. *csorgó* 'джерело, з якого вода тече малим жолобком'; 'малий водопад'; 'дерев'яний чи кам'яний жолобок, що примонтований до джерела, криниці для стікання води' (Szinnyei I, 347).

Варіант *чургу́т* походить з того ж угор. *csorgó* тільки перейнятого із закінченням знахідного відмінка: *чургу́т* < *csorgót* (знах. в., наз. в. *csorgó*). При контактуванні різносистемних мов нерідко буває, що слова запозичуються не в початковій формі; пор. діал. (закарп.) *фіре"чнóрт* ('тирса' < угор. *fűrészport* (знах. в., назв. *fűrészpor* id.) (ДЛАЗ 218). Порівняно часто це явище

<sup>91</sup> Й. О. Дзендзелівський, Млинарська лексика українських говірок Закарпатської області. — Діалектологічний бюлетень, в. VIII. Київ 1962, 77.

<sup>92</sup> Див. також І. Франко, Галицько-руські народні приповідки, І. Львів 1901—1905, 135.

<sup>93</sup> J. Janów, Gwara małoruska Moszkowiec i Siwki Naddniestrzańskie z uwzględnieniem wsi okolicznych. Lwów 1926, 208.

зустрічається і в румунських говорах Закарпаття.<sup>94</sup> Проте не виключено, що на оформлення *чургут* якийсь вплив мало слово *буркút* (див. § 12).

Угор. *csorgó* є давнім звуконаслідувальним утворенням (Bárczi 44).

Пор. топонім *Чóргòв*, *Чоргúв* (Петров 215).

Назви *ц'ур'гúв*, *ц'ургúв*, *ц'ургú*, очевидно, утворилися внаслідок контамінації мадяризму *чургúв*, *чургúв*, *чургú* з *цюрити*, *цюркотáти*, *цюрком*.

8. Місцевість, де багато джерел: *кринічишче* (Баранівка, Рудня Поліська Жт; Надинівка, Шестовиця Чрг; Сінне Хрк; Вл. Чернятин Хм; Верещаки Чрк; Нова Кочубеївка Пл), *криничишче* (Корець Рв; Товстолуг Тр),<sup>95</sup> *криничишче* (Мар'янівка Жт), *крин'ічишче* (Тхорин Жт), *кринічишче* (Гладковичі Жт), *кырнічишче* (Бхід, Лукове, Синевир Зк), *кирнічишче* (Н. Драчинці Зк), *кырнічишча* (Негровець Зк), *кірнічiшчи* (Горбiвці Зк), *кирнічнишче* (Росішка Зк), *криничовина* (Городня Чрк),<sup>96</sup> *кринічиско* (Грибовиці Вл; В. Глибочок Тр), *кринічини* (Гориця Чрг; Шевченкове См; Ігулець Дн; Берислав Хрс), *криніечини* (Мощена Вл), *кырнічини* (Данилове, Крайникове Зк), *кринічини* (Погар, Тухолька Лв), *кринічник* (Новоіванівка Зп; Новомиколаївка Дн), *кринічкi* (Бондарі Рв; Просянка Хрк; Тухля Лв), *крин'ічки* (Хлупляни Жт), *кырничкi* (Завидове, Олешник, Теремля та ін. Зк), *кирничкi* (Кам'янка Тр; Клембiвка Вн; Воля Лв; Лужани, Шипівці та ін. Чрв), *кринiцi* (Прилуки Чрг; Хмелiвка, Шаповалiвка См; Цюрупинськ Хрс), *кринiц'i* (Мизове, Смідин, Старі Кошари Вл), *кирніцi* (Верхнє Висоцьке, Комарники, Крушельниця, Лосинець, Підкормілля, Радич та ін. Лв; Абранка, Бобовише, Ракошине та ін. Зк; Берегомет Чрв), *кирніцi* (Теліженці Кв; Великосілля, Головецьке, Топільниця Лв; Чорна Тиса Зк; Новиця Ів-Фр), *кырніцi* (Гетеня Вл. Ком'яти та ін. Зк), *кырніцi* (Богаревиця та ін. Зк), *стунникi* (Гнила Лв; Ворочеве, Дубриничі, Мирча та ін. Зк), *студники* (Старина Пряш), *студiнки* (Радохинці, Терло Лв), *кóпанки* (Браниця Чрг), *рyт'áнка* (Липецька Поляна, Вл. Раковець Зк), *многоно́р* (Вонiгове Зк), *кл'учовка* (Кочкарiвка Хрс), *родникi* (Глодова Зп), *вiкнина* (Слобiдка Чрв), *кринiчне м'iсце* (Вл. Олександрiвка Хрс), *кринiчне мiсто* (Береза См), *кринiчвáте м'iсце* (Ситовачі Вл), *кринiч'увáте мiсце* (Доротище Вл), *на кырніц'ах* (Вiльхiвці Зк). Паралельні назви: *криніечини*, *кринічiшче* (Прип'ять Вл), *кринічишче*, *кринічовина* (Бугрин Рв), *кирничкi*, *кирніц'i* (Кубiвці Ів-Фр), *кирніц'i*, *студникi* (Боберки Лв), *кирніц'i*, *студн'i* (Жорчин Лв), *кирніцi*, *но́рiсте по́ле* (Ільник Лв), *кырніц'i*, *жiлы* (Голятин Зк), *но́рiстi мiсц'á*, *но́ри* (Валява Чрв). У значній кількості обстежених сіл спеціальних назв не виявлено.

<sup>94</sup> И. В. Зикань, Некоторые особенности венгерских лексических заимствований в говоре румынского населения Закарпатья. — Вопросы финно-угорского языкознания, в. 3. Москва 1965, 185 — 186.

<sup>95</sup> Див. також Верхр НЗн, 67; Тутк 128.

<sup>96</sup> Див. також Грінч II, 307; Ніковський 374; Онацький 726.

У літературі ще знаходимо: *криничіско* (Верхр НЗн 67; Туттк 128), *жереловище* (Туттк III), *джероловище* (Туттк 38), *джереліста місцевість* (РУС II, 274).

Щодо походження засвідчені назви групуються:

- а) *вікнина*;
- б) *джереловище, жереловище, джереліста місцевість*;
- в) *жілы*;
- г) *кл'учовá*;
- д) *кóпанки*;
- е) *криєнічище, криничіще, кринічище, кринієчище, крінічище, крін'ічище, крінічище, кырнічище, кирнічище, кырнічищá, кірнієчіщі, кирнічнище, кринічиско, криничіско, криничовина, кринічовина, криніччини, кринієчини, кырнічины, криєнічник, кринічки, криничкí, крин'ічки, криничкí, кирничкí, криніці, криніц'і, кирниц'і, кирніці, кирніц'і, кирниці, кырниці, кырніц'і, кринічне м'ісце, кринічне місто, кринієчовате м'ісце, кринієц'увате місце, на кырніц'ах*;
- є) *но́ри, многоно́р, норі́сте но́ле, норі́сті місц'á*;
- ж) *рыт'áнка*;
- з) *родникí*;
- и) *студники, студникí, студénки, студ'ні*.

Переважну більшість відзначених назв для описуваного поняття складають спеціалізовані множинні форми назв для джерела (див. вище).

*Рыт'áнка*, очевидно, взагалі пов'язується з *рыти*; пор. відзначені на Зк: *рит'áнка* 'криниця на місцевості, де багато джерел' (Кам'янське); *рыта́* 'постійна стояча вода' (В. Раковець); *рытва́* 'болотиста місцевість' (Брід) (Грицак).

Всі останні в основному ясні щодо походження і якихось коментарів не потребують.

9. Для джерела з теплою водою, джерела, з якого витікає вода, що взимку не замерзає; місця в річці, болоті, що взимку не замерзає, найпоширенішою назвою є *теплі́ц'а* (Буша Вн; Бедевля, Брід, Гетень, Голятин, Данилове, Іза, Лукове, Олешник, Росішка та ін. Зк; Глодова Зп; Перегінське Ів-Фр; Теліженці Кв; Великосілля, Головецьке, Комарники, Коршин, Пшонець, Радич та ін. Лв; Демидівка Пл; Шаповалівка См; Товстолуг Тр; Коржовець Хм; Гавриші, Констатинівка, Писарівка та ін. Хрк; Багни, Берегомет, Довгопілля, Розтоки та ін. Чрв; Гориця, Надинівка, Прилуки та ін. Чрг),<sup>97</sup> *теплі́ц'а* (Журавичі Вл), *теплі́ца* (Рудня Поліська Жт), *тепл'і́ца* (Тхорин Жт), *теплі́ц'а* (Олька Пряш), *теплі́ца* (Ниж. Мирошів Пряш), *теплі́ца*

<sup>97</sup> Див. також Верхр Зн 69; Желех 957; Грінч IV, 255; Туттк 189; Нґабес 50; Јур 67.



(Кам'юнка Пряш), *теплицу'иє* (Білин, Рахів, Ясіння та ін. Зк). Значне поширення має також *тепличина* (Клембівка, Осіївка Вн; Бобовище, Дубриничі, Мирча та ін. Зк; В. Висоцьке, Ільник, Климець, Лосинець, Підгородці, Стрілки та ін. Лв; Улич Пряш; Залізничка Чк; Валява, Василів та ін. Чрв);<sup>98</sup> *тепличка* (Теребля Зк; Тетіїв Кв; Шаповалівка, Шевченкове См; Пристін Хрк; Білухівка, Нова Кочубеївка Пл; Верещаки Чр; Добринівці Чрв).<sup>99</sup> Серед рідше вживаних та поодиноких назв записано: *тепл'акі* мн. (Новомиколаївка Днп), *вікнина* (Слобідка Чрв), *опар'* (Горіновка См), *здоховина* (Клепачі Хм), *св'іжсавод* (Ховзівка См), *мелеган'а* (Негровець, В. Раковець Зк), *мелекан'а* (Руська Мокра Зк), *шкірдана* (Данилове Зк), *шкірд'ан'а* (Крайниково Зк), *чоторна* (Богаревиця, Рипинне Зк), *тепле жерело* (Старина Пряш), *теплейе же'ре'ло* (Чорниш Вл), *тепла вода* (Гачава Пряш), *тепла норá* (Горбівці Чрв), *живá кринічка* (Радомишль Жт), *живá кирніц'а* (Довге Лв), *живá водá* (Голобутів, Уголька Лв), *не'замерзáйуча водá* (Рясне, Угроїди, Хмелівка Хрк). У значній частині сіл засвідчено паралельні назви: *теплицу'а*, *тепличка* (Керецьки, Розтоки, Широкий Луг та ін. Зк; Боберки, Лімна Лв; Соснівка См), *теплицу'а*, *тепличина* (Абранка Зк; Біличі, Н. Висоцьке Лв), *тепличина*, *тепличка* (Стара Сіль Лв; Н. Драчинці Чрг), *непличка*, *відпарок* (Козелець Чрг), *опар*, *тепла* (Прип'ять Вл), *мелеган'а*, *чоторна́* (Чорнотисове Зк). У с. Ясіння Зк поряд з *теплицу'иє* відзначено ще *відпаровок*, р. в. *відпаровка* 'невеличке джерело, що взимку не замерзає'. У матеріалах з багатьох сіл спеціальних назв не відзначено, очевидно, через відсутність реалії.

У літературі з описуванням значенням, крім того, ще відзначено: *гаряче джерелó*, *тепле джерелó* (РУС II, 274), *голови́ця* (Шух I, 9; V, 283; Нгабес 38; Југ 65), *теплина* (Лв) (Верхр Зн 69),<sup>100</sup> *теплина́* (Желех 957; Грінч IV, 255; УРС V, 31), *тепли́на* (Желех 957).

Виявлені назви щодо походження групуються:

- а) *вікнина*;
- б) *голови́ця*;
- в) *гаряче джерелó*, *тепле джерелó*, *тепле жерело*, *теплейе же'ре'ло*;
- г) *здоховина*;
- д) *мелеган'а*, *мелекан'а*;
- е) *живá кирніц'а*, *живá кринічка*;
- є) *тепла норá*;
- ж) *опар*, *опар'*, *відпарок*, *відпаровок*;
- з) *св'іжсавод*;
- и) *теплицу'а*, *теплиц'а*, *теплиця*, *тепли́ца*, *теплі́ца*, *теплицу'иє*,

<sup>98</sup> Див. також Желех 957; РУС II 274; Ніковський 773.

<sup>99</sup> Див. також Желех 957.

<sup>100</sup> Див. також Верхр Пч II, 39; Тутк 189.

*те<sup>и</sup>пліц'а, т'епл'іца, те<sup>и</sup>плічка, те<sup>и</sup>плічина, теплина, теплинá, теплі-на, те<sup>и</sup>пл'акі, те<sup>и</sup>пла;*

i) *чоторна́;*

і) *шкірдáна, шкірд'án'а;*

й) *жива вода, не<sup>и</sup>замерзáйуча вода́, те́пла вода́.*

З усіх відзначених назв найширше виявлення, причому в усіх районах України, має утворення з коренем *тепл-* *теи<sup>и</sup>пліц'а*. Назва ця досить давня; пор. широко засвідчуване у д-рус. *теплица* id. (Срезн III, 948). Часто зустрічається ця назва і в власне українських писаних пам'ятках та стародурках. На означення джерела з теплою водою та річки, що бере від нього початок, знаходимо цей топографічний термін і в молдавських грамотах 1473 р.,<sup>101</sup> 1499 р.<sup>102</sup> та ін. *топлица*, що виявляє вплив болгарської традиції. Пам'ятки свідчать, що на Україні теплиці здавна широко використовувалися для лікування. Напр., у пам'ятці XVII ст. читаємо «... лѣкарь... в ваннахъ або в теплицахъ для оулженá болю митиса имъ позволяеть (Картотека ІСУМ); у пам'ятці XVIII ст. видѣвъ міющихъся людій въ онихъ теплицахъ (Картотека ІСУМ) та ін. З цим же значенням пор. рос. *тепліца* (Даль VI, 748), пол. *cieplica* (SW I, 329); н. луж. *s'oplica*: в. луж. *ćoplica* (Muka II, 724); словац. *teplica* (SSJ IV, 513); чes. *teplice* (Trávn 1534); сербхр. *топлица* (Толстой 591); макед. *топлица* (PMJ III, 389); словен. *toplica* (Pleteršnik II, 677; Badžuga LG 234); болг. діал. *топлица, топлика* 'топлъ извор',<sup>103</sup> *топлик* id.,<sup>104</sup> 'мѣсто на рѣкѣ, дѣто зимѣ никого не замръзва' (Геров V, 345); пор. також болг. *топлица* 'топла, марна вода' (Геров V, 345), словен. *toplica* 'теплая купель, теплые целебные воды' (Хостник 308); як слов'янізм рум. *topliță* 'теплиця' (DLRM 868). Із значенням 'джерело теплої води, теплиця' ст. пол. *cieplica, cieplice* фіксується з XV ст. (SSt I, 297); ст. болг. *топлица, теплица* з XII—XIII ст.;<sup>105</sup> пор. також ст. сл. *топлица* id. (MLP 997).

На базі цього апелятива на території слов'янського світу виникла велика кількість гідронімів і утворених від них інших топонімів; пор. укр. *Теплиця* фіксується понад 20 разів (Петров 137, 208; Rudn NGB 123; Hrabec 258; УРСР АП 213 та ін.), *Теплиц'і* (Rudn NGB 47), *Теплиці*,<sup>106</sup> *Тепличка* (Петров 208), *Тепличний* Rudn NGB 47), *Теплічний* (Stieber II, 74), *Теплишний* (Hrabec 80), у молдавській грамоті 1488 р.: за наше здравіє и спасеніє... дали и похилили и потвердили есмо того село на имѣ Щилбиканіи оу Студенои

<sup>101</sup> I. Bogdan, Documentele lui Ștefan cel Mare, vol. I. București 1913, 183.

<sup>102</sup> Там же, т. II, 135, 136.

<sup>103</sup> Й. Заимов, Местните имена в Пирдопско. София 1959, 268.

<sup>104</sup> Там же; див. також Геров V, 345.

<sup>105</sup> Див. И. Дуриданов, Географската лексика на старобългарския език с оглед на праславянски. — Хиляда и сто години славянска писменост. 863—1963. Сборник в чест на Кирил и Методий. София 1963, 197—198.

<sup>106</sup> Ю. О. Карпенко, Топоніміка гірських районів Чернігівської області. Чернівці 1964, 72.

Топлици, на Великої Сухи,<sup>107</sup> словац. *Teplica* (з XIII ст.);<sup>108</sup> чес. *Teplíce nad Metují, Teplíce-Šanov, Nová Teplíce* (з XIII—XIV ст.);<sup>109</sup> болг. *Топлицати, Топлика*;<sup>110</sup> словен. *Toplica* (з XIII ст.) та ін. (Bezlaž II, 265—266)<sup>111</sup> та ін. Давні топоніми, безперечно, свідчать про давність апелятива. Топографічний термін *теплиця*, очевидно, спільнослов'янська назва, а можливо, й праслов'янська.<sup>112</sup>

Зважаючи на широке виявлення в сучасних українських говорах для описуваного поняття назви *теплі́ця*, її глибоку давність, значну традицію в наших словниках, наявність її майже в усіх слов'янських мовах, гадаю, необхідно було б відновити вживання *теплі́ця* 'джерело з теплою водою' в літературній українській мові. Використання *теплі́ця* як синоніма до *оранжерей* (у такому значенні теплиця фіксується уже П. Бериндою в його словнику 1627 р.), звичайно, в цьому відношенні не може бути перешкодою.

Ізоглосу *ópar* в описуваному значенні продовжують пол. *opar, oparzelisko, oparzystko* (SW III, 788), *sparzyska* мн. (SW VI, 282); рос. *опарина* 'не замерзше, а лишь слегка затянута льдом место (в реке, озере)'. В сильные морозы от воды в этих местах поднимается пар, отчего, вероятно, и произошло это название (Маштаков МБС 71); словац. *sparisko* (SSJ IV, 152); чес. *sprařelisko*.

*Ópar*, очевидно, утворено регресивним способом від *опарити*, а *ópar* від *опарювати*; пор. широко відомі в наших говорах *опар* 'місце на болоті, що зимою не замерзає' (Рудн НГТ 68); *ópar* 'випаровування' (Грінч III, 55); *ópari* 'болотные топи, замерзающие лишь в сильные морозы';<sup>113</sup> *óparь* ч. р., ж. р. 'отталина, проталина (в льоду)' (Уманець II, 276), 'промоина, продушина во льду' (Грінч III, 55). *Відпáрок* < *від-пар-ок*; пор. *відпарь* 'на болоте не заростающее и не замерзающее место' (Грінч, I, 222). Мотивом такої номінації було те, що над такими місцями (теплиця, незамерзаюче болото тощо) в певний час піднімається пара.

Назва з коренем *дух-* — *здухóвина*, очевидно, є результатом метафоричного вживання відомого анатомічного терміна (*зду́ховина, зду́хвина, зду́хи*): біля теплиці звичайно буває незамерзаюче взимку болото, над цим місцем часто піднімається пара і створюється враження, що цим незамерзлим, паруючим місцем взагалі замерзла поверхня землі немов дихає, пускає дух.

*Ві́книна* на описуване поняття, очевидно, перенесене з 'чистого місця на зарослому болоті, озері'; пор. *ві́кні́на, ві́кно́* 'не заросшее водорослями место на болоте', *ві́кно́вина* 'чистое место на заросшем озере, болоте' (Грінч I, 237).

<sup>107</sup> I. Bogdan, Цитована прця, 1:351.

<sup>108</sup> J. Stanislav, Slovenský juh v stredoveku. Martin 1948, 1:472, 474.

<sup>109</sup> A. Profous, J. Svoboda, Místní jména v Čechách, d. IV. Praha 1957, 326—327.

<sup>110</sup> И. Заимов, Местные имена в Пирдопско. София 1959, 268.

<sup>111</sup> Див. також Хостник, 308.

<sup>112</sup> Див. И. Дуриданов, Цитована праця, 197.

<sup>113</sup> В. Н. Василенко, Опыт толкового словаря народной технической терминологии по Полтавской губернии, 71.

Розвиток семантики міг проходити: 'чисте місце на зарослому болоті' > 'незамерзле болото навколо теплиці', а далі в результаті перенесення назви з цілого на частину виникло 'теплиця'.

*Головиця* на теплицю перенесено з 'початку річки, джерела, з якого бере початок річка'. Таке джерело і болото навколо нього, як і теплиця, часто не замерзають.

*Мелегáн'а* мадяризм; пор. угор. *meleg* 'теплий', пор. також угор. *melegágy* 'теплая гряда; парник', *Мелекáн'а* < *мелегáн'а*.

*Чоторна́* < угор. *csatorna* 'канал, ринва, лотік'.

*Шкірдáна, шкірд'áн'а* неясного походження. Зважаючи на словотворчий формант, можливо, що *шкірдáна, шкірд'áн'а* знаходиться у якомусь зв'язку з прізвищами *Шкырта, Шкурда*, які засвідчуються переважно у центральних районах Зк; пор. ще *шкурд'а* 'старе шкіряне взуття', *шкур'ák* 'мала худа вівця', *шкурд'áти, шкурдáти* 'повільно йти, при цьому шкутильгаючи' (Грицак).

10. Місцевість, терен, де багато джерел, вода яких взимку не замерзає, у значній частині обстежених пунктів Зк, Лв, у ряді сіл Хрк, Чрв та Чрг називається *теплиці'і* pl. t. Цю ж незву для описуваного поняття занотовано і в інших районах української мовної території, зокрема в сс. Осівка Вн; Інгулець Дн; Перегінське Ів-Фр; Нова Кочубеївка Пл; Кам'юнка Пряш; Товстолуг Тр; В. Чернятин Хм; Верещаки Чр. Порівняно часто зустрічається назва *теплиці'а* (Новомиколаївка Дн, Бедевля Зк; Климець Зп; Лощинівка Тр; Гавриші, Сінне Хрк; Багни, Дорошівці Чрв; Гориця Чрг), *теплиці'а* (Олька Пряш), *теплиці'у'е* (Білін, Ясіння Зк). Серед поодиноких назв для цього поняття записано: *теплицини* pl. t. (Клембівка Вн; Лосинець Лв), *теплицина* (Підгородці Лв), *теплич'ч'а* (Шевченкове См), *тепличкы́* (Липецька Поляна Зк), *кри́нички* pl. t. (Новомиргородка Зп), *живі кринички* (Радомишль Жт), *кирничкі* pl. t. (Кам'янка Тр), *крини́ц'а* (Берега См), *но́ры* pl. t. (В. Ком'яти Зк), *ве́лікі но́ри* pl. t. (Нові Драчинці Чрв), *родники́* (Іванівці Хрк), *родн'ікі́* (Берислав Хрс), *родні́к* (Ковалівка Пл), *в'ікнина* (Слобідка Чрв), *водотéч* (Дунаєць См), *же́рел'не* (Мизове Вл), *безо́дн'і* (Бондарі Рв), *ставо́к* (Рясне, Угроїди См), *не́замерза́йуча вода́* (Шаповалівка См). Паралельно вживані назви: *теплицина, ставьк* (зрідка вживане) (Горішні Шилівці Чрв), *те́плі дже́рела, о́пари* pl. t. (Прип'ять Вл), *кирні́ц'і* pl. t., *родники́* pl. t. (Білозерка Хрс). У значній кількості сіл у зв'язку з відсутністю реалії і поняття назв не виявлено.

Щодо походження виявлені назви групуються:

- а) *безо́дн'і*;
- б) *в'ікнина*;
- в) *водотéч*;

- г) *же<sup>ц</sup>рел'не, те<sup>ц</sup>пл'і дже<sup>ц</sup>рела*;
- д) *криниц'і, криниц'а, криєнічки, кирничкі, живі кринічки*;
- е) *но́ры, ве<sup>ц</sup>лікі но́ри*;
- є) *о́пари*;
- ж) *родники́, роднікі́, роднік*;
- з) *ставо́к*;
- и) *те<sup>ц</sup>плиц'і, те<sup>ц</sup>плиц'а, ти<sup>ц</sup>плиц'а, те<sup>ц</sup>плиц'е<sup>ц</sup>, те<sup>ц</sup>пличини, те<sup>ц</sup>-пличина, те<sup>ц</sup>плич'ч'а, те<sup>ц</sup>пличкы́*;
- і) *не<sup>ц</sup>змерза́йуча вода́*.

Як видно з поданого матеріалу, переважна більшість назв для описуваного поняття з походження є множинними чи збірними формами від відповідних назв теплиці, теплового джерела: *те<sup>ц</sup>плиц'і, те<sup>ц</sup>пличини, те<sup>ц</sup>плич'ч'а, криниц'і, но́ры, о́пари, родники́* та ін., див. § 9. У ряді випадків вживаються звичайні однинні форми: *те<sup>ц</sup>плиц'а, те<sup>ц</sup>пличина, криниц'а, роднік*, що, очевидно, є звичайним перенесенням назви з одного предмета та сукупність таких предметів.

*Же<sup>ц</sup>рел'не*, очевидно, еліпс з *\*же<sup>ц</sup>рел'не місце*.

Перенесення назви *ставо́к* на описуване поняття, можливо, пов'язується з тим, що в таких місцях можуть утворюватися більші чи менші водоймища, ставки.

*Водоті́ч* є *вода́ і текти́, ті́ча*; пор. *водоті́ча* 'джерело, з якого б'є вода'; див. § 3.

11. Для джерела мінеральної води виявлено такі загальні назви: *квас* (Абранка, Завидове, Голятин, Керецьки, Рипинне, Свалява, Синевир та ін. Зк; Боберки, Корчин, Радич Лв; Товстолуг Тр; Берегомет, Василів Чрв), *бурку́т* (Бедевля, Білін, Вільхівці, Данилове та ін. Зк; Багни, Розтоки Чрв), *ббрку́т* (Добросілля та ін. Зк), *квасна́ вода́* (Брид, Довге, Іза, Лукове, Руська Мокра та ін. Зк; Ниж. Висоцьке, Гнила, Комарники, Лосинець та ін. Лв), *квасна́ во́да* (Дубриничі Зк; Старина Пряш), *кі́сла вода́* (Хмелівка, Шаповалівка См), *кирні́ц'а* (Ільник Лв), *стуні́к* (Мирча Зк), *ж'ел'є́зна вапе́нка* (Гачава Пряш), *ашва́н'ка* (Чорнотисове Зк), *міне́рал'ник* (Новомиколаївка Дн), *ба́н'а* (Прилуки Чрг),<sup>114</sup> *чистодже́рел'на* (Глодова Зп), *міне́рал'на вода́* (Нова Кочубеївка Пл; Константівка, Пристін Хрк; Верещаки Чр), *міне́рал'не дже́рело́* (Соснівка См). Паралельні назви: *квас, ббру́т* (Негровець Зк), *бурку́т, квасна́ вода́* (Широкий Луг Зк), *и́чава, ква́сна во́да* (Ниж. Мирошів Пряш). У ряді сіл на означення описуваного поняття вживається загальна назва для джерела. У багатьох селах назви відсутні через відсутність реалії.

В літературі ще відзначено: *цілю́ще дже́рело́* (РУС II, 212, 274), *жі́ла* (Jur 67).

<sup>114</sup> Див. також Верхр Лм 390; Грінч I, 27; Jur 64.

11а. Як загальні назви для мінеральної води вживаються: *квас* (північні райони Зк,<sup>115</sup> ряд сіл Ль, Вл, Чрв), *квасна вода* (західні і центральні райони Зк,<sup>116</sup> ряд сіл Ль), *бурку́т*, *бѣрку́т*, *боу́рку́т* (східні райони Зк; Багни, Берегомет, Горбівці, Н. Драчинці Чрв),<sup>117</sup> *бѣрку́т* (Глисна, Колочава, Онік, Руська Мокра Зк),<sup>118</sup> *бѣрку́т* (Синевир Зк),<sup>119</sup> *міне́ра́л'на вода́* (ряд сіл Вл, Жт, Зп, Ль, Пл, См, Тр, Хм, Хрк, Чрг), *ці́л'у́шча вода́* (Стрілки Ль), *кі́сла вода́* (Хмелівка, Шаповалівка См), *шчава́* (Кам'юнка Пряш). Паралельні назви: *бѣрку́т*, *квас* (Негровець Зк), *квас*, *квасна вода́* (Пилицець, Свалява Зк).

У літературі ще фіксуються *бѣркі́т*, *квасна́ вода́* (ДЛАЗ 112).

Наявні назви можна згрупувати:

- а) *ашва́н'ка*;
- б) *ба́н'а*;
- в) *бурку́т*, *боу́рку́т*, *бѣрку́т*, *бѣрку́т*, *бѣрку́т*, *бѣркі́т*;
- г) *ж'ел'ѣзна вапе́нка*;
- д) *жі́ла*;
- е) *квас*, *квасна́ вода́*, *квасна́ вода́*;
- є) *кирні́ц'а*;
- ж) *кі́сла вода́*;
- з) *міне́ра́л'ник*, *міне́ра́л'на вода́*, *міне́ра́л'не джерело́*;
- и) *стуні́к*;
- і) *ці́люще джерело́*;
- й) *цистоджерел'на*;
- к) *шчава́*.

*Ашван'ка* мадяризм, що оформлено на українському ґрунті суфіксом *-к-* та закінченням *-а*; пор. угор. *ásványvíz* ід.; *ásvány* 'мінеральний'.

Назва *ці́люще джерело́* ясна і не потребує якихось пояснень.

*Міне́ра́л'на вода́*, *міне́ра́л'не джерело́*, як це й часто зауважували нам самі оповідачі, взагалі нова назва, що поширилася під впливом літературної мови. *Міне́ра́л'ник* — утворення на власному діалектному ґрунті.

Назви *жі́ла*, *кирні́ц'а*, *стуні́к* на описуване поняття перенесені з 'джерела взагалі'; див. § 1. *Бурку́т*, *боу́рку́т* та ін., *квас*, *квасна́ вода́*, *кі́сла вода́*, *шчава́* — результат перенесення на описуване поняття назв для джерела мінеральної залізистої води; див. § 12. Проте засвідчена на Міжгірщині назва *квасний квас* та відзначена на Хустщині назва *квасний бѣрку́т* 'залізисто-кисла мінеральна вода' (див. § 12) свідчать, що в говорах *квас*,

<sup>115</sup> Див. також ДЛАЗ 112.

<sup>116</sup> Див. також ДЛАЗ 112.

<sup>117</sup> Див. також Й. О(гоновськи)й, Слова з Гуцульщини. — Правда, річ. XII, в. I. Львів 1897, 53.

<sup>118</sup> Див. також ДЛАЗ 112.

<sup>119</sup> Див. також ДЛАЗ 112.

*бóркút* виступають і як загальні назви для всякої мінеральної води. *Ж'ел'езна вапénка*, очевидно, також назва, перенесена з мінеральної залізисто-кислої води; пор. *залізіста вода́* (РУС I, 279); *залізна вода́* 'струмок, що тече від джерела залізисто-кислої води' (Грицак).

12. Для джерела мінеральної залізисто-кислої води по говорах виявлено назви: *квас* (Рипинне, Свалява, Чорнотисове та ін. Зк; Корчин Лв; Добринівці Чрв), *квасна́ вода́* (Бедевля, Бобовище, Богаревиця, Добросілля, Довге, Завидове, Керецьки, В. Раковець, Синевир, Ясіння та ін. Зк; Верх. Висоцьке, Ільник, Комарники, Крушельниця, Лімна, Лосинець та ін. Лв; Довгопілля Чрв), *квасна́ вода́* (Ворочеве, Мирча та ін. Зк), *квасный квас* (Вучкове Зк), *кисла вода́* (Хмелівка, Шаповалівка См), *щчава́* (Радич Лв; Товстолуг Тр), *гіс'ц'ова́ вода́* (Голятин, В. Раковець та ін. Зк; Розлуч Лв), *бурку́т* (Білін, Вільхівці, Лазіщина, Шир. Луг, Рахів, Розтоки, Теремля, Чорна Тиса та ін. Зк; Берегомет Чрв),<sup>120</sup> *бóркут* (Крайникове, Росішка, Руська Мокра та ін. Зк), *бóркút* (Негровець Зк), *квасный бóркут* (Данилове Зк); *гус'ц'ова́ вода́*, *квасна́ вода́* (Дубриничі Зк), *квасна́ вода́*, *гіс'ц'ова́ вода́* (Либохора, Боберки Лв), *г'іст'ова́ вода́*, *гішчій'а* (Бітля Лв).

У літературі з цією ж семантикою знаходимо ще: *боркóты* мн.,<sup>121</sup> *борку́т* (Тутк 87), *бóрку́т* (Желех 50); *бурку́т* (Рудн НГТ 82, 103; Кміцикевич 428), *бурку́н* (Рудн ЕДУ 262), *джерело щави* (Тутк 106), *щав* (Верхр Лм 487), *щча́ва* (Онацький 1721; Јур 66), *ше́ва* (Шух I, 12, 16), *шч'і́ва*, *ш'éí́ва* (Нгабес 49). П. А. Тутківський, посилаючись на В. Шухевича, подає ще *ше́ви* 'щелочные источники' (Тутк 198), *щав*, *ше́в* id. (Тутк 23). Але форма чоловічого роду *щав*, *ше́в*, мн. *ше́ви* тут реконструйовано помилково. У В. Шухевича: "В долині Чорного Черемоша бють . . . три жерела ше́ви (щави)" (Шух I, 12), звідки ясно видно, що *ше́ви* це родовий відмінок однини від *ше́ва*. У п'ятому томі своєї праці цей автор подає *шьива* 'квасковата вода' (Шух V, 295).

12а. Такі ж в основному відзначено і назви для води, що витікає з такого джерела: *квас* (Іза, Рипинне, Свалява, Синевир та ін. Зк; Дубринівці Чрв), *квасна́ вода́* (Богаревиця, Блід, Данилове, Довге, Завидове, Керецьки, Чорний Потік та ін. Зк; Боберки, Верх. Висоцьке, Комарники, Крушельниця, Радич та ін. Лв; Довгопілля Чрв), *квасна́ вода́* (Дубриничі, Мирча, Невицьке та ін. Зк), *щчава́* (Корчин Лв; Товстолуг Тр), *гіс'ц'ова́ вода́* (Розлуч Лв), *густий'ова́ вода́* (Вільхівці Зк), *гостий'ова́ вода́* (Добросілля Зк), *бурку́т* (Білін, Лазіщина, Розтоки, Теремля та ін. Зк; Берегомет Чрв), *бóркút* (Руська Мокра Зк), *бóркút* (Негровець Зк), *ропа́* (Гнила, Либохора Лв), *мінерал'на вода́* (Писа-

<sup>120</sup> Див. також Желех 50; Шух V, 282; Грінч, I, 112; З. Кузеля і М. Чайковський, Словар чужих слів. Чернівці, 1910, 52.

<sup>121</sup> А. Митрак, Мадыарско—русский словарь. Ужгород 1922, 123.

рівка Хрк). Паралельні назви: *квасна вода*, *гісщ'ова вода* (Абранка Зк), *квасна вода*, *буркут* (Бедевля, Чорнотисове Зк), *квасна вода*, *солена вода* (Лосинець Лв).

Засвідчені назви щодо походження можна згрупувати:

- а) *буркут*, *буркут*, *бъркут*, *бъркут*, *боркут*, *бъркут*, *боркоты*, *буркун*;
- б) *гіс'ц'ова вода*, *гіс'ц'ова вода*, *г'іст'ова вода*, *гус'ц'ова вода*, *густич'ова вода*, *гостич'ова вода*, *гіщич'а*;
- в) *квас*, *квасна вода*, *квасна вода*, *квасный бъркут*, *квасный квас*;
- г) *кїсла вода*;
- д) *мінерал'на вода*;
- е) *ропа*;
- є) *солена вода*;
- ж) *ичава*, *цава*, *цава*, *ич'їва*, *ич'їва*, *шьїва*, *джерело цави*.

Ізогласу поширеного у гуцульських, мараморських, закарпатських та покутсько-буковинських говорах *боркут*, *бъркут*, *буркут* та ін. продовжують: словац. діал. (Спіш) *borkut* id., яке Й. Штольц на підставі фонетики (*or < ʒr*) вважає українізмом;<sup>122</sup> рум. обл. (Молдова) *borcut*, *borcut* 'Säuerling', 'grosse Glasflasche' (Tiktin 212); угор. діал. (комітат Сатмар) *borkút* 'мінеральна кисла вода'; жарт. (центральні говори) 'п'яниця' (Szinyei I, 162), (шамошгатські говори) *borkút*, *borkut* 'джерело мінеральної води',<sup>123</sup> (угорські говори на території Закарпаття — Вишково та ін.) *borkut* 'мінеральна вода', 'джерело мінеральної води'. У літературі відоме і польське діал. *borkut*, *burkut* 'залізисто-кисла мінеральна вода', але в джерелах при цьому вказується не на власне польську, а на українську етнографічну територію,<sup>124</sup> хоч, правда, в кінці XIX — на початку XX ст. були певні тенденції ввести *borkut*, *burkut* у літературну польську мову. SW (I, 237). Є відомості, що назва ця поширена і в районі Шариша (Східна Словаччина): „*Borkut* — kápiele i zdroj wody szczawiowej w szaryskim (Węg.), w lesie, w pobliżu Preszowa (Eperies); smaczną tę wodą piją w Preszowie zmieszaną z winem”.<sup>125</sup>

В ареалі *боркут*, *буркут* та ін. засвідчується чимало топонімів, утворених на базі цього апелятива. Так, теперішнє село Кваси на Рахівщині (Зк) у пам'ятці 1684 р. фіксується під назвою *Bokút* а в пам'ятці 1696 р. — *Borkut*<sup>126</sup>; *Буркут* (Шух I, 16, 17); *Боркут*, *Буркут* (4 рази), *Боркутський потік*, *Borkutjenc* (Петров 148, 101); *Колочава-Боркут* (приселок с. Колочава Зк), *Burkut* (джерело), *Burkutowy Potok* (Hrabec 60, 75, 205); *Боркути* (хутір

<sup>122</sup> J. Štolc, Slabičné r, l na pomedzi stredoslovensko-východoslovenskom. — Jazykovedný zborník, I–II, č. 5–8, Turčiansky Sv. Martin. 1946–1947, 378.

<sup>123</sup> Csűry B., Szamosháti szótár, I. Budapest 1935, 106.

<sup>124</sup> Див. J. Karłowicz, Słownik gwar polskich, I. Kraków 1900, 140.

<sup>125</sup> Słownik geograficzny Królestwa Polskiego i innych krajów słowiańskich, t. I. Warszawa 1880, 315.

<sup>126</sup> Belay V., Máramaros megye társadalma és nemzetiségei. A megye betelepüléstől a XVIII. század elejéig. Budapest 1943, 130.



на Херсонщині в районі Голої Пристані, див. УРСР АП 624); у грамоті Бейли IV вид 1247 р. бардівські купелі згадуються під назвою *Burcuth*,<sup>127</sup> *Borkutka* (джерело залізисто-кислої води в Кішовцях на Спіші),<sup>128</sup> рум. *Borcut*, що в Румунському Марамороші вживається поряд з *Dealul-Zinului, Izvorul-Zinului*,<sup>129</sup> *Borcut* (назва джерела в Румунському Марамороші), це останнє Й. Йордан вважає слов'янізмом.<sup>130</sup>

Щодо походження апелятива *боркут, буркут* немає єдиної думки. Е. Бернекер,<sup>131</sup> Ш. Бонкало,<sup>132</sup> Й. Сташевський,<sup>133</sup> Й. Штольц<sup>134</sup> та ін. вважають його утворенням на власному українському ґрунті від звуко-наслідувального дієслова *буркати, бъркати*. В. Шухевич (Шух I, 16), Я. Меліх,<sup>135</sup> В. Шмілауер<sup>136</sup> та ін.<sup>137</sup> кваліфікують *боркут, буркут* як мадяризм (< угор. *borkút* що є композитом: *bor* 'вино'; *kút* 'колодязь', отже буквально 'винний колодязь'). Деякі автори розцінюють його як угорське запозичення через румунське посередництво (Hrabec 76; ДЛАЗ 122 коментар; Rudn EDU 262).

При вирішенні, безперечно, досить складного питання етимології укр. *борку́т, бурку́т* та ін. звичайно має бути врахований весь комплекс моментів, що мають до цього якимсь відношення. І на цей раз категорично не заперечуючи версії, що укр. *борку́т, бурку́т* мадяризм, який потрапив до нас через румунське посередництво (див. ДЛАЗ 122 коментар), хочу наголосити, що ця назва цілком задовільно може бути пояснена й на власному, українському чи й ширше — слов'янському ґрунті.

Як видно з цієї статті, в українських говорах (та й в говорах інших слов'янських мов) для різних видів джерел існує досить велика кількість назв звуконаслідувального походження, зокрема, віддієслівного походження (*бу́л'кіт, бу́л'бук, гікало, гуркало, джуркало, дз'ур* та ін.). Очевидно, це також слід мати на увазі й при аналізі *бурку́т, борку́т*, яке можна розглядати як утворення від дієслова *боркати, буркати* (< *бъркати*), *борконіти, бурко-*

<sup>127</sup> VI. Šmilauer, Vodopis starého Slovenska. Praha a Bratislava 1932, 232.

<sup>128</sup> J. Štolc, Цитована праця, 320.

<sup>129</sup> N. Drăganu, Românii în veacurile IX — XIV pe baza toponimiei și a onomasticeii. București 1933, 395.

<sup>130</sup> J. Iordan. Toponimia românească. București 1963, 92.

<sup>131</sup> E. Berneker, Slavisches etymologisches Wörterbuch, I. Heidelberg 1924, 108.

<sup>132</sup> Див. Magyar Nyelvőr, XLI, 423 — 424.

<sup>133</sup> J. Staszewski, Słownik geograficzny. Pochodzenie i znaczenie nazw geograficznych. Warszawa 1959, 39.

<sup>134</sup> J. Štolc, Цитована праця, стор. 378. Цікаво також відзначити, що Л. Чоней у своїй досить багатій матеріалом статті про угорські за позичення в закарпатських говорах („Magyar szók a rutén nyelvben”. — Nyelvtudományi közlemények, XVI, слова *боркут* не наводить.

<sup>135</sup> Див. Magyar Nyelv, 5: 42; 8: 336 Magyar Nyelvőr, 41: 461 — 463.

<sup>136</sup> VI. Šmilauer, Цитована праця, 466.

<sup>137</sup> Див. також З. Кузеля і М. Чайковський, Словар чужих слів. Чернівці 1910, 52; J. Janów, Z fonetyki gwar huculskich. — Symbolae grammaticae in honorem Ioannis Rozwadowski, vol. II. Kraków 1928, 272; A magyar nyelv történeti-etimológiai szótára. I (1967), 342.

ніти (< бърконѣти) за допомогою суфікса -ут (< \*ut-ъ чи -ot-ъ який вживався в слов'ян у тих же функціях, що й \*ot-ъ): \*бърк-утъ > боркут, буркут; пор. аналогічно утворене сербхрв. бъркѹт, р. в. брскѹта (вода, гдје тече брзо преко камење, Stelle im Bache, wo er schnell über Kiesel dahin rinnt, (Караџић 46; Schütz 72); пор. також укр. тѹркут 'порода голуба' (Грінч IV, 496—497), що від туркати, туркотати: турк-ут; укр. діал. когут, кугут 'півень', пол. kogut id., словац. kohút id., чес. kohout id., ст. чес. kohút id. < \*kog-ut-ъ < \*kok-ut-ъ, від кокотати); сербхрв. цврѣкѹт 'цвірінкання', сръкѹт 'ковток', шкрѣгѹт 'скрегіт' та ін.;<sup>138</sup> ст. пол. łykut 'łykniecie, haust, pościagnięcie' (SW II, 830), пол. діал. łykut 'ten, co dobrze łyka, żarłok, obżartuch; opóј, pijanica, pijak, bibosz, wydmiukufel', жарт. 'trębacz, bąk, smok' (SW II, 830) та ін.

Не виключено також, що укр. боркѹт, буркѹт є утворенням з суфіксом -от (< \*ot-ъ). У слов'янських мовах віддієслівні (особливо від звуконаслідувальних дієслів) іменникові утворення з цим суфіксом взагалі досить поширені; пор. рос. грóхот, хóхот; пол. łoskot, turkot; словац. hrkot, hukot; чес. rachot та ін. Отже: \*борк-от чи \*бур-к-от, з якого закономірно розвинулися відзначені вище укр. діал. бóр-кіт (де *i* < *o* у новозакритому складі), бóркѹт (де *ü* < *o*), бóркут (де *y* < *o*). Правда, найпоширеніший варіант бóркѹт, буркѹт виявляється не лише в говорах, де *o* > *y*, а й в говорах, де *o* > *i* (наприклад, в Гуцульщині), але в цих останніх боркѹт, буркѹт могло поширитися з сусідніх укаючих говорів внаслідок інтерференції чи руху слів та форм.

Можливо також, що укр. \*боркот, \*буркот чи \*боркут, \*буркут (< \*бъркутъ) у свій час було запозичене угорцями, де воно внаслідок народної етимології, зблизившись з bor 'вино' і kút 'колодязь', видозмінилося в borkút і в цій новій формі було презапозичене сусідніми українськими (та румунськими) говорами.

Угорськими пам'ятками borkút фіксується з середини XIII ст., український топонім Боркут засвідчується з середини XVI ст., апелятив, зрозуміло, мав існувати значно раніше. Крім того, коли врахувати назву для бардіївських курортів (що на українсько-словацькому етнографічному пограниччі) з середини XIII ст. Borcuth, що має не словацьку, а українську фонетику (*or* < *ъr*), то, гадаю, що й з точки зору хронології запропоноване пояснення укр. боркут, буркут на власному ґрунті не буде натяжною.

Нарешті, варто звернути увагу, що в українській мові боркут, буркут має чимало дериватів, у той час як в угорській літературі подібні деривати, власне, не відзначаються (див. нижче); пор. також значну кількість українських топонімів, в основі яких лежить апелятив боркут, буркут. Певне

<sup>138</sup> У сербохорватській мові такі відієслівні утворення з суфіксом -ут взагалі досить поширені; докладніше див. А. Белић, Саврамени српскохрватски књижевни језик. Наука о грађењу речи, Београд 1949, 120.

значення в даному випадку мала б мати назва хутора *Боркути* на Херсонщині, яка взагалі знаходиться далеко від ареалу *боркут*, *буркут*, але для цього, очевидно, потрібно було б докладно в'яснити її етимологію.

Варіант *буркун* розвинувся з *буркут* в результаті зближення з *буркотати*, *буркотіти* (Rudn EDU 262), *бурконіти*, *буркуніти*.

Від *боркут*, *буркут* у закарпатських говорах засвідчено ряд дериватів: *буркутницье* 'місце, де протікає буркут'; *буркутар'* 'власник джерела кислої мінеральної води'; *буркутар'ка*, 'власниця такого джерела'; *буркутник* 'той, що багато п'є буркуту', 'напій (вино, сироп та ін.) з буркутом'; *буркутницье*, *буркут'єнка*, *буркучанка* 'посуд для буркуту'; *буркут'єнка* 'вода або вино, змішане з буркутом' (Косівська Поляна), 'місце, територія, де знаходяться джерела буркуту' (Білин); *буркут'єчник* 'той, що купається в буркуті'; *буркутувати* 'сидіти біля джерела і попивати буркут'; *буркут'єн* 'мінеральна вода в пляшці і т. ін., що з часом втратила свій смак; помій з буркуту' (Косівська Поляна); *буркутанін* 'людина, що живе біля джерела буркуту' (Кобилецька Поляна) (Грицак); *буркутяне*<sup>139</sup> 'мешканці с. Кваси на Рахівщині, де є багато мінеральних джерел' (так їх називають мешканці сусідніх сіл). Сюди ж, очевидно, належить і *буркутитис'є* 'нервуватися' (Косівська Поляна) (Грицак), що, мабуть, метафора.

Назви *квас*, *квасна вода*, *квасна вода* мають закарпатсько-бойківсько-гуцульсько-буковинський ареал. Ізоглосу їх продовжує сх. словац. *kvašna voda* id.<sup>140</sup>

Назва *квасна вода* засвідчується у тишівській «Александрії» (Початок XVIII ст.): *Есть у земли . . . вул'каны, тѣсныя барзо мѣсца, иньшіе руды, иньшіе солоные, иньшіе горькіе, воначіи, иньшіе квасные . . . Есть вода . . . кваснаа, скрозѣ которые вулканы, проходы са тисне и проходитъ и такова из' землѣ на свѣтъ вынікаетъ*.<sup>141</sup>

*Квас* взагалі праслов'янське слово — прасл. \**kvasъ* 'розчина, закваска', 'кислий смак', 'щось кисле'. У названих українських та словацьких говорах розширило своє значення і на описуване поняття (із-за кислого смаку цієї води).

Від *квас* 'кисла мінеральна вода' відзначено похідні: *квасовіна* 'місце, де багато мінеральних джерел'; *квасовінс'кий* 'житель, що мешкає біля цієї місцевості' (Вучкове) (Грицак).

На базі апелятива *квас* 'мінеральна залізисто-кисла вода' утворено чимало топонімів, що локалізуються головним чином на Закарпатті: *Кваси* село на Рахівщині, в якому є джерела такої води (ДЛАЗ 122); *Квас* (6 разів) джерела; *Квасовець* (5 разів) потоки, гори: *Квасов*, *Квасів* (5 разів), *Квасний*

<sup>139</sup> *Theodorus Beregiensis* [Ф. М. Потушняк], Як народ ділить себе. — Літературна неділя, 2(1942), 188.

<sup>140</sup> *S. Czambel*, Slovenská reč a jej miesto v rodine slovanských jazykov. Sv. Martin 1906, 543; див. також Kálal 289.

<sup>141</sup> *І. Панькевич*, Тишівська «Александрія» . . ., 89.



Можливо: *гішчій'а*, *гушчій'а*, *гішчій'иє* < \**гостиц'а*; випадки, коли *ст* > *шч* порівняно нерідкі.

Ізоглосу поширеного у лемківських, бойківських, гуцульських та деяких суміжних говорах *шчавá*, *шч'иєвá* та ін., продовжує пол. *szczawa*, *szczawnica* id. (SW VI, 576), словац. *šťavica* id. (Kálad 690; SSJ IV, 451). Назва дана із-за кислого смаку цієї води; пор. *щавá* 'кислая жидкость, сваренная из молочной сыворотки или хлебного квасу, хлебных зерен, сухарей и квасцов, — в ней варят шерстяные нитки прежде окраски их кошенилью' (Грінч IV, 522); 'щавель *Rumex*' (Верхр Пч II, 36; Желех 1103 та ін.),<sup>146</sup> пор. д. р. *щавный* 'кислый' (?) (Срезн III, 1605).

Назва *мінерáл'на водá* нова (це чітко усвідомлюють і оповідачі), засвоєна з літературної мови.

Назви *ропá*, *солéна водá* перенесені на описуване поняття з 'джерела солоної мінеральної води'; див. § 14.

13. Для джерела мінеральної сірчистої води відзначено назви: *сірчаній'а* (Чорнотисове Зк; Нова Кочубеївка Пл; Товстолуг Тр; Верещаки Чр; Довгопілля Чрв), *сірчаний'а* (Негровець Зк), *сірчанка* (Чорний Потік Зк), *вон'ачка* (Брід Зк), *сірчана водá* (Бобовище, Данилове, Чорна Тиса Зк; Головецьке Лв), *с'іркова водá* (Голятин Зк), *сірківá водá* (Ясіння Зк), *йайц'ова водá* (Ворочеве, Дубриничі Зк), *йайцєва водá* (Рахів Зк), *йайечківá водá* (Рипинне, Росішка та ін. Зк; Радич Лв), *йайечкова водá* (Пшонець, Тухля Лв), *йайічкова водá* (Великосілля Лв), *сірчаній'иє*, *йайечківá водá* (Лазіщина Зк), *йайічній'а*, *йайечківá водá* (Корчин Лв), *йайічна водá*, *смерд'ача водá* (Ільник, Лосинець Лв).

13а. Вода, що витікає з такого джерела, має назви: *с'ірчана водá* (Негровець Зк; Головецьке Лв; Берестовець, Дубровиця, Пісків Рв; Прилуки Чрг), *с'ірчанá водá* (Чорнотисове Зк; Нова Кочубеївка Пл; В. Писарівка См; Верещаки Чр), *с'ірчаний'а* (Товстолуг Тр), *с'ірчаний'иє* (Чорна Тиса Зк), *с'ірчавій'а* (Горішні Шилівці Чрв), *сірчанка* (Луг Зк), *сірчаний буркút* (Кваси Зк), *йайечкова водá* (Лазіщина, Рипинне Зк; Корчин, Радич Лв), *йайічкова водá* (Пшонець, Тухля Лв), *йайічна водá* (Біличі Лв), *йайічкова водá* (Великосілля Лв), *йайц'ова водá* (Данилове Зк), *йайц'ова вода* (Дубриничі Зк), *гісц'ова водá* (Гнила Лв), *гісц'ова вода* (Волосянка Зк), *смерд'ача водá* (Лосинець Лв), *вон'ача водá* (Брід Зк), *чорна водá* (Вільхівці Зк), *квас* (Вучкове, Рипинне Зк), *квасна водá* (Крайникове Зк), *буркút* (Білин Зк), *бóркút* (Руска Мокра Зк), *буркút йайцєвий* (Рахів Зк), *мінерáл'на водá* (Константинівка, Писарівка Хрк). Паралельно вживані назви: *сірчаний'а*, *сірчана водá* (Росішка Зк), *сірчий'а*, *жовт'анка* (Новомиколаївка Дн), *смерд'ача водá*, *йайечківá водá*

<sup>146</sup> Див. також М. Мельник, Українська номенклатура вищих рослин. Львів 1922, 238, 239.

(Ільник Лв), *квас, гістц'ова вода* (Абранка Зк), *білий буркút, вон'йечий буркút, йайечковий буркút, буркút з йайц'йеми, йайечна вода, йайечкова вода, йайечкова кирніц'йе, чорна вода* (Косівська Поляна Зк).

Наявні назви щодо походження можна згрупувати:

а) *буркút, боркút, білий буркút, вон'йечий буркút, йайечковий буркút, буркút з йайц'йеми, буркút йайцевий*;

б) *вон'ачка, вон'ача вода*;

в) *гістц'ова вода, гістц'ова вода*;

г) *жовт'анка*;

д) *йайечниц'а, йайцева вода, йайічна вода, йайц'ова вода, йайечна вода, йайечкова вода, йайечкова вода, йайечкова вода, йайічкова вода, йайечкова кирніц'йе*;

е) *квас, квасна вода*;

є) *мінерал'на вода*;

ж) *сірчаніц'а, с'ірчаніц'а, с'ірчаніц'е, с'ірчаніц'а, с'ірчавіц'а, с'ірчанка, с'ірчіц'а, с'ірчана вода, с'ірчана вода, с'ірчана вода, с'іркова вода, с'іркова вода, с'ірчаний буркút*;

з) *смерд'ача вода*;

и) *чорна вода*.

Значна частина засвідчених назв для описуваного поняття є утвореннями від прикметникових основ:

*сірчан-*: *сірчан-иц'а, с'ірчан-к-а*; пор. *сірчана вода*;

*сірчав-*: (\**сірчавий*): *сірчав-иц'а*;

*йайечн-*: *йайечн-иц'а*; пор. *йайечна вода*. Назва *йайечниц'а*, як і описові назви *йайцева вода, йайечкова вода* та ін., дана у зв'язку з тим, що така мінеральна вода має запах зіпсованого яйця;

*вон'ач-*: (діал. *вон'ачий* 'вонючий'): *вон'ач-к-а* — назва дана із-за характерного неприємного запаху; пор. також *смерд'ача вода*; пор. *вода воньча* та *вода . . . смерд'ача* у описі мінеральних вод у Тишівській «Александрії» (поч. XVIII ст.).<sup>147</sup>

Від іменникові основи: *сірк-иц'а > с'ірчіц'а*.

*Гістц'ова вода* від *гостець* 'ревматизм' (у купелях цієї води лікуються, від ревматизму); докладно див. § 12.

Назва *чорна вода* описуваному поняттю дана у зв'язку з тим, що коли дивитися в джерело такої мінеральної води, то вода здається темносиньою, аж чорною, особливо в гарну погоду (як не було довгий час дощу), коли у воді багато сірки.

З назвою *жовт'анка* пор. засвідчене у описі мінеральних вод початку XVIII ст.: *єсть вода жовта*.<sup>148</sup>

<sup>147</sup> І. Панькевич, Тишівська «Александрія . . .», 89.

<sup>148</sup> І. Панькевич, Тишівська «Александрія . . .», 89.

*Буркút, бѳркút, квас, кваснú водá* перенесені на описуване поняття із 'мінеральне джерело кислої води'; див. § 12. Проте назви *вон'úєчий буркút, úайєчкѳвий буркút, буркút з úайц'úєми, буркút úайцѳвий, сѳрчáний буркút* свідчать, що *буркút* у цих говірках побутує і як назва мінеральної води взагалі; див. § 11.

Назва *білий буркút* пояснюється тим, що кругом джерела такої мінеральної води нерідко буває сірувато-білий осадок сірки.

14. Джерело мінеральної солоної води по говорах має назви: *солонѳú'* (Глодова, Самійлівка Зп; Новиця Ів-Фр; Стрілки Лв; Соснівка, Шаповалівка См; Коржовець Хм; Пристін Хрк; Новоолексіївка, Первомаївці, Цюрупинськ Хрс; Багни Чрв; Прилуки Чрг), *солонѳú* (Берегомет, Горішні Шилівці Чрв), *сол'ánка* (Грибовиця Вл; Радомишль Жт; Братківці Лв)<sup>149</sup> *солѳнка* (Нова Кочубеївка Пл; В. Писарівка См; Верещаки Чр),<sup>150</sup> *солонѳú'a* (Підгородці Лв), *ропá* (Інгuleць, Новомиколаївка Дн; Тхорин Жт; Білин, Богаревиця, Брід, Вільхівці, Вонігове, Ворочеве, Гетеня, Голятин, Данилове, Добросілля, Іза, Керецьки, Лукове, Мирча, Руська Мокра, Негровець, Олешник, Росішка, Синевир, Тереля, Чорнотисове та ін. Зк; Головецьке, Комарники, Корчин, Лімна, Либохора, Мігове, Пшонець та ін. Лв; Ковалівка Пл; Добринівці, Довгопілля, Лужани, Слобідка та ін. Чрв), *ропа* (Крайникове Зк; Горбівці Чрв), *ропл'ánка* (Макар'єве Зк), *ропл'єчнѳú'єи* (Чорна Тиса Зк), *квас* (Рипинне Зк), *солѳна водá* (Береза, Хмелівка См), *солѳна водá* (Дубриничі Зк), *солѳний квас* (Товстолуг Тр), *солѳний квас* (Вучкове Зк), *гл'ід*, р. в. *глѳду* (Кваси Зк). Паралельні назви: *солонѳú'*, *ропá* (Зелені Кошари Мк; Розтоки Чрв), *солѳнка*, *сол'ánка*, *ропá* (Радич Лв), *сол'ánѳú'a* *ропнѳú'a* (Воля Лв), *ропá*, *сол'ánка* (Тухля, Крушельниця Лв), *сол'ánка*, *солѳний квас*, *ропа* (Абранка Зк), *ропá*, *солѳний квас* (Боберки Лв), *ропá*, *солѳна водá* (Бедевля Зк; Ниж. Висоцьке, Ільник Лв).

На означення описуваного поняття в літературі, крім того, відзначено: *бáн'і* (Нгабес 32), *бáн'а* (Jur 64), *ропанѳú'a* (бойк.) (Jur 66), *ропнѳú'a* (Онишкевич), *салатѳúри*,<sup>151</sup> *сировѳú'a* (Jur 66); *сѳровѳúця* (Желех 866), *сировѳúця* (Желех 936), *ропанѳúы* 'червона вода солонá (джерело)',<sup>152</sup> *солѳтвина* (Rudn NGВ 30; Stieber I, 47), *сол'іско* (Лемківщина) (Stieber II, 69).<sup>153</sup>

14а. Вода, яка витікає з такого джерела: *ропá* (Грибовець, Прип'ять Вл; Радомишль, Тхорин Жт; Бедевля, Богаревиця, Брід, Голятин, Завидове,

<sup>149</sup> Див. також Рудн НГТ 102; Тутк 25, 183.

<sup>150</sup> Див. також Рудн НГТ 102; Кміцикевич 425; Тутк 25, 183.

<sup>151</sup> В. С. Лимаренко, Топографічні назви Північної Буковини, стор. 151; Jur 66.

<sup>152</sup> Є. Грицак, Лексика с. Сушиці Рикової у Старосамбірщині. — Літопис Бойківщини, ч. 10. Самбір 1938, 110.

<sup>153</sup> Див. також Z. Stieber, Nazwy miejscowe pasma Gorców w Bieskidzie Zachodnim. — Lud Słowiański 3 (1934), A250–251.

Іза, Керецьки, Лукове, Огешник, Чорнотисове, Широкий Луг, Ясіння та ін. Зк; Глодова, Самійлівка Зп; Великосілля, Головецьке, Комарники, Корчин, Крушельниця, Підгородці, Пшонець, Радич, Стрілки, Тухля та ін. Лв; Зелені Кошари Мк; Нова Кочубеївка Пл; Новоолексіївка Хрс; Верещаки Чр; Берегомет та ін. Чрв; Браниця, Тростянка Чрг), *ропн'ак* (Новомиколаївка Дн), *сол'анка* (Братківці Лв), *солонц'і* (Новиця Ів-Фр), *сол'она вода* (Чорна Тиса Зк; Береза, Соснівка, Хмелівка, Шаповалівка См; Цюрупинськ Хрс), *сол'она вода* (Данилове, В. Раковець Зк; Пристін Хрк; Добринівці Чрв), *сол'ений квас* (Рипинне Зк), *сол'ений квас* (Товстолуг Тр), *роп'а*, *сол'ений квас* (Абранка Зк), *роп'а*, *сол'ений квас* (Боберка Лв), *роп'а*, *сол'она вода* (Нові Драчинці Чрг), *сол'она вода*, *гір'ка вода* (Новомиргородка Зп).

У літературі ще зафіксовано *сировіця* 'ропа сільна виходяча джерелами, котрих много в горах',<sup>154</sup> *сол'отва* 'Mineral-Salzwasser' (Желех 895).

146. Для місцевості, де кілька чи багато солоних джерел мінеральної води, виявлено назви: *солище* (Інгулець Дн; Голятин, Добросілля, Теремля, Чорна Тиса Зк; Боберки Лв; Нова Кочубеївка Пл; Верещаки Чр), *солиш'ш'е* (Дубриничі Зк), *солище*<sup>и</sup> (Тухля Лв), *солонішче* (Гетеня Зк; Пристін Хрк; Прилуки Чрг), *солонішче* (Ковалівка Пл), *солон'ец'* (Самійлівка Зп; Первомайці Хрс; Багни, Розтоки Чрв), *солонц'і* рl. t. (Новиця Ів-Фр; Цюрупинськ Хрс; Берегомет Чрв), *солончакі* (Даньківка Чрг), *сол'аніц'а* (Данилове Зк), *сол'анка* (Брід Зк), *сол'анки* (Радомишль Жт), *сол'отвина* (Богаревиця Зк), *рос'ол'анка* (Крушельниця Лв), *росіл'ник* (Новомиколаївка Дн), *рос'оліна* (Ясіння Зк), *рос'ол'ів* (Розтоки Зк; Добринівці Чрв), *р'ос'ол'ї* (Чорний Потік Зк), *роп'а* (Стрілки Лв), *квасов'ец'* (Рипинне Зк), *сол'оні болот'а* (Глодова Зп). Паралельні назви: *солище*, *сол'анк'и*, *солонний*, *роп'анк'и* (Широкий Луг Зк).

Всі виявлені назви щодо походження групуються:

- а) *б'ан'а*, *б'ан'і*;
- б) *гір'ка вода*;
- в) *гл'ід*;
- г) *квас*, *квасов'ец'*;
- д) *роп'а*, *р'опа*, *роп'л'анка*, *ропніц'а*, *р'опніц'а*, *ропаніц'а*, *ропаніц'и*, *роп'л'єн'иц'єи*, *ропн'ак*, *роп'анк'и*;
- е) *салат'урі*;
- є) *сировіц'а*, *сировіця*, *сіровіця*, *суровіця*;
- ж) *сол'анка*, *сол'аніц'а*, *сол'онка*, *солоніц'а*, *солон'ец'*, *солон'ец*, *солонц'і*, *сол'отвина*, *сол'отва*, *сол'она вода*, *сол'она вода*, *сол'она вода*, *сол'ений квас*, *сол'ений квас*, *солище*, *солищеи*, *солиш'ш'е*, *солонішче*, *солонішче*, *сол'іско*, *солонц'і*, *солончакі*, *сол'анки*, *сол'анк'и*, *солонний*, *сол'оні*, *болот'а*, *рос'ол'анка*, *росіл'ник*, *рос'оліна*, *рос'ол'ів*, *р'ос'ол'ї*.

<sup>154</sup> Й. О. (гоновськи)й, Слова з Гуцульщини. — Правда, Львів 12/1 (1879), 55.



І кількісно, і територіально найширше виявлення для описуваного поняття мають назви з коренями *роп-* та *сол-*. Переважна більшість з них не має паралелей в інших слов'янських мовах і тому може вважатися оригінальними українськими утвореннями.

Ізоглосу *сол'анка* продовжує пол. *solanka* id. (SW VI, 262); пор. також топоніми *Солянка* (Rudn NGB 93); пол. *Solanka* (Wisła 67).

На ґрунті апелятива *сол'аниця* виник топонім (назва потічка) *Соляниця* (Петров 6).

*Солоніця* відоме ще як 'соляні копалини' (Тутк 183); пор. також топоніми *Солониця* (Нрабес 75), *Солоніця* (ліва притока Сули),<sup>155</sup> *Солоніця* (ліва притока Дніпра),<sup>156</sup> *Солоніця* (два села на Полтавщині (УРС АП 411, 416).

Досить широко в українських говорах, зокрема в говорах району Карпат, виявляється топографічний термін *солотвина*. Крім 'джерело мінеральної солоної води', *солотвина* відоме ще як 'солоне болото, солончак' (Верхр Лм 468; Желех 895), 'багнина' (Шух V, 293; Верхр НЗн 83). Паралелі для цієї назви виявляються майже в усіх слов'янських мовах; пор. рос. *солотина*, *солотіна*, *солоть* 'вязкое жидкое, стоячее, кислое и ржавое болото, на твердой подпочве, без трясины, иногда со ржавцами; коржава' (Даль IV, 382); пол. *slotwina* 'źródło kwaśne', *slotvinka* 'woda lecznica jednego ze źródeł Krynicy' (SW VI, 217); словац. *slatina* 'močaristé miesto vznikajúce zarastením vodných plôch v nízkych polohách', 'druh rarášelinovej pôdy v nižších zamokrených polohách' (SSJ IV, 112); чес. *slatina* 'rašeliniště' (Trávn 1406); серб. *сла̀тина* 'солоне джерело', 'росіл'; макед. *слатина* 'солена земја', *slatina* (PMJ III, 227), словен. *slatina* 'das Sauerwasser, der Säuerling' (Pleteršnik II, 507; Badjura LG 235) 'мінеральна вода' (Badjura LG 235; Kotnik 471), 'кислая вода (целібная мінеральная вода)' (Хостник 278); болг. *слатина* 'извор, чиято вода не блика, а изтича бавно', 'ниско място, където се стича вода' (РСБКЯ III, 227). В українських пам'ятках фіксується з початку XVI. Наприклад, у грамоті 1502 р.: А хотар тои . . . межи ними съ Фауреси ѿт Тоуровѣ ѿт оустѣ грѣли чересѣ поле на солотвину;<sup>157</sup> у грамоті 1501 р.: . . . чрѣс тѣт рад на солотвинку.<sup>158</sup>

Як топографічний термін існував, очевидно, уже в праслов'янській, на що вказує фонетика — регулярна рефлексія по слов'янських мовах \**tolt*: \**solt-in-a* (< *solt-ina*: пор. рос. діал. *солоть*). Укр. *солотвина* та пол. *slotwina*, очевидно, дозволяють припускати існування в давнину (прасл. діал.) варіанта \**soltva* пор. відзначене вище укр. діал. *солотва*. З цього давнього українсько-польського утворення \**soltva* за допомогою суфікса *-in-a* пізніше розвинулися укр. *солотвина* та пол. *slotwina*.

<sup>155</sup> Каталог річок України, 109.

<sup>156</sup> Там же, 110.

<sup>157</sup> I. Bogdan, Documentele . . . , 2: 204.

<sup>158</sup> Там же, 184.

На базі апелятива *солотвина* виникла велика кількість топонімів *Солотвина*, *Солотвини*, *Солотвинка* та ін., яких лише у відомих працях О. Петрова, Я. Рудницького, С. Грабця, З. Штібера біля 20. Широко знані такі топоніми і в інших слов'ян; пор. пол. *Slotwina*, *Slotwinka* (Wisła 409), словен. *Slatina* та ін. (Bezlaž II, 189) та ін.

Укр. топонім *Солотвина* часто фіксується пам'ятники XIV—XV ст.<sup>159</sup>

Ізоглосу *солонéц'*, *солонéц'* 'солоне джерело' продовжує рос. *солонéц'* 'озеро или ключ с соленой водой' (ССРЛЯ 14, 235).

В українських говорах *солонéц'* широко знане ще як 'грунт, що має в собі значну кількість натрія' (УРС V, 408); пор. також рос. *солонéц'* id., біл. *саланéц'* id.; пор. також топоніми *Солонец* (потічок) (Hrabec 75), *Солонець* (кілька сіл у різних районах України) (УРСР АП 514, 637, 645).

Ізоглосу *сол'іско* продовжує словац. *sol'isko* 'solná jáma, pramen' (Kálal 626). На Лемківщині (північній та південній) засвідчено біля 20 топонімів, утворених від цього апелятива — *Solisko*, *Soliska*, *Soliska* та ін. (Петров 134; Stieber II, 69, 93).<sup>160</sup>

Паралелями для *солишче* та ін. є н. луж. *soliščo*, pl. *soliszcza* id. (Muka II, 480); в. луж. *seliščo*, pl. *seliszcza* id. (Muka II, 480), 'kopalnia soli', 'zupa solna' (Zeman 413).

*Poná* як топографічний термін ще відоме як 'potok z gorą naftową lub solną' (Rudn NGB 29); пор. також *ропище* 'місце, де знаходиться в землі нафта' (Шух I, 15; Hrabec 47), що від діал. *roná* 'нафта'. Пор. також топоніми *Poná* (Rudn NGB 40), *Pona*, *Ропляный* (Петров 200), *Ropa* (тричі) (Петров 131), *Pona* (Stieber II, 69); *Ropianeć*, *Ropieniec* (Hrabec 254) та ін., пол. *Ropa* (Wisła 397) та ін.

Паралеллю для *ропл'анка* є пол. *ropianka* 'солоня вода' (SW V, 562); пор. *ропляники* 'мешканці з с. Луг на Мараморощині', так їх називають люди сусідніх сіл 'бо ходять дуже часто за ропою, уживають много ропи'<sup>161</sup> (ропою з солоних джерел тут і в навколишніх селах солили страву та ін.); пор. також топоніми *Роп'анка* (Rudn NGB 40), пол. *Ropianka*, *Ropienka* (Wisła 397).

Паралеллю для назв *росол'анка* та ін. є пол. *rosół* id. (SW V, 566).

*Росол'анка*, *росіл'ник* утворені від прикметникових основ *росол'аний*, *росіл'ний*: *росол'ан-к-а*, *росіл'н-ик*; пор. *росол'анка*, *росілиця* 'вид страви' (Грицак), *росівниця* 'вид страви, складовою частиною якої є росіл з капусти' (Шух I, 142), 'квас, росіл з огірків та капусти' (Шух I, 141), 'огірковий квас' (Шух V, 292) та ін. Пор. топонім *Росолянка* (Петров 200). *Росóлина* від *росіл*, р. в. *росóлу*: *росол-ин-а*.

<sup>159</sup> Див. В. Розов, Українські грамоти, 83.

<sup>160</sup> Див. також Z. Stieber, Nazwy miejscowe pasma Górców w Bieszczadzie Zachodnim, A250—251.

<sup>161</sup> Theodoros Beregiensis [Ф. М. Потушняк], Як народ ділить себе. — Літературна неділя 2 (1942), 183.

*Сировіця* відоме ще як 'Salzsohle' (Верхр Пч II, 38), 'Sole' (Рудн НГТ 110), 'сіль' (Шух V, 292), 'солонна вода (в землі), з якої виварюють сіль' (Грінч IV, 123); від *сировий*: *сиров-иц-я*.

Паралеллю для *сировіця* є пол. *sirowica* id. (SW VI, 517); утворення від *суровий*: *суров-иц-я*.

*Салатупі* < рум. *sărătura* 'солончак', 'місце з солоними джерелами', що від *sărat* 'солоний'; на українському ґрунті відбулася дисиміляція першого *г* в *л*.

*Гл'ід* у говірках Рахівщини та Тячівщини відоме ще як: 'місце, де з ґрунту витікає солонна вода, але не утворює криницю, тільки зволожує ґрунт', 'болото, де олені п'ють солону воду' (Ясіння Зк); 'місце (звичайно болотисте), де в ґрунті знаходиться значна кількість кухонної солі' (Косівська Поляна, Росішка Зк) (Грицак), що, як правило, буває біля солоних джерел.

У свідомості мовців *гл'ід*, р. в. *гло́ду* пов'язується з *глода́ти* 'гризти': *Глода́ли о́лен'і сіл' на гло́д'і* (Росішка); *Гл'ід — де би с'иє нахо́дила сіл'*; *о́лен'і або́ звір'и́єта гризу́т глі́ну з водо́в або́ гру́зов* (Косівська Поляна) (Грицак); пор. зафіксоване на Харківщині *глодя́нка* 'каменная соль': *Я даю сі́ль-гло́дянку скоти́ні* (Грінч I, 290). З *гл'ід* в описуваному значенні пов'язуються *гло́дище* 'місце на пасовищі, де худобі дають сіль'; *гло́дові́н'а* 'залишки недоїденої солі на *гло́дищі* разом з сміттям, землею'; *глода́чка* 'глодання солонного ґрунту дикими звірями'; *гло́дало* 'ямка, яку в землі вигризли дикі звірі, коли глодали сіль, солоний ґрунт' (Грицак); пор. також *глоду́н* 'гризун' (Желех 144); *заглода́ти* 'дуже низько випасти пашу (про тварин)', *віглода́ти* 'вигризти': *Та́кі вели́кі глода́ла віглода́ють о́лен'і у глода́х*; *погло́ды, погло́дины* рl. t. 'гостина через тиждень після весілля, на яку збираються переважно рідні молодих' (Грицак); рос. діал. *глод* ч. р., *гло́дка* ж. р. 'действие по знач. глагола *глода́ть*' (Даль I, 878) та ін.

Все здавалося б ясно, але справу ускладнюють утворені від цього апелятива топоніми, у більшості яких виступає проривний *г* — *глод*, *глода́ло*, *глодове́ц* та ін. (див. нижче), що, очевидно, мало б вказувати на його іншомовне походження, хоч у самому *гл'ід* — послідовно відзначається лише фрикативне *г*. Описуваний топографічний термін *гл'ід*, безпаречно, слід розглядати у зв'язку з рум. *glod* 'грязь, болото, багно; брила, глиба засохлої землі'; діал. 'вода, перемішана з водою'; 'місце де вода виходить назовні разом з намулом', 'місце з постійним болотом', 'дуже мокра земля'; 'не дуже рідкий намул', 'намул із землі';<sup>162</sup> 'ausgekörnter Maiskolben' (Tiktin 355, 688); 'не з'їдена середина, качан яблука або груші';<sup>163</sup> 'зерна з качана з'їдених фруктів'.<sup>164</sup> Рум. *glod* поширене голодвним чином у Молдові, Буковині та Мунтенії. З ним пов'язуються рум. *glodos* 'грязный', *gloduros* 'грязький,

<sup>162</sup> Див. I. Jordan, Toponimia românească. București 1963, 69.

<sup>163</sup> Lexis regional. București 1960, 45.

<sup>164</sup> Там же, 29.

вибоїстий, грудкуватий', а також велика кількість топонімів *Glodul*, *Glodi-noasa*, *Glodisorul*, *Glodosul* та ін.,<sup>165</sup> пор. також *glodi* 'давяти, гризти, стискати'.

Етимологія рум. *glod* не вияснена. Г. Тіктін порівнює його з нім. *Kloss* (Tiktin 688), Д. Макря — з угор. *galád* 'підлий, гидкий' та рос. *глюда* 'глиба' (DLRM 340), І. Богдан засвідчуване тричі в молдавських грамотах XV ст. *глодь* 'болото' подає серед слов'янських слів.<sup>166</sup> Н. Драгану румунський топонім з початку XV ст. *Glod* — *villa volahalalis* вважає утворенням від апелятива слов'янського походження.<sup>167</sup> К. Шеїняну відносить до слів невідомого походження (Şaieanu 233). Дієслово ж *glodi* (їке все ж, очевидно, споріднене з *glod* див. Tiktin 688) К. Шеїняну та Д. Макря вважають слов'янізмом (Şaieanu 233; DLRM 340).

Регулярне чергування *o* з *i* у *гл'ід*, р. в. *гло́ду* наявність ряду топонімів-дериватів *гл'ід*, а також фіксація *глодь* 'болото' в трьох молдавських грамотах кінця XV ст.<sup>168</sup>, безперечно, вказують на його давність в указаних українських говорах. Зважаючи на це, а також на географію рум. *glod* 'болото', очевидно, це останнє слід вважати одним із досить давніх українізмів. Правда, згодом у якійсь частині українських говорів могло відбутися перезапозичення, що в умовах щільного і тривалого контактування мов взагалі нерідке явище. Припускати існування в минулому (чи, може, ще десь і тепер) запозичення \**рлод* (< рум. *glod*) змушують топоніми (див. нижче). Щоправда, топоніми *рлод* можна виводити з \**рлод*, яке з часом або втратилося, або зазнало субституції (*r* > *z*), а можна допускати, що топоніми *Глод* утворені у свій час і залишені румунами (під час валаської колонізації?). Але топонім *Глодало*, який у своєму складі має специфічний слов'янський словотворчий формант, безперечно, витворився на власному українському ґрунті: \**Глодало*.

Зважаючи на все сказане, очевидно, слід вважати, що топографічний термін *гл'ід* (< *рлод*) є утворенням не пізніше початку XV ст., що превісним значенням його було 'солоне болото'. Значення 'солоне джерело' секундарне, що розвинулося в результаті перенесення назви з цілого (болота біля солоного джерела) на частину. У румунських же говорах українізм *glod* було узагальнено як назву для болота взагалі. Що ж стосується рум. діал. *glod* 'обгризений качан яблука, груші' та ін., то його, можливо, слід кваліфікувати лише як омонім, що постав на власному румунському ґрунті від дієслова *glodi*.

У районі поширення апелятива *гл'ід* засвідчено ряд утворених від нього топонімів: *Глод* (тричі), *Глодало*, *Глодовець*, *Glodik* (Петров 107, 159—160), у Косівській Полянці (Зк) відзначено ще *Гл'ід*, р. в. *Гло́ду* (поле), *Гло́ду* pl.t.

<sup>165</sup> Див. I. Jordan, *Toponimia romînească*, 69, 556.

<sup>166</sup> I. Bogdan, *Documentele . . .*, 2: 593.

<sup>167</sup> N. Drăganu, *Românii veacurile IX—XIV pe baza toponimie şi a ono'nasticeii*. Bucureşti 1933, 288.

<sup>168</sup> I. Bogdan, *Documentele . . .*, 1: 473, 510; 2: 78.

(урочище), у Кобилецькій Полянці (Зк) — *Глоді* pl. t.; у Лопухові (Зк) *Глод* — назва горбка на правому березі р. Мокрянки. С. Грабець на Гуцульщині відзначає топоніми *Нодысзче* (двічі, один раз як назва горбка) (Грабець 164), *Нодышчі* (частина села) (Грабець 196). Ці топоніми він пов'язує з ботанічним терміном *глід*, р. в. *глоду*, проте природніше їх виводити від рум. діал. *glodiște* 'болото', що є дериватом *glod* 'болото, грязюка' (Tiklin 688).

15. Джерело, з якого витікає вода з домішкою нафти, називається: *нафт'анка* (Лукове, Мирча Зк), *нафт'ус'а* (Братківці Лв), *нафт'аніу'а* (Чорнотисове Зк), *ропаніу'а* (Крайникове Зк; Великосілля Лв), *ропаніу'і* (Переґінське Ів-Фр), *ропл'аніу'а* (Данилове Зк), *ріпниу'а* (Товстолуг Тр), *ропá* (Підгородці Лв), *кип'ячка* (Крушельниця Лв), *иржáвка* (Широкий Луг Зк), *нафт'анка*, *кип'ячка* (Головецьке Лв), *ропаніу'а*, *нафт'анá водá* (Боберки, Лімна Лв), *ломпл'анка* (Вільхівці Зк).

15а. Для води, що витікає з такого джерела, засвідчено назви: *нафт'ус'а* (Братківці, Ільник, Підгородці, Радич, Стрілки та ін. Лв), *нафт'анка* (Данилове Зк; Головецьке Лв), *нафт'овка* (Крайникове Зк), *ропá* (Переґінське Ів-Фр), *ріпниу'а* (Товстолуг Тр).

Щодо походження виявлені назви групуються:

- а) *иржáвка*;
- б) *кип'ячка*, *кип'ячка*;
- в) *ломпл'анка*;
- г) *нафт'ус'а*, *нафт'анка*, *нафт'аніу'а*, *нафт'овка*, *нафт'анá водá*;
- д) *ропá*, *ріпниу'а*, *ропаніу'а*, *ропаніу'і*, *ропл'аніу'а*.

*Нафт'ус'а* від *нафта*: *нафт-ус'а* (подібно, як *Маруся*, *Ганнуся*). Останнім часом завдяки моршинським курортам назва *нафт'ус'а* стала досить поширеною. *Нафт'анка*, *нафт'аніу'а*, *нафт'овка* — утворення від прикметникових основ: *нафт'ан-к-а*, *нафт'ан-иу'а*; *нафтов-к-а*.

*Кип'ячка* на описуване поняття перенесено з назви нафти, що широко відоме в говорах району Борсилава (Верхр Пч II, 38; Рудн НГТ 58; Тутк 124). Те ж саме і *ропá*; пор. діал. *ропá* 'густа чорна нафта', 'нафта' (Верхр Пч II, 38; Шух I, 15; Рудн НГТ 68; Тутк 176); 'rotok z górą naftową lub solną' (Rudn NGB 29); пор. також *ропище* 'місце, де є в землі нафта' (Шух I, 15; Грінч IV, 65; Тутк 176; Грабець 47). *Ріпниу'а*, *ропаніу'а*, *ропл'аніу'а* цього ж походження.

*Иржáвка* від *иржáвий*: *иржав-к-а*. Очевидно, із-за кольору іржі; пор. *иржáвка* (Драгове Зк), *иржáвчина* (Ужок Зк), *иржáвищина* (Сойми Зк), *иржáва водá* (Рипинне, В. Студене Зк) 'вода, що тече від джерела залізисто-кислої води'; *иржé'іє* (Кваси Зк), *е'иржá* (Вучкове Зк), *ирджá*, *гирджá* (Ужок Зк) 'струмок, що тече від такого джерела' (Грицак).

*Ломпл'анка* утворено від прикметникової основи *ломпл'аний* : 'гасовий': *ломпл'ан-к-а*; пор. вживане у цій місцевості *ломпа* 'гас' (ДЛАЗ 234).

16. У ряді говірок переважно району Карпат на Прикарпаття засвідчені окремі назви для джерела, з якого витікає вода з домішкою калію: *пóташ* (Чорна Тиса та ін. Зк; Самійлівка Зп; Воля Лв; Дубровица, Пісків, Товстолуг та ін. Рв; Прилуки Чрг), *потáш* (Грибовиця Вл; Негровець Зк), *поташнік* (Ільник Лв), *поташка* (Іза Зк), *поташóва водá* (Ільник, Розлуч Лв), *вапн'áчка* (Стрілки Лв).

16а. Вода, що витікає з такого джерела: *потáшка* (Грибовиця Вл; Негровець Зк; Дубровиця, Пісків Рв; Товстолуг Тр; Верещаки Чр), *пóташка* (Іза, Чорна Тиса Зк; Нова Кочубеївка Пл), *пóташова* (Нові Драчинці Чрг), *потасóва* (Ільник Лв), *кал'ійна водá* (Прилуки Чрг).

Наявні назви можна згрупувати:

- а) *вапн'áчка*;
- б) *кал'ійна водá*;
- в) *пóташ*, *потáш*, *потáшка*, *пóташка*, *поташка*, *поташнік*, *пóташова*, *поташóва водá*;
- г) *потасóва*.

*Вапн'áчка*, очевидно, від *вапняк* : *вапн'ак-ьк-а*; пор. *вапнярка* 'печь для выжигания извести' (Грінч I, 126).

Вживання для описуваного поняття *пóташ*, *потáш* — результат перенесення назви з вуглекислого калію — поташу. *Пóташка*, *потáшка*, *поташнік* — утворені від *поташ*; пор. також *потáшин'а* 'місце, завод, де виробляється поташ'; пол. діал. *potasznia* id. (SW IV, 802) і утворений на його базі досить поширений топонім *Поташня* (Петров 59, 74, 88; Rudn NGb 112 та ін.), *Потáшний* — приселок с. Ворочева Зк.

В українських пам'ятках *поташ* і дериват *поташник* 'той, що виробляє поташ', широко відзначаються з початку XVIII ст. (Картотека ІСУМ). *Поташ* < нім. *Pottasche* id.

*Поташóва*, очевидно, еліпс з *\*поташóва водá*. Те ж саме *потасóва* (< *\*потасóва водá*); пор. вживане в західноукраїнських говорах *потас* 'калій' (Рудн НГТ 79; Тутк 164), *потасовий* 'калійний' (Тут 164), що з пол. *potas* id., *potasowy* id. (SW IV, 802).

17. У кількох селах записано назви для джерела, з якого витікає вода з домішкою арагоніту: *згорц'ánка* (Негровець, Рипинне та ін. Зк), *згрáнка* (Крушельниця Лв). У зазначених селах вказані назви вживаються і для води, що витікає з такого джерела.

*Згорц'ánка* етимологічно пов'язується з вживанням у марамороських закарпатських говорах *зг'орц*, *горц*, *гор* 'купа кам'яної солі з великою до-

мішкою породи', 'місце, де висипають таку сіль' (Грушеве Зк), 'дуже кам'яне місце на ниві' (Росішка Зк), 'старий висохлий куш' (Нересниця Зк); 'купа зрубаних гілляк' (Синевир Зк) (Грицак); пор. також (застар.) *горцар* 'той, що крав сіль' (Росішка Зк) (Грицак).

*Згорц*, *горц* пов'язується з рум. діал. (закарпатські говірки Солотвина, Біла Церква та ін.) *zgorț*, *gorț* id.; пор. також рум. діал. (застар.) *zgorțari*, *gorțari* 'той, що крав сіль'.

Як свідчить будова, *згорц'анка* — утворення від прикметникової основи: *згорц'ан-к-а* / \**згорц'аний* чи \**згорц'аний* 'що має відношення до *згорцу*'.

Пор. топонім (озеро у с. Данилове на Хустщині) *на горцу* (Петров 6).

#### Список скорочень

Badjura LG	— Rudolf Badjura: Ljudska geografija. Terensko izrazoslovje. Ljubljana 1953.
Bezlaј	— Frace Bezlaј: Slovenska vodna imena I—II. Ljubljana 1956—1961.
Беринда	— Лексикон словенороский Памви Беринди. Київ 1961.
Біл-Нос	— П. Білецький-Носенко: Словник української мови. Київ 1966.
БРС	— Беларуска-руски слоўнік пад рэдакцыяй К. К. Крапівы. Москва 1962.
Бялькевіч	— І. К. Бялькевіч: Краёвы слоўнік усходняй Магілёвшчыны. Мінск 1870.
Верхр Зн	— І. Верхратський: Знадоби до словаря южнорусского. Львів 1877.
Верхр Лм	— І. Верхратський: Про говір галицьких лемків. Львів 1902.
Верхр НЗн	— І. Верхратський: Нові знадоби до номенклатури і термінології природописної, народної, збирані між людом. — Збірник математично-природописно-лікарської секції НТШ, т. XII. Львів 1908.
Верхр Пч	— І. Верхратський: Початки до уложення номенклатури і термінології природописної, народної I—V. Львів 1864—1872.
Wisła	— Hydronimia Wisły: Część I. Wykaz nazw w układzie hydrograficznym. Wrocław — Warszawa — Kraków 1965.
Геров	— Н. Геровъ: Рѣчникъ на българский языкъ съ тълкувание рѣчли-ты на български и на русски I—VI. Пловдив 1895—1908.
Hrabec	— S. Hrabec: Nazwy geograficzne Huculszczyzny. Kraków 1950.
Грицак	— М. А. Грицак: Словник українських говорів Закарпатської області УРСР (рукопис).
Грінч	— Б. Д. Грінченко: Словарь української мови I—IV. Київ 1907—1909.
Даль	— В. Даль: Толковый словарь великорусского языка I—IV. Изд. IV. Санктпетербург 1912—1914.
Дз ВР	— Й. О. Дзензелівський: Українські назви для 'витоку, початку, верхини річки'. In: Slavica VIII, Дебрецен 1968.
ДЛАЗ	— Й. О. Дзензелівський: Лінгвістичний атлас українських народних говорів Закарпатської області УРСР I—II. Ужгород 1958—1960.
DLRM	— Dictionarul limbii române moderne. București 1958.
Желех	— Є. Желеховський: Малоруско-німецкий словарь. Львів 1886.
Закрев	— Н. Закревский: Словарь малорусских идиомов. Старосветский бандуриста. Москва 1861.
Zeman	— H. Zeman: Słownik górnołużycko-polski. Warszawa 1967.
Іван-Шумл	— С. Іваницький і Ф. Шумлянський: Російсько-український словник I—II. Вінниця 1918.
Ізюмов РУС	— О. Ізюмов: Російсько-український словник. Харків—Київ 1930.
Ізюмов УРС	— О. Ізюмов: Українсько-російський словник. Харків—Київ 1930.
Йогансен	— М. Йогансен, М. Нанонечний, К. Німчинов, Б. Ткаченко: Практичний російсько-український словник. Дніпропетровськ 1926.
Kálal	— M. Kálal: Slovenský slovník z literatúry aj nárečí. Banská Bystrica 1924.

- Караџић — Вук Стеф. Караџић: Српски рјечник истумачен нјемачкијем и латинскијем ријечима. Изд. IV. Београд 1935.
- Картотека ІСУМ — Картотека Історичного словника української мови (знаходиться в Інституті суспільних наук у Львові).
- Кміт — Ю. Кміт: Словник бойківського говору. In: Літопис Бойківщини III—XI. Самбір 1934—1939.
- Кміцикевич — В. Кміцикевич і Спілка: Німецько-український словар. Чернівці 1912.
- Kotnik — J. Kotnik: Slovensko-ruski slovar. Ljubljana 1950.
- Левченко — М. Левченко: Опыт русско-украинского словаря. Київ 1874.
- MAGP — Mały atlas gwar polskich, I i nast. Wrocław—Kraków 1957.
- Małecki-Nitsch — M. Małecki i K. Nitsch: Atlas językowy polskiego Podkarpacia. Kraków 1934.
- Марусенко — Т. А. Марусенко: Материалы к словарю украинских географических апеллятивов (названия рельефов). — Полесье, Москва 1968.
- Machek — V. Machek: Etymologický slovník jazyka českého a slovenského. Praha 1957.
- Маштаков МВС — П. Л. Маштаков: Материалы для областного водного словаря. Ленинград 1931.
- MLP — F. Miklosich: Lexicon palaeoslovenico-graeco-latinum. Vindobonae 1862—1865.
- MEW — F. Miklosich: Etymologisches Wörterbuch der slavischen Sprachen. Wien 1886.
- Muka — E. Muka: Słownik dolnosербскеje řečy a jeje narěcow I—II. Petrograd—Praha 1911—1928.
- Ніковський — А. Ніковський: Словник українсько-російський. Київ 1926.
- Nitsche — P. Nitsche: Geographische Terminologie des Polnischen. Köln 1964.
- Онацький — E. Onatskyj: Vocabolario ucraino—italiano. Roma 1941.
- Онишкевич — М. Й. Онишкевич: Словник бойківського діалекту (рукопис).
- Петров — А. Петров: Карпаторусские межевые названия из пол. XIX и из нач. XX в. Прага 1929.
- Піскунов — Ф. Піскунов: Словник живої народної, письмової і актової мови руських ювіщан Російської і Австрійсько—Венгерської цесарії. Вид. 2. Київ 1882.
- Pleteršnik: — M. Pleteršnik: Slovensko—nemški slovar I—II. Ljubljana 1894—1895.
- ПРУС — Практичний російсько-український словник. Вил. 3. Київ 1924.
- ПУРС — Л. Савченко: Практичний українсько-російський словник. Київ 1923.
- PMJ — Речник на македонскиот јазик I—III. Скопје 1961—1966.
- РСБКЕ — Речник на съвременния български книжовен език I—III. София 1954—1959.
- Rudn EDU — J. B. Rudnyč'kyj: An Etymological Dictionary of the Ukrainian Language. Winnipeg 1962.
- Rudn NGB — J. Rudnicki: Nazwy geograficzne Bojkowszczyzny. Lwów 1939.
- Рудн НГТ — С. Рудницький: Начерк географічної термінології. In: Збірник Математично-природописно-лікарської секції НТШ, т. XII. Львів 1908.
- РУС — Російсько-український словник, ВУАН, I—III. Київ 1924—1933.
- Сабалдир — Г. Сабалдир: Практичний російсько-український словник. Київ 1926.
- SW — J. Karłowicz, A. Kryński, W. Niedźwiedzki: Słownik języka polskiego I—VIII. Warszawa 1900—1927.
- Szinnyei — Szinnyei, József: Magyar tájszótár I—II. Budapest 1893—1901.
- Ślawski — F. Ślawski: Słownik etymologiczny języka polskiego. T. I. Kraków 1952—1956; t. II. 1958—1965; t. III. 1966—1969.
- Срезн — И. И. Срезневский: Материалы для словаря древнерусского языка по письменным памятникам I—III. Санктпетербург 1890—1912.
- SSJ — Slovník slovenského jazyka I—V. Bratislava 1959—1965.
- ССРЛЯ — Словарь современного русского литературного языка 1—17. Ленинград 1948—1965.
- SSt — Słownik staropolski I—V. Wrocław—Warszawa—Kraków 1953—1969.



- Терпило — П. і П. Терпило: Словник російсько-український. Київ 1918.  
Тимченко — Е. Тимченко: Русско-малороссийский словарь I—II. Київ 1897—1899.  
Тимченко IC — Е. Тимченко: Історичний словник українського язика. Т. I. Харків-Київ 1930—1932.  
Tiktin — Н. Tiktin: Rumänisch—deutsches Wörterbuch. Bukarest 1903—1925.  
Толстой — И. И. Толстой: Сербскохорватско—русский словарь. Москва 1970.  
Толстой СГТ — Н. И. Толстой: Славянская географическая терминология. Семасиологические этюды. Москва 1969.  
Trávn — F. Trávníček: Slovník jazyka českého. Praha 1952.  
Тутк — П. А. Тутковский: Словник геологічної термінології (проект). Київ 1923.  
Уманець — М. Уманець і А. Спілка: Словарь російсько-український I—IV. Львів 1893—1898.  
УРС — Українсько-російський словник I—VI. Київ 1953—1963.  
УРСР АП — Українська РСР. Адміністративно-територіальний поділ. Київ 1947.  
Фасмер — М. Фасмер: Этимологический словарь русского языка I—II. Москва 1964, 1967.  
Хостник — М. Хостник: Словинско—русский словарь. Горица 1901.  
Şaïneanu — C. Şaïneanu: Dictionnaire roumain—français. IV éd., Bucarest 1963.  
Stieber — Z. Stieber: Toponomastyka Łemkowszczyzny I—II. Łódź 1948—1949.  
Stieber AŁ — Z. Stieber: Atlas językowy dawnej Łemkowszczyzny I—VIII. Łódź 1956—1964.  
Шyx — В. Шухевич: Гуцульщина I—V. Львів 1899—1908.  
Schütz — J. Schütz: Die geographische Terminologie des Serbokroatischen. Berlin 1957.  
Явор — Д. І. Яворницький: Словник української мови. Катеринослав 1920.  
Jur — M. Jurkowski: Terminy na określenie źródła, ujścia i głębi w języku ukraińskim. In: Slavia Orientalis XIII. Warszawa 1964.

## Скорочення назв областей УРСР

Вл	—	Волинська	Од	—	Одеська
Вн	—	Вінницька	Пл	—	Полтавська
Дн	—	Дніпропетровська	Рв	—	Ровенська
Днц	—	Донецька	См	—	Сумська
Жт	—	Житомирська	Тр	—	Тернопільська
Зк	—	Закарпатська	Хм	—	Хмельницька
Ів-Фр	—	Івано-Франківська	Хрк	—	Харківська
Зп	—	Запорізька	Хрс	—	Херсонська
Кв	—	Київська	Чрв	—	Чернівецька
Лв	—	Львівська	Чрг	—	Чернігівська
Мк	—	Миколаївська	Чрк	—	Черкаська

Пряш — Пряшівщина ЧССР



## CHRONICA

---

† LÁSZLÓ GÁLDI  
(1910-1974)

Par

F. BAKOS

Les recherches linguistiques et stylistiques hongroises ont subi une douloureuse perte; à l'âge de 64 ans, en pleine activité scientifique, le professeur Gáldi László est décédé à la suite d'une maladie incurable. Les salles de cours des universités européennes ne verront plus son haute stature un peu courbée, les congressistes réunis des quatre coins du monde n'entendront plus les communications et les interventions de cette personnalité de marque, qui y représenta tant de fois son pays et qui était un des ambassadeurs itinérants de la linguistique de Hongrie.

Né d'une famille d'intellectuels d'origine saxonne chez qui régnait un vif intérêt pour la civilisation française, L. Gáldi a passé sa jeunesse en Transylvanie, de sorte que le polyglottisme inné s'est enrichi de très bonne heure d'une connaissance profonde du roumain, qui explique sa curiosité toujours croissante pour les problèmes d'interpénétration des langues en contact. Fils d'un coin de l'Europe qui était depuis de longs siècles au carrefour des influences venues de l'ouest et du sud-est, le jeune lycéen put se rendre compte que les pays et les peuples danubiens ont la même histoire et le même destin. Toutes ces circonstances pourraient avoir contribué à la formation ultérieure d'une de ses idées maîtresses: la langue, si intéressante qu'elle soit en elle-même, reçoit sa véritable importance en tant que représentante d'une civilisation, en tant que véhicule et résultat de la pensée et de l'activité humaines. C'est pourquoi il professait la nécessité d'une étude simultanée de la langue et de la littérature, et en partisan convaincu de cette discipline qu'on appelle la philologie, il composa maints essais d'histoire littéraire et entreprit même des études historiques.

Après son baccalauréat, L. Gáldi s'inscrit à la Faculté des Lettres de Budapest pour étudier le hongrois et les langues romanes, bientôt il entre aussi au Collège Eötvös, dont le modèle était la célèbre École Normale Supérieure de Paris. Il en suivit les cours entre 1928 et 1932, époque où les études de linguistique romane étaient dirigées par le professeur Carlo Tagliavini et où M. Aurélien Sauvageot, lui aussi était attaché à l'Université de Budapest. Il va de soi que l'étudiant profitait largement de l'enseignement de tels professeurs



mais c'est surtout la personnalité de Zoltán Gombocz qui a déterminé foncièrement son orientation intellectuelle. Gombocz, spécialiste de hongrois et romanisant à la fois, réunissait en lui tout l'héritage positif de l'école hongroise, mais il reconnut en même temps l'importance exceptionnelle de Saussure et eut même des relations avec le cercle linguistique de Prague. Formé par de tels maîtres, le jeune romanisant réussit à s'acquérir un bagage scientifique à l'échelle européenne, et de plus, pendant une période de trois ans (1932—1935), il eut la possibilité de se perfectionner à la Sorbonne et au Collège de France. A côté des études albanaises et slaves — de première importance pour l'histoire de la langue roumaine —, ce sont surtout les cours de Mario Roques et d'Oscar Bloch qui lui ouvrirent des horizons nouveaux et c'est sous leur direction qu'il reconnut l'importance de la géographie linguistique.

De retour en Hongrie, il fut chargé des cours de philologie française et roumaine à l'Université de Budapest et jusqu'à sa mort il ne cessa d'enseigner dans cette institution. Les titres et les fonctions ont souvent changé (il fut professeur au Collège Eötvös, privat-docent, puis professeur associé, et enfin professeur honoraire à la Faculté des Lettres; depuis 1952 il avait été nommé chef de section à l'Institut de Linguistique de l'Académie des Sciences de Hongrie, aux dernières années de son activité il y fonctionna comme conseiller scientifique), mais le sentiment de sa vocation et la ferveur du professeur ont toujours prédominé en lui. Les recherches et l'enseignement étaient pour lui inséparables, les deux côtés de son activité se sont mutuellement influencés. Il suffit de mentionner à ce titre ses manuels de stylistique à l'usage des étudiants: *Précis de stylistique française* (Budapest 1967), *Elementi di stilistica italiana* (Budapest 1968; une deuxième édition a été publiée en Italie: *Introduzione alla stilistica italiana* Bologna 1971). Le troisième volume de sa trilogie stylistique, une *Introducere în stilistică română* va paraître à Bucarest, c'est le dernier livre qu'il réussit à mener à terme. Il a déclaré lui-même que sa théorie de l'interprétation fonctionnelle du vers est née de ses cours universitaires. Son livre de vulgarisation scientifique *Ismerjük meg a versformákat* Budapest 1962 [= Apprenons à connaître les formes métriques] s'adresse à des couches plus larges de lecteurs.

Bien que son école ne fût pas facile, les romanisants hongrois qui ont passé par elle ne pouvaient pas se soustraire à son dynamisme et à l'influence de sa personnalité vibrante, pleine d'initiative et d'un esprit d'aventure intellectuelle permanente. La dernière leçon qu'il a donnée à son entourage et à ses disciples est bien sûr celle de l'héroïsme et de la maîtrise de soi avec lesquels il a subi la dernière étape de sa maladie. Quoiqu'il eût le pressentiment de la fin imminente, quoiqu'il eût des crises d'angoisse et de détresse, il ne s'avoua pas vaincu: il eut la force de mettre la dernière main à quelques ouvrages qu'il avait encore sur le chantier et dont il considérait l'accomplissement comme la tâche suprême. A côté de son legs scientifique, c'est cette attitude ennoblie et foncièrement humaine d'un grand intellectuel qui perpétuera sa mémoire.

L'oeuvre scientifique de L. Gáldi est très vaste: une vingtaine de livres, plus de deux cents études, articles et comptes rendus traitant de problèmes très variés en différentes langues. Il va de soi que l'évaluation intégrale d'une telle oeuvre dépasse les cadres d'une nécrologie, nous ne pouvons que mettre en relief quelques études de valeur et rappeler la richesse et la variété exceptionnelles des sujets abordés.

La recherche des rapports culturels hungaro-roumains était l'un des centres d'intérêt de L. Gáldi. Il étudia ce domaine sous tous ses aspects possibles. Après avoir analysé *L'influsso dell'umanesimo ungherese sul pensiero rumeno* (= AECO. 6: 242-311) il essaya aussi d'établir le bilan des rapports intellectuels hungaro-roumains (*Magyar-román szellemi kapcsolatok* Budapest 1942). La série des études qu'il a consacrées au cours des années 1930-1940 à l'histoire de la littérature roumaine est complétée par celle où, partant d'une nouvelle conception et inspiration, il donne un tableau de la littérature roumaine de Transylvanie vers le tournant des 19<sup>e</sup> et 20<sup>e</sup> siècles (*Erdély román irodalma a századfordulón* = Helikon 1969/1).

Toutefois, la curiosité du linguiste prévaut et l'activité des lexicographes roumains transylvains éveilla l'attention du chercheur dès le premier abord. Parmi ses premières publications, nous trouvons l'étude sur *L'influence de la lexicographie hongroise sur la lexicographie roumaine* (= RÉTH. 1933) et il revint plusieurs fois sur le même sujet. La publication du dictionnaire quadrilingue de Samuil Micu-Klein (*Samuelis Klein Dictionarium Valachico-Latinum*. Budapest 1944) représente le point culminant de cette branche de ses recherches. La reconstitution typographique magistrale de ce précieux manuscrit de la fin du 18<sup>e</sup> siècle, où l'entrée roumaine est suivie de ses équivalents latins, hongrois et, pour la plupart, allemands, ne satisfaisait pas l'intention de l'éditeur. Il en donne une appréciation détaillée: il jette une vive lumière sur la personnalité et la conception linguistique de S. Klein, et dans des chapitres séparés il analyse les éléments lexicaux des quatre langues, pour conclure que l'oeuvre constitue le premier dictionnaire dialectal d'ensemble du roumain transylvain et que c'est la représentation adéquate des parlers roumains de la Transylvanie de l'époque. Sous ce rapport, il faut encore faire mention de la série des articles où L. Gáldi traite des emprunts hongrois du roumain et, réciproquement, des éléments roumains du hongrois. La remarque que l'étymologiste doit partir de la forme et de la prononciation dialectales de l'élément emprunté (MNY. 37: 359) comporte aussi une importance d'ordre théorique.

L'intérêt que L. Gáldi portait à l'histoire du lexique roumain ressort clairement des études mentionnées, toutefois il faut ajouter que cet intérêt ne se bornait pas aux éléments hongrois. Son livre *Les mots d'origine néo-grecque en roumain à l'époque des phanariotes* (Budapest 1939) lui assura de très bonne heure la réputation européenne. Fruit d'un travail de longues années de dépouillement de textes, c'est le premier qu'on ait consacré à ce sujet, et conformément à ses principes de recherche, l'auteur se sert de sa riche documentation pour tracer un tableau de la vie intellectuelle roumaine du 18<sup>e</sup> siècle, assignant la place des éléments phanariotes dans l'histoire de la langue roumaine, et enfin — avant de présenter le matériel lexical recueilli — il réunit dans un troisième chapitre détaillé des remarques d'ordre phonétique, morphologique et sémantique. C'est toujours la même curiosité pour les emprunts qui donna naissance à des études comme *Contributo alla storia degli italianismi della lingua rumena* (= AGIL. 1939), *Les premiers verbes d'origine française dans la langue roumaine* (= ZfrSpLi. 1939), *Prestiti diretti e prestiti indiretti in rumeno* (= Lingua nostra 1940), *L'expressivité des néologismes dans la langue poétique roumaine* (= Archivum Linguisticum 1960). Ce dernier reflète en même temps les points de vues du spécialiste de la stylistique et de la métrique dont nous parlerons plus tard.

Si l'attention du chercheur est toujours attirée par les problèmes les



plus différents liés au roumain, le romanisant lui aussi est présent dès la première période de son activité. Il publie presque en même temps deux études sur les parlers français-créoles: *Problemi di sostrato nel creolo-francese* (= RLiR. 1933) et *Esquisse de la structure grammaticale des patois français-créoles* (= ZfrSpLi. 1934) et il reviendra plusieurs fois au même sujet. Il analyse *Le romanisme transdanubien* (Roma 1937) puis fait apparaître son article sur *La latinità della lingua italiana vista dagli ungheresi* (= Corvina 1938). Pendant quelques années les études françaises et italiennes occuperont une place plus modeste, mais l'intérêt qu'il leur a conservé réapparaîtra dans les analyses stylistiques et métriques des deux dernières décennies.

Historien de la lexicographie roumaine L. Gáldi ne l'était pas moins en lexicographie hongroise. Il publia d'abord des *Contributions à l'étude des lexiques latin-hongrois du moyen âge* (Budapest 1938), puis il consacre toute une série d'articles et de publications à la recherche de la lexicographie hongroise de l'époque des lumières et des réformes. Dans un livre de première importance et fort volumineux (*A magyar szótárírodalom a felvilágosodás korában és a reformkorban*. Budapest 1957) — oeuvre qui lui valut le doctorat d'État — L. Gáldi passe en revue les nombreux dictionnaires, publiés ou restés inédits, de l'époque de la fin du 18<sup>e</sup> et des premières décennies du 19<sup>e</sup> siècle. Il est notoire qu'en ce temps presque toute activité littéraire était en rapport avec la lutte des Hongrois pour l'indépendance nationale et pour le progrès du pays, or l'analyse de notre auteur démontre qu'il en est de même pour l'activité lexicographique. De plus, le livre fournit des données précieuses pour l'histoire du lexique hongrois, ainsi une grande série de premières datations.

C'est le moment de rappeler que le professeur Gáldi n'était pas seulement un théoricien apprécié de la lexicographie mais, convaincu des obligations sociales du chercheur, il la pratiquait lui-même. Il est l'auteur de dictionnaires hongrois-espagnol et espagnol-hongrois (*Spanyol-magyar kéziszótár*. Budapest 1965. 860 p. et *Magyar-spanyol kéziszótár* Budapest 1969. 1005 p.). Dans ce domaine, son mérite exceptionnel réside dans le fait qu'en collaboration avec l'académicien L. Hadrovics il a assumé la lourde tâche d'élaborer les premiers dictionnaires russe-hongrois et hongrois-russe d'ambition scientifique. Sous leurs formats et aspects différents — tous les trois membres de la triade lexicographique classique — ces dictionnaires ont un rôle tout spécial dans l'histoire culturelle de la Hongrie de la deuxième moitié du 20<sup>e</sup> siècle, comme le prouve le tirage de plus d'un million d'exemplaires. Chef de section à l'Institut de Linguistique, il dirigeait le fichier du "Grand Dictionnaire", sorte de trésor de la langue hongroise. Une de ses idées favorites était la réalisation d'un dictionnaire critique et complet de la langue du grand poète révolutionnaire Petőfi Sándor. Ce fut lui qui en ébaucha le plan. Les riches expériences du praticien et du théoricien de la lexicographie, celles du chercheur de l'histoire des mots et du spécialiste de la stylistique et de la métrique, toutes les leçons d'une longue activité philologique y étaient condensées, et c'est sous sa direction qu'une équipe de rédacteurs se mit à l'oeuvre. Quelques semaines avant son décès il eut encore la satisfaction de prendre en mains le premier des trois tomes du *Petőfi Szótár* (Bp. 1973. 1667 p.).

Lors des années d'apprentissage scientifique à Paris et pour mieux s'initier à l'histoire du roumain, L. Gáldi entreprit des études slaves et albanaises, qui lui ont permis d'aborder des sujets d'intérêt primordialement slave ou balkanique. Sans nous attarder à son activité de slavisant (v. à ce sujet

L'article commémoratif publié pour son 60<sup>e</sup> anniversaire par M. Péter dans les StSIH. 1970) nous mentionnons son étude sur les éléments romans du russe (Слова романской проиисхождения в русском языке) publiée lors du IV<sup>e</sup> Congrès International des Études Slaves (Moscou 1959). En ce qui concerne la linguistique balkanique, il est l'auteur de plusieurs contributions d'un particulier intérêt. Son étude sur la structure linguistique des pays danubiens (*A Dunatáj nyelvi alkata*. Budapest 1947) est née sous l'influence de l'école de Prague, et elle figure parmi les premiers essais de la linguistique aréale. L'auteur passe en revue certaines particularités caractéristiques du système phonologique et grammatical et du lexique des différentes langues de cette région étendue y compris même l'allemand et le russe pour établir entre elles des concordances et des différences. Il est d'avis — et le matériel dépouillé milite en faveur de son opinion — que même entre des langues appartenantes à différentes familles, les concordances ne sont pas accidentelles, il s'agit plutôt de l'interaction des langues voisines, quelquefois de la convergence mutuelle des tendances intrinsèques. Près de 30 ans après cette publication, quand la typologie et l'étude des universaux sont généralement reconnues comme des sujets de grande importance de la linguistique, on est frappé par la modernité et l'actualité des vues de L. Gáldi. *Le système des articles balkaniques* publié dans les Actes du Premier Congrès International des Études Balkaniques et Sud-est Européennes (Sofia 1968) n'est pas moins digne de notre attention.

Si variés et divers que soient les sujets que L. Gáldi a abordés, jusqu'à ce point nous n'avons fait que des allusions au domaine pour lequel il avait une prédilection sans pareille et où il se sentait le plus à son aise. Les problèmes stylistiques et métriques l'ont passionné tout au début de sa carrière de linguiste (v. à ce titre ses études *Le mètre et le rythme* = RÉtH. 1936—7; *Le origini italo-greche della versificazione rumena* Roma 1939 et les réflexions sur le livre de Paul Verrier = EPhK. 1937), mais au cours des deux dernières décennies, il a consacré le gros de son activité à ses recherches préférées. La première cristallisation de sa théorie est un *Essai d'une interprétation fonctionnelle du vers* (= ALH. 1953) auquel se rattachent les études *Littérature comparée et métrique comparée en Europe Centrale* (= ALitH. 1962), *Le vers libre est-il libre?* (dans le volume "Omagiu lui Alexandru Rosetti" București 1966), *Le mètre et ses variantes typiques* (dans le volume "To Honor Roman Jakobson" The Hague 1967), *La fonction poétique du langage* AnnUnivEötvös 1970), *Défense et illustration de la phonétique stylistique* (StSIH. 1973), puis quelques remarques sur les problèmes de traduction des oeuvres poétiques (p. ex. *A modern műfordítás néhány kérdéséről* = FilKözl. 1971).

C'est seulement à titre d'échantillon que nous nous référons à quelques idées de L. Gáldi. Il faut établir "une microanalyse détaillée et une appréciation fonctionnelle de tous les éléments de la poésie populaire" (ALH. 3: 376), on doit considérer "la migration des mètres et les raisons de l'adoption d'un mètre nouveau à un moment donné" (380). Il juge nécessaire "d'attacher la plus grande importance à l'effet complexe qui résulte de la combinaison de plusieurs mètres" (383). "Pour mieux pénétrer dans l'atelier du poète il faut essayer de saisir les fonctions des diverses réalisations rythmiques qui s'attachent à un mètre donné" (390), "on doit toujours tenir compte de l'ensemble de l'oeuvre d'art pour mieux saisir la valeur expressive des unités qui se superposent selon une certaine hiérarchie grammaticale et prosodique" (394).

Parmi d'autres, une de ses idées maîtresses était la recherche de la "métrique comparée". Il supposait "l'existence d'une forme supérieure, ou, si l'on veut, d'un «cadre musical» qui peut se réaliser au moyen des langues les plus diverses" (ALitH. 4: 208); s'il est vrai, que les formes de la poésie populaire prévalent "le génie d'un poète se sent quasi stimulé par l'effort que lui imposent l'adoption et l'assimilation d'une forme d'emprunt" (ibid).

Même si l'on sait que dans la jeunesse l'inspiration poétique ne lui était pas étrangère, qu'il était un traducteur d'oeuvres littéraires et poétiques d'une rare finesse, on est frappé par l'épanouissement prodigieux des publications dans lesquelles L. Gáldi a appliqué et développé sa théorie. Nous lui sommes tributaires d'une étude très importante sur la langue poétique hongroise de l'époque des réformes (*Vers és nyelv a reformkorban* dans le volume "Nyelvünk a reformkorban" Budapest 1955) et il a consacré un livre au psautier versifié de Szenci Molnár Albert, homme de lettres de la première moitié du 17<sup>e</sup> siècle (*Szenci Molnár Albert zsoltárverse* Budapest 1958). Il aborda des problèmes de la prosodie ouralienne (*Contributions à une typologie de la versification finno-ougrienne* = UAJb. 36: 1-30; *Zu einigen Problemen des Verbums in den samojedischen Schamanengesängen* = *Reguly Emlékkönyv.* 1963). Son attention est attirée tantôt par les problèmes du fonctionnement du vers russe (*Az orosz vers funkcionális problémái* = FilKözl. 1955), tantôt par *Les variétés de l'accent dans le vers russe* (= StSIH. 1960) et il analysa plus d'une fois l'art et la langue de Lermontov (*Remarques sur l'expressivité de la syntaxe poétique de L.* = StSIH. 1963; *Contributions à l'étude du vers iambique de L.* = ibid. 1964).

Le domaine roman n'échappe pas à sa curiosité. Il va de soi qu'à côté des études françaises (p. ex. *Un aspect peu connu du style poétique de Musset* = CahAssIntÉtFr., 1964) et italiennes (p. ex. *Az olasz költői nyelv és a humanizmus* [= *La langue poétique italienne et l'humanisme*] dans le volume "Renaissance tanulmányok" 1957; *La struttura interna di un idillio leopardiano* = Forum Italicum Buffalo 1973) c'est surtout l'histoire de la versification roumaine qui est le plus proche du professeur Gáldi. Il entreprend des sujets très variés (*Încă o dată despre metrul Țiganiadei* = LR. 1959; *Un grand disciple roumain de J. Kochanowski: le métropolitaine Dosithée* = StSIH. 1960; *Fonosimbolismul rimelor în Nocturnele lui Bacovia* = LR. 1969) et la grande série des analyses sur le langage poétique d'Eminescu se synthétise en un livre magistral (*Stilul poetic al lui Mihail Eminescu* Bucarest, 1964). La même année apparaît son *Esquisse d'une histoire de la versification roumaine*, dont une version remaniée sera publiée aussi en Roumanie (*Introducere în istoria versului românesc* București 1971 — v. le compte rendu détaillé de Micaela Mancaș en LL. 1972); nous devons encore à cet infatigable chercheur un troisième volume: *Contributions à l'histoire de la versification roumaine. La prosodie de Lucian Blaga* (Budapest 1972 — v. le compte rendu de Maria Green dans Books abroad. Oklahoma 1973).

Le nom du théoricien de la prosodie et de la stylistique jouissant d'une réputation mondiale, rien de plus naturel que l'intérêt particulier des spécialistes de la République Socialiste Roumaine pour ses publications (v. M. Bucur: *Istoriografia literaturii române*. București 1973. pp. 414-5). La récompense la plus éloquente de son activité est bien sûr l'essai que Perpersicius, le maître absolu de la philologie roumaine lui a consacré. Pour terminer cet article voué à la mémoire du professeur Gáldi nous ne pouvons mieux faire que d'en citer



quelques phrases: "L. Gáldi continue sans cesse ses voyages de découvertes et ses recherches dans le labyrinthe si architectoniquement construit de la créativité eminescéenne. Prétendre que nous pourrions rendre compte en un tour de main des mesures de ces reconstructions géométriques et de leur niveau scientifique, voire de leur charme particulier ne serait qu'une entreprise enfantine. Nous nous contentons donc de dire que ces explications de texte, comme tout ce qui sort de la plume de L. Gáldi, doivent être lues et repensées avec beaucoup d'attention et de ligne à ligne, d'une part pour pouvoir pénétrer plus intimement dans les admirables profondeurs du monde poétique d'Emineescu, et de l'autre, à cause du plaisir qu'on éprouve en découvrant justement dans ce représentant de la vie intellectuelle hongroise un connaisseur des plus passionnés et des plus excellents des beautés de notre langue et de notre littérature" (Luceafărul, le 1<sup>er</sup> février 1960. p. 3).

### Références

AECO.	= Archivum Europae Centro Orientalis
AGIL.	= Archivio Glottologico Italiano
ALH.	= Acta Linguistica Academiae Scientiarum Hungariae
ALitH.	= Acta Litteraria Academiae Scientiarum Hungariae
AnnUnivEötvös	= Annales Universitatis Scientiarum Budapestinensis de Rolando Eötvös Nominatae
CahAssIntÉtFr.	= Cahiers de l'Association Internationale des Études Françaises
EPhK.	= Egyetemes Philologiai Közlöny
FilKözl.	= Filológiai Közlöny
LL.	= Limba și literatură
LR.	= Limba română
MNy.	= Magyar Nyelv
RÉtH.	= Revue des Études Hongroises
RLiR.	= Revue de Linguistique Romane
StSlH.	= Studia Slavica Academiae Scientiarum Hungariae
UAlb.	= Ural-Altaische Jahrbücher
ZfrSpLi.	= Zeitschrift für französische Sprache und Literatur



† GÁBOR O. NAGY  
(1915–1973)

Von

M. KOVALOVSKY

“Verhängnisvolle Leichtfertigkeit” — diese Überschrift trug die kurze Zeitungsnachricht, wonach Gábor O. Nagy, 58, am 4. Mai 1973 einem Straßenumfall zum Opfer fiel. Nicht nur die Nachricht wirkte bestürzend, auch die unwillkürliche Paradoxie dieser schablonenhaften Meldung hatte etwas besonders Tragisches an sich — gerade ihm mußte das widerfahren; sich eine Lässigkeit, einen Verstoß gegen die Ordnung zuschulden kommen zu lassen, dessen ganzes Wesen und Wirken die Ordnung selbst war, Systematik, Logik, Präzision und Disziplin, ein ständiger Bereitschaftszustand des Geistes. Und da schied er aus unserem Kreis: er ist nicht mehr.

Geboren 1915 in Debrecin/Debrecen, verbrachte er auch seine Studienjahre in dieser Stadt. Nach der Absolvierung des Gymnasiums im altherwürdigen Debreciner “Kollegium”, an der Universität, mit einem Stipendium für ungarische und deutsche Philologie. Ein Semester hörte er in Berlin, wo er Materialien sammelte für seine Dissertation über «Die Mystik in der ungarischen Kodexliteratur» (1937). Auch in seinen folgenden Arbeiten befaßte er sich mit diesem Thema — er, der einstige Schüler und spätere Lehrer des kalvinistischen Kollegiums: welch schönes Beispiel geistiger Unbefangenheit und Unvoreingenommenheit! In der weiteren Folge galt sein Interesse der volkstümlichen Literatur und der bürgerlichen Entwicklung, dabei hat er auch die Denkmäler der handgeschriebenen Schulliteratur des 18. Jahrhunderts erschlossen.

Wie etliche ungarische Linguisten, verdankte auch Gábor O. Nagy nützliche Anregungen, Erkenntnisse, einen weiten Horizont und ein reiches Wissensgut dem Umstand, daß er aus dem Lager der Literaturgeschichte gekommen war. Die Berührungspunkte seiner Forschungen mit der Gesellschafts- und Kulturgeschichte, besonders aber die Vertiefung in die ältere ungarische Literatur erschlossen ihm den ganzen Reichtum des Wortschatzes und der Phraseologie und gleichzeitig wurde er mit den einer Lösung harrenden Problemen der Theorie konfrontiert. Im Jahre 1952 wurde er mit einem einschlägigen Forschungsauftrag aus Debrecin nach Budapest, in das Institut für Sprachwissenschaft an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften versetzt. Als Mitarbeiter am siebenbändigen Wörterbuch der Ungarischen Sprache konnte sich G. O. Nagy hier, im Laufe von zehn Jahren, zu einem der hervorragendsten Vertreter der wissenschaftlich betriebenen Lexikographie bzw. Lexikologie in Ungarn entwickeln. Später beteiligte er sich auch an der Zusammenstellung der einbändigen Kurzfassung des großen Wörterbuchs.

Seine lexikographischen Erfahrungen verarbeitete er zu mehreren Studien theoretischen Inhalts, so u. a. *Egy új magyar szótár elé* [Zu einem neuen ungarischen Wörterbuch] (in: Valóság, 1959), *A szóhasználatot szemléltető anyag az értelmező szótárban* [Das Beispielmateriale zur Illustration des Wortgebrauchs in einem erklärenden Wörterbuch] (in: A szótárirás elmélete és gyakorlata. 1962), *A lexikográfia és viszonya a lexikológiához* [Die Lexikographie und ihr Verhältnis zur Lexikologie] (in: MNy. 1969), *Szótártípusok* [Wörterbuchtypen] (ebd. 1970).

Neben seiner Tätigkeit als praktischer Lexikograph bearbeitete er unermüdlich auch sein ursprüngliches Forschungsfeld, die Sammlung, Systematisierung und Erklärung von Redensarten und stehenden Wendungen. Nicht nur seine emsige Sammelarbeit, auch seine ganze theoretische Grundeinstellung, sein Horizont wurde immer umfassender und erstreckte sich auf den ganzen Bereich der Phraseologie, auf die Untersuchung des Systems der ständigen Wortverbindungen, der festen sprachlichen Einheiten. Diese Thematik wurde methodisch behandelt in den Beiträgen *Egy készülő szólásgyűjtemény elé* [Über eine im Entstehen begriffene Redensartensammlung] (Nyr. 1953), *Mi a szólás?* [Was ist eine Redensart?] (MNy. 1955 und MNyTK. Nr. 78), *A jövevényszólások kérdéséhez* [Zur Frage der Lehnredensarten] (Nyr. 1955), *A frazeológiai kapcsolatok stilisztikai szerepe* [Der Stilwert der phraseologischen Wortverbindungen] (in: Pais-Eml., 1956), *Azonos szemléletből származó frazeológiai kifejezések* [Aus gleicher Anschauungsweise hervorgehende phraseologische Ausdrücke] (Nyr. 1961), *Egy fejezet a magyar szólás- és közmondáselmélet történetéhez* [Ein Kapitel zur Geschichte der Theorie der ungarischen Redensarten und Sprichwörter] (in: A magyar nyelv története és rendszere. 1967), *Az ige a frazeológiai egységeken* [Das Verb in phraseologischen Einheiten] (Nyr. 1968 und in: Az ige grammatikája és szemantikája. 1967).

Außer diesen Studien zeugen noch unzählige kürzere Aufsätze und Beiträge über interessante Redensarten von Gábor O. Nagys tiefeschürfender Gründlichkeit sowie von seiner großen Beschlagenheit in sachlichen, kulturgeschichtlichen und literarischen Fragen, die auf diesem äußerst komplizierten, vielschichtigen Gebiet die Orientierung ermöglichen. Das Neuartige seiner Methode lag darin, daß er stets bestrebt war, in die Erklärung von Sprüchen und Redensarten über das Okkasionelle und Momentane hinaus ein System, ein Ordnungsprinzip hineinzubringen, Typen bzw. Gruppen zu ermitteln, deren Entstehung, Deutung und Natur sich auf eine gemeinsame Grundidee zurückführen lassen.

Seine Tätigkeit als Sammler und Analytiker bescherte uns zwei bedeutende Zusammenfassungen. Mit ihren 250 erklärenden Artikeln bietet die Spruch- und Redensartensammlung *Mi fán terem?* [Woher kommt das?] (1957 und 1965) ein erfolgreiches Werk sowohl des wissenschaftlichen wie des populärwissenschaftlichen Schrifttums; es ist ein trefflich gelungenes Sachbuch von wissenschaftlichem Wert. Der stattliche Band *Magyar szólások és közmondások* [Ungarische Redensart und Sprichwörter] (1966) schließt eine beinahe seit dreiviertel Jahrhundert verspürte Lücke. Dieses moderne und beispiellos reichhaltige — 20 000 Ausdrucksformen enthaltende — Werk erfaßt auch altertümliches und landschaftliches Material, es enthält die Varianten und Synonyme der einzelnen Redensarten, Sprüche und Sprichwörter, gibt Aufschluß über ihre Bedeutung, ihren Verwendungskreis und ihren Stilwert. Das Buch ist eine wahre Schatzkammer; ein Inbegriff der ungarischen Lebens-

und Geistesart, der Anschauungs- und Vorstellungswelt des Volkes, ein geschichtliches Museum der Sprachdenkmäler und somit ein wertvolles Quellenwerk nicht nur für die Sprachwissenschaft, sondern auch für die Volkskunde und Kulturgeschichte überhaupt. Die Würdigung seiner strengen Methodik, seiner nuancierten Genauigkeit, die Nutzung seines reichen Materials harret noch der wissenschaftlichen Kritik und der Forscher der verschiedensten Disziplinen.

Die Lexikographie und die Erforschung des phraseologischen Systems lenkten Gábor O. Nagys Aufmerksamkeit auf ein neues Gebiet — auf die Welt der Synonyme. Nicht nur die Fragen der stilistischen Verwendung, der feinen Unterscheidung von Nuancen zogen ihn in ihren Bann, sondern auch hier vor allem die Aufdeckung der Zusammenhänge, des Systems; die Klärung der theoretischen Beziehungen der Synonymik, ihrer semantischen und lexikologischen Probleme. Der erste Niederschlag dieser Untersuchungen zeigte sich in der zusammenfassenden Studie *A szinonímák világa* [Die Welt der Synonyme] (in: Magyar Nyelvhelyesség. 1957, 1961, 1967, 1969). Er hatte aber auch Augen für die Wichtigkeit der praktischen Pflege dieses Gebiets, weshalb er nach sorgfältiger theoretischer Grundlegung und planmäßiger Stoffsammlung sowie im Besitze ansehnlicher lexikographischer Erfahrungen die Zusammenstellung eines lange entbehrten, zeitgemäßen Synonymwörterbuchs in Angriff nahm. Die Grundsätze dazu hat er in zwei Beiträgen zusammengefaßt: *A rokonértelműség szinonimaszótári szempontból* [Sinnverwandtschaft aus der Sicht der Synonymwörterbücher] (in: Szótártani tanulmányok. 1966) und *Milyen a készülő Magyar szinonimaszótár?* [Über das im Entstehen begriffene Ungarische Synonymwörterbuch.] (Nyr. 1970): die deutsche Fassung dieses Berichtes wurde im Jg. 22 [1972] unserer Zeitschrift veröffentlicht.

Die theoretischen Einsichten, die er auf Grund seiner ausgedehnten lexikographischen Arbeit (sowohl an erläuternden wie an synonymischen Wörterbüchern) sowie bei seinen phraseologischen Untersuchungen gewann, sind naturgemäß mit den Hauptfragen der Semantik aufs engste verbunden. Dieser Gegenstand bestimmte auch seinen bedeutsamen Vortrag über die Polysemie (*A polysémia kérdéséhez*. In: Jelentéstan és stilisztika. NyÉ. 83. [1974]) anlässlich der Szegediner Linguistentagung. Seine Gedanken fügten sich auch hier zu einem System zusammen, wie er auch in seinen Semester-vorlesungen zu Göttingen diese Thematik ausgearbeitet hatte. Unter dem Titel «Abriß einer funktionellen Semantik» konnte er noch das Manuskript in Druck geben, doch das Erscheinen dieses Buches hat er nicht mehr erlebt: erst nach seinem Tode ist es 1973 als Gemeinschaftsausgabe des Akadémiai Kiadó, Budapest und des Verlags Mouton & Co, Den Haag, herausgekommen.

O. Nagy arbeitete an seinem Synonymwörterbuch im treuesten Sinne des Wortes bis zu der letzten tragischen Stunde mit einer wahren Besessenheit, mit einer gegen sich selbst unerbittlichen Leidenschaft, als ob es gegolten hätte, ein Wettrennen gegen die heimtückische Zeit zu bestehen. Denn er trug sich wieder mit neuen Plänen: gleich nach Bewältigung dieser Arbeit wollte er zu den Redensarten zurückkehren — zu jenem Gebiet, wo er als unbestrittene Autorität galt. Inzwischen veröffentlichte er schon regelmäßig seine Erklärungen über die Herkunft einzelner Redensarten — bereits 100 Artikel waren fertiggestellt als Bausteine zu einem erläuternden Wörterbuch von Redensarten und Sprüchen (*Részletek egy szólásmagyarító szótárból*. Nyr. 1965, 1966, 1968). Das Buch, das eine Fortsetzung des erfolgreichen *Mi fán terem?* geworden

wäre, hatte sogar schon einen Titel: *Szólásról szólásra* [Von Spuch zu Spruch]. Gábor O. Nagy hatte aber auch eine große Studie über die Geschichte der ungarischen Idiomatismenforschung fast abgeschlossen; die postume Herausgabe dieses Werks dürfte — vermöge seiner theoretischen Beziehungen — nicht nur für die ungarische, sondern auch für die internationale Fachwelt von größtem Interesse sein. Er nahm auch eine zusammenfassende Theorie der Lexikographie in Angriff, konnte jedoch nur mehr die Grundlinien abstecken — wie auch seine 25 Jahre hindurch gesammelte, in die Tausende gehende Zettelkartei verwaist zurückblieb. Und bei dem Verlust, den die ungarische Sprachwissenschaft durch das plötzliche Ableben Gábor O. Nagys erlitten hat, ist vielleicht gerade das am schlimmsten, weil unersetzbar. Der Abschluß seines Synonymwörterbuchs ist zwar gesichert, aber das Forschungsfeld der Redensarten, dieses in seiner Vielfältigkeit prächtige Arbeitsgebiet, das gerade unter Gábor O. Nagys Hand so herrlich aufblühte, liegt nun brach. Es steht zu befürchten, daß sich schwer ein würdiger Fortsetzer finden wird; ein anderer, in dessen Person die zwei Hauptgaben eines Gelehrten genauso vereint sein werden, wie bei ihm: Logik und Phantasie.

## CRITICA

---

**E. F. Koerner: Ferdinand de Saussure.** Origin and Development of his Linguistic Thought in Western Studies of Language. XV+428 S. Vieweg, Braunschweig 1973. DM 45. — = Schriften zur Linguistik Bd. 7.

Ein ausgezeichnetes Buch und zugleich das erste in seiner Art. Nicht nur, weil es an Werken dieser Art sehr fehlte, sondern auch, weil Verf.'s zahlreiche bisherige Publikationen (meist Buchbesprechungen, die immer wieder den "bad state of art" feststellen mußten) dadurch viel glaubwürdiger erscheinen, da er nun auch zeigt, wie es besser (d. h. überhaupt) gemacht werden müßte. Verf. betont selbst diese Zielsetzung seiner Arbeit, und er behandelt bewußt detailliert die theoretischen Probleme der Geschichte der Sprachwissenschaft. (Es sei auch auf das "Vorwort des Herausgebers" in der neu gegründeten Zeitschrift "Historiographia Linguistica" verwiesen, wo K. die gleichen Fragen diskutiert.) M. W. gehört es zu den seltenen Monographien über eine Schlüsselfigur der Sprachwissenschaft, was ebenfalls zum "state of art" gehört. Wer sich mit FdS's Werk beschäftigen will, bekommt hier ein gründliches Handbuch. Außer Darstellungen, Feststellungen und Urteilen findet der Leser eine Menge Hinweise auf Quellen. Größten Nutzen hat der Leser, der an einem Beispiel erfahren will, *wie* eine anspruchsvolle wissenschaftshistorische Analyse aussieht. Daß es

bisher so wenig befriedigende Darstellungen der Entwicklung (einer Epoche oder einer Gestalt) der Linguistik gibt, liegt u. a. wohl daran, daß die Linguistik erst in den 1960er Jahren zu einer Stabilität gelangte, von der aus ihr Werdegang überblickt werden konnte, ja auch mußte. Ähnliche metawissenschaftliche Tätigkeit setzt ja meist ein, wenn nach einer (oft zu raschen) Entwicklung ein Stutzen oder jedenfalls eine kritische Orientierung erfolgt. K.'s Buch zeigt, daß die Geschichte der Wissenschaft ihre Funktion nur erfüllen kann, wenn sie *ernsthaft* betrieben wird.

FdS's Leben ist beinahe mit dem Shakespeares zu vergleichen: "... too little is known about Saussure's life" (202), und dem ganzen hängt doch ein wenig Mystisches an. Es gibt aber mindestens einen großen Unterschied zu Shakespeare: "De Mauro's study [= Begleitstudie zur italienischen Übersetzung des "Cours"] it should be noted, represents the first serious attempt to evaluate Saussure's life in the light of his educational background and the prevailing intellectual activities of his time, in particular those which concern the investigation of linguistic phenomena" (20). Und diese Studie erschien 1968! Was wir in den ersten Kapiteln bekommen, ist ein "sketch which does not amount to much more than a listing of bibliographical data... It suggests, however, something which is still absent from modern «histories» of

linguistic science . . . : that a serious presentation of the development of linguistics during the past centuries has to take into account the social, cultural, and scientific, and probably also the political and economic circumstances and evolution of a given period" (42).

Es stellen sich eine Reihe Fragen: inwieweit wurde Saussure durch die Tradition der Familie zur (und zu was für einer) wissenschaftlichen Tätigkeit veranlaßt? Wo und was hat er studiert? Was hat er veröffentlicht (und was nicht und warum)? Wo und was hat er vorgelesen? Und natürlich stellt sich unter diesen Fragen schon auch die nach der Originalität.

Die weiteren Kapitel behandeln zuerst die "Extra-Linguistic Influences on Saussure" (Durkheim's Principles of Sociology, Trade's Sociological and Economic Theories and Saussure's Alleged Sociologism; Walras' Theories of Political Economy and the Saussurean Concept of Value — heißen die Kapitel). Ohne Verf.'s Argumente zitieren zu können, bringen wir bloß seine Schlußfolgerung: "... it is much more valid to trace *linguistic* influences on Saussure than to investigate extra-linguistic sources. The latter appear to have made their impact on Saussure rather through linguistic studies which had absorbed ideas from outside linguistics proper" (72). Diese Feststellung scheint besonders wichtig: nicht aus etwaigen Originalitätsgründen, sondern weil sie einen Beitrag zu einer viel allgemeineren Problematik bedeutet. Es geht um die Charakteristik der neuzeitlichen Fachwissenschaften. Wahrscheinlich von der Losung der Interdisziplinarität beeinflusst projizieren wir dieses auch heute nicht ohne weiteres gültige Modell leicht in die Vergangenheit zurück: so kam es nicht nur zu dem hier diskutierten direkten Einfluß der Soziologie oder der Ökonomie auf die Linguistik, sondern z. B. auch zur "Physikalisierung" oder "Mathematisierung" der Biologie früherer Zeiten. Kontinuität und Autonomie der Fach-

wissenschaften sind also viel stärker, als man es manchmal annehmen möchte.

In den folgenden Kapiteln untersucht Verf. die linguistischen Einflüsse auf Saussure. Er hat eine schwere Aufgabe, als er der Wirkung Whitneys, der Junggrammatiker (Paul und Sievers), der Kasaner (Baudouin de Courtenay und Kruszewski) und der Humboldtschen Tradition (Gabelentz, Finck) nachgeht. Er bringt alles, was man heute wissen kann und urteilt so besonnen, wie nur jemand mit historischer Denkweise und in souveräner Beherrschung der Materie es kann: "... we believe to be the principal linguistic sources of Saussure's theoretical impetus: the work of Whitney and, often *ex negativo*, H. Paul's Prinzipien, the writings of Baudouin de Courtenay and Kruszewski (though probably much less than has recently been suggested), and certainly also the work of other contemporar linguists as for instance Sievers and (perhaps with more reserve) G. von der Gabelentz" (205).

Die erste Hälfte des Werks zusammenfassend können wir schon den Terminus gebrauchen, den unter sehr wenigen (Bailey, Bursill-Hall, Chomsky) K. in die Linguistik eingeführt hat: das ist der besondere Begriff des *Paradigmas* (in seinem von Thomas S. Kuhn stammenden wissenschaftstheoretischen Sinn). Dem Verf. ging es um "the establishment of an epistemological paradigm of the period between 1870 and 1910 in Western Europe" (202), "the intellectual scene of Saussure's formative years" (203), "what was 'in the air' at the beginning of this century when Saussure set out to lecture on general linguistic theory" (203 f.). Diese Jahrzehnte haben außer Saussure und anderen Linguisten Freud, Durkheim, Bergson der Welt gegeben! Wie er das macht, ist vorbildlich. Leider muß man etwas Selbstverständliches als Sonderleistung loben: K. hat die seit geraumer Zeit zugänglichen Saussure-Manuskripte benutzt (was nicht getan zu haben er vielen jüngeren Geschichten der Linguistik nachweist). In



seinem Vortrag auf dem Linguistenkongreß 1972 in Bologna (s. *Anthropological Linguistics* 1972) schlug K. als die drei wichtigsten Paradigmata der Linguistik der letzten hundert Jahre die um Schleicher, Saussure und Chomsky vor. Vor allem müßten also auch die beiden anderen genauso gründlich untersucht werden und dann (was Rezensent vielleicht noch wichtiger findet) der Übergang, also die auch von Kuhn ein bißchen vernachlässigte "scientific revolution" verstanden werden.

Die zweite Hälfte des Buches (*The Evolution of Saussurean Principles and their Relevance to Contemporary Theories of Language*) ist in gewissem Sinne noch interessanter. Was sind diese Prinzipien? "The Distinction between *langue* and *parole*, and its Relation to *langage*"; "The Dichotomy of Synchrony versus Diachrony in Language Description". "The Concept of the Language Sign and Related Notions"; "Language as a System of Relations: the *rappports syntagmatiques et associatifs* and Kindred Notions": Überall wird zuerst die *Vorgeschichte* des Prinzips, dann die *Interpretation* seiner Saussureschen Formulierung und sein *Nachleben* dargestellt.

Die drucktechnische Ausstattung ist erstklassig. Interessant ist der Aufbau: mit dem Vorwort reimen zwei Zusammenfassungen je nach den Hauptteilen. Den einzelnen Kapiteln gehen Zitate voran, und was für treffende Zitate! Sie überzeugen nicht nur von der (auch sonst oft bewiesenen) Belesenheit des Verf.'s, sondern auch von seinem pädagogischen Talent, manchmal von seinem Humor. Die Fußnoten folgen den einzelnen Kapiteln. Ein Literaturverzeichnis befindet sich am Ende des Buches, viele Literaturhinweise sind aber nur in den Noten zu finden. Sie sind nie überflüssig: sie enthalten außer bibliographischen "Tips" oft sehr nützliche kritische Hinweise und Ergänzungen zum Haupttext.

Verf. hat uns davon überzeugt, daß er (1) zu den besten Historikern der

Linguistik gehört, und daß man (2) die Historiographie der Sprachwissenschaft auf hohem Niveau betreiben kann, (3) daß diese Geschichte für die Ideengeschichte relevant ist. Eines hat er aber nicht klar genug gezeigt: das ideale Verhältnis des Alltags einer Disziplin zu ihrer Vergangenheit. Es braucht eine harte Spezialisierung, Geschichte zu studieren, was der "synchrone" Forscher sich kaum leisten kann. Wie beweist nun die Geschichte der Wissenschaft, daß sie kein Selbstzweck ist, daß sie außer der Ideengeschichte (Lovejoy) oder der "Archäologie der humanen Wissenschaften" (Foucault) auch der Mutterwissenschaft dient? Auch epistemologische Fragen tauchen auf: Was für einen Status besitzen die Paradigmata ontologisch (also nicht nur epistemologisch!) als Mittel zur Erforschung einer Epoche oder Richtung, gewissermaßen nur als glücklicher Begriff? Wie sind sie im größeren Kontext der Gesellschaft, ja im noch größeren der menschlichen Praxis verankert? Das wird auch in den Naturwissenschaften erst jetzt eingehender untersucht, es ist aber auch für die Linguistik und die Geisteswissenschaften höchst aktuell und gehört mit zur erwähnten kritischen Orientierung.

Es bleibt also noch genug zu tun. Um so wertvoller sind aber solche bahnbrechende und richtungweisende Arbeiten wie Koerners Saussure-Buch!

I. Terts

**Gábor O. Nagy: Abriß einer funktionellen Semantik.** Akadémiai Kiadó, Budapest 1973. 124 S.

Die semantischen Forschungen stehen heute im Vordergrund des Interesses. Selbst jene neueren Richtungen der Sprachtheorie, die noch vor einigen Jahren von einer "Bedeutung" als distinkter sprachlicher Kategorie nichts hören wollten, haben auf Grund ihrer eigenen Forschungen nun erfahren müssen, daß die Bedeutung eine der ureigensten, gerade ob ihrer

kommunikativen Funktion wesentlichen Erscheinungen der Sprache ist; ferner, daß ohne deren Erschließung auch die formal-grammatische Beschreibung der Sprache keinen vollen Erfolg verspricht. Nach all dem wird es verständlich, daß die Literatur zur Semantik wie auch die ihrer Ausdehnung auf die Analyse der verschiedensten Informationen — als "Semiotik" der allgemeinen Zeichentheorie — sprunghaft angewachsen ist. An dieser Entwicklung nahmen auch die ungarischen Linguisten tätigen Anteil (z. B. S. Károly: *Általános és magyar jelentésstan* [Allgemeine und ungarische Semantik]. Budapest 1970; Band VII der Studiensammlung *Általános Nyelvészeti Tanulmányok* [Studien zur Allgemeinen Sprachwissenschaft]; F. Kiefer: *Mondattani-szemantikai tanulmányok* [Syntaktisch-semantische Untersuchungen]. Budapest 1970 usw.); dieser Reihe schließt sich auch das 1973 erschienene Buch G. O. Nagys an. Dieses Werk ist — dem Titel gemäß — eine kurzgefaßte, abrißartige Darlegung der ganzen semantischen Konzeption des (vor nicht langem tragisch verschieden) Autors. In der vorliegenden Fassung enthält das Buch den Text der an der Göttinger Universität gehaltenen Vorträge, was schon von Natur aus nach sich zog, daß mehrere wichtige Probleme der Semantik nicht zur Besprechung kamen; mit Ausnahme der phraseologischen Einheiten überschreitet keine der berührten Erscheinungen die Lexemstufe.

Ein typischer Zug der semantischen Forschungen ist, daß sie vor allem auf abstrakter Ebene stattfinden; das in die Untersuchungen einbezogene sprachliche Material ist gewöhnlich auch selbst abstrahiert. Diese methodische Ausgangsstellung mag ja als begründet erscheinen, zumal der Gegenstand der Forschung ziemlich abstrakter Natur ist. Die — auch vermöge ihrer negativen Resultate — aufschlußreichen ausschließlich deduktiv-hypothetischen Versuche des letzten Jahrzehntes erinnern allerdings daran,

daß von einer einseitig abstrakten und isolierten Untersuchung der einzelnen lexikalischen Elemente keine besonders befriedigenden Resultate zu erhoffen sind. Die jüngsten Richtungen der Semantik, darunter auch die von Amerika her vordringende sprachliche Pragmatik, zeigen eine allmähliche Rückkehr zu der — in ihrer klassischen Form von K. Bühler geprägten — Auffassung, wonach das Wort und seine Bedeutung erst in der gegebenen Textumgebung, in der genau umgrenzten Kommunikationssituation in ihrer ganzen lebendigen Wirklichkeit zu Tage treten; auch für die Verallgemeinerung durch die Theorie bietet nur das einen wahrlich zum Ziele führenden Ausgang (ausführlicher s. S. 104 -- 105).

Einen besonderen Rang in der semantischen Forschung verleiht dem rezensierten Buch der Umstand, daß darin versucht wird, dem obenerwähnten, mehr nur theoretisch formulierten Grundsatz von der praktischen Seite her, namentlich von der lexikographischen Praxis her, beizukommen: der Autor wendet diesen Grundsatz konsequent an und baut seine semantische Theorie auf die bestimmende Rolle des Kontextes als prinzipielle Basis auf. Er geht von dem individuellen Sprechakt, von dem gegebenen Satz, vom Kontext aus. Das ist aber nur der erste Schritt, um als Fortsetzung die Abstraktion zahlreicher Textbeispiele folgen zu lassen. "Zu diesem Zwecke können nur Kontexte dienen, die so vereinfacht werden, daß sie alle Beziehungen zu den konkreten Situationen verlieren" (39). Auf diesem Wege entsteht der "Kontexttyp" und der "Repräsentant" (43), um in letzter Konsequenz zum "Elementarkontext" (39) zu gelangen. Bei diesem handelt es sich jedoch nicht mehr um einen wirklichen, realen Text, sondern um ein „semantisches Modell“, m. a. W., um einen syntaktischen Satzrahmen, der durch die grammatischen Relationen von Wörtern bestimmt ist, die zu einem genau abgrenzbaren Begriffs-

kreis gehören. In diesem Satzrahmen erscheint lediglich die kontextbedingte Bedeutung der untersuchten semantischen Einheit — des Semems. (Über die ganzen Prozedur und die damit verbundenen Formalisationsprobleme s. S. 38—44). Zur Erfassung der Wortbedeutung — so vornehmlich zur Trennung der einzelnen Bedeutungen der polysemen Wörter — bietet diese Methode tatsächlich objektive Anhaltspunkte, doch unterläßt der Verfasser auch darauf nicht hinzuweisen, daß die Abgrenzung der Bedeutungen auch bei diesem Verfahren durchaus nicht so einfach ist und sich mit voller Eindeutigkeit sogar nicht immer durchführen läßt; "... müssen wir auch feststellen, daß es keine festen Grenzen zwischen den Bedeutungen der polysemen Sememe gibt" (56), doch "Die Schwankung in der Abgrenzung der Wortbedeutungen entspricht dem Mechanismus der Sprache und zugleich dem menschlichen Denken vollständig" (57).

Die praktische wie theoretische Bedeutung dieser kontextuellen Bedeutungsanalyse erblicke ich u. a. darin, daß sie von der individuellen und konkreten Realisation des Sprechens her zu einer verallgemeinerten und abstrakten Bedeutung gelangt, womit auch jene Ansicht eine weitere Bekräftigung findet, daß "... die Erscheinungen der Rede von den Erscheinungen der Sprache durch keine unüberbrückbare Kluft getrennt sind" (17; vgl. noch dazu: "das Sein der Sprachelemente verwandelt sich in der Rede ins Werden": 37). Der Ausgang von einem konkreten Text bietet weitgehend Schutz davor, daß man bei der Formalisierung zu irrigen Verallgemeinerungen verleitet werde; es wird ermöglicht, die Erscheinungen der Sprache aus der ihr eigenen inneren Struktur zu erklären und solcherart jeglichen Deutungsversuchen zu entgehen, die dem Wesen der Sprache fremd sind. Es ist in diesem Zusammenhang auch darauf hinzuweisen, daß diese semantisch ausgerichtete Analyse in ihrer weiteren Verfeinerung auch bei den von der generativen

Grammatik bevorzugten Kompatibilitätsuntersuchungen gute Dienste leisten kann. Daran schließt sich letzten Endes auch O. Nagys Folgerung: Ohne Untersuchung sprachlichen Materials, ohne Induktion kann man in der Sprachwissenschaft ebenso wenig vorwärtskommen, wie man das auch ohne Deduktion, ohne Anerkennung des Allgemeinen, ohne Beobachtung des sprachlichen Systems nicht tun kann" (58).

Die moderne Denkweise des Autors zeigt sich auch darin, daß er die Bedeutung, dieses flüchtige, mannigfach zusammengesetzte und daher kaum faßbare Phänomen, sozusagen ganz und gar aus der Sprache selbst zu entwickeln, abzuleiten, ja an die sprachliche Form zu knüpfen versucht. Allerdings ist er sich dessen bewußt, daß die Wortbedeutung im engeren Sinn — die denotative Funktion — nicht allein im Kontext zustande kommt, sondern auch in der außersprachlichen Wirklichkeit verwurzelt ist, den Detailfragen des Wirklichkeitsgehalts der Bedeutung, einer tieferen Analyse der begrifflichen Widerspiegelung als außersprachlichem Faktor bringt er in seinen Ausführungen kein gebührend differenziertes Interesse entgegen — vermutlich überläßt er diese Fragen dem Kompetenzbereich der Philosophie. Ohne eine Auseinandersetzung dieser Fragen kann aber von einer restlosen Erschließung des Wesens der Bedeutung keine Rede sein. (Auf die Konsequenzen des Standpunktes von O. Nagy will ich noch zurückkehren.) Es muß allerdings anerkannt werden, daß diese streng innere, sprachzentrische Perspektive in nicht geringem Maße zur Entstehung der funktionellen Bedeutungskonzeption O. Nagys beitrug. Das Semem, m. a. W., die semantische Einheit, hat eine dreifache Funktion. Außer der denotativen (bei ihm: nominativen) Funktion, d. h. dem referentialen, sachbezogenen Wert eines Wortes, unterscheidet er noch eine grammatische und eine stilistische Funktion.

Obwohl den ausschlaggebenden Teil des

Buches die mit der "nominativen" Funktion zusammenhängenden Erörterungen ausmachen (23–91), während die beiden anderen sich mit einer weitaus bescheideneren Seitenzahl begnügen müssen (92–102 bzw. 103–108), mißt der Verfasser diesen beiden durchaus keine geringere Wichtigkeit bei; ja es gehört sozusagen zur Originalität seines System, daß er das gleichzeitige Vorhandensein und Wirken aller drei Funktionen voraussetzt (22). Mit besonderem Gewicht fällt das Semem – und eben durch dasselbe die formal-grammatische Projektion der Bedeutung – in die Waagschale. Die gemeinsame Präsenz der nominativen und grammatischen Funktion ermöglicht das Auseinanderhalten der einzelnen Bedeutungen von *Kopf* und *füllen* (21–22 bzw. 40–41). Nach Darstellung weiterer, ähnlicher Beispiele erklärt O. Nagy auch in Form eines Lehrsatzes, daß diese zwei Funktionen durch das Wesen der Sprache bedingt, vollkommen ineinander verflochten und lediglich für den Sprachforscher zertrennbar sind (93). Ähnlichen Sinnes ist auch die Bemerkung: "Die grammatische Bedeutung als eine 'Fähigkeit' steckt also selbst im Worte und wird nur dann erkennbar, wenn sie als eine Funktion erscheint, die bestimmte syntaktische Konstruktionen zustande bringt" (98–99). Gewiß, solcherlei Gedanken wurden auch schon früher gehegt, doch O. Nagys funktionelle Anschauungsweise faßt diese – zumindest nach meiner Ansicht – in einer höheren Synthese zusammen. Darauf, daß es auch bei anderen Forschern zu einer Verbindung zwischen Semantik und Stilistik gekommen war, weist er selber hin (92). Indem er schreibt, daß "mit Hilfe der Semantik eine einheitliche Auffassung der Lexikologie, der Morphologie und der Syntax zustande kommen [wird]" (102), schließt er sich eigentlich den modernen sprachtheoretischen Schulen an, doch kommen dabei auch die ins Theoretische emporgehobenen Erfahrungen, die Früchte seiner eigenen semantischen Forschungstätigkeit zum Tragen.

Das Verhältnis zwischen der Bedeutung eines Wortes und einem Begriff ist eine der Kardinalfragen nicht nur der Semantik, sondern der ganzen Sprachtheorie. Mit Fug und Recht vermerkt auch der Autor: "Wer sich ... diesem Problem von der Seite der Sprache nähert, muß immer die eigenartige sprachliche Beschaffenheit der sprachlichen Zeichen vor Augen halten" (109), was wiederum zwangsläufig zur Verwerfung der landläufigen Gleichsetzung von Wortsinn und Begriff führt (z. B. 24–25). Es ist hierbei nur zu bedauern, daß bei seinem Bestreben, unter strenger Beachtung der immanenten Eigenschaften der Sprache, deren Unterschiede von je mehr Seiten darzustellen, gerade jene Züge etwas verblassen, die ja eigentlich gemeinsamer Art sind. Der Termin "sprachlicher Begriff" (53) ist ein glücklich getroffener Hinweis darauf, daß das im wesentlichen philosophische Phänomen des Begriffs in der Sprache eine andere – eben sprachliche – Form annimmt. Daraus folgt aber keineswegs, daß die Bedeutung eines Terminus technicus etwa "reiner", mehr von begrifflicher Natur wäre als der gemeinsprachliche Gebrauch desselben Wortes (vgl. das über das Wort *Wasser* Geschriebene auf S. 25–26). Hier tritt mehr die Unterschiedlichkeit des Begriffsumfangs in Erscheinung (der chemische Begriff *Wasser* erstreckt sich auch auf die Unterarten [*Meer*]*wasser*, [*Trink*]*wasser* usw., doch umgekehrt gilt das schon nicht mehr), außerdem ist noch zu bedenken, daß die fachsprachliche Bedeutung eines Wortes den der Sprache innewohnenden, immanenten Regeln genauso unterworfen ist wie die sonstigen Bedeutungen.

Das Wort enthält vermöge seiner sprachlichen Geformtheit, seiner Inkorporation in das sprachliche System viele solche Gestaltungsfaktoren, welche das nicht so sehr stoffgebundene, mehr abstrakte Gebilde "Begriff" entbehren darf. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß das menschliche Denken den Begriff schließlich ja doch auf der Basis der

Sprache entwickelt: im Augenblick ihrer Entstehung sind Begriff und Wort miteinander identisch. (Auf das Problem der formativen Elemente kann ich hier nicht näher eingehen.) In dem Maße wie ein Wort in das System der Sprache und des Wortschatzes eingebaut wird, erfährt seine Bedeutung Änderungen, von der ursprünglichen Bedeutung bleibt nur ein mehr oder weniger großer Teil erhalten — der Kern der Bedeutung bleibt gewöhnlich eben doch die Referenz des Begriffes. O. Nagy weist nach, daß Wort und Begriff sich voneinander lösen können: es gibt Kontexttypen, in welchen Wörter zu Synonymen werden können, denen ansonsten kein gleicher Wortsinn zu eigen ist (114). Sollte das aber so zu verstehen sein, "die Synonymik hängt nicht von den begrifflichen Verhältnissen ab" (113)? Der Verfasser läßt die Tatsache außer acht, daß es ständige Synonyme gibt, "deren Wortsinn sich auf dasselbe 'Ding' bezieht" (ebd.). Doch selbst im Falle der kontextbedingten Synonyme darf man nicht unbeachtet lassen, daß — wenn auch deren Äquivalenz tatsächlich auf formal-sprachlicher Basis zustande kommt — derselbe Prozeß sich auch auf der Ebene des Denkens vollzogen hat. Gerade das bietet die Möglichkeit, daß ein Wort mit ursprünglich anderer Bedeutung zu der sprachlichen Entsprechung eines neuen Begriffes werden kann, oder daß der Begriff bzw. sein Umfang eine Erweiterung erfährt: die Bewegungsgesetze der Sprache und des Denkens machen es möglich, daß ein Wort und ein Begriff, die ursprünglich nichts miteinander zu tun hatten, durch eine neuartige Beziehung verbunden werden. Es kommt bloß auf die Umstände an, ob das auf der aktuell-potentiellen Ebene bleibt wie im Falle des von O. Nagy herangezogenen Beispiels *schlechtes altes Pferd* ~ *schlechte alte Mähre* (113), oder ob sich die neue Beziehung infolge der Einfügung des neuen Elements in irgendein semantisches Mikrosystem stabilisiert (z. B. ung. *macska* 'Katze' als ein leichtes Scheltwort: 67—70).

Es hängt wohl mit der berührten theoretischen Ausgangsposition O. Nagys zusammen, daß das besprochene Werk in Anlehnung an die Bedeutungslehre von Z. Gombocz die als Funktion aufgefaßte "Bedeutung" und den als begrifflichen Inhalt eines Wortes betrachteten "Wortsinn" streng auseinanderhält. Doch gerade, wenn man die Darlegungen der funktionellen Semantik O. Nagys konsequent zu Ende verfolgt, kommt man leicht zu der möglichen Schlußfolgerung, die "Bedeutung" für ein der Sprache innewohnendes, ihren ganzen Mechanismus steuerndes Attribut anzusehen.

Mit der so aufgefaßten Bedeutung kann der Referenzwert des Wortes — letzten Endes steckt ja das hinter dem Gomboczschen Termin *értelem* 'Sinn' — in Wirklichkeit nicht identisch sein, da er nur die (allerdings wichtigste) Komponente davon bildet (bei O. Nagy ist das, wie wir sahen, ein Teil der nominativen Funktion). Mit einer Auseinandersetzung des Verhältnisses "Bedeutung" — "Wortsinn" als Frage der Relation zwischen dem Ganzen und dem Teile bleibt das hier besprochene Werk schuldig.

O. Nagy übernimmt und verwendet den Fachausdruck der modernen Semantik "Semem". Einerseits interpretiert er ihn konform mit dem herkömmlichen Usus (so z. B.: "Unter Semem verstehen wir aber nicht nur Wörter, sondern auch kleinere und größere bedeutungstragende Einheiten als ein Wort": 70), in der Regel setzt er es aber dem Lexem gleich ("die Wörter, die Sememe": 14). Das Semem fällt aber mit dem wirklichen Wort, dem Lexem keineswegs zusammen; es ist ein metasprachlicher Begriff, der gerade deshalb eingeführt wurde, um damit den vom Lexem getrennten, abstrahierten Bedeutungsinhalt bezeichnen zu können. Ich kann daher dem Verfasser nicht beipflichten, wenn er von der "inhaltlichen Seite" des Semems spricht (23), ist doch das der abstrakte Inhalt selbst. Ein solches Versehen in der wahren Natur des Semems führt dann dahin, daß O. Nagy

auf ein "polysemes Semem" zu sprechen kommt (z. B. S. 46, 112). *Semem* und *Lexem* darf man aber nicht in einen Topf werfen! Ung. *ház* 'Haus' 1. im Sinne «Gebäude» und 2. im Sinne «Haushalt, Familie» (vgl. 45–46) sind als *Lexem* in der Tat identisch, als zwei Bedeutungen haben sie aber unterschiedliche *Semem*-inhalte. Die zwei verschiedenen *Sememe* sind es, was die einander ausschließenden "Elementarkontexte" bestimmt, und eben diese gegenseitige Ausschließung schafft erst — wie O. Nagy selbst daraufhinweist — die Voraussetzung der Polysemie selbst. Jene Möglichkeit wieder, daß das abstrakte *Semem* auch in Form von mehreren *Lexemen* oder phraseologischen Einheiten realisierbar wird, führt zu der Synonymie.

Von der semantischen Konzeption des Verfassers ist nicht wegzudenken, daß er den Wortbestand der Sprache als ein System auffaßt. In diesem Zusammenhang sei abermals darauf aufmerksam gemacht, daß er diesem heutzutage bereits trivialen Grundsatz einen konkreten Inhalt zu geben sucht; auch in diesem Bestreben kommt ihm seine große lexikographische Erfahrung zugute. Das Kapitel "Veränderungen der nominativen Funktion in der Synchronie" (59–69) untersucht u. a. die Frage, was für gemeinsame Typenbedeutungen die unter den gleichen Gattungsbegriff fallenden Wörter — die er als "koordinierte Wortreihe" bezeichnet — annehmen können, und was für automatische Bedeutungsänderungen die Einordnung in so eine Wortreihe zur Folge hat. Der Abschnitt "Probleme der Phraseologie" (70–91), in dem er das Wesen der phraseologischen Einheit behandelt und diese auch unter verschiedenen Gesichtspunkten zu kategorisieren versucht, kann getrost auch als eine Studie für sich aufgefaßt werden. Als würdiger Abschluß krönt der Teil über die Synonymik das Werk. ("Synonymik: Der Weg zur Systematisierung der *Sememe*" S. 109–124). Es handelt sich hier um eine neue Konzeption der Synonymik, die den Verfasser letzten Endes zur Schlußfolgerung ver-

anlaßt, daß die funktionsbezogene Klassifizierung der Synonyme sowie die Bezugnahme auf die Übereinstimmungen und Unterschiede „zwischen den Synonymen schaffen zusammen eine zuverlässige und der Natur der Sprache völlig entsprechende Grundlage für die Systematisierung des Wortschatzes" (119). Gewiß vermögen wir nur Teilsysteme zu erschließen; die kontextuelle Analyse erweist sich immerhin als so nützlich, daß alles Vorhergehende in den Schatten gestellt wird (123). Meinerseits möchte ich dazu noch hinzufügen, daß der Wortschatz einer Sprache die ganze Welt darstellen soll, die ja schon an und für sich eine ungeheuer komplizierte Ganzheit ist; angesichts der Beschaffenheit des Wortschatzes kann man die Möglichkeit eines organisch zusammenhängenden, einheitlichen Systems gar nicht annehmen.

Im Rahmen dieser Besprechung konnten zahlreiche beachtenswerte Gedanken und Anregungen O. Nagys nicht erwähnt werden. Ich hoffe aber, daß es gelungen ist, über die den bescheidenen Umfang des Buches weit übertreffende Gedankenfülle der Arbeit ein richtiges Bild zu entwerfen. Die Semantik ist die am meisten bearbeitete Domäne der Sprachwissenschaft von heute; für die Weiterentwicklung der noch offenstehenden Probleme bzw. für die endgültige Erledigung mancher Fragen stellt das besprochene Werk einen überaus wertvollen Beitrag dar.

*F. Bakos*

**Bibliographie der uralischen Sprachwissenschaft 1830–1970.** Herausgegeben von **Wolfgang Schlachter** und **Gerhard Ganschow**. Gr. 8. Zweispaltig. Wilhelm Fink Verlag, München 1974. = Band I. Ungarisch. 1. Lieferung. XLVII+192 S.—Band I. Ungarisch. 2. Lieferung. S. 193–432.

Nach jahrelanger Vorarbeit sind im März und September dieses Jahres die 1. und 2. Lieferung einer "Bibliographie

der uralischen Sprachwissenschaft" erschienen, herausgegeben von Wolfgang Schlachter und Gerhard Ganschow. Damit liegt zum ersten Male in der 150jährigen Geschichte dieses Forschungszweiges eine umfassende bibliographische Zusammenstellung der über ganz Europa, die Sowjetunion und Nordamerika verstreuten Fachliteratur vor. Das Werk erscheint in Lieferungen zu durchweg 240 Seiten. Es ist auf 2 Bände berechnet und wird ca. 45 000 Titel und zahlreiche Rezensionen sowie ein Autorenregister enthalten. Der I. Band soll aus 5 Lieferungen bestehen, die alle das Ungarische zum Gegenstand haben und 26.669 Positionen umfassen. In Band II werden die übrigen finnisch-ugrischen Sprachen behandelt, d. h. das Lappische, Finnische und Estnische sowie die übrigen ostseefinnischen Einzelsprachen, die wolga-finnischen, permischen, obugrischen Sprachen und das Samojedische.

Die "Bibliographie der uralischen Sprachwissenschaft" ist eine Titelbibliographie mit Teilannotationen. Dies bedeutet, daß in Bedarfsfällen kurze kommentierende Bemerkungen hinzugesetzt werden. Die Tatsache, daß das Jahr 1830 als Beginn für das aufzunehmende Material gewählt wurde, hat wissenschaftsgeschichtliche Gründe, wie Wolfgang Schlachter im Vorwort ausführt. Diese Grenzziehung bedeute nicht, daß es vor 1830 keine Veröffentlichungen auf uralischem Gebiet gegeben habe, diese seien vielmehr verhältnismäßig gut bibliographisch erfaßt.

Der Aufbau der bibliographischen Artikel sei hier nur stichwortartig beschrieben: 1. Laufende Nummer. 2. Familienname und abgekürzter Vorname des Verfassers. 3. Nach einem Doppelpunkt der Originaltitel des Werkes oder des Artikels. 4. Nach einem Schrägstrich folgt die deutsche Übersetzung des Titels oder der Titel der Zusammenfassung (wenn vorhanden). 5. Quellenangaben. 6. Annotation. 7. Rezensionen. — Titel werden übersetzt, wenn sie nicht in deutscher, englischer oder französischer Sprache abgefaßt sind, und zwar

möglichst kurz und sinngemäß. Hat ein Beitrag jedoch eine Zusammenfassung mit einem Titel in deutscher, englischer oder französischer Sprache, wird an Stelle einer deutschen Übersetzung der Titel der Zusammenfassung angeführt.

Der Inhalt der 1. Lieferung ist folgendermaßen gegliedert: Vorwort (S. I—XIII), von Wolfgang Schlachter unterzeichnet. Darin wird eingehend die Entstehung des Werkes geschildert. Es folgen ein Verzeichnis der Mitarbeiter sowie Näheres zur Abgrenzung des Materials und zum Aufbau der Artikel, die verschiedenen Abkürzungen (S. XIV—XXII), ein Verzeichnis von 730 Sigeln für die durchgesehenen Zeitschriften, Periodica, Serien und Sammelbände (XXIII—XLVII).

Die Bibliographie beginnt mit einem Teil, der die Überschrift "Realien zur ganzen uralischen Sprachgruppe" trägt (1—155). Dazu gehören Bibliographien, Personalia (Biographisches), Festschriften, Berichte (Kongreß-, Reise-, Forschungsberichte), Wissenschaftsgeschichte und Methodisches; Urheimat, Urgeschichte; Verwandtschaftshypothesen; Allgemeine Sprachwissenschaft; Randgebiete. Hieran schließt sich der Ungarische Teil, wiederum mit den zuletzt genannten 4 Hauptpunkten (S. 156—177). Den 2. größeren Abschnitt bilden die Gesamtdarstellungen über die ungarische Sprache und das ungarische Volk, ferner Grammatiken und Sprachlehren sowie Historisches zur Sprache (S. 186—192). Die Anzahl der Artikel der 1. Lieferung beträgt 4535.

Die 2. Lieferung setzt "Historisches zur Sprache" fort (—S. 240). Hieran schließt sich die Dialektologie (S. 240—266). Das Kapitel "Texte" ist unterteilt in: Sprachdenkmäler (S. 266—272), Literarische Texte (S. 272—273), Dialekttexte (S. 274—292), Sonstige Texte (S. 293—325) und Tonbandaufnahmen (S. 325—326). Das 2. große Kapitel "Lautlehre" enthält die Unterabteilungen: Allgemeines (S. 326—343), Phonetik und Phonologie (S. 343—358), Prosodie (S. 359—373), Lautveränderungen, Allgemeines (S. 373—379),

Spontane Veränderungen der Konsonanten (S. 379–384), Spontane Veränderungen der Vokale (S. 384–388), Sonstiges (S. 388–398). Schließlich das 3. Kapitel "Wortlehre" mit dem 1. Punkt der Etymologie: Erbwortschatz, Ungarische Bildungen, Volksetymologie (S. 397–432). Die 2. Lieferung reicht von der Artikelnummer 4536–10 027, enthält also 5492 Titel.

Die drei weiteren Lieferungen werden die Etymologie (Lehnwörter) behandeln sowie Wörterbücher, Wortgebrauch (Semantik), Onomastik, Morphologie (Wortbildung), Syntax und Stilistik.

Die Bibliographie wird nicht nur für alle Uralisten, Altaisten, Indogermanisten und allgemeine Sprachwissenschaftler, sondern auch für Namenforscher, Dialektologen, Archäologen und Ethnologen ein seit langem erwartetes, willkommenes Hilfsmittel sein.

J. Kiss

im Auftrag der Redaktion  
der Bibliographie der uralischen  
Sprachwissenschaft  
(Göttingen)

**Dimitri Sotiropoulos: Noun Morphology of Modern Demotic Greek.** A Descriptive Analysis. Mouton & Co., The Hague 1972. 133 S. = Janua Linguarum. Series Practica 137.

In den letzten Jahrzehnten ist die Zahl der Publikationen zu Fragen der neugriechischen Sprachwissenschaft beträchtlich zurückgegangen. Um so erfreulicher war es, daß amerikanische Linguisten seit der Mitte der 50er Jahre immer mehr einschlägige Monographien veröffentlichten, die wichtige Probleme der neugriechischen Linguistik berühren. Diese Arbeiten untersuchen die Spracherscheinungen unter strukturalistischem Aspekt: ihnen, bes. der "Verb Morphology" von A. Koutsoudas, schließt sich S. mit seiner 1962 erstellten Dissertation an, die nun auch im Druck vorliegt. Er untersucht darin die Morphologie der hoch- und der umgangssprach-

lichen Varianten der Nomina im Neugriechischen.

Eingangs informiert der Autor über die wissenschaftsgeschichtlichen Voraussetzungen, um dann, nach einer etwas überflüssig anmutenden phonologischen Übersicht (Noun Morphology!), seine Arbeitsmethode zu skizzieren. Auf die auch aus praktischen Sprachbüchern gut bekannten Flexionstabellen folgt die ausführliche Analyse der Morpheme mit Aufzählung der Unregelmäßigkeiten usw. Der umfangreichste letzte Abschnitt der Studie befaßt sich mit den Ableitungssilben (Derivational Suffixes).

Die aufgrund der Untersuchung gewonnenen Folgerungen entsprechen durchaus den Feststellungen der traditionellen deskriptiven Grammatik, die im Falle des Neugriechischen erstmals N. Sophianos (16. Jh.) gemacht hat: Das neugriechische Substantiv besteht aus Stamm (*stem*) und Endung (*terminus*), gehört in eine der drei Klassen, hat zweierlei Numeri, vier Kasus, drei Genera usw. (Conclusions, S. 115).

S. ist bemüht, die Zahl der Suffixe auf ein Minimum zu verringern. Darum sieht er sich zu terminologischen Änderungen genötigt und wagt höchst anfechtbare theoretische Vorbilder des amerikanischen Deskriptivismus einzuführen. So sieht er in den Kasusendungen von Sing. und Plur. Allomorphe eines Morphems. So z. B. die Allomorphe des den Gen. Sing. bezeichnenden Morphems 202 bei Sotiropoulos: *u/s/eos/us/os/∅*. Seiner Meinung nach ist z. B. der Stamm von *thalasa* eben *thalasa-* und die Pluralendung *-es*. Da aber das angeführte Wort die Pluralform *thalases* hat, nimmt S. eine Wandlung *thalasa + es > thalases* an, die er für eine "phonologically conditioned alternation" erklärt. Das heutige Sprachgefühl und die Sprachgeschichte akzeptieren eindeutig die Gliederung *thalas-a*, *thalas-es*. Man kann nur bedauern, daß der Autor seine Vorstellung gemeinsam mit wirklich existenten Lautwandlungen abhandelt.

Bei der Erörterung der weichen Aus-



sprache der Lautgruppen /li/, /ni/ erwähnt er die viel wichtigere Palatalisierung der Velare überhaupt nicht. Die heutige Orthographie zeichnet im Wort /faji/ das /j/ im Sing. nicht aus: *φαί*; im Plur. wird das Wort *φαγία* transkribiert (Lesung: *faja*), um die mißverständliche Buchstaben-gruppe *αί* zu vermeiden. S. gibt, vom Schriftbild irritiert, die phonematische Transkription *fai-* bzw. *fajja* und erklärt die Form *fajj-* als "allostem" von *fai-* (S. 72)!

Die Prä- und Suffixe sind im Neugriechischen eine komplizierte Frage. Zur Bereicherung des Wortschatzes wurden viele altgriechische Wörter künstlich ins Neugriechische übernommen, und unter diesen transplantierten Wörtern befanden sich selbstverständlich auch Derivate. Wie in den griechischen Schulgrammatiken üblich, erörtert der Autor auch die Bildungssuffixe dieser Wörter, selbst wenn sie in ursprünglichen neugriechischen Wörtern nicht vorkommen oder verdunkelt sind. Wir haben keinerlei Ursache, das *τηλέ* von *τηλέφωνο*, *τηλέγραφος* unter die neugriechischen Präfixe aufzunehmen wie etwa in der deutschen Grammatik die Vorderglieder von *Telephon*, *Telegraph* (S. 58). Die tatsächlich neugriechischen Affixe *sine-*, *kse-* sind eigentlich Präver-bien, und die Tatsache, daß sie auch in deverbale Nomina vorkommen, ist kein Grund, sie unter die nominalen Präfixe aufzunehmen (S. 54, 58).

S. klassifiziert die Suffixe nicht aufgrund ihrer wichtigsten morphologischen Merkmale (Lautkörper, grammatisches Genus) und auch nicht aufgrund ihrer Bedeutung, sondern dementsprechend, aus welcher Wortart sie Substantive bilden. Das erschwert die Übersicht, besonders wenn das Bildungssuffix vom Grundwort nur durch sprachhistorische Analyse zu scheiden ist. In solchen Fällen gibt dann S. oft eine irrtümliche "Etymologie" der Suffixe: er nimmt denomineale Ableitungen als deverbale und umgekehrt. So wurde z. B. seiner Meinung nach *βρῖσιά* aus dem passiven Aoriststamm des Verbs *βρίζω* mit dem neugriechischen Suffix

*-ja-* gebildet. Tatsächlich aber ist das Wort eine Ableitung des Substantivs *ἄβρις* mit der spätantiken Suffixhäufung *-σιν*. /< \*tia/. Ähnliche Mißverständnisse: *παράλυσία* geht nicht auf das Verb *παράλυσσα* zurück, sondern wurde aus dem Substantiv *παράλυσιν* gebildet. Ebenso *ὑποκρισία*, *λιποταξία* usw. (S. 106). Und weiter: *ταραξίας* ist nicht von *ταράσσω* abgeleitet, sondern die direkte Ableitung von *τάραξις*; ähnlich *διαδοσίας* usw. (S. 107); *μαλλιαροῦδι* geht zurück auf *μαλλιαρός*, desgleichen *βοσκαροῦδι* auf *βοσκός* (S. 77); die Formen *πριονίδι*, *σκοινίδι*, *βρισιδι* auf die Substantive *πριόνι* usw. (S. 102). Und *Ἀμερικάννα* ist die Femininform von *Ἀμερικάνος* (S. 97).

Es ist durchaus anfechtbar, inwiefern hier die Erörterung von Suffixen der aus dem Altgriechischen transplantierten (künstlich übernommenen) oder altgriechisch gebildeten internationalen Lehnwörter begründet sein mag, wurden doch diese schon in der fertig gebildeten Form ins Neugriechische übernommen. So z. B. *δημότης* (S. 94), *ἐγώιστρια* (S. 98), *ἀστερίσκος* (geht nicht auf das neugriechische *ἀστέρι* zurück! — S. 78). Das kommt auch bei ursprünglichen neugriechischen Wörtern vor; z. B. ist *κρίση* nicht eine Derivation der neugr. Verbform *κρίθηκα*, sondern einfach auf den "Fortbestand" des altgriechischen *κρίσις* zurückzuführen (S. 106).

Bei den deverbale Substantiven stellt S. mit völliger Negligation der Sprachgeschichte fest, aus welchen Verbalstämmen die Substantive gebildet wurden. Er wählt dabei Verbformen, deren Lautform (eigentlich zufällig) mit der des Substantivs übereinstimmt. Da mehrere Bildungssuffixe von Substantiven mit /t/ anlauten und auch das Infix des neugriechischen Passivs so lautet /t/, führt er passive Verbalformen auch in Beispielen an, wo das Derivat aktiven Sinn hat oder die Passivform des Verbs mehr als forciert ist, z. B. *ἀγιάστηκα* > *ἀγιαστούρα*, *σφυρίχτηκα* > *σφυρίχτρα* (S. 109). In anderen Fällen ist die Übereinstimmung von Verb und Substantiv purer Zufall, z. B. *ράφτηκα* >

ράφτης (eigentlich die mittelalterliche Form *ράπιτης*). Auch die Lautgruppe *-φθ-* des Passivs und *-πτ-* entwickeln sich im Neugriechischen gleicherweise zu *-φτ-*. Vgl. noch *φράχτης, διδάχτορας* (S. 107), *κλαδεύτηκε* usw. (S. 108).

Während wir bestimmte Suffixe gleich an mehreren Stellen vorfinden (z. B. *-ίλα* dreimal: S. 100, 105, 111), nimmt der Autor gleichlautende Suffixe von unterschiedlicher Bedeutung, Stilnuance und Herkunft unter einen Hut; z. B. kann *-άδα* in den *katharevusa*-Wörtern die Ableitung vom altgriech. *-άς, -άδος* sein (z. B. *ελκοσάδα*, S. 99) und die Entlehnung des venezianisch-italienischen *-ada* im Mittelalter (vgl. *βαρκάδα*, ebd.). *θερμάστρα* ist ein transplantiertes Wort mit dem Suffix *-τρα*, jedoch das ebenda abgehandelte *πλύστρα* eine mit dem Suffix *-τρια* gebildete Form. Auch haben die beiden Suffixe verschiedene Funktionen (S. 108–109). Ähnlich *ροχαλητό* (per analogiam *άλαλητός*) und *γραφτό* (ein substantiviertes Verbaladjektiv, S. 104). Vgl. noch *κόψη — μόλυνση* (S. 106).

Fallweise führt S. mehrfach derivierte Wörter direkt auf das Grundwort zurück. So z. B. ist *κατοσταράκι* nicht das Derivat von *έκατοστός*, sondern von *κατοστάρι* (S. 79), und *δεκάρα* die Ableitung von *δεκάρι* (und nicht von *δέκα*, usw. S. 81).

In der Studie finden sich auch kleinere sprachliche Mißverständnisse: *ζωστήρα* ist richtig *ζωστήρας* (S. 108), *κοπελούδι* ist kein 'little girl', sondern eher ein 'little boy', *κεφάλας* usw. kein 'big head' (S. 81).

Die Wortbildung ist tatsächlich ein sehr wichtiges Gebiet der neugriechischen Grammatik. So ist z. B. zu klären, wann das Genus des Suffixes in der denominalen Nomenbildung dem grammatischen Genus des Grundwortes entspricht, ob Vorderglieder wie *παλιο-*, *ψωρο-*, *βρωμο-* als Präfixe zu betrachten sind, usw., usf.

Auf alle diese Fragen finden wir aber in der vorliegenden Studie bedauerlicherweise keine Antwort.

A. Mohay

**Ramón Cerdá Massó: El timbre vocálico en catalán.** C.S.I.C., Madrid 1972. XVII + 201 pp. = *Collectanea Phonetica* IV.

1. Hoy, cuando los modernos métodos de análisis fonético nos permiten conocer con una precisión antes inconcebible tanto el proceso genético como la estructura física de los sonidos articulados, se vuelven a plantear, con la esperanza de encontrar las explicaciones definitivas, algunos de los puntos más debatidos de la ciencia fonética. Uno de estos replanteamientos hubo de concernir necesariamente el timbre vocálico, que había sido por largo tiempo una verdadera manzana de la discordia de los fonetistas. Diríamos, con una simplificación extrema, que lo esencial del problema consiste en saber dónde se origina el timbre específico de las vocales: en la laringe o en las cavidades supraglóticas. Ramón Cerdá Massó busca la respuesta trabajando sobre el catalán, lengua con un sistema vocálico de complejidad suficiente, y englobando la cuestión central en amplias consideraciones teóricas y metodológicas, contenidas sobre todo en la primera parte (págs. 1–80) de su libro.

2. En cuanto a las premisas teóricas, las de Cerdá se resumen en los siguientes términos. Se trata de una descripción *normofonética*, entendiendo por norma, con Coseriu, "lo que estadísticamente suele ser". Los fenómenos estadísticamente normales, o sea, la *normatividad social*, se deducen del hablar concreto de dos informantes, representantes de un "catalán común culto", más o menos abstracto, pero de existencia innegable. Este catalán común culto, identificable con el lenguaje cuidado de Barcelona, tiene un sistema vocálico de siete unidades, /u, o, ɔ, a, ε, e, i/, tres de las cuales, /a, ε, e/, se realizan en posición átona como una variante archifonemática [ə], no idéntica a ninguna de las realizaciones tónicas. Será este sistema fonológico el norte que guía a nuestro autor en su investigación

fonética, ya que considera, con Malmberg, que lo puramente fonético constituye una realidad amorfa no segmentable.

El material utilizado consiste en "160 frases cortas, debidamente preparadas de antemano sobre las posibilidades combinatorias fonemáticas del catalán y de acuerdo con una pronunciación culta y diafásicamente normal", grabadas en cinta magnetofónica (19 cm/sec) y cuyo proceso articulatorio se tomó en filme radiológico de 16 mm a 50 imágenes por segundo. Completan este material básico filmes sobre labios, electroquimogramas y palatogramas.

Las técnicas cinemarradiográfica y espectrográfica (esto es, sonográfica) son relativamente poco conocidas y aplicadas entre los fonetistas hispánicos, por lo cual Cerdá Massó sintió la necesidad de presentarlas con cierto detalle (págs. 25—69). A propósito de la cinemarradiografía describe además su propio método de mediciones que toma "como punto de referencia *preciso, claro y siempre estático*" la cúspide del incisivo superior.

3. El cuerpo del libro lo constituye el examen de los fonemas vocálicos catalanes, incluidos tanto la variante átona de /i/ como los archifonemas átonos [u] y [ə] (págs. 97—148). Aunque para la serie palatal se nos ofrece también una caracterización palatográfica, la atención se centra en lo cinemarradiográfico y lo espectrográfico. Lo primero supone para cada vocal la medición de la abertura maxilar absoluta y vertical, de la abertura labial, de la labialización, del retrotraimiento y elevación linguales y de la abertura bucofaringea, considerados en diferentes contornos fonéticos y resumidos en unos cuadros sinópticos. Lo segundo consiste en establecer, a base de los índices de oscilación de sus dos primeros formantes, el campo de dispersión pertinente de estos sonidos vocálicos, representándolo en la carta logarítmica de frecuencias. A cada uno de los exámenes particulares sigue una primera conclusión

que intenta identificar los rasgos articulatorios específicos pertinentes (*grosso modo*, las medidas articulatorias que oscilan entre límites reducidos y precisos), buscando a la vez las posibles interrelaciones articulatorio-acústicas. Se destacan por su exhaustividad los análisis y conclusiones referentes a /a/ y [ə], vocales respecto a las cuales hubo unas afirmaciones poco fundadas o unas formulaciones imprecisas en la literatura fonética catalana anterior.

Los datos recogidos sobre las realizaciones concretas reciben una estructuración de conjunto (págs. 148—169), base de las *Conclusiones generales* (págs. 171—185). Primero se trazan los parámetros correspondientes a las medidas fisiológicas — separando el vocalismo tónico del átono y las medidas anteriores de las posteriores — y se observan las posibles relaciones que guardan unos factores con otros. A propósito de los factores linguofaríngeos se destaca su arbitrariedad, ya que algunos alcanzan su máximo en [ɔ] y no, como sería de esperar, en [ú]. Los parámetros del vocalismo átono ilustran la posición media de [ə] que carece de factores articulatorios adjudicables por definición a una u otra serie. No se descubre, en definitiva, el mismo grado de sistematicidad en lo fisiológico que sí se descubre en lo acústico, aunque parece que lo relevante en la serie palatal es la posición de la lengua, mientras que la serie velar se basa más bien en la forma y amplitud del orificio de salida. Hay pues cierta *causalidad efectiva* de tipo genético, pero tampoco podemos negar que la vulneración grave de unos límites fisiológicos no implica necesariamente la pérdida de entidad acústica fonemática. De donde nuestro autor infiere que „*la conformación de los órganos supraglóticos no es la base del timbre vocálico*”, más bien sirve para „*la reafirmación de determinados fenómenos acústicos, anteriores y más o menos incipientes, con un mínimo consumo de trabajo muscular para cada caso especial*” (pág. 184). Se puede producir una misma vocal de muchas maneras, pero habrá

un tipo de articulación que representa la *normalidad fónica*.

En las últimas líneas de su estudio el autor nos advierte que parece ser diferencia fundamental entre vocales y consonantes el hecho de que aquéllas son alterables en sus condiciones supraglóticas (anuque fuera ya de la normalidad fónica) mientras que para éstas tal alteración supone la pérdida de su capacidad distintiva.

4. *El timbre vocálico en catalán* de Ramón Cerdá Massó es un libro destinado a iniciados, pero que no se olvida tampoco de los que apenas empiezan a familiarizarse con los planteamientos y técnicas de la fonética moderna. Contiene por consiguiente detalles que nada aportarán a un especialista, pero que, considerado el estado actual de la bibliografía fonética asequible en castellano, no se podía descuidar. La parte más apreciada del estudio será sin duda la descripción articulatorio-acústica de las vocales catalanas y su sistematización, que abundan en aspectos inéditos y aprovechables tanto en fonética catalana como en fonética general. Se contará entre sus méritos la voluntad decidida de englobar la fonética en el conjunto orgánico de la lingüística, al igual que su rigor metodológico ejemplar. Y si las soluciones de Ramón Cerdá no han de ser todas definitivas, esto sólo se deberá a que todavía no hemos recorrido todo el camino de la fonética: conocemos el proceso genético de los sonidos, podemos analizar su constitución acústica, pero es muy poco lo que sabemos de la audición, del aprovechamiento efectivo de la sustancia acústica.

5. Como en otros volúmenes de la misma colección, se emplea aquí también la transcripción fonética de la AFI. La bibliografía, dividida en secciones de Fonética catalana, Teoría fonética y Fonética experimental, es riquísima y absolutamente al día. Son de lamentar algunas erratas del texto que, sin estorbar la comprensión, molestan en

una lectura concentrada. También parece que falta un apéndice que contendría las frases sujetas a análisis y a cuya numeración alude una referencia en la última columna de los cuadros sinópticos de los datos fisiológicos.

Con el libro que acabamos de reseñar la prestigiosa *Collectanea Phonetica* del Consejo Superior de Investigaciones Científicas ha llegado a su cuarto volumen y ha cobrado un perfil definitivo consistente en cierto equilibrio entre temas generales y temas hispánicos, entre autores extranjeros y autores españoles. Los volúmenes ya aparecidos — quizás más los de los españoles que los de los extranjeros — y los títulos anunciados habrán de contribuir a una vigorosa renovación de la ciencia fonética española.

K. Faluba

**Albert Verdoodt: Les problèmes des groupes linguistiques en Belgique.** Université Catholique de Louvain, Centre de Recherches Sociologiques et Institut de Linguistique = Cours et Documents N° 1. 1972.

La Belgique — en plein coeur de l'Europe-est un pays de grande civilisation, ayant deux langues nationales et laissant pour un non-belgologue l'impression d'un état bilingue. Le non-initié range la Belgique dans la catégorie des pays plurilingues, en compagnie de la Suisse et du Luxembourg. Le rapprochement géographique avec ces derniers ne fait que contribuer à cette vague impression évoquant sur le modèle des deux autres pays cités un bilinguisme général chez les individus.

Mais cela n'est en vérité qu'une apparence. Des débats, voire des luttes linguistiques partagent ce pays depuis un bon siècle et au moment même où une grande partie de l'Europe s'est engagée dans la voie de l'intégration, la Belgique, à l'intérieur de ses frontières, semble marcher à contre-courant.

M. A. Verdoodt, professeur de sociologie

et de sociologie du langage à l'Université Catholique de Louvain a été particulièrement bien placé pour nous donner ce *trend report* sur les problèmes linguistiques belges, juste au moment d'ailleurs où à cause notamment de ces problèmes linguistiques, cet établissement, fondé en 1425, le plus ancien du pays, allait se scinder en deux universités autonomes respectivement de langue française et de langue néerlandaise..

L'auteur qui domine en vrai maître sa matière, nous conduit avec une clarté exemplaire à travers un jungle de documentation qui comprend plus de 2 000 livres et articles relatifs aux problèmes linguistiques belges, répertoriés et pourvus de commentaires critiques. Pour ce qui est de la documentation M. A. Verdoodt a fait un travail de pionnier, ayant dépouillé une quantité impressionnante de revues et de journaux publiés tant en Belgique qu'à l'étranger, et allant de 1965 à la fin de 1970. Nous avons ainsi une suite, et une mise à jour détaillée de la liste bibliographique de P. Herremans parue en annexe du Rapport présenté en application du contrat intervenu entre la Commission royale d'enquête sur le bilinguisme et le biculturalisme (Ottawa) et le Centre de recherche et d'information socio-politiques (Bruxelles), liste qui a été jusque-là la plus complète pour la période d'avant 1965. Inspiré des travaux de J. Fishman — dont il est d'ailleurs l'éditeur belge — l'auteur adopte les principes de classement de celui-ci. Après une présentation des écrits de géographie et d'histoire, il passe en revue les études relatives aux groupes de taille limitée, en l'occurrence les documents relatifs aux belges germanophones et aux étrangers. La troisième partie du volume est consacrée aux phénomènes socio-culturels qui affectent l'ensemble des groupes linguistiques et, tout particulièrement, aux problèmes démographiques, économiques, sociaux, culturels, et politiques des groupes flamand et wallon.

La situation ainsi décrite constitue en vérité ét à l'échelle nationale un

aspect spécial de la diglossie sans bilinguisme.

La quatrième partie recense les études pédagogiques, linguistiques et sociologiques en Belgique. Sous l'étiquette "maintien de la langue et changement de langue nous trouvons de quoi avoir une idée des luttes linguistiques entre Flamands et Wallons (à travers l'histoire des mouvements nationalistes), ainsi que des recensements linguistiques et des vicissitudes de la frontière linguistique.

Le dernier chapitre, consacré aux solutions pratiques, passe en revue les attitudes et les propositions unitaristes régionalistes et séparatistes. L'auteur visiblement s'efforce d'éviter l'écueil des commentaires personnels, sans toutefois résister à la tentation de colorer çà et là d'une agréable teinte d'humour cette énumération froide de données arides (p. 200).

Un étranger, qui ne se sent pas concerné par la passion que suscitent ces problèmes linguistiques, est étonné de constater qu'il n'y a pas de tendance "bilinguiste" qui fasse entendre sa voix en réclamant que la majorité et la minorité apprennent respectivement "l'autre langue nationale". Nous pensons que les termes de *majorité* et de *minorité* dans ce cas sont des abstractions statistiques souvent discutables pouvant être utilisées en tant que moyens de manipulations politiques. Nous n'utilisons ces termes que pour la commodité de l'exposé sans leur attribuer une signification sociolinguistique quelconque.

Les deux parties ont suffisamment de raisons pour apprendre la langue de l'autre. La majorité pourra mettre à profit cette connaissance de sa deuxième langue nationale aussi bien à l'intérieur qu'à l'extérieur du pays, la minorité — par contre — n'a rien à perdre à connaître une civilisation différente de la sienne sans parler de l'obligation morale qu'elle a dans ce pays plurilingue si elle veut être intégrée à la vie nationale.

Malgré la complexité des problèmes peu de recherches sociolinguistiques valab-

les ont été faites. M. A. Verdoodt en proposant une liste de sujets à analyser par des méthodes scientifiques ayant fait leurs preuves ailleurs, invite les sociolinguistes, les linguistes, les sociologues de l'étranger à se pencher sur le phénomène "belge". La Belgique offre un vaste champs d'étude — facilement accessible — où l'intelligence du chercheur pourrait pleinement s'exercer. La mise sur bandes électromagnétiques de la bibliographie — permettant d'avoir les informations désirée rapidement — pourra largement faciliter le travail des intéressés.

L'auteur lui-même étant belge grande était certainement la tentation pour lui de prendre position ou d'exprimer ses préférences par le choix des documents à l'égard de l'un ou de l'autre des partis en opposition. Étant donné que c'est là une première grande revue bibliographique, il n'est pas aisé d'en juger. Une chose est certaine, les commentaires de M. A. Verdoodt semblent d'une rigueur scientifique pour un non-Belge, comme l'auteur de ces lignes qui a eu l'occasion de goûter d'autres présentations passionnées lesquelles excellaient par leur absence d'objectivité.

La méthode d'approche de ces vieux problèmes est une nouveauté en elle-même. M. A. Verdoodt est conscient de ce J. Fishman disait déjà en 1970: "le fanatisme religieux est contrecarré par l'oecuménisme, l'intolérance raciale ou culturelle par le relativisme culturel et la convention sur la prévention et la punition du crime de génocide, ainsi que par un ensemble de courants en faveur de l'égalité; l'intolérance nationale par les appels en faveur de la paix et l'arbitrage international. Par contre, aucune idéologie largement répandue ne s'est développée contre le linguisme. En conséquence, la langue peut devenir le point d'impact où se rencontreront les idées et les sentiments de l'homme moderne à la recherche d'une distinc-

tion qui le sépare du reste des hommes; étant entendu que toutes les autres sources de division lui paraissent trop archaïques ou trop primitives. Cela risque de rendre les tensions linguistiques moins raisonnables... en en faisant une arène dont tout retrait idéologique deviendrait impossible, à moins de nier le caractère unique du groupe auquel on appartient" (6<sup>e</sup> Congrès mondial de Sociologie).

Et ces groupes comme le rappelle dans la préface de l'ouvrage P. de Brie: "ne favorisent aucunement l'examen objectif des problèmes auxquels ils attachent une grande importance affective: tout ce qui concerne ce qu'un peuple considère comme lié à son destin est source d'une vive sensibilité.

Le mérite de M. A. Verdoodt est donc grand en nous offrant cette riche bibliographie objectivement commentée. Elle sera un précieux guide pour quiconque veut entreprendre des recherches sur les problèmes sociolinguistiques de la Belgique. Elle pourra également servir de modèle pour l'élaboration de travaux analogues, travaux dont la nécessité s'impose avec évidence par suite du développement des études sociolinguistiques.

Signalons par la même occasion l'ensemble des publications de l'Université Catholique de Louvain dans la série *Cours et Documents*: G. Jucquois: La reconstruction linguistique. Application à l'indo-européen. 1973. 267 p.; V. Renier: Le problème du récit sémiotique. 1974. 223 p.; J. Lerot: Grammaire à niveaux multiples I—II. 1970. 175 p., 160 p.; G. Jucquois: Introduction à la linguistique différentielle I—II. 1970. 165 p., 165 p.; A. Doutreloux: Vocabulaire d'anthropologie sociale et culturelle. 1974. 66 p.— Ces *Cours et Documents* publient des contributions de caractère provisoire et des textes consacrés à un même thème.

T. Oláh

**Deutsch-sorbische Dialekttexte aus Radibor, Kreis Bautzen.** Bearbeitet von **Siegfried Michalk** und **Helmut Protze**. II. Bd. = Studien zur sprachlichen Interferenz II. Akademie der Wissenschaften der DDR — Institut für sorbische Volksforschung beim Zentralinstitut für Geschichte. VEB Domowina-Verlag, Bautzen o. J., 211 S.

Nach etwa sieben Jahren ist nun der II. Band dieser wichtigen Arbeit erschienen. Er hat den gleichen Aufbau wie der I., und die Verfasser arbeiten mit den gleichen gewissenhaften Methoden. Der wesentliche Unterschied zwischen den beiden Bänden besteht darin, daß im I. der Sprachgebrauch von Nochten, im II. dagegen der von Radibor (Kreis Bautzen) bearbeitet wird.

“Radibor/Radwor ist das Zentrum einer Landgemeinde etwa 8 km nördlich der Kreisstadt Bautzen, [zu der noch vier andere Orte gehören. Die Gemeinde hatte 1956 1.418 Einwohner, davon verfügten 1.038 (73,2%) über sorbische Sprachkenntnisse. Im Jahre 1886 gab es hier 962 Einwohner, davon waren 922 (95,8%) Sorben und 40 Deutsche. Nur 9 Personen aber verstanden nicht Sorbisch...] Die gegenwärtige Sprachsituation in Radibor unterscheidet sich grundlegend von der für Nochten festgestellten. Die sorbische Umgangs- und Schriftsprache spielte und spielt in Radibor eine wesentlich größere Rolle als in Nochten” (S. 12). Vergleichende Statistiken über die Altersgliederung der sorbischsprechenden Bevölkerung und über die Umgangssprache der berufstätigen sorbischsprachigen Bevölkerung am Arbeitsplatz 1955/56 in Radibor und Nochten präzisieren diese Feststellung. Drei Sprachgebräuche lassen sich recht klar unterscheiden: Deutsch, Sorbisch und gemischt.

Wesentlich für die Interferenz-Untersuchung ist, daß “Radibor [zum Neulausitzischen gehört], das sich sprachgeographisch von den übrigen deutschen Dialekten deutlich abhebt, weil seine Hauptmerkmale auf die obersächsische Um-

gangssprache und auf das sorbische Substrat zurückgehen. Einen großen Prozentsatz machen im Neulausitzischen auch die Lautungen und Formen aus, die direkt in Anlehnung an die neuhochdeutsche Schriftsprache vom deutsch (neulausitzisch) sprechenden Sorben gebildet werden. Der verschiedene Grad der Sprachbeherrschung des jeweiligen Sprechers innerhalb oder außerhalb seiner (vor allem nach Altersgruppen bestimmten) Sprachschicht zeigt sich in einer mehr oder weniger großen Varianz (Variationsbreite) der Aussagemöglichkeit. Die größere Unsicherheit im Sprachverhalten des neulausitzisch sprechenden Sorben ist bedingt durch das Rücksichtnehmen auf das Sprachsystem der Erst- wie der Zweitsprache wie auf die Sprachsituation im weitesten Sinne. Das häufige Schwanken zwischen den Sprachschichten Hochsprache — Umgangssprache und Mundart, das typisch für alle unsere Texte ist, wird wohl z.T. auch auf die untypische *Sprachsituation* zurückzuführen sein:...” (S. 17).

Der Band besteht aus drei Teilen: Im I. werden einleitende Überlegungen angestellt, Ort und deutsche sowie sorbische Mundart charakterisiert, Populationsstatistiken zusammengestellt, die Transkription dargestellt, die Aufnahmeprotokolle detailliert u. a. Im II. Teil wird der Einfluß des Sorbischen auf das Deutsche sowie der des Deutschen auf das Sorbische untersucht. Der III. Teil enthält die aufgenommenen Texte, deren Übersetzungen und die Kommentare dazu. Der letzte Teil macht mehr als die Hälfte des Bandes aus.

Die Informanten werden in eine ältere, eine mittlere und eine jüngere Generation eingeteilt; der Gesichtspunkt dafür liegt auf der Hand.

Von den zahlreichen interessanten *Details* seien einige hervorgehoben: Auf rund 25 Seiten wird eine Liste der vorkommenden Lehnwörter und Wortsubstitutionen mit Kommentaren und Quellenangaben gegeben — eine Fundgrube für jeden

Forscher jeglichen Sprachkontakts (S. 57—83). Mehrere Statistiken veranschaulichen das Vorkommen der verschiedenen Interferenzarten (Phonetik, Genuswechsel). Sehr aufschlußreich sind die Beschreibungen der grammatischen und lexikalischen Lehnprägungen im sorbischen Text (S. 90—93), die lexikalischen und grammatischen Sorabismen im deutschen Text (S. 93—98) und die phraseologischen Germanismen im sorbischen Text (S. 98—100).

Erwähnt sei noch, daß der des Sorbischen unkundige Leser durch die Erklärungen und Übersetzungen den Untersuchungen gut folgen kann. Überhaupt ist der Band sehr übersichtlich angelegt.

Leider kommen — ähnlich wie im I. Band — die theoretischen Überlegungen etwas zu kurz. (Vgl. Rezension zum I. Band in der Zeitschrift Muttersprache 80, S. 414.) Im Vorwort wird zwar die Frage aufgeworfen, ob es sich um eine Sprache mit mehreren Ausdrucksmöglichkeiten oder aber um die Koexistenz mehrerer Systeme der Gattung *langue* im Bewußtsein des mehrsprachigen Individuums handelt, und für letzteres Stellung genommen, die Beweisführung hätte aber detaillierter sein können. Im Besitz eines so großen Materials, nach der Ausarbeitung so guter Methoden und aufgrund der vorzüglichen Kommentare sind die Autoren sicher imstande, ihre allgemein-sprachwissenschaftliche Konzeption des Sprachkontakts recht bald ausführlich darzustellen.

Im Ganzen genommen haben wir es aber mit einem wertvollen Beitrag zum slawisch-deutschen Sprachkontakt zu tun.

J. Juhász

**А.А. Реформатский: Из истории отечественной фонологии.** Издательство «Наука». Москва 1970. 527 стр.

Вследствие все более возрастающего потока научной информации жанр хрестоматии укоренился и в языкознании. Эти

сборники приносят большую пользу переизданием трудно или вовсе не доступных работ, и оказывают значительную помощь для ориентации в истории нашей науки. После появления теперь уже широко известных хрестоматий по Пражской лингвистической школе, по дескриптивной лингвистике и некоторых других, можно всячески приветствовать предприятие А. А. Реформатского, предоставляющее обильный материал для ознакомления с одним из основных направлений советской фонологии, с теорией Московской фонологической школы (в дальнейшем: МФШ).

Сборник состоит из двух частей; собственно хрестоматийной части предшествует монографический очерк А. А. Реформатского о зарождении и истории МФШ, о ее основных положениях и о высказываниях о ней в советской и зарубежной лингвистике. Прежде чем коротко изложить содержание этого очерка, следует сказать несколько слов о его авторе. А. А. Реформатский, один из основоположников и наиболее авторитетных представителей МФШ, представляет собой в одном лице и «great old man» и «enfant terrible» советского языкознания наших дней. Первое обозначение относится не столько к его возрасту (советская филологическая общественность отметила недавно его семидесятилетие), сколько к его оригинальному лингвистическому мышлению и теоретической проницательности, опирающейся на необыкновенно многосторонние и богатые знания. Второе же определение указывает на необычный для его лет юношеский задор и неослабный «боевой дух», на остроумную иронию и публицистическую страстность стиля его писаний. Нам казалось целесообразным указать предварительно на эти черты его ученой личности, так как вводный очерк сборника был написан — как это правильно отметил один из рецензентов<sup>1</sup> — в своеобразном мемуарном стиле, заключающем в себе кроме

<sup>1</sup> Л. Р. Зиндер: А. А. Реформатский, Из истории отечественной фонологии. Вопросы языкознания. 1972, 1. 132.



упомнянутых особенностей и некоторые элементы личной предубежденности.

Вводный очерк (стр. 9—120) состоит из семи глав. Цитируя ставшие крылатыми слова В. Дорошевского (*«In initio erat verbum de Baudoin de Courtenay»*), А. А. Реформатский устанавливает в первой главе, что характерное для МФШ «морфематическое» понимание фонемы коренится, в конечном счете, в учении великого пионера современного языкознания. Во второй главе излагается история формирования МФШ, и обзревается научная деятельность его основоположников. При этом заслуживает внимание насколько различными путями эти исследователи пришли к совместно выработанным фонологическим воззрениям. Р. И. Аванесов и В. Н. Сидоров начали свою научную деятельность как диалектологи. Сам А. А. Реформатский написал свою первую работу в 1938 г. о теории и методике технической редакции книги, затрагивая в ней некоторые семиотические вопросы, далеко выходящие за пределы темы, и предвосхищающие современную проблематику этой науки. Многие лингвисты — в том числе П. С. Кузнецов, Г. О. Винокур, М. Н. Петерсон, А. М. Сухотин — пришли к «московским учениям» в ходе подготовительных работ по реформе орфографии и по выработке унифицированной фонетической транскрипции. Большую роль в разработке взглядов МФШ сыграл Н. Ф. Яковлев, прекрасный знаток кавказских языков, чья статья «Математическая формула построения алфавита» (1928) является одним из наиболее ранних документов советской математической лингвистики.<sup>2</sup>

Последующие главы носят, в основном, полемический характер и свидетельствуют о том, что почти за все время своего существования МФШ находилась в состоянии «войны» с другим важным направлением советской фонологии, с т. н. Ленинградской школой (во главе с Л. В. Щербой),

которая, впрочем, тоже возводит свои основные положения к учению Бодуэна де Куртенэ. Третья глава посвящена дискуссии о фонеме, которая развернулась в 1952—1953 гг. на страницах журнала «Известия АН ССР, Отделение литературы и языка». «Запевалой» этой дискуссии (выражение А. А. Реформатского) явился С. К. Шаумян, находившийся в то время еще более или менее на позициях Н. Трубецкого, и резко отвергший взгляды как московских, так и ленинградских фонологов во имя «структурной лингвистики с позиций диалектического материализма». Вследствие этого дискуссия превратилась в своего рода «турнир по круговой системе», и, по существу, не принесла никаких положительных результатов. Бесплодность дискуссии отразилась и в заключительной статье редколлегии журнала (сурово и по праву осужденной А. А. Реформатским), в которой было высказано мнение, что «может быть, «проблема фонемы» в вообще отжила свой век именно как проблема...»

Основную часть очерка представляет собой четвертая глава, в которой автор на почти 30 страницах разъясняет расхождение во взглядах Московской и Ленинградской фонологических школ. Корни этих расхождений он усматривает в том, что Л. В. Щерба и его сторонники якобы «отошли» от учений Бодуэна де Куртенэ и сбились на позицию «антиморфематизма» и «автономности фонетики» (стр. 48). По мнению А. А. Реформатского ленинградцы исходят в своем понимании фонемы из „голой материи“, а не из материи, понятой семиотически в ее знаковой функциональности”. Такое понимание фонемы «абсолютно афункционально и асемиотично» (стр. 49). В «антиморфематизме» ленинградцев автор усматривает, в конечном счете, «принципиальный ход против понимания языка как структуры» (стр. 68). В противоположность этому МФШ утверждает, что «фонемы существуют не «где-то», а только в морфемах» (стр. 59), т. е. фонема является не автономной языковой единицей, а элементом морфемы, и изучать ее можно только как таковую. Разъясним это расхождение

<sup>2</sup> См. F. Papp: *Mathematical Linguistics in the Soviet Union*. The Hauge 1966.

ние на одном простом примере: в словоформах *дуб* [dup] и *дуба* [duba] выступают звуки [p] и [b], которые московские фонологи считают представителями фонемы /b/. Ленинградская же школа усматривает здесь смену фонем /p/ и /b/. К этому основному расхождению восходят, в конечном счете, все остальные различия этих двух направлений.

В пятой главе А. А. Реформатский рассматривает попытки синтеза концепций Ленинградской и Московский фонологических школ, а также некоторые проявления фонологического «плюрализма». Как «попытки синтеза» оцениваются теория С. И. Бернштейна о фонемах 1-ой, 2-ой и 3-й степени, а также учение Р. И. Аванесова о «сильных» и «слабых» фонемах. В понятии же «смешанной фонемы», введенном С. К. Шаумяном в ходе выше упомянутой дискуссии, как и в различении М. В. Пановым «синтагмо-фонемы» и «парадигмо-фонемы» усматривается проявление неприемлемого для А. А. Реформатского фонологического «плюрализма». Автор с особой настойчивостью подчеркивает непримиримость взглядов МФШ и Ленинградской школы.

Шестая глава посвящена обзору высказываний зарубежных и советских лингвистов об учении МФШ. В частности, автор разбирает статью пишущего эти строки, написанную в 1957 г.,<sup>3</sup> обзор советской фонологии, сделанный М. Халле в 1963 г.,<sup>4</sup> работы Л. Р. Зиндера, Г. А. Климова, С. В. Протогенова и Л. В. Бондарко. В седьмой, заключительной главе подытожены основные положения МФШ в виде 32 кратких тезисов.

Хрестоматия, составляющая второй раздел книги (стр. 123—523), содержит 24 работы, написанных основоположниками и сторонниками МФШ за период от 1928 до 1963 г. Выбор статей дает хотя и не исчер-

пывающую, но весьма обширную и информативную картину об эволюции фонологических взглядов представителей МФШ.

Поскольку среди зарубежных критиков МФШ больше всего места (8 страниц) уделяется А. А. Реформатским пишущему эти строки, я позволяю себе в рамках настоящей рецензии — не претендуя на полноту и на подробную аргументацию — коротко изложить свою позицию в некоторых затронутых вопросах.

Автор, как было отмечено, разбирает мою статью, написанную 18 лет тому назад, и в качестве заключения приходит к «обличению» моей «щербанской» позиции (стр. 96). Конечно, я мог бы сослаться на то, что за истекшие годы моя позиция кое в чем изменилась (например, в оценке теории С. И. Бернштейна, в которой я теперь усматриваю интересную попытку раскрытия различных уровней языковой абстракции). Однако, что касается моего отношения к теории МФШ, оно за это время мало в чем изменилось. Я неизменно признаю некоторую автономность звуковой стороны («плана выражения») языка. Я считаю, что в языке как своеобразной семиотической структуре следует различать отдельные уровни по тому, являются ли их основные единицы самостоятельными знаками (простыми или сложными) или же элементами, не имеющими самостоятельного значения (по терминологии, предложенной Ю. С. Масловым: знаками-дистинкторами).<sup>5</sup> Одна из существенных особенностей естественного языка как семиотической системы заключается в том, что в нем можно производить неограниченное количество знаков и знаковых комбинаций при помощи сравнительно небольшого количества дистинкторов. В этом-то и усматриваю — в согласии со сторонниками Л. В. Щербы — относительно автономную автономия уровня дистинкторов, т. е. фонем. Недаром ведь каждый учебник иностранного языка начинается с учета «звуков» данного языка.

<sup>3</sup> М. Перер: К теории «Московской фонологической школы». *Studia Slavica* 3 [1957], 327—348.

<sup>4</sup> М. Halle: Phonemics. In: *Current Trends in Linguistics*, v.1. Soviet and East European Linguistics. The Hague 1963.

<sup>5</sup> Ю. С. Маслов: Какие языковые единицы целесообразно считать знаками? Сб. *Язык и мышление*. Москва 1967, 289.

Дальше, я считаю, что проблема тождества морфемы не решается одним только критерием тождества ее фонемного состава. Если считать в духе МФШ, что фонемный состав одинаково звучащих высказываний *рот большой* и *род большой* [rod\_baɫ'šóɫ] — различный, то чем объясняется помеха в коммуникации («двусмысленность»), возникающая при отсутствии соответствующей ситуации или контекста? Или, может быть, сторонники МФШ не признают фонематический характер восприятия речи?

По «ортодоксальной» позиции МФШ, которой придерживается А. А. Реформатский, у фонемы есть две функции: узнавания (перцептивная) и различения (сигнификативная). По отношению к обеим функциям следует различать «сильные» и «слабые» позиции. «В отношении перцептивной функции та позиция будет сильной, в которой фонема более всего «похожа на себя» и ее легче узнать, где она выступает в своем основном виде, а слабая позиция по этой же функции будет та, в которой фонема звучит в виде своего оттенка, вариации...» (стр. 116). «Иное дело с функцией различения: есть позиции, в которых фонемы различаются друг от друга и различают морфемы и слова, и есть позиции, в которых фонемы звучат одинаково и перестают различаться, тогда возникает общий для них звуковой вариант. Первые будут сигнификативно сильными, вторые — сигнификативно слабыми» (стр. 116). Стало быть, в нашем примере звук [d] выступает в первом высказывании как вариант фонемы /t/ а во втором — как вариант фонемы /d/. Но это «объяснение» не больше, чем попытка «исправить» категориями модели дефект самого объекта, подлежащего описанию. (Проблема «дефектов» языковой системы является вообще камнем преткновения для большинства современных лингвистических направлений.) Кроме того, нам кажется необоснованным искусственное разделение двух функций фонемы, представляющих собой нерасторжимое диалектическое единство. Дело в том, что без перцепции ни о какой сигнификации не может быть и речи; это — азбучная истина семиотики. Не ясно

также, что подразумевает А. А. Реформатский под «основным видом фонемы», в котором она более всего «похожа на себя»? Не льет ли такая формулировка новую воду на мельницу «ленинградцев» с их «абсолютно афункциональным и асемиотичным» представлением о «звуковых типах»?

Как известно, «ленинградцы» усматривают в конечном сегменте звукоряда [rot] (= *рот* или *род*) реализацию фонемы /t/, в конечном сегменте [zup] (= *зуб*) — реализацию фонемы /p/ и т. д. Сурово осуждая подобный «антиморфематизм», А. А. Реформатский указывает на то, что сторонники Л. В. Щербы должны, соответственно, признавать наличие особых фонем /d̥z/ и /d̥z̄/ в русском языке: ср. [d̥t'édzbi] = *отец бы*, [áld̥zbə] = *алчба* и т. д. Аргумент на первый взгляд как будто убедительный, но если присмотреться к нему поближе, то окажется, что и на этот раз «шаткая точка» структуры («fuzzy point of the structure» по меткому выражению Й. Вахка)<sup>6</sup> самого объекта ставится в вину описывающей его теории. Дело в том, что корреляция по глухости и звонкости охватывает не все согласные фонемы русского языка. В частности, фонемы /с/ и /з/ не имеют звонких пар, их место обозначено пустой клеткой в таблице русских консонантов. Звуки [d̥z] и [d̥z̄] встречаемые в русской речи, представляют лишь п о т е н ц и а л ь н ы е фонемы, ибо «все фонемы каждого данного языка образуют единую систему противоположностей, где каждый член определяется серией различных противоположений как отдельных фонем, так и их групп».<sup>7</sup> О потенциально фонемном характере звука [d̥z̄] свидетельствует такая сравнительно недавно возникшая и пока недлинная серия противоположений как *джин* : *чин*, *джем* : *чем*, *джаз* : *час*. Когда-то аналогичным было положение звука [f] в русском языке.

<sup>6</sup> Josef Vachek: On Some Basic Principles of 'Classical' Phonology. Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 17 [1964] 431.

<sup>7</sup> Л. В. Щерба: Языковая система и речевая деятельность. Ленинград 1964, 134

В период до падения редуцированных фонема /f/ отсутствовала в корреляции глухих и звонких согласных; звук [f] встречался только в иноязычных словах. Однако звуку [f] «повезло»: с одной стороны, падение редуцированных и связанные с ним фонетические процессы (оглушение конечных звонких, ассимиляции), с другой стороны, все возрастающий наплыв иноязычных слов содействовали его «выдвижению в фонемы»: ср. *фон* : *вон*, *фора* : *вора* (род. п. ед. ч.), *фаля* : *Валя*, *фаза* : *ваза*, *фальцовка* : *вальцовка*, *финтить* : *винтить*, *фес* : *вес*.

Не более удовлетворительную картину дает и несколько видоизменная теория Р. И. Аванесова, в которой А. А. Реформатский усматривает проявление фонологического плюрализма. Р. И. Аванесов исходит из мысли необходимого фонологического различения морфемы и словоформы. «Сильная» фонема одинаково способна к различению морфем и словоформ, «слабая» же фонема может различать во всех случаях лишь словоформы, а морфемы она различает не всегда. Так, «слабая» фонема /k/ способна различать словоформу [rok] от словоформ [ros], [rot], [roš] но она не различает морфем *рок* и *рог*, которые в данной словоформе (им. п. ед. ч.) оказываются омонимичными, различаясь в других словоформах (*рока*, *року*; *роза*, *рогу* и т. д.) Но ведь в том-то и дело, что морфемы *рок* и *рог* являются одновременно и словоформами, не говоря уж об омонимичных рядах [zdrok] = *зарок*, *за рок*, *за рог*, в которых «слабая» фонема /k/ не способна различать ни морфемы, ни словоформу, ни даже предложные сочетания. Стало быть, подобное фонологическое различение морфемы и словоформы остается по меньшей мере проблематичным.

Здесь, разумеется, нет места для изложения эволюции фонологических взглядов Л. В. Щербы. Но нельзя не возражать обвинению его в «афункционализме». А. А. Реформатский тут явно перегибает палку. То, что Л. В. Щерба был первым, кто применил функциональный критерий в определении фонемы, является не «обычной ленинградской версией» (стр. 108), а фактом истории фонологии, признанным и та-

кими авторитетами этой науки, как Н. Трубецкой и Р. Jakobson. Оспаривая приоритет Л. В. Щербы, А. А. Реформатский ссылается на работу С. И. Бернштейна, в которой говорится о понятиях семасиологизации и морфологизации, сформулированных И. А. Бодуэном де Куртенэ. Но, в первых, об этом же писал сам Л. В. Щерба в своем некрологе о Бодуэне де Куртенэ в 1929 г. Во-вторых, сам С. И. Бернштейн признал в своей статье, что в работе Л. В. Щербы «Русские гласные в качественном и количественном отношении» (1912) «впервые было выдвинуто словоразличение как характерный признак фонемы»<sup>8</sup> В-третьих, если А. А. Реформатский считает, что Л. В. Щерба ввел функциональный критерий в определение фонемы лишь вслед за Бодуэном де Куртенэ, то на каком основании обвиняет он Щербу и его учеников в «отходе от Бодуэна» (стр. 48)? Вообще, все эти рассуждения о «верности» и «неверности» Бодуэну мне кажутся весьма схоластичными. И. А. Бодуэн де Куртенэ обладал исключительно оригинальным и динамичным исследовательским талантом, он в течение десятилетий «искал» фонему в различных направлениях. Поэтому не только «москвичам» и «ленинградцам», но также «пражцам» и даже представителям дихотомической фонологии есть на что сослаться в его научном наследии.

В заключение позволяю себе небольшое «лирическое отступление». А. А. Реформатский пишет об «искусственно согретом» культе Щербы и вере в его непогрешимость, хотя и добавляет, что «сам Лев Владимирович всю жизнь сомневался и перерешал свои «тезы»... искал, а не «канонизировался» (стр. 74). Поскольку в 1952—1954 гг. мне посчастливилось работать под руководством непосредственных учеников Л. В. Щербы (М. И. Матусевич и Л. Р. Зиндера), в этом деле я могу высказаться по праву очевидца. И так, в фонетической лаборатории Ленинградского уни-

<sup>8</sup> С. И. Бернштейн: Основные понятия фонологии. Вопросы языкознания 1962, 5. 62.

верситета действительно «дух Щербы носился над нами». Но это был не культ слепого преклонения перед авторитетом учителя и беспрекословного согласия с его «тезами», а «культ» самостоятельного мышления и экспериментирования, непредвзятого взвешивания доводов за и против. Льва Владимировича тогда уже восемь лет не было, но мы, его «внуки» (выражение А. А. Рефор-

матского) попали именно благодаря его ближайшим ученикам под притягательную силу этого великолепного ученого, чуждого всякому застывшему догматизму, но всегда восприимчивого к новой, смелой мысли, продвигающей науку вперед.

*М. Петер*



The *Acta Linguistica* publish papers on the subjects of Finno-Ugric, Slavonic, Germanic, Oriental and Romance linguistics as well as general linguistics in English, German, French and Russian.

The *Acta Linguistica* appear in parts of various size, making up volumes. Manuscripts should be addressed to:

*ACTA LINGUISTICA, Budapest 502, Postafiók 24.*

Correspondence with the editors and publishers should be sent to the same address. The rate of subscription is \$ 32.00 per volume.

Orders may be placed with „Kultúra” Foreign Trade Company for Books and Newspapers (1389 Budapest 62, P. O. B. 149. Account No 218-10990) or with representatives abroad.

---

Les *Acta Linguistica* paraissent en français, allemand, anglais et russe et publient des travaux concernant les langues finno-ougriennes, slaves, germaniques, romanes, orientales ou la linguistique générale.

Les *Acta Linguistica* sont publiés sous forme de fascicules qui seront réunis en volumes.

On est prié d'envoyer les manuscrits destinés à la rédaction à l'adresse suivante:

*ACTA LINGUISTICA, Budapest 502, Postafiók 24.*

Toute correspondance doit être envoyée à cette même adresse.

Le prix de l'abonnement est de \$ 32.00 par volume.

On peut s'abonner à l'Entreprise du Commerce Extérieur de Livres et Journaux «Kultúra» (1389 Budapest 62, P. O. B. 149. Compte-courant No 218-10990) ou à l'étranger chez tous les représentants ou dépositaires.

---

«Acta Linguistica» публикуют трактаты из области угро-финской лингвистики, славистики, германистики, романистики, ориенталистики и общество языкознания на русском, немецком, английском и французском языках.

«Acta Linguistica» выходят отдельными выпусками разного объема. Несколько выпусков составляют один том.

Предназначенные для публикации рукописи следует направлять по адресу:

«*ACTA LINGUISTICA*», Budapest 502, Postafiók 24.

По этому же адресу направлять всякую корреспонденцию для редакции и администрации. Подписная цена — \$ 32.00 за том.

Заказы принимает Предприятие по внешней торговле книги и газет «Kultúra» (1389 Budapest 62, P. O. B. 149. Текущий счет № 218-10990), или его зарубежные представительства и уполномоченные.

Reviews of the Hungarian Academy of Sciences are obtainable  
at the following addresses:

**AUSTRALIA**

C. B. D. Library and Subscription  
Service  
Box 4886, G. P. O.  
Sydney N. S. W. 2001  
Cosmos Bookshop  
145 Acland St.  
St. Kilda 3182

**AUSTRIA**

Globus  
Höchstädtplatz 3  
A-1200 Wien XX

**BELGIUM**

Office International de Librairie  
30 Avenue Marnix  
1050-Bruxelles  
Du Monde Entier  
162 Rue du Midi  
1000-Bruxelles

**BULGARIA**

Hemus  
Bulvar Ruszki 6  
Sofia

**CANADA**

Pannonia Books  
P. O. Box 1017  
Postal Station "B"  
Toronto, Ont. M5T 2T8

**CHINA**

C N P I C O R  
Periodical Department  
P. O. Box 50  
Peking

**CZECHOSLOVAKIA**

Mad'arská Kultura  
Národní třída 22  
115 66 Praha  
PNS Dovož tisku  
Vinohradská 46  
Praha 2  
PNS Dovož tlače  
Bratislava 2

**DENMARK**

Ejnar Munksgaard  
Nørregade 6  
DK-1165 Copenhagen K

**FINLAND**

Akateeminen Kirjakauppa  
P. O. Box 128  
SF-00101 Helsinki 10

**FRANCE**

Office International de  
Documentation et Librairie  
48 Rue Gay Lussac  
Paris 5  
Librairie Lavoisier  
11 Rue Lavoisier  
Paris 8  
Europeriodiques S. A.  
31 Avenue de Versailles  
78170 La Celle St. Cloud

**GERMAN DEMOCRATIC REPUBLIC**

Haus der Ungarischen Kultur  
Karl-Liebknecht-Strasse 9  
DDR-102 Berlin  
Deutsche Post  
Zeitungsvertriebsamt  
Strasse der Pariser Kommune 3-4  
DDR-104 Berlin

**GERMAN FEDERAL REPUBLIC**

Kunst und Wissen  
Erich Bieber  
Postfach 46  
7 Stuttgart 5

**GREAT BRITAIN**

Blackwell's Periodicals  
P. O. Box 40  
Hythe Bridge Street  
Oxford OX1 2EU  
Collet's Holdings Ltd.  
Denington Estate  
London Road  
Wellingborough Northants NN8 2QT  
Bumpus Haldane and Maxwell Ltd.  
5 Fitzroy Square  
London W1P 5AH  
Dawson and Sons Ltd.  
Cannon House  
Park Farm Road  
Folkestone, Kent

**HOLLAND**

Swets and Zeitlinger  
Heereweg 347b  
Lisse  
Martinus Nijhoff  
Lange Voorhout 9  
The Hague

**INDIA**

Hind Book House  
66 Babar Road  
New Delhi 1  
India Book House  
Subscription Agency  
249 Dr. D. N. Road  
Bombay 1

**ITALY**

Santo Vanasia  
Via M. Macchi 71  
20124 Milano  
Libreria Commissionaria Sansoni  
Via Lamarmora 45  
50121 Firenze

**JAPAN**

Kinokuniya Book-Store Co. Ltd.  
826 Tsunohazu 1-chome  
Shinjuku-ku  
Tokyo 160-91  
Maruzen and Co. Ltd.  
P. O. Box 5050  
Tokyo International 100-31  
Nauka Ltd.-Export Department  
2-2 Kanda  
Jinbocho  
Chiyoda-ku  
Tokyo 101

**KOREA**

Chulpanmul  
Phenjan

**NORWAY**

Tanum-Cammermeyer  
Karl Johansgaten 41-43  
Oslo 1

**POLAND**

Węgierski Instytut Kultury  
Marzalkowska 80  
Warszawa  
BKWZ Ruch  
ul. Wronia 23  
00-840 Warszawa

**ROUMANIA**

D. E. P.  
București  
Romlibri  
Str. Biserica Amzei 7  
București

**SOVIET UNION**

Sojuzpechatj - Import  
Moscow  
and the post offices in  
each town  
Mezhdunarodnaya Kniga  
Moscow G-200

**SWEDEN**

Almqvist and Wiksell  
Gamla Brogatan 26  
S-101 20 Stockholm  
A. B. Nordiska Bokhandeln  
Kungälgatan 4  
101 10 Stockholm 1 Fack

**SWITZERLAND**

Karger Libri AG.  
Arnold-Böcklin-Str. 25  
4000 Basel 11

**USA**

F. W. Faxon Co. Inc.  
15 Southwest Park  
Westwood, Mass. 02090  
Stechert-Hafner Inc.  
Serials Fulfillment  
P. O. Box 900  
Riverside N. J. 08075  
Fam Book Service  
69 Fifth Avenue  
New York N. Y. 10003  
Maxwell Scientific International Inc.  
Fairview Park  
Elmsford N. Y. 10523  
Read More Publications Inc.  
140 Cedar Street  
New York N. Y. 10006

**VIETNAM**

Xunhasaba  
32, Hai Ba Trung  
Hanoi

**YUGOSLAVIA**

Jugoslovenska Knjiga  
Terazije 27  
Beograd  
Forum  
Vojvode Mišića 1  
21000 Novi Sad



# ACTA LINGUISTICA

## ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE

ADIUVANTIBUS

K. BOLLA, P. KIRÁLY, GY. LAKÓ,  
†D. PAIS, L. PAPP, GY. SZÉPE, L. TAMÁS, ZS. TELEGDI

MODERANTE

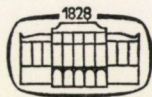
C. J. HUTTERER

REDIGIT

J. NÉMETH

TOMUS XXV

FASCICULUS 3-4



AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST

1975

ACTA LINGUIST. HUNG.

# ACTA LINGUISTICA

A MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA  
NYELVTUDOMÁNYI KÖZLEMÉNYEI

SZERKESZTŐSÉG ÉS KIADÓHIVATAL: BUDAPEST V., ALKOTMÁNY U. 21.

Az *Acta Linguistica* német, angol, francia és orosz nyelven közöl értekezéseket a finnugor, szláv, germán, román és keleti nyelvészet, valamint az általános nyelvtudomány köréből.

Az *Acta Linguistica* változó terjedelmű füzetekben jelenik meg, több füzet alkot egy kötetet.

A közlésre szánt kéziratok a következő címre küldendők:

*ACTA LINGUISTICA, Budapest 502, Postafiók 24.*

Ugyanerre a címre küldendő minden szerkesztőségi és kiadóhivatali levelezés. Megrendelhető a belföld számára az „Akadémiai Kiadó”-nál (1363 Budapest Pf. 24. Bankszámla 215-11488), a külföld számára pedig a „Kultúra” Könyv- és Hírlap Külkereskedelmi Vállalatnál (1389 Budapest 62, P. O. B. 149 Bankszámla 218-10990) vagy külföldi képviselőinél és bizományosainál.

---

Die *Acta Linguistica* veröffentlichen Abhandlungen über die finnisch-ugrischen, slawischen, germanischen, romanischen und orientalischen Sprachen sowie aus dem Bereich der allgemeinen Sprachwissenschaft in deutscher, englischer, französischer und russischer Sprache.

Die *Acta Linguistica* erscheinen in Heften wechselnden Umfangs. Mehrere Hefte bilden einen Band.

Die zur Veröffentlichung bestimmten Manuskripte sind an folgende Adresse zu senden:

*ACTA LINGUISTICA, Budapest 502, Postafiók 24.*

An die gleiche Anschrift ist auch jede für die Redaktion und den Verlag bestimmte Korrespondenz zu richten. Abonnementspreis pro Band: \$ 32.00.

Bestellbar bei dem Buch- und Zeitungs-Außenhandelsunternehmen »Kultúra« (1389 Budapest 62, P. O. B. 149. Bankkonto Nr. 218-10990) oder bei dessen Auslandsvertretungen und Kommissionären.

## ON SOME QUESTIONS OF HISTORICAL LINGUISTICS

By

L. BENKŐ

(Budapest)

### I

1. In the first part of my study I propose to discuss such questions which relate to the general problems of historical linguistics and are connected with the development and possibilities of this branch of knowledge, as well as with the tasks to be solved by it. In the judgement of the questions raised I shall take into consideration first of all the present position, fundamentals and tasks of Hungarian linguistics but, on account of the character of the subject, of course, I shall also touch such fields of historical linguistics which are beyond the problems of Hungarian linguistics. It is self-evident that my study — already because of the limits arising from its extent — cannot comprise all the themes, nor can it discuss the certain themes in detail. My intention is first of all to raise problems and in connection with this to stimulate the exchange of views among historians of language on our common matters and cares.

2. Many of us believe that within the general, international development of linguistics, historical linguistics has been pushed to the periphery that it has to some extent “run its course”; that — compared with some other branches of linguistics — its outer (social) and inner (scientific) rôle, as well as the rate of its development have decreased. Now we should not argue about the ratio of the actual reality, appearance or even presentation in this view, and for the time being we should not deliberate over it either, whether this inner scientific development itself as well as the opinion on it show an increasing or decreasing tendency in our days. Let us attribute a value of reality to the view and to the content comprised in it — even in the form of a working hypothesis —, and let us try to explore their reasons.

The reasons could obviously be approached also from several sides. However, all of them are fundamentally connected with the development of linguistics during the last few decades, and more exactly *they are linked up with the relationship of historical linguistics to the synchronous descriptive linguistics, general linguistics and applied linguistics.*

Polarizing the relevant questions to some extent, we can almost say that descriptive, general and applied linguistics, as regards the character and rate of development, their relations with other branches of knowledge, etc.

form rather one block, while historical linguistics is in a certain degree independent. It is a doubtless and conspicuous fact that the relations of the synchronous, descriptive linguistics both with the general and applied linguistics are much closer than what can be said about the relations in respect of historical linguistics. This is true even if the comparison with regard to historical linguistics is not equitable from every point of view. After all, the more advantageous position of descriptive linguistics in this relationship is explained also with objective factors. And this is the case even if in the activity of most of the linguists the general and concrete branches of linguistics are not separated sharply, on the contrary, in the research work of several linguists the descriptive and historical themes cannot be separated sharply either. And this is the case both in international and in Hungarian relations, at the most the intensity of the phenomenon is different.

Thus, the question seems by all means to be justified, whether this relatively isolated position of historical linguistics is *necessary*, and whether we can or must do something in order to change it?

The question — I believe — can be answered rather unambiguously. Although within the framework of linguistics historical linguistics undoubtedly constitutes a separate branch of knowledge, and although its aims, its tasks and partly even its aspect and methods are of peculiar character, it cannot be separated from the other branches of linguistics, it cannot be opposed to them in any respect.

The position is unambiguous first of all in the relationship to the synchronous, descriptive linguistics. The character of the synchronous and diachronous dimensions of language postulating and determining each other, as well as — in this connection — the fact that historical linguistics has several tasks registering and describing the synchronous conditions also regarding the linguistic position of the past, render it clear that the branches of knowledge dealing with the problems of linguistic synchrony cannot fall outside the range of historical linguistics. The historian of language — necessarily and resulting from the character of the subject examined by him — must be interested in all questions of linguistic synchrony, including also the scientific views and methodological approaches connected with synchrony. Since, however, the historian of language is drawn by its tasks also in the direction of diachrony, and they do so in a very great degree, the synchronous problems of the language are, of course, only part and by no means the fullness of the view and method of historical linguistics. However, even in this respect there is no contrast between synchronous descriptive linguistics and historical linguistics, but a relationship based on juxtaposition and mutuality.

The position is entirely unambiguous also in respect of the relationship of historical linguistics to *general linguistics*. The fact that in historical linguistics the problems of synchrony and diachrony are given together, offers great

possibilities for penetration into the secrets of language still hidden in many respects, for the discovery of deeper relationships between the two dimensions of language, and for a more complete disclosure of the relations of language with the surrounding world, with society and thinking. It is true that in the history of language the examination of the synchronous dimension going back in time becomes more and more difficult, but this disadvantage is largely compensated by the inclusion of the diachronic relations. These relations in their reality, that is not in a speculative way, can be apprehended only by historical linguistics. However, the ramifying and complicated complex of problems of diachrony is a fairly suitable field also in itself for a fundamental and general approach. After all, for example the question of linguistic change is even today full of such secrets for the disclosure of which the concrete investigations establishing the facts — without an overall, abstracting linguistic activity — are not sufficient. Thus, it would be a sheer mistake to believe that historical linguistics has no general linguistic aspects or it has them only in a limited measure, or that historical linguistics remains outside the spheres and interests of general linguistics.

Although partly metastatically, we can speak also about the relationship of historical linguistics to *applied linguistics* only in the sense of the aforesaid. It is, of course, sure that in applied linguistics the concrete, positive results of the historical investigations can be used directly at the most only in definite fields (cultivation of a language, instruction in the mother-tongue, etc.), and vice versa, most of the fields of applied linguistics do not offer to the history of language facts or source material in the classical sense either. Still, there is hardly any branch of applied linguistics, where the full, complex knowledge of the matters of language would not involve at least some indirect advantage, or where the lack of the historical thinking would not involve some disadvantage even to the most synchronous application. At this point the relations of general and applied linguistics to the history of language are in a certain degree interconnected, since in fact the development of the historical thinking is without an abstracting and generalizing way of approach unimaginable. And such fields of applied linguistics especially important also from the social point of view, like school education and cultivation of a language after school cannot fill their function on the proper level without a view of linguistic change and historical aspect (this could be confirmed with concrete examples also in Hungarian). On the other hand, in the field of applied linguistics connected with the present problems of language — from logopedics to the cultivation of a language — many things arise to which the historian of language must pay attention, by which, even if indirectly, the way of looking at and approaching the historical processes of language can also be enriched. Thus, in principle, between historical linguistics and applied linguistics there is no such partition wall either, as it is thought by some people.

From the aforesaid it follows that the loose character of the relations of historical linguistics mentioned above is not even *not necessary* but it is *not natural either*. In this complex of themes the relation between historical linguistics and general linguistics seems to be an especially important question, because of the central position of the latter within linguistics and its character determining in many respects also the relationship to synchronous, descriptive linguistics and applied linguistics. If the general branch of historical linguistics (general history of language) is strong, this can have a favourable — and in a certain degree even automatic — effect also in the other two directions. And the strengthening of general history of language and its development on a broader basis *can have no conceptual obstacle*. At any rate, there is no such fundamental reason either in language itself or in the science examining it, which could justify in the long run — that is, disregarding the characteristics of the history of sciences in a given period — the differences in the showing of the general questions for example of historical linguistics and synchronous, descriptive linguistics either in regard to their importance or in regard to their level.

I believe that this question is not only the headache of historical linguistics but it is the common concern of the whole linguistics. In interest of a change it is necessary to take steps also on part of general linguistics. However, in this respect the most can be done by the historians of language and they can also be expected to do so. They are in the first place those who have to step beyond the activity merely registering the data and stating the facts, of course not discontinuing this activity but expanding and spreading it towards generalization.

Of course, certain steps have already been taken towards a more intensive development and unfolding of the general topics of historical linguistics also hitherto not only abroad but also in Hungary (I shall return to this question soon in another connection). At any rate, many of the greatest linguists, from whatever direction they approached the aims discussed, did not make any difference in principle between the study of the general questions of the historical and present functioning of the language. However, this is not the case in the activity of the major part of the investigators. The majority of the historians of language do not do as much towards the disclosure of the general concerns of their concrete results as would be necessary, and most of the general linguists, on the other hand, are interested only in a small degree or not at all in the historical aspects of language. Thus, the gates are far from being open as yet, this is why we have to hammer on them.

In my opinion Hungarian historians of language also have quite a lot to do in this respect. When in Hungary we are speaking about the so called "great debts" of Hungarian historical linguistics, we do not mention without proper reason the deficiencies of the activities in disclosing data and establish-

ing concrete facts to be seen in many respects. However, at least such a great debt is about what we have just spoken, even if we mention it less frequently. We can make up for the earlier omissions, or — to put it more positively — the future of historical linguistics can be ensured, only through the joint effort and mutuality of the concrete and general studies, but by no means through one-sidedness.

When I am stressing the necessity of the restoration of the balance and by this the necessity of the more intensive elaboration of the general questions of the history of language, of course I do not aim at the holding back of the concrete works in the history of language, and I do not speak in interest of the expansion of the empty, speculative meditation separated from the concrete linguistic material. I am convinced of the unity of the concrete and the general aspects conditional upon one another in all kinds of conceptual investigations, and I also firmly believe that, where the tradition of the concrete works is as great and its level within itself is as high as in Hungarian historical linguistics, there the necessary synthesis cannot conjure up any of the above mentioned dangers in a more significant degree.

3. In order that dealing with the general questions of the history of language should be intensified or that in our activity in the field of history of language the concrete and the abstract aspects should be brought into synthesis with a proper interrelation, in my opinion, *we must thoroughly and critically analyze the development of the whole of linguistics during the last few decades*, and within this framework especially the path covered by historical linguistics. In fact, the survey of this development shows, on the one hand that the "closeness" of historical linguistics in the relationships mentioned above was not as strong as — in order to visualize the problem — I purposely sharpened it in the aforesaid, and on the other hand, it also helps more concretely and more positively to visualize those positive elements by which historical linguistics has been filled also hitherto, "in the course of progress", and on which the further unfolding of its general problems can be based. It is clear that I am not expected to do this work requiring a deeper analysis, and especially not on the present occasion. However, to sum up my opinion, I still should like to make a few relevant remarks.

In the judgement of the question we must go back at least to the neogrammarians also for several reasons. Beyond the fact of the evolutionary development of science, this is demanded by the well known fact that the school of the neogrammarians had a determining and fundamental rôle in the development of historical linguistics. The neogrammarians — in spite of the erroneous character of several of their theorems — raised the research in the history of language to such a level with which contemporary descriptive linguistics could not compete. This was one of the decisive reasons from the

viewpoint of history of languages why in the subsequent period greater and more favourable possibilities of development offered themselves to synchronic, descriptive linguistics than to historical linguistics. Besides this, the comparatively much higher level of development of historical linguistics about the turn of the century created the appearance really impeding development to a certain extent that, in fact, theoretically and practically everything had been solved in this branch of knowledge. That assertion, sometimes not without a certain tendency, appearing even today, according to which the majority of the historians of language essentially are working in the spirit and on the basis of the neogrammarian conception of language, is based on this fact.

The present picture of historical linguistics has really preserved several features from its neogrammarian antecedents, just as this can be seen in other branches of knowledge as a result of the development of social sciences partly preserving and stratifying certain items of knowledge. It is also clear that classical (neogrammarian) history of language would not have been, and actually was not, unsuitable for further development even within itself. In the course of times it could have further developed its view and could have further polished its methods, as in fact this was the case. However — inasmuch as any delimitation can be made here at all —, more interesting and more important are those influences, determining the present position much more definitely, which have affected classical history of language — so to say — from outside, and which actually have promoted and can promote its further development with new, fresh elements.

Of these “outer” influences — which are not uniplanar, are partly not uniform even within themselves, and are not of the same weight either —, in my opinion, we must pay special attention to four of these “influences”.

Even in spite of the chronological intertwining I propose to proceed in some chronological order. I mention first the *influence of linguistic geography* which — as it is known — has brought new qualitative elements in the research of dialects especially through the appearance of the linguistic atlases. The radiation of the view of linguistic geography into historical linguistics has drawn the attention of the investigators to the multilateral character of the internal development of the certain languages, to the peculiar relations and connections of development in time and space, and to the source value of spatiality in history of language.

Through this influence, on the one hand, it has become possible to apply the comparative method within the same language, and on the other hand, the examination of the territorial distribution of a language and the study of the separate development of the inner types (history of dialects) arose as a task of the history of the language.

The second complex of influences is connected with the *regeneration of synchronic, descriptive linguistics*, with the so called “modern”, structuralist



trends stratifying upon one another. On account of the influences coming from here, the interpretation, peculiar relation and mutual interdependence of synchrony and diachrony have received a new light in historical linguistics. The description of synchrony in the past has become a necessary task of full value in history of language. The interpretation of the changes as the change of the linguistic structure has brought about a transformation of the view. The character of the synchronous structure comprising development has become clearer, and side by side with this its possibility to be treated as a source material of history of language has similarly become clear. A possibility arose towards a novel recognition of the rôle of synchronous structure in directing development and bringing about changes.

Transformation, as well as the so called deep structure — surface structure relationship, besides offering help to approach the processes of linguistic development, take us nearer to the disclosure of one of the principle questions of historical linguistics, *viz.* to the disclosure of the problems of possibilities (potentialities) of changes and of the realization (actualizations) of changes. The investigations in synchronous language typology connected also with this theme contribute to the expansion of the sphere of vision of general history of language by extending the comparison beyond the inner types of the certain languages and also *beyond the related languages*.

We can include in the third group the development of *other branches of science* gathering headway during the last few decades, the transformation of their material of knowledge, their view and their methods, as well as the influence of all these on historical linguistics. In this respect the contributions of the traditional, old social sciences (auxiliary sciences) of historical linguistics elucidating the linguistic development with new facts and from new sides, are not at all insignificant. I am thinking here in the first place about cultural history, about history of settlement and history of ethnics, ethnography, psychology, logic, history of literature and aesthetics. Because of its novel effects, the influence on historical linguistics of those branches of science which have been brought into connection with linguistics only recently, or have themselves developed in recent times, can perhaps be regarded as an even stronger promoter of development. Among them — also because of the combination of several branches of science — sociology promotes the more complex conception of the relation of language and society in the research work in history of language. The influence of mathematics on the investigations in history of language can be regarded as most significant in the field of the quantitative view of language, along the lines of language statistics. In fact, by this the significant increase of the material intensity of investigation — as an essential requirement also in historical linguistics — is rendered possible. The other possibilities of mathematization (formalization, models, formulae, etc.) — at least for the time being — do not seem to have a similar significance in histor-

ical linguistics. Kybernetics, emphasizing the informative value, aim, rôle, economy, etc. of the communication, opens new perspectives for linguistic history in the judgement of the linguistic changes. As a result of the large-scale expansion of knowledge regarding sound characteristics, electrophysics offers a possibility for new approaches in the investigation of the reasons and circumstances of sound development. — All these effects have been manifesting themselves partly directly and partly through the marginal branches (sociolinguistics, quantitative linguistics, acoustics, etc.) taking shape as a result of interdisciplinary developments.

As fourth — but not least — we can stress the *influence of Marxism*, whose productive character could be obstructed but could not be prevented by the known circumstances of history of science. The high theoretical standard of Marxism opens and shows a way towards the general questions of history of language. The fundamental historical character of Marxism not only supports the importance of the historical investigation of language, exercising by this a countereffect of the value of history of science against other, one-sided views, but it also contributes to the deeper and fuller view of the historical character of language, promoting at the same time also the demand that the path of linguistic development should lead up to the present time and that the investigation in history of language should arrive at the present day. Marxist dialectics offers to historical linguistics the search for many-sided relationships both in respect of the connections within the language (linguistic system) and in respect of the connections between language and the “hinterland” (thinking, surrounding world, society, culture, etc.).

A few more things have also to be mentioned in a summarized and general form about these influences helping the further development of the classical variant of historical linguistics.

The depth, intensity and spreading of these influences in historical linguistics are not equal. Some of them have already been realized, others can be regarded as being in progress, while some can be regarded as incipient or as just potentially existing. It is obvious that these influences are differentiated not only according to the certain branches of historical linguistics, but partly also according to the certain scholars of this branch of knowledge. It is also true that in the whole of development it is difficult to separate them, even in the examination of the duality of the further development of classical history of language by its own resources and outer influence, and first of all because the “outer” influences even in their variation contain a fairly large number of common features and convergent possibilities to assert themselves. As a matter of fact, part of these influences do not mean some countereffect but rather superposition, enrichment as compared with the classical state of historical linguistics or its inner development; another part of them, however, demand the change or even denial of earlier theorems, thus they are of changing character.

In my opinion, the progress of historical linguistics, even in spite of the unevenness and duality of the development, can be regarded as *proceeding in a uniform framework*, as having a character of transition. Among the influences mentioned above — including also those of negative character — there is none which would affect the whole of historical linguistics in its fundamentals, or which could not be organically fitted in its development within history of science. And however important, and from the viewpoint of development indispensable, contributions these influences are in respect of the progress of the classical state of historical linguistics towards a higher level, towards a new quality, in themselves they are far from having the entire value of the organic system and fullness of linguistics, neither of them can replace or supersede the whole of historical linguistics itself. I give special prominence to this point to show the strongly exaggerated and erroneous character of those views according to which for example the analyses of synchronous structure of various character — carrying also historical aspects — in fact represent a new type of historical linguistics and can replace it. In spite of their importance for historical linguistics, they are very far from being able to comprise the whole complex of its problems.

I also want to specially emphasize that these influences built into the development of historical linguistics so to say “from outside” do not mean and cannot mean a simple, one to one, transformation, but their aspectual and methodological relations must be carefully considered in each case from the viewpoint of the character, themes and tasks of the whole of historical linguistics. In certain cases the critical attitude, the selection or even averting is perfectly indispensable. For example the explicitly ahistorical theorems of the structuralist trends cannot represent a basis of transformation, and it is also obvious that historical linguistics of Marxist fundamentals cannot accept those ideological starting-points and projections either which are involved by them.

In spite of all these restrictions and in certain cases necessary reservations, the above mentioned influences had a decisive rôle in the circumstance that historical linguistics has also hitherto considerably exceeded the fundamentals of the neogrammarians, and that the ways of its further development are also open. It is also doubtless and from the viewpoint of development it is at the same time a cheering fact that the majority of these influences strengthen and can strengthen exactly that side of historical linguistics, the unsatisfactory character of which has been discussed here earlier, *viz.* the closer and more organic relationship to general linguistics and the elaboration of the general problems of historical linguistics on a higher level.

## II

1. In the second part of this paper I propose to touch such a part question which, in my opinion, is of vital importance in the complex of general problems of historical linguistics. I should like to remark in advance that the purpose of the mentioning of these more concrete questions is not more either than a simple raising of problems. In fact, on the one hand, the bounds given here do not permit a detailed analysis of the problems raised, and on the other hand, they have not left any possibility either to raise some more, similarly significant problems.

2. Although synchronous description, together with its problems of attitude and methods, is also an organic accessory of historical linguistics, still the *question of linguistic change* is the central and characteristic theme of research in history of language. Since, according to this, historical linguistics is in a great degree the science of linguistic changes, the major part of the general problems of historical linguistics are also connected with the questions of change.

The discussion of this complex of problems ought to be started with the explanation of what exactly linguistic change is. However, this question can hardly be answered with the commonplace that: those diachronous differences, which appear in a given place (places) of a given linguistic system between two given conditions of this system, can be regarded as linguistic changes. An answer must, ought to be given — among other things — also to such questions: what can be regarded as one and the same linguistic system, where are the boundaries of this horizontally; how should we value from the viewpoint of the change the interlacing linguistic phenomena of the separate linguistic systems, especially of the certain changes of systems (e. g. the inner linguistic types); what does/do the given place/places of the linguistic system mean, and what is the relation of the phenomena changed at the given place to their taxonomical relationships, that is how long can the changes taking place and the new phenomena be regarded as belonging to the same circle, the same type and the same condition; how can we judge from the viewpoint of change the further spreading of the phenomena already existing in the given linguistic system, their expansion inside the linguistic system and their analogical expansion; what is the relation at all of the arising and spreading of the phenomena in the framework of linguistic changes; when can a linguistic change be regarded as arising, as just being in progress or as closed down; how are the antecedents and results (old and new phenomena) of the change distributed and in what relation they are to each other in respect of the replacing of each other, excluding each other and being placed side by side; what are the criteria of the archaisms and neologisms; how should we value the many-

sided, creative products of the speakers from the viewpoint of the change, from the compositional diversity to the stylistic character; where is the demarcation line between the changes of individual and social value, etc.? All these questions are still only the starting points of the general problems of linguistic changes. After all, most of them are connected only with the nature, judgement and comprehension of the changes, and are related only in a smaller degree to the other, perhaps even more important questions of the linguistic changes, *viz.* the reasons of the changes, the possibilities of their taking place, their inner regularities, etc. They are questions to several of which we cannot give a sufficiently accurate answer of general value, although their clarification would frequently be very important for the approach of the other problems of the change.

However, leaving now open the questions of this character, further on I shall briefly touch a few other questions.

3. It is doubtless that historical linguistics is usually accurate in performing its task in regard to disclosing the facts of linguistic changes and arranging these facts according to certain schemes and categories. The trouble begins with the fact that the activity of many of the historians of language is more or less closed down with these achievements. However, there are two more complexes of questions which should be answered by the historian of language, or at least an attempt should be made by him to answer them, *viz.*: *he must search for the motives of the changes, and must examine the effects and consequences of the changes.* These steps ahead, without which the problems of linguistic changes cannot be complete, mean at the same time the passing beyond that demarcation line, where we arrive already in the region of greater and deeper relations, of necessary generalizations and summarizations.

I am giving a few examples from Hungarian. In our research work in historical phonetics it is a custom to state that the etymological diphthongs of the Old Hungarian period have become long monophthongs, *viz.* *oul* > *ól* 'sty', *erdeü* > *erdő* 'forest', etc. In general, these changes — together with other types of diphthongs which have undergone a similar change — are fitted in the framework of a so called tendency of monophthongization, and this conception of tendency — in an explicit or implicit form — serves at the same time more or less also as an explanation of the change. In the same way, the so called tendency to become more open "explains" the well known cases of becoming more open, while the tendency to become more closed is responsible for the cases of becoming more closed. However, it is clear that in all these cases we only have to do with the establishment of facts, in which *we do not get any information* regarding the question why? — Or again: Hungarian historians of language agree in the point that in the present indicative of the objective conjugation the earlier condition of the velar forms without a *j* (= *y*) in

certain places of the conjugation system has been superseded by a form having a *j*, while in other places of it this change did not take place or took place only later:

Sing. 1.	<i>várom</i>	'I wait'		<i>várom</i>		<i>várom</i>
2.	<i>várod</i>	'you wait'		<i>várod</i>		<i>várod</i>
3.	<i>vára(a)</i>	'he waits'		<i>várja</i>		<i>várja</i>
Plur. 1.	<i>váruk</i>	'we wait'	→	<i>váruk</i>	→	<i>várjuk</i>
2.	<i>vára(á)tok</i>	'you wait'		<i>várjátok</i>		<i>várjátok</i>
3.	<i>várák</i>	'they 'wait'		<i>várják</i>		<i>várják</i>

Generally, in the explanation of these changes they go only as far as to state that this secondary *j* got into certain places of the conjugational sequence on the basis of analogy, and they are arguing at the most about the direction from where the influence came, *viz.* from the direction of the imperative of the objective conjugation or from the direction of the nominal inflection by personal suffixes. However, by this alone we have not received any answer at all to the essential questions of the linguistic process, including also the question why?

To visualize the problem, I purposely mentioned a phonetic and a morphological example from the innumerable examples to be enumerated. In fact, the unsatisfactory character of the explanations offered so far is perhaps most conspicuous in these types of change. Inasmuch as it was tried at all to answer the why? of the linguistic changes, the inner relationships of language as a functional system have practically not been considered, the explanations of the changes pointed rather in the direction of factors outside the language. On account of this they could comparatively easily get on with the explanation of such linguistic changes the motives of which could really be found outside the language (more strictly, also outside the language), with the disclosure of such relationships as for example those which connect most of the changes relating to the vocabulary with the changes of the surrounding world, of the social, economic and cultural conditions. On the other hand, they have stuck up in the explanation of changes of phonetic and grammatical character, *viz.*: they either satisfied themselves with the statement that the motives of this kind of changes are unknown and, consequently, investigations of this character are unnecessary either, or — what is even worse — they sought for forced relationships with factors outside the language.

Historical linguistics — in a great degree as a result of the influences to which it was exposed — is today capable of much more than this. The essence of the development can be shown in two factors.

One of them is that we must attribute a prominent significance to the linguistic problems themselves, and even within these to the systematic char-

acter of language, to the inner qualities of its elements resulting from their systematic position and to their systematic relations. We have to do here with that theorem today well known also in historical linguistics — even if it is perhaps not always applied in a satisfactory form — according to which the changes taking place in a given place (places) of the linguistic system do not proceed in themselves, not as closed, separate results of individual elements, but as the organic accessories of the linguistic system or part system, that is *in organic relationship with other systematic elements, with their condition and development*.

It follows from this that the linguistic system itself is also a very significant and organic element of the network of causes ensuring and creating the basis and conditions of the linguistic changes. Thus, that complex from which the factors making possible and bringing about the linguistic changes arise, can be distributed "in depth" as follows:

language itself (as material, means of communication)  
 thinking  
 reality outside the language (surroundings, society, culture, etc.)

In this stratification, language and thinking, being so closely interconnected with each other, must also therefore be taken into consideration separately, because in language undoubtedly take place such changes (such are for example the certain types of the phonetic changes), which are not connected with factors of thinking, more accurately are no functions of the changes of thinking. This stratification must, of course, be understood so that, when the causes creating the fundamentals and conditions are rooted even "the deepest", in reality outside the language, or in its changes, even then they are not in a direct relationship with the processes taking place in language, but they assert themselves and affect the linguistic changes through the mediation and even peculiar influencing of thinking and the language system itself. At any rate the essential point is that in the explanation of linguistic changes of certain types it is not possible and it is not necessary either to go down up to the level of reality outside the language. The next — to put it this way — of this is "higher", on the level of language and thinking or only on the level of language as a material reality.

The other essential thing is that in the explanation of linguistic changes *the cause and purpose of the changes and must not be considered separately from each other*, because these are most closely intertwined, forming a dialectic unity. In fact, in this respect it must be taken into consideration that language is not only a social product built upon the basis of the "hinterland" (reality — thinking), that is in its changes it is not only reflecting the changes taking place in these fields, but at the same time it is also a means performing a social function, working and also changing in interest of characteristic and definite

purposes. Among these purposes the information itself, including the sensibleness and accuracy of communication, etc., has a central place. Of course, a very significant element of the purposefulness of the information is the richness of the communication, its practical and economical character for the speakers and listeners, and on certain linguistic levels or in certain linguistic conditions the artistic quality of the information and the high aesthetic level of the senders and receivers can also assume an important role. It is self-evident that these purposes of information are not only expressed in the synchronously functioning language, but are motives also on the diachronic panel, which determine (or can determine) the character and direction of a linguistic change. Thus, when during the examination of the linguistic changes taking place we consider the effect of these changes in respect of the purpose and value of the communication, at the same time we can also get near to the motives of these changes.

Let us prove these theorems on the basis of the examples mentioned earlier, touching of course only the more important motives.

In the relationship of the Old Hungarian etymological diphthongs the most significant elements of the explanation of the change are as follows: 1. Because of well-known reasons of morphological history (among which one of the decisive factors is the morphological attitude of the progressive participles) a very considerable part of these diphthongs occurred in unstressed syllables — in the nominative of a noun also in an absolute terminal position. As a result of the inner, acoustic qualities of the sounds, in an unstressed position the main directing factor of the changes was the reduction in the sound-formation. The acoustically most natural form of reduction of the related phonetic elements standing side by side, resulting from the systematic relationships of the sound, is the tendency of these sound elements to get above each other and to be equalized, that is monophthongization. Later on the change spread farther from the unstressed position to the much fewer stressed positions of syllables as a result of analogy (that is on account of the systematic force, of the autoguidance of the system). 2. These diphthongs had no separate phonological value as compared with the monophthongs brought about as a result of the acoustic equalization. 3. On account of the mostly terminal positions and the annexation, the morphological factors also promoted the change, viz. at the morphemic boundaries the monophthongs had a much greater acoustic (formative and perceptive) economy than the diphthongs. Thus, in the process of this monophthongization the motives of the change within the language were constituted by the conjugate effects of phonetic, phonological and morphological factors, in which the causes and purposes of the change also appeared in a complex form.

In the change of the objective paradigm of the indicative mood we can immediately observe the “discriminative” character of the *j*-element of the



personal suffixes, in which the key to the explanation of the change is obviously hidden. It can hardly be doubted that the penetration of the *j* into certain persons had functional causes and at the same time functional purposes, viz. it took place only there, where by the use of the more original forms a confusion arose in the communication. From this point of view first of all the singular 3rd person, as well as the plural 2nd and 3rd persons of the verbal forms with velar sounds were in an exposed position, where there was a morphological syncretism with the corresponding persons of the indicative mood of the progressive (imperfect) tense of the objective conjugation (3rd person singular: *várá* 'he waited'; 2nd person plural: *várátok* 'you waited'; 3rd person plural: *várák* 'they waited'); in the 2nd person plural very likely also with the indicative of the present tense of the subjective conjugation (through the forms *váratok* ~ *várotok* 'you wait'; cf. *mondatok* ~ *mondotok* 'you say', etc.). There was a certain morphological syncretism also in the 1st person plural with the imperfect tense (especially if we take into consideration also the earlier conditions of the collation *várók* 'we waited' — *váruk* 'we wait'), but this was already not so sharp.

The solution leading to the linguistic change was offered by the inner systematic relationships of conjugation, viz. the functionally critical elements of the indicative objective paradigm have been superseded by the imperative objective paradigm element systematically closest to them (3rd person singular: *várja* 'he waits'; 1st person plural: *várjuk* 'we wait'; 2nd person plural: *várjátok* 'you wait'; 3rd person plural: *várják* 'they wait'), in the 3rd person singular, as well as in the 2nd and 3rd persons plural exclusively, while in the 1st person plural — because of the reasons mentioned — only partly (in certain Hungarian dialects the *j*-less forms *aduk* 'we give', *látuk* 'we see', *monduk* 'we say', etc. forms are used even today). Otherwise, besides the systematic relationships it is shown also by morphological criteria that here the influences feeding the change have come from the direction of conjugation and not from the direction of declension (cp. the different, exactly *j*-less structure of the 2nd person of the possessive declension: *házatok* 'your house', *asztalotok* ~ *asztaltok* 'your table', etc.). Another good example showing that the systematic influence came from the direction of the imperative mood and not from the direction of the possessive declension is the use of the present objective forms of the imperative mood as present objective forms of the indicative mood occurring in many Hungarian dialects and from them irradiating also to the standard language. This phenomenon is generally called "*suk*-, *sük*-ing", viz.: *látom* 'I see', *látod* 'you see', *lássá* ['la:ffɔ] (instead of *látja*) 'he sees', *lássuk* ['la:ffuk] (instead of *látjuk*) 'we see', *lássátok* ['la:ffa:tok] (instead of *látjátok*) 'you see', *lássák* ['la:ffa:k] (instead of *látják*) 'they see', as present objective forms of the indicative mood.

The fact, where were in older times the functionally most critical forms

of the present tense indicative of the objective conjugation, that is where was the paradigm most sensitive to changes, is very clearly visualized in these paradigms by another solution, which essentially agrees with the former one, only it contains another alternative of the systematic influence, *viz.*: the way of conjugation of the palatal sound order asserts itself also in the velar sound order, affecting exactly the critical forms:

Sing. 1.	<i>várom</i>	'I wait'		<i>kérem</i>	'I ask'
2.	<i>várod</i>	'you wait'		<i>kéred</i>	'you ask'
3.	<i>vári</i>	'he waits'		<i>kéri</i>	'he asks'
Plur. 1.	<i>vár(j)uk</i>	'we wait'	→	<i>kér(j)ük</i>	'we ask'
2.	<i>váritok</i>	'you wait'		<i>kéritek</i>	'you ask'
3.	<i>várik</i>	'they wait'		<i>kérik</i>	'they ask'

And the circumstance that the 1st person plural was also included in the series of critical paradigm elements, is also clearly shown by the collation of forms of objective conjugation *várjuk*: *várunk* ~ *várjunk* 'we wait', *látjuk*: *látunk* ~ *lássunk* 'we see', etc. in some Hungarian dialects.

I remark here by the way that disturbing syncretisms between forms of the present tense and imperfect tense indicative of the objective conjugation could have arisen also within the palatal sound system. Let us think about the morphologically similar phonological antecedents of the collations *kérik* 'they ask': *kérék* 'they asked', *kéritek* 'you ask': *kérétek* 'you asked', etc. However, this syncretism has been "averted" already in advance by the splitting division of the phonetic development. Thus there was no need for help of systematic influences coming from the paradigms of other moods and tenses. On the other hand, it is perhaps not necessary to say that here the functional viewpoints concerned directed the two-directional character of the "internal" phonetic development itself, its character of ending in phonological differences: for

example 3rd person sing.: *\*kérēi*  $\left\{ \begin{array}{l} \longrightarrow \textit{kéri} \longrightarrow \textit{kéri} \text{ 'he asks'} \\ \longrightarrow \textit{kéré} \text{ 'he asked'} \end{array} \right.$

Against the explanation with a fundamentally functional motive of the changes taking place in the velar sound system in the present tense indicative of the objective conjugation we could raise the objection that by the changes language has still not been relieved of its functional crisis since, as a result of further development, new syncretisms have been brought about (between the indicative and imperative moods of the objective conjugation, etc.). However, in regard to the broader relationships of the language system, this objection is not justified. As a matter of fact, in the application of the more recent solu-

tions of the objective indicative mood and for example in the application of the imperative mood, on the plan of the moods, the confusion in the communication is in the majority of the cases eliminated by the broader frames of the linguistic composition, by the syntactic differences to be found there (*elmondja neki* . . . 'he tells him . . .': *mondja el neki* . . . 'tell/he shall tell him . . .', etc.; *odamegy és elmondja neki* . . . 'he goes there and tells him . . .': *odamegy, hogy elmondja neki* . . . 'he goes there to tell him . . .', etc.), while the confusion in communication arising from the morphological syncretism of the tenses is not eliminated by the identical character of the broader composition. (This is the reason, why for example the "-*suk*, -*sük*-ing" can hold its ground so well in present-day Hungarian . . .) Otherwise, in all these processes that generally known economical characteristic of linguistic development can assert itself comparatively undisturbed, which is connected with the application in a new rôle of the linguistic elements already existing in another function.

4. The complex of questions discussed above explains first of all for what reasons and for what purposes the change takes (or can take) place. However that explanation is contained in it only rather superficially why a given change unfolds exactly so, bringing such results, as it actually unfolds, that is to say, why does the linguistic development "choose" that way which is realized in it. In this connection I have made a few detail remarks in the explanations of changes connected with the previous examples, but these are obviously not sufficient for a general approach to the problems.

Two things are clear already in advance. 1. The fact that at a given place (places) of a given language system, in the course of the change, a certain antecedent is superseded by a certain consequence, and that the earlier phenomenon is, or can be, replaced by a new one, is not a mere accident, the change there cannot be optional or even unlimited in number, but it is governed, and even limited, by definite fundamentals and restrictions. 2. In spite of this the possibilities of the changes are not equal, they can take place not only in a single way, since on the same basis, under the same circumstances language can produce changes in several ways, with several means or compositional schemes, as a result of the same motives and to achieve the same purpose of communication: for example in the course of the change a linguistic sign can give its place also to several other linguistic signs, or can be completed by them, a certain way of construction can be replaced or completed also by several others, etc.

Thus the change has possibilities the range of which is comparatively fixed, more or less closed. These possibilities can be called *potentiality* or *possibility of change*.

The contents and scale of the possibilities of change of the certain linguistic elements are function-like, *viz.* they depend on what systematic pecu-

liarities, relations, networks of relationships exist in those spheres in which the changes of the elements in question are rooted.

These relationships are generally more simple in those regions of the linguistic phenomena, where the root of the change is to be found "higher", for example only within the linguistic system, especially in its strongly, closely structural parts. The number and character of the possibilities of changes is here, of course, less varied. A simple example for this is offered by the sound-changes (phonemic changes), *viz.*: as a rule (that is, not considering changes taking place under special circumstances and to be traced back to special reasons) a certain element of the sound-system can be in a relation of change only with those elements with which it is in a close relation (of affinity) also within the framework of the sound-system, which in the sound-system stand close "by" it. Thus for example an *ō*-element can become *ü*, *æ*, *ë*, *ö*, etc.; but under normal circumstances it cannot become — for example — an *á* or even less a *t*.

However, the case is more complicated in those regions of the language change, where the root of the changes goes "deeper", for example it goes down to the level of the reality outside the language. Here the possibilities of change arise from the complicated network of the relations of reality, the connections of thinking and the fundamentals of the language system (semantic relations, syntagmatic environment), and of course, they appear on a broader scale of variation. For example the changes of the vocabulary, including the semantic changes of the words, belong also in this category. In the course of the further development of the semantic range of a certain word its existing meanings can be joined only by such meanings, which stand in some systematic relation with the existing, old meaning or meanings on the plane of reality outside the language, on the plane of thinking and language. For example a word having the basic meaning 'family', in the course of further development can get the meanings 'collectivity of children in the family', 'children', 'servants about the house', 'servant', 'joint family', 'clan', 'relatives', 'male members of the family or joint family', 'female members of the family or joint family', 'the ancestors', 'the descendants', 'village community', 'settlement', 'troop, crowd', 'army', 'war', 'group of plants or animals', etc., but — to mention absurd examples only on the line of nouns — no such meanings can develop like 'brook', 'silver', 'disease', 'laughter', etc. However broader the scale of changes has become here, it is still comparatively closed and fixed. At any rate the range of possibilities is much smaller than that of the impossibilities.

Against the possibilities of change, or besides them, we must obviously distinguish another concept of the linguistic change, *viz.* the change that has actually taken place or been realized. This can be called *realization* or *actualization of change*. The realization of change is in a peculiar relationship with the potentiality of change. Within a certain linguistic system the range of realization is much narrower than that of the potentiality, because — as it is well

known — here out of the more or less broad range of possibilities of change much less, sometimes only one result is realized, in a significant degree also because of the economical viewpoints of information and the character of these viewpoints directing the linguistic change. However, in the relationship, in the complex of many different language systems the number of the developmental realizations is nearing to that of the potentialities, on account of the simple and similarly well-known reason that in the developments of the different language systems corresponding to each other not always the same but different potentialities are realized (although, of course, frequently also the same). By this the range of potentialities is so to say filled, gets a real content, through the changes actually taking place in the relationship of many linguistic systems (different languages and language types) to be verified with the concrete linguistic development. Considering again the former example, the potentialities of the sense development of the words with the original meaning 'family' get verified with a fairly high number of the identical realizations eventually in several words of an identical original meaning already of an identical language system (for example Hung. *család*, *cseléd*, *had*, etc.), and in the complex of several language systems the range of the realizations gets eventually much nearer to the range of the potentialities (for example just like through the realizations in the joint sense development of the antecedents of the above mentioned Hungarian words in Slavic languages and their equivalents in the related languages).

It belongs already to the deeper relations to each other of the potentiality and realization of changes that the quantitative relation and proportions of the realizations of changes asserting themselves in the different language systems with an identical character can throw light also upon the degree of intensity of the potentialities of change and upon the quality of the systematic relations manifested in this, viz. upon their closer or looser character (for example that in how many languages will develop — let us say — the meaning 'child' and in how many the meaning 'war' of a word with the original meaning 'family'). At this point we get already comparatively near to the typology of changes and to the question of the universals of change.

The range of problems of the potentiality and realization of changes *has a great importance in the methodology of history of language*. The historian of language, examining the former condition and change of a concrete language system, is very frequently faced with hypothetical linguistic phenomena of the system in question, not to be detected in concrete realization. For example he does not know the antecedents of a series of changes; he does not know definitely whether two linguistic elements are in relationship, in relation of change with each other; he has no concrete facts or data to show a morphological or sense development, etc. In such cases the path to the verification or at least to the rendering probable of the requisite realizations leads only

through the systematic consideration and examination of the potentialities of changes, and the exploration of the possibilities is helped by the realizations of identical type of other language systems. Let us take an example from the field of etymology. The demonstration of the relations of origin — and at the same time evolution — between the Hungarian words *világ* 'light, brightness; world, etc.' and *virág* 'flower' depends in a great degree on the circumstance, whether a sense development 'light' — 'flower' has any potentiality (any connection rooted in the relationship of reality, thinking and the linguistic system), and in what measure is this taken to the field of actual linguistic development by similar realizations of other language systems. (The relationship of the origin of the Hungarian words *világ* and *virág* has been shown by me in detail at another place: see *NytudÉrt.* 38, pp. 18—39.)

5. One of the decisive factors of the process of linguistic changes, including the character of the realization of the changes, lies *with the inner characteristics compared to each other* of the linguistic elements and of the classes of linguistic elements. These characteristics are, of course, also determined in the first place by the condition and relations of the linguistic elements and types of elements on those levels, where the motives of the linguistic changes are also rooted, *viz.* in the language system, in thinking, as well as in reality outside the language. However, the factors of sociolinguistics connected with the range and relations of usage also contribute towards this.

These characteristics eventuate that the elements, types of elements of a language system, from the viewpoint of the changes can be *strong* or *weak*, or approaching them from the side of comparison they can be *stronger* or *weaker*. I want to stress that this qualification does not mean only what is generally meant by it, *viz.* that in language there are categories more and less inclined to changes. They also express something else, *viz.* that the stronger elements in the language system, that is in its actualization in speech, *also have a rôle of bringing about changes*, and the effects of this appear on the weaker ones. Thus the quality of influencing the change and that of the sensitivity to changes are in close relationship to each other.

According to this the problems of elements to be qualified as stronger or weaker in the relation of linguistic change point far beyond those long known and stressed theorems, according to which — for example — the elements of the vocabulary are generally more sensitive to changes than the elements of the grammatical system: that also within the vocabulary the elements expressing more important concepts are more resistant to changes than those expressing less important ones. From the viewpoint of the linguistic changes, this range of questions is, of course, also noteworthy, and the sensitivity to changes of the linguistic elements would be worth of examination still in many other relations. We mention only a few examples of different types: in principle

it can hardly be doubted that the acoustically (from the viewpoint of sonority, or stress) stronger sounds are more resistant to changes than the acoustically weaker ones; that the morphological elements richer in functions are more resistive to changes than those which are more deficient in functions; that the resistance of the prefixes and suffixes is rather small; that the social currency both in the material stock and schemes of construction of the language provides a rather strong protection against changes; that the linguistic elements normalized and codified in the framework of the language standard are more insured against the changes than those outside the standard, etc. However, these general questions of sensitivity to changes ought to be examined on a large linguistic material and with an extensive analysis in order to see its proportions and characteristics more accurately.

From the viewpoint of the linguistic changes it seems to be an even more important complex of questions, how the stronger or weaker character of the elements contributes towards the changes of the linguistic elements brought into a correlative relation in speech. In fact we have to do here already not only with a sensitivity to changes considered in itself, but *with the relationships of the role of the linguistic elements inducing changes and suffering changes*, and at the same time with the regularities of the realization of changes. In fact the linguistic elements got into correlation with each other influence each other and the influence — also as a result of the participation of other factors partly mentioned already — can involve linguistic changes. The interrelation in the process of change *results in a certain fight or confrontation* of the elements getting into relationship to each other, and the outcome of this fight, and at the same time the character and quality of the realization of the change are influenced considerably by the “power relations” of the elements affected. In this connection it appears that the greater the difference in strength between the elements standing in relation, the surer the fight starts, and the surer it results in a change, *viz.*: the greater the possibility that the stronger element defeats the weak one, and induces a change in it.

In some of its relationships it is a long known fact — but its recognition in its fullness still proceeds slowly — that the direction and character of phonetic changes starting in a given condition are determined by the phonetic environment itself, more accurately by the circumstance, with what other sounds the sound in question stands in correlation in the row of sounds in speech, *viz.* what sounds stand beside it, in its environment, in the body of sounds of an identical constituting element, etc. And the projection of change of this correlation is that the acoustically and positionally stronger sound element (eventually also several) induces a change in the weaker one (eventually also in more at the same time), and even that it shapes this change according to its own character, *viz.* assimilates it to itself, dissimilates it from itself, partly or completely fuses with it, etc.

Although the developments of this type are in Hungarian phonology — unfortunately — not sufficiently sized up and systematized (for example even the differences and rules of change of the stressed and unstressed positions, strongly determinative in such relationships, have not been sized up), it would be easy to support the fundamental correctness of the former theorem with the multitude of examples. However, I refer now only to one thing. It is by no means an accident but it follows from the relationships mentioned above that the — so to say — “most unpeaceful” element of the Hungarian sound-system is the also acoustically strongest *á*. Wherever it appears, it induces a lot of changes, frequently in contrasting directions, equally upsetting or supporting the harmony or disharmony of the rows of sounds. (I remark it only by the way that even this creation of harmony-disharmony would require a separate sizing up, partly also linked up with the aesthetic function of language.) For example the *á* brings about most of the progressive and regressive assimilations (and preservations in a similar quality), most of the progressive and regressive dissimilations (or the preservation of such), changes of consonants linked up with it, etc. Let us think about the following phenomena spread first of all in the Hungarian dialects but partly also found in the standard language: *kápál* (its equivalent in the standard language: *kapál*) ‘he hacks’, *kēját* (~ Old Hung. *kaját*, today *kiált*), ‘he cries’, *vosárnap* (~ *vasárnap*) ‘Sunday’, *váras* (~ *város*) ‘town’, *lábom* (~ *lábam*) ‘my foot’, *álat* (~ *állat*) ‘animal’, *má* (~ *már*) ‘already’, etc.

In the changes of the linguistic elements getting into correlation with each other the victory of the strong over the weak can, of course, be sized up not only in connection with the sound-system. To demonstrate this I only mention one example of grammatical structure. While the old unmarked possessive or adverbial syntagm of the type *ház belől* ‘from the interior of the house’ has developed into the inflected adverb of the type *házból* ‘from the house’ in the present language, every phase of the development is characterized and at the same time determined by the victory of the stronger (in its relationship to reality, in its semantic content, in its syntactic position, etc. stronger) substantival element over the weaker adverbial element, viz.: 1. The unmarked adverbial syntagm became a postpositional syntagm, in which *belől* beside *ház* has assumed a rôle of subordination. 2. *belől* lost its stress and then on account of this it got linked up, amalgamated with *ház*. 3. In *belől* a strong morphological reduction took place, which ended in monosyllabism. 4. In *belől* a change of the vowel system took place, viz. adjustment to the vowel system of *ház*. Thus, the weaker member of the originally syntagmatic connection did not change by itself but under the influence of the stronger member, and the character of the realization of the change was also directed by the latter.



6. These few questions, which in the second part of my paper were picked out from the general complex of themes of linguistic changes, are obviously only some details, even together they are only a fragment of the general complex of themes in which historical linguistics is or can be interested. I hope it will be possible for me on another occasion to touch other relevant problems. However, it is in the nature of things that for the covering of this extensive and intricate complex of themes, and even for a thorough and convincing elaboration of its details an individual and necessarily unilateral opinion — like that expounded at this time also by me — is far from being sufficient. To a more complete filling of the frames of the theme obviously the efforts of many are still required.

Even the details picked out by me could not be analyzed here more thoroughly or elucidated from more sides and with more examples, let alone the fact that my opinion expounded here is not regarded even by me as definitive and even less as by all means effective in every respect. However, what I have said, complies perhaps with the purpose I proposed to serve by it, *viz.* to draw attention to the general questions of historical linguistics and within this to raise problems whether they evoke agreement or contradiction in certain respects.



## DER GOTISCHE VOKALISMUS\*

Von

W. U. WURZEL

(Berlin, DDR)

### 0. Einleitung

Seit J. Grimms gigantischer »Deutscher Grammatik« hat der Vokalismus des Gotischen immer aufs neue die Aufmerksamkeit der Sprachwissenschaftler erregt. Kein anderes germanisches Vokalsystem, vielleicht mit Ausnahme des protogermanischen, wurde seither unter den Germanisten so oft und leidenschaftlich diskutiert. Das große Interesse der älteren Germanistik am Gotischen erklärt sich vor allem daraus, daß man diese Sprache für die urtümlichste und charakteristischste »deutsche« (d. h. germanische) Sprache hielt. Für A. Schleicher beispielsweise ist das Gotische »von allen deutschen Sprachen die altertümlichste, die der deutschen Grundsprache am nächsten stehende. Mittels derselben können wir die Grundsprache am leichtesten erschließen, ja, man bedient sich nicht selten des Gotischen in der Weise, als wäre es selbst jene Grundsprache. Die hohe lautliche und formliche Schönheit, die das Deutsche auszeichnet und die, was das wunderbar lebendig erhaltene, ja weiter als in der Ursprache entwickelte Vocalsystem betrifft, von keiner anderen indogermanischen Sprache erreicht wird, hat das Gotische am treuesten und reinsten erhalten, obwohl kein deutscher Sprachzweig dieser Vorzüge völlig

\* Der vorliegende Aufsatz ist eine Überarbeitung meiner »Skizze des gotischen Vokalismus« (Berlin, Arbeitsstelle Strukturelle Grammatik, DAW) 1968. Ich habe mich bemüht, besonders die umfangreiche neuere Literatur zum Gotischen, soweit es mir möglich war, zu berücksichtigen und auszuwerten. Leider waren mir nicht alle einschlägigen Arbeiten zugänglich. Die parallele Arbeit von Th. Vennemann: *The Phonology of Gothic Vowels*. In: *Language* 47 [1971], erreichte mich erst, nachdem mein Manuskript im wesentlichen abgeschlossen war. Da Vennemann in einer Reihe von Punkten von meinem stark abweichende Lösungen bietet, werde ich in einer Anmerkung zu seinen Hauptthesen kurz Stellung nehmen. Die in Wienold (1970) erwähnte und von Vennemann diskutierte Dissertation von R. E. Buckalew: *A Generative Grammar of Gothic Morphology*. Urbana/Ill. (1964) stand mir nicht zur Verfügung. Wenn einige meiner Thesen, worauf Vennemanns Report hindeutet, mit von Buckalew vertretenen Ansichten partiell übereinstimmen sollten, so läge das an der gleichen Faktenbasis. In der vorliegenden Arbeit wurde aus Einfachheitsgründen darauf verzichtet, die deutsche Übersetzung der gotischen Wörter und Formen sowie den Ort ihres Vorkommens in den Quellen anzugeben. Beides findet sich beispielsweise im Wörterbuch in Streitberg (1950), ersteres auch in Braune (1952) und Krause (1953).

enträth.«<sup>1</sup> Diese schwärmerisch-romantische Einschätzung des Gotischen liegt außer dem vielzitierten »Formenreichtum« (»Das Gotische besitzt allein noch das Mediopassiv . . . Es hat von allen deutschen Sprachen allein die Perfectreduplication unverwischert erhalten, und die grammatischen Endungen besitzt es von allen noch in der unverkürztesten Form und in der relativ größten Vollkommenheit«<sup>2</sup>) in außerlinguistischen Fakten begründet, speziell in seinem frühen Auftreten. Die Tatsache, daß das Gotische wesentlich früher überliefert ist als die anderen germanischen Sprachen, wurde recht undifferenziert als Beweis einer näheren Verwandtschaft zur »Ursprache« gewertet. Ein solches Vorgehen wurde dadurch begünstigt, daß die gotischen Überlieferungen im wesentlichen aus dem gleichen Zeitraum stammen und von der weiteren Entwicklung recht wenig bekannt ist, was Aufschluß über die genaue lautliche Gestalt der Sprache geben könnte. Man stützte sich bei der lautlichen Interpretation der gotischen Bibel und der sog. Skeireins also weitgehend auf indirekte Mittel wie die Wiedergabe von griechischen und lateinischen Wörtern im Gotischen, die von gotischen Wörtern in griechischen und lateinischen Texten und vor allem auf den Vergleich des Gotischen mit den besser bekannten anderen altgermanischen Einzelsprachen und dem rekonstruierten »Urgermanischen«. Da die Sprachwissenschaft lange Zeit hindurch einseitig als historisch-vergleichend betrieben wurde, erhielt der Sprachvergleich, der an sich natürlich eine legitime Methode darstellt, bald ein solches Übergewicht, daß andere Methoden fast vollständig vernachlässigt wurden. Man beschränkte sich dabei nicht auf den eigentlichen Vergleich, sondern übertrug — z. T. recht unbekümmert, wie es uns heute scheinen will — Eigenschaften und Merkmale der anderen Sprachen, selbst dann, wenn die gotischen Texte keinerlei graphemische Evidenz dafür boten. Man sah es als selbstverständlich an, daß auch das Gotische die Charakteristika haben müsse, die die weit besser bekannten germanischen Sprachen zeigten, wobei man von der präjudizierten Konservativität des Gotischen ausging. Auf diese Weise gelangten die Angaben über die Vokallänge und die Unterscheidung von *ái* und *áu* einerseits und *aí* und *au* andererseits in die Texte, die dann in dieser Form verabsolutiert und zum Ausgangspunkt weiterer Untersuchungen gemacht wurden. Üben wir an dieser Praxis Kritik, dürfen wir jedoch, jedenfalls wenn wir gerecht sein wollen, nicht vergessen, daß zu jener Zeit die theoretischen und methodischen Grundlagen für eine wissenschaftliche »Lautlehre« und für eine synchrone Sprachbetrachtung überhaupt noch weitgehend fehlten. Umso höher müssen wir die Leistungen der großen Sprachwissenschaftler des vorigen Jahrhunderts einschätzen.

Auch in der Sprachwissenschaft dieses Jahrhunderts nahm die Beschäftigung mit dem Gotischen und speziell seinem Vokalsystem weiterhin breiten

<sup>1</sup> Schleicher (1859), 91.

<sup>2</sup> Ebenda.

Raum ein. Sehr fruchtbar für die Problematik wirkte sich dabei die Herausbildung einer Theorie der lautlichen Seite der Sprache, der Phonologie, aus. Für eine streng synchrone Neuinterpretation der lautlichen Fakten im Sinne der klassischen Phonologie besaß das Gotische, so wie es uns überliefert ist, geradezu ideale Voraussetzungen: Es lag ein begrenztes, überschaubares Korpus vor, das philologisch gut aufbereitet war (vgl. die einschlägigen »Handbücher«) und das vor allem weder dialektal-soziale noch historische Varianten zeigte.<sup>3</sup> So finden wir dann auch schon in einer der ersten phonologischen Arbeiten Trubetzkoy's eine Skizze des gotischen Vokalsystems.<sup>4</sup> Besonders intensiv aber gestaltete sich die Diskussion des gotischen Vokalismus auf der Basis der Phonologie seit Ende der 40er Jahre. In einer großen Anzahl von Artikeln wurden von Linguisten wie Bennett, Hamp, O. F. Jones, Marchand, Moulton, Penzl, Schirmunski u. a.<sup>5</sup> eine Reihe von relevanten Einzelproblemen des gotischen Vokalismus untersucht und partiell auch Gesamtdarstellungen gegeben. Diese Arbeiten haben in sehr großem Maße zur Klärung der Problematik beigetragen; unsere Darstellungen bauen z. T. direkt auf ihnen auf. Da sie jedoch bestimmte Zusammenhänge, die mit den Mitteln einer autonomen (»taxonomischen«) Phonologie nicht angemessen erfaßt werden können, vernachlässigen, die Explikation dieser Zusammenhänge aber u. E. die eigentliche Aufgabe der Phonologie ist, wollen auch wir uns im folgenden in die Diskussion des gotischen Vokalismus einschalten. Wir werden uns darum bemühen, die Ergebnisse sowohl der historischen Lautlehre als auch der klassischen Phonologie einzubeziehen und zugleich versuchen, die jeweiligen Einseitigkeiten und Fehler zu vermeiden.

## 1. Vokalgrapheme, Quantität und Diphthonge

1.1. In den nativen, d. h. also den »echt gotischen« Morphemen des Bibelgotischen erscheinen die fünf Vokalgrapheme *i*, *e*, *a*, *o* und *u*, sowohl einzeln als auch in den vier Kombinationen *ei*, *ai*, *iu* und *au*. In griechischen Namen und Fremdwörtern steht für das *v* das Vokalzeichen *w*, das dementsprechend oft auch als *y* transkribiert wird. Auf Grund seines eingeschränkten Vorkommens setzen wir es in der folgenden Übersicht des Graphemsystems der Vokale in Klammern:

(1)	i	(w)	u		iu
	e		o		ai au
			a		

<sup>3</sup> Die sehr wenigen späteren Überlieferungen wurden dabei meist vernachlässigt.

<sup>4</sup> Vgl. Trubetzkoy (1929), 186 f.; s. dazu auch Abschnitt 9.

<sup>5</sup> S. Literaturverzeichnis.

Für die beiden »Halbvokale« *j* und *w* sind eigene Zeichen vorhanden. Wenn wir ermitteln wollen, ob sie im Zusammenhang mit dem Vokalismus gesehen werden müssen oder nicht, ist nicht so sehr entscheidend, ob sie echte Glides (Gleitlaute) oder Spiranten repräsentieren, sondern ob es Alternationen zwischen ihnen und den Vokalen gibt. Alternationen solcherart existieren nicht nur, sie sind auch ziemlich häufig: Neben *kuni* steht beispielsweise der Dativ *kunja*, die neutrale Form des Adjektivs *midjis* ist *midī*, das denominale Verb zu *skadus* lautet (*ufar*)*skadwjan* und *taujan* hat das Präteritum *tawida*. Solche Alternationen werden weiter unten ausführlich diskutiert werden.

Es ist klar, daß die schriftlichen gotischen Überlieferungen keine unmittelbare und direkte Wiedergabe der Lautstruktur der gotischen Sprache darstellen, die wir untersuchen wollen. Laut- und Schriftstruktur sind vielmehr erst vermittelt durch bestimmte »Schreibkonventionen«, d. h. durch das orthographische System. Wenn wir also die Absicht haben, von den schriftlich fixierten gotischen Texten zur Lautstruktur zu gelangen, so stellt dabei ganz selbstverständlich die Problematik des orthographischen Systems ein entscheidendes Kettenglied dar.

Das orthographische System des Gotischen, wie es der Verfasser der gotischen Bibelübersetzung verwendet, ist kein traditionelles System. Es stammt vielmehr erst aus der Zeit, in der die überlieferten Texte niedergeschrieben wurden. Als sein Schöpfer kann mit einiger Sicherheit der Verfasser der Bibelübersetzung selbst, der Westgotenbischof Ulfilas (Wulfila), gelten, der im 4. Jh. im Gebiet der unteren Donau lebte.

Das ist ein wichtiges Faktum, denn auf Grund dessen können wir voraussetzen, daß das Schriftsystem in dieser Form für den überlieferten Stand der Sprachentwicklung geschaffen wurde. Wir können also unterstellen, daß die Orthographie des Ulfilas die allgemeinen Prinzipien, die jeder überlegten Neuschöpfung von orthographischen Systemen zugrunde liegen, zur Richtschnur hat. Es ist für uns wichtig, diese Prinzipien explizit zu machen, da wir sie in den folgenden Untersuchungen zum phonetischen Wert der einzelnen Vokalzeichen immer wieder voraussetzen werden. Die Prinzipien sind von den gotischen Fakten vollkommen unabhängig; sie reflektieren generelle Zusammenhänge zwischen Lautstruktur und Schreibung, wie sie sich bei Alphabetisierungen überhaupt ergeben:

(I) Die Schreibung gibt phonetische Distinktionen dann und nur dann wieder, wenn sie kontrastieren. Es werden also nur kontrastierende phonetische Unterschiede graphemisch reflektiert — im Idealfall alle. Hingegen können nicht alle phonologischen Kontraste graphemisch ausgedrückt werden, dann nämlich nicht, wenn sie durch phonologische Regeln neutralisiert werden, so daß sie nicht zugleich auch phonetische Kontraste bilden.

(II) Dieses Prinzip ist Grundlage für die Schaffung aller Buchstabenorthographien und bei neugeschaffenen orthographischen Systemen auch

entsprechend befolgt. Es wird verdunkelt — oft sehr stark —, wenn eine traditionelle Orthographie unverändert erhalten bleibt, obwohl die Sprachgeschichte »weitergegangen ist«, also bei sogenannten historischen Schreibungen. Dann entstehen »phonetikferne« Orthographiesysteme.

(III) Die verwendeten Schriftzeichen werden dabei — falls sie einem bereits existierenden Schriftsystem entstammen — soweit wie möglich mit dem phonetischen Wert benutzt, den sie als »normalen« Wert in ihrem Herkunftssystem besitzen (z. B. im Griechischen, im Lateinischen, im Kirchenslawischen; in jüngster Zeit auch im Englischen, im Französischen, im Russischen).

Wir wollen — was für unsere Argumentation völlig legitim ist —, annehmen, daß Ulfilas bei der Alphabetisierung des Gotischen im wesentlichen ideal im Sinne der Prinzipien (I) bis (III) verfahren ist.

1.2. Überprüfen wir zunächst die Problematik der Vokalquantität im Gotischen. In den »Handbüchern« wie Braune (1952) und Krause (1953) wird selbstverständlich und kommentarlos angenommen, daß das Gotische zwischen kurzen und langen Vokalen unterscheidet,<sup>6</sup> obwohl es — im Unterschied zu allen anderen altgermanischen Sprachen — im Bibelgotischen keinerlei Bezeichnung der Vokalquantität gibt, nicht einmal in geringsten Ansätzen. Die Differenzierung zweier *i*-Laute als *i* und *ei* (wir werden später auf sie zurückkommen), die oft im Sinne einer Distinktion »kurzen vs. langes *i*« interpretiert wird, besagt nur, daß es sich hier um verschiedene Lauteinheiten handelt. In welchen Merkmalen sich beide unterscheiden, ist damit überhaupt nicht klar.

Es wäre u. E. wirklich recht erstaunlich, wenn Ulfilas in seiner Muttersprache vorhandene relevante Längenunterschiede bei den Vokalen einfach übersehen hätte, zumal er die Längendistinktionen bei den Konsonanten konsequent durch Geminaten bezeichnet, vgl. z. B. *atta*, *swamms*, *wulla*. Das muß umso mehr gelten, als er sich auch in vielen anderen Punkten nicht nur als ein guter Kenner seiner Muttersprache, des Griechischen und Lateinischen, sondern zugleich auch als ein talentierter Philologe ausweist. Hier scheint uns auch der u. a. auch von Voyles<sup>7</sup> vorgebrachte Hinweis nicht ausreichend, daß die orthographischen Konventionen des Griechischen und Lateinischen jener Zeit Ulfilas eben keine Mittel zur Kennzeichnung einer im Gotischen vorhandenen Vokallänge bereitgestellt hätten. Freilich unterschieden die griechische und die lateinische Orthographie nicht zwischen kurzen und langem *a* und *u*, aber weshalb sollte Ulfilas, der sich auch sonst immer wieder als eigenständiger Schöpfer seiner Orthographie auf der Basis der ihm bekannten Alphabete und nicht einfach als Imitator der klassischen Vorbilder zeigt, nicht in der Lage gewesen sein, nach dem Modell einer aus der griechischen Ortho-

<sup>6</sup> Vgl. Braune (1952), 5 ff. und Krause (1953), 66 ff.

<sup>7</sup> Voyles (1969), 722.

graphie übernommenen vermeintlichen Längendistinktion *i*—*ei* auf irgendeine Weise kurze *a*- und *u*-Laute voneinander abzuheben?

Daß sich Ulfilas, auch was den Vokalismus betrifft, nicht streng an das griechische Vorbild gehalten hat, zeigt die von ihm vorgenommene systematische Angleichung der Zeichen für die hintere Vokalreihe an die der vorderen: Er gibt das im Griechischen *ov* geschriebene *u* parallel zu *i* durch das Einzelzeichen *u* wieder und benutzt für das offene griechische *o* ([ɔ]) parallel zum entsprechenden Zeichen *ai* für das offene [ɛ] die Kombination *au*, obwohl das griechische *αυ* einen ganz anderen Lautwert, wahrscheinlich sogar schon den einer Verbindung »Vokal plus Konsonant« hatte. Die Ersetzung des griechischen Doppelzeichens *ov* durch das gotische Einzelzeichen *u* ist dabei besonders interessant, denn Ulfilas gleicht damit einen »orthographischen Defekt«, aus, der schon im Griechischen existiert: Während das geschlossene [i] durch die Kombination *ei* und das offene [ɪ] durch das einfache Zeichen *ι* repräsentiert wird, bezeichnet nämlich das orthographisch dem *ei* vollkommen parallele *ov* ein dem [ɪ] (ι) lautlich paralleles offenes [ʊ].<sup>8</sup> Ulfilas verwendet weiterhin das Doppelzeichen *iu*, für das überhaupt kein klassisches Vorbild existiert und das, wie wir noch sehen werden, aller Wahrscheinlichkeit nach für einen Lautwert steht, der sich nicht einfach aus dem der beiden Einzelzeichen *i* und *u* ergibt.

Stellt man die griechischen und gotischen Zeichen für die jeweils gleichen oder ähnlichen Laute gegenüber, entsteht somit das folgende Bild, das die These von der einfachen Imitation des griechischen orthographischen Systems für den Vokalismus zumindest recht zweifelhaft erscheinen läßt:

(2)	<i>ei</i> — <i>ei</i>	— — <i>iu</i>
	<i>ι</i> — <i>i</i>	<i>ov</i> — <i>u</i>
	<i>η</i> — <i>e</i>	<i>ω</i> — <i>o</i>
	<i>ε</i> } — <i>ai</i>	<i>ο</i> — <i>au</i>
	<i>αι</i> }	
	<i>a</i> — <i>a</i>	

Ist man dennoch — wie Voyles — der Meinung, daß Ulfilas eben generell die Länge der Vokale (aus welchen Gründen auch immer) vernachlässigt, bleibt dann doch die Inkonsequenz der vermeintlichen Unterscheidung von kurzem und langem *i* zu erklären. In diesem Falle würde man viel eher die analoge Vernachlässigung auch dieser Distinktion erwarten, auch wenn sie das griechische Vorbild zu bezeichnen gestattet. Voyles will seine Position mit der These stützen, daß die gotische Orthographie distinktive suprasegmentale Merkmale überhaupt nicht bezeichne. Neben der Länge sei ein weiteres solches Merkmal der Akzent. Dieses Argument beweist jedoch nichts. Der Akzent wird einfach deshalb nicht bezeichnet, weil das Gotische keinen distinktiven

<sup>8</sup> Vgl. Jones (1958).



Akzent hat. Das von ihm aufgeführte »minimal pair« *\*átgagga* 'das Kommen' (Dat. Sg.) vs. *\*atgága* 'ich komme' beruht nicht auf einem phonologisch distinktiven Akzent, sondern darauf, daß nominale Komposita in der Regel Anfangsbetonung haben, verbale dagegen Stammbetonung, kurz: auf der Kategorienbedingtheit der Akzentregeln.<sup>9</sup> Eine solche Erklärung des Fehlens von Quantitätsangaben bei den Vokalen geht demnach an der Sache vorbei.

Die Lösung scheint uns vielmehr in einer anderen Richtung zu suchen zu sein: Bei der gegebenen Faktenlage, dem Fehlen jeglicher innergotischer Evidenz für distinktive Längenunterschiede bei den Vokalen ist die angemessenste Erklärung die, daß das Bibelgotische des Ulfilas nicht mehr über eine distinktive Vokalquantität verfügt. Diese Einsicht ist keinesfalls neu, sondern wurde schon vor ca. 150 Jahren von keinem geringeren als R. Ch. Rask geäußert und in diesem Jahrhundert von einer ganzen Reihe angesehener Linguisten wie z. B. Gaebler, Penzl, Marchand, Jones und Hamp vertreten.<sup>10</sup> Dennoch gilt sie noch immer als etwas suspekt und hat keinen Eingang in die »Handbücher« gefunden. Dabei sind lautliche Entwicklungen, im Laufe derer ursprünglich quantitative Unterscheidungen von Vokalen durch qualitative Unterscheidungen, meist Öffnungsgrade, ersetzt werden, gar nicht so selten. Im germanischen Bereich verschwinden später die Längenunterschiede im Mittelbairischen und im Isländischen.<sup>11</sup> Auch das Neuhochdeutsche kann hier genannt werden. Hier wird das noch mittelhochdeutsch vorhandene Längenmerkmal durch das Merkmal der Gespanntheit (den »Silbenschnitt«) ersetzt, das mit den Öffnungsgraden der Vokale gekoppelt ist.

Mit der Annahme, daß im Gotischen kein relevantes Längenmerkmal bei den Vokalen existiert, ergibt sich anstelle des traditionell vorausgesetzten asymmetrischen und höchst unplausiblen Systems der Zuordnung von vokalischen Einzelzeichen und ihren lautlichen Entsprechungen (3a) ein symmetrisches System mit ein-eindeutiger Zuordnung von orthographischen Zeichen und Lauten (b):

(3)	(a)	$ei = \bar{i}$	$u = \bar{u}$	(b)	$i = i$	$u = u$
		$i = i$	$u = u$			
		$e = \bar{e}$	$o = \bar{o}$		$e = e$	$o = o$
		$a = a$			$a = a$	
		$a = \bar{a}$				

<sup>9</sup> In Voyles' Sinne wären dann auch beispielsweise Deutsch und Englisch Sprachen mit einem phonologisch distinktiven Akzent; vgl. *übersétzen* vs. *übersetzen* und *the éxport* vs. *to export*.

<sup>10</sup> Vgl. Streitberg—Michels—Jellinek (1936), 404; Gaebler (1911), 26; Penzl (1954); Marchand (1955); Jones (1958); Hamp (1958). Auch Bennett (1964) gibt Argumente gegen eine distinktive Vokalquantität im Gotischen. Vgl. auch Jones (1965).

<sup>11</sup> So unterscheiden sich im Isländischen z. B. das ehemals kurze *i* und das ehemals lange *i* phonetisch jetzt nur noch in ihren ehemals sekundären Öffnungsgraden als [i] vs. [i:]. Beide Vokale können, abhängig von ihrer phonologischen Umgebung, sowohl lang als auch kurz sein, vgl. *finna* ([i]), *vína* ([i:]); *síld* ([i]), *síli* ([i:]).

Das orthographische System in (b) ist in einem genau angebbaren Sinne angemessener und einfacher als das in (a). Das System (3a) widerspricht einem Grundprinzip, auf dessen Basis die schriftliche Wiedergabe von Sprache mit Hilfe von Buchstabensystemen überhaupt erst möglich wird, nämlich der erwähnten Bedingung, daß lautliche Kontraste im Prinzip durch graphemische Kontraste repräsentiert sein müssen. Abweichungen von diesem Prinzip kommen in den Orthographien zwar bei Einzelwörtern häufig vor, sind dann aber stets Ausnahmen, die auf den »historischen« Charakter solcher Orthographien zurückzuführen sind. (Wir werden im nächsten Abschnitt ein Beispiel dafür anführen.) Das ist nicht der einzige Mangel, der sich bei der Annahme von (3a) ergibt. Das System der Zuordnung lautlicher und orthographischer Formen, der sogenannten graphemisch-phonemischen Korrespondenzregeln,<sup>12</sup> das der Schreiber bei seiner Alphabetisierung erlernen muß, ist dadurch unsystematisch und kompliziert, daß hier nicht in allen Fällen das für die Länge unspezifizierte Vokalzeichen für den kurzen wie für den langen Vokal steht. Das ist nur bei *u* und *a* der Fall (die übrigens zusammen keine natürliche Vokalklasse bilden), während *e* und *o* immer für die langen Vokale stehen, da es die kurzen Entsprechungen bei den Einzelgraphemen überhaupt nicht gibt. Noch anders bei *i*: Hier bezeichnet das unspezifizierte *i* nur die Kürze, während für die Länge mit *ei* eine besondere Repräsentation existiert. In dieser Hinsicht nutzt die Orthographie also keinerlei Möglichkeit einer Generalisierung. Die bewußte Schaffung der Ulfilasschen Orthographie für das Vokalsystem unter (a) will uns im höchsten Maße fragwürdig erscheinen, während die Verwendung der gleichen Grapheme unter den Voraussetzungen des Vokalsystems in (b) die optimale Lösung darstellt. Alle lautlichen Kontraste erscheinen auch auf der graphemischen Ebene, und die Quantitätswiedergabe ist konsequent, da einfache Vokalzeichen für die kurzen gotischen Vokale stehen.

**1.3.** Wenden wir uns jetzt der Untersuchung der vokalischen Doppelzeichen zu. Eines von ihnen, das *ei*, haben wir bereits erwähnt. Für J. Grimm repräsentiert es entsprechend seiner graphemischen Gestalt einen Diphthong im echten Sinne, ein *e*, »das sich hier mit dem *i* bindet«.<sup>13</sup> Heute sind sich dagegen die Linguisten darin einig, daß es sich bei *ei* um einen lautlichen Monophthong handelt. Die Gründe für diese Interpretation sind, daß protoie. *ī* und *ei*, die beide dem gotischen Doppelzeichen historisch zugrunde liegen, auch in allen anderen altgermanischen Sprachen einheitlich als *ī* erscheinen (letzteres mit Ausnahme von zwei sehr frühen Runeninschriften) und daß das griechische *ει*, das in jener Zeit ebenfalls für einen monophthongischen *i*-Laut steht, im Gotischen mit *ei* wiedergegeben wird. Es ist ziemlich sicher, daß Ulfilas das Doppelzeichen unter griechischem Einfluß gewählt hat. Es

<sup>12</sup> Zu den graphemisch-phonemischen Korrespondenzregeln und zur Orthographieproblematik überhaupt vgl. Bierwisch (1972).

<sup>13</sup> Grimm (1822), 49.

gibt keine Gründe, die gegen die Wertung des *ei* als eines phonetischen Monophthongs sprechen.

Wenn wir seine lautliche Qualität genauer ermitteln wollen, müssen wir zunächst berücksichtigen, daß *ei* und *i*, wenigstens in betonten Silben, streng voneinander gesondert bleiben. Sind beide — wie wir angenommen haben — nicht durch ein Quantitätsmerkmal voneinander abgehoben, so bleibt nur die Möglichkeit, daß die Zeichen qualitativ unterschiedliche Vokale darstellen. Das griechische *ει*, für das in Namen und Fremdwörtern im Gotischen *ei* erscheint, war nicht nur lang, sondern auch geschlossen und das *ι*, für das gotisch *i* auftritt, war nicht nur kurz, sondern auch offen. Interessant ist der Fall des griechischen *ι*, wo es in offener Silbe steht und als geschlossenes [i] ausgesprochen wurde. Auch hier erscheint im gotischen Text *ei*, vgl. *Teimau-paius*. (Diese Wiedergabe ist übrigens ein weiterer Punkt, wo die These von der einfachen Imitation der griechischen Orthographie nicht haltbar ist!) Wir können uns weiter darauf stützen, daß es eine ziemlich universelle, offenbar artikulatorisch bedingte Tendenz gibt, daß kurze Vokale zur Offenheit (Niedrigkeit), lange dagegen zur Geschlossenheit (Höhe) neigen und sich diese Tendenz u. a. auch in nahezu allen germanischen Sprachen äußert.<sup>14</sup> Es läßt sich also auch von hier aus mit einiger Evidenz annehmen, daß der *ei* geschriebene Laut, der historisch einmal lang war, für ein geschlossenes [i], der *i* geschriebene dagegen für ein offenes [ɪ] steht.

Wesentlich anders sieht die traditionelle Wertung der beiden Doppelzeichen *ai* und *au* aus. Wo protoindoeuropäische und protogermanische Diphthonge historisch zugrunde liegen, werden sie auch als Diphthonge interpretiert (*ái* bzw. *áu* geschrieben). Hingegen betrachtet man sie allgemein als die Monophthonge [ɛ] und [ɔ] (geschrieben *ai* bzw. *au*), wenn sie auf *i* und *u* vor *h*, *b* und *r* zurückgehen. Wie leicht zu sehen ist, stützt sich diese Einschätzung nur auf den Sprachvergleich, nicht aber auf das gotische Faktenmaterial, denn auch hier gibt es in der gotischen Orthographie keinerlei Anzeichen für eine Trennung zwischen *ái*, *áu* und *ai*, *au*. An der Berechtigung dieses Verfahrens zweifelt schon H. Paul, wenn er konstatiert: »*ái* und *áu* entsprechen den idg. Diphthongen; es ist nicht sicher, ob sie noch diphthongisch ausgesprochen sind, oder als offene lange *e* und *o*«,<sup>15</sup> und Hirt stellt polemisch fest: »Noch immer muten uns die Handbücher (Braune, Streitberg, Jellinek) den Glauben zu, daß Wulfila, der sein Alphabet aus drei Alphabeten gebildet hat, nicht imstande gewesen wäre, *ɛ* und *ai* durch die Schreibung zu unterscheiden.«<sup>16</sup> Diese Kritik an den »Handbüchern« ist heute noch ebenso berechtigt wie vor vierzig Jahren. Sie ist z. B. auch in Krauses erst 1953 erschienenem, insgesamt recht guten »Handbuch des Gotischen« nicht beherzigt. Dagegen

<sup>14</sup> Vgl. dazu auch die Vokalentwicklung vom Lateinischen zum Protoromanischen.

<sup>15</sup> Paul (1916), 64.

<sup>16</sup> Hirt (1931), 39; vgl. auch Hirt (1921), 116.

nehmen viele andere modernere Arbeiten ebenfalls einen monophthongischen Charakter der betreffenden Doppelzeichen an.<sup>17</sup> Übrigens ist Hirts Bemerkung umso relevanter, als ja vor den »brechungs-« [d. h. senkungs-]bewirkenden Konsonanten keinesfalls nur *ai* < *i* (*ai*) und *au* < *u* (*au*), sondern auch die »echten Diphthonge« *ái* und *áu* stehen können, vgl. etwa *raihts* vs. *áihts* und *saihts* vs. *háhts*. Das bedeutet, daß bei Vorhandensein von entsprechenden Monophthongen und Diphthongen in der Position vor *h*, *h* und *r* ein beachtlicher orthographischer Defekt entstehen würde, eine Art »orthographische Neutralisation«: Beim Lesen von *ai* und *au* vor einem der drei Konsonanten gibt es keine systematische Möglichkeit für die Scheidung von Monophthong und Diphthong. Diese kann nur für jedes Wort idiosynkratisch vorgenommen werden. Diese Konstellation wäre etwa damit vergleichbar, daß im Englischen Wörter wie *bloom* und *food* mit [u:] ausgesprochen werden, *blood* dagegen mit [ʌ] realisiert wird. Sie unterscheidet sich allerdings von diesem Beispiel darin, daß *blood* ein abweichender Einzelfall mit traditioneller Schreibung ist, während sich im Gotischen zwei gleichnormale Klassen gegenüberstehen, die orthographisch nicht voneinander abgehoben sind. Hinzu kommt noch, daß bei allen starken Verben der Reihen I und II, deren Wurzel auf *h*, *h* oder *r* endet, »Monophthong« und »Diphthong« miteinander alternieren, vgl. *leihan*—*laih*—*laihum*/*laihans* und *tiuhan*—*tauh*—*tauhum*/*tau hans*. Wiederum wäre zu fragen, weshalb der sonst so beschlagene Schöpfer des gotischen Alphabets solche Defekte und Komplikationen nicht hätte vermeiden können.<sup>18</sup>

Wir haben es bei gotisch *ai* und *au* also offenbar nicht mit je einem Diphthong und einem Monophthong zu tun, sondern mit zwei phonetisch jeweils identischen Entitäten. Was deren genauere Form betrifft, so müssen wir in allererster Linie berücksichtigen, daß die offenen griechischen Vokale *ε* bzw. *αι* und *ο* regelmäßig mit *ai* und *au* wiedergegeben werden, vgl. *aipistaule* (*ε*), *Idumaia* (*αι*) und *Saulaumon*, während die geschlossenen Vokale *η* und *ω* im allgemeinen durch gotisch *e* und *o* repräsentiert werden. Der Vergleich mit dem Griechischen deutet also auf monophthongischen Charakter und offene Qualität der entsprechenden Segmente. Für beides spricht auch die historische Herkunft eines Teils der *ai/au*-Vorkommen aus *i* und *u*: Die Senkung (Öffnung) von Vokalen vor [r] und [x], wie sie u. a. auch in deutschen Dialekten und nordgermanischen Sprachen vorkommt, stellt eine einfache artikulatorische Assimilation dar. Diphthongierungen *i* > *ai* bzw. *u* > *au* vor diesen Konsonanten wären dagegen phonetisch höchst unplausibel und schwer vorstellbar. Im Gegenteil: Im Althochdeutschen gehören [r] und [x]

<sup>17</sup> Vgl. z. B. Bennett (1964) und (1967); Marchand (1959); Jones (1958); Hamp (1958); Voyles (1969); für diphthongischen Wert von *ai* und *au* neben Krause (1953) auch Sehart (1956).

<sup>18</sup> Das gilt auch für die Interpretation von Voyles (1969), der annimmt, daß *ai* und *au* kurze oder lange Monophthonge bezeichnen können.

gerade zu den Konsonanten, vor denen *ai* und *au* monophthongiert werden. Weiterhin ist zu erwähnen, daß die späteren gotischen Überlieferungen einschließlich des Krimgotischen ziemlich einheitlich für protogerm. *ai* und *au* die orthographisch als solche fixierten Monophthonge *e* und *o* aufweisen, während die ehemaligen Langvokale *ē* und *ō* dort als *i* bzw. *u* erscheinen.<sup>19</sup> Letzteres läßt darauf schließen, daß protogerm. *ē* und *ō* schon im Bibelgotischen eine geschlossenere Qualität hatten als die ehemaligen Diphthonge, was zur bereits erwähnten Wiedergabe der griechischen Vokale im Gotischen stimmt. Vergleicht man das Gotische hinsichtlich der Monophthongierung mit anderen altgermanischen Sprachen, dann muß natürlich das Altsächsische erwähnt werden, wo ja ebenfalls, anders als im Althochdeutschen, *ai* und *au* kontextunabhängig monophthongiert werden. Die Gegenüberstellung von Althochdeutsch einerseits und Gotisch und Altsächsisch andererseits könnte die Hypothese nahelegen, daß in den beiden letzten Sprachen eine ursprünglich ebenfalls kontextabhängige assimilatorische Monophthongierungsregel (mit ähnlichen oder den gleichen Umgebungen wie im Althochdeutschen) existierte, die dann erst in einer zweiten Stufe im Rahmen eines Ausbreitungs- bzw. Entlehnungsprozesses zur kontextunabhängigen Regel generalisiert wurde. An dieser Stelle scheinen sich allgemeine Gesetzmäßigkeiten anzudeuten, die für viele vermeintlich »spontane« Lautwandelerscheinungen gelten.

Wir nehmen also an, daß die gotischen Doppelzeichen *ai* und *au* in allen ihren Vorkommen die Vokale [ɛ] und [ɔ] repräsentieren. Wenn dafür auch aus naheliegenden Gründen kein vollkommen eindeutiger Beweis zu führen ist, so können doch bei dieser Interpretation die vorliegenden sprachlichen Fakten am besten, d. h. mit den wenigsten und natürlichsten Zusatzbedingungen, erklärt werden.

Ehe wir uns dem Doppelgraphem *iu* zuwenden, wollen wir das System der gotischen Vokale, wie es sich nach unseren bisherigen Untersuchungen darstellt, mit den orthographischen Entsprechungen in einer Übersicht rekapitulieren:

- |     |     |                  |     |                   |
|-----|-----|------------------|-----|-------------------|
| (4) | (a) | i (= <i>ei</i> ) | (b) | iu (= <i>iu</i> ) |
|     |     | ī (= <i>i</i> )  |     | ū (= <i>u</i> )   |
|     |     | e (= <i>e</i> )  |     | o (= <i>o</i> )   |
|     |     | ɛ (= <i>ai</i> ) |     | ɔ (= <i>au</i> )  |
|     |     | a (= <i>a</i> )  |     |                   |

Die Einordnung des *u* als [ū] erfolgt parallel zum offenen *i*, dessen Platz wiederum durch das Vorhandensein eines zweiten *i*-Lautes, des *ei*, bestimmt ist.

Wir haben die Verbindung *iu* in der üblichen Weise als echten Diphthong klassifiziert, wogegen es scheinbar auch keine Gründe gibt. Dafür spricht die

<sup>19</sup> Vgl. Krause (1953), 24 f., 37 f., 61 f.; Hirt (1931), 40.

orthographische Gestalt und die historische Herkunft. Wir müssen uns jedoch darüber klar sein, daß es sich dabei um recht indirekte Hinweise handelt, von denen aus man höchstens zu dem Ergebnis kommen kann, daß *iu* mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit als Diphthong betrachtet werden kann. Doch auch diese Wahrscheinlichkeit wird sehr fragwürdig, wenn wir die systematische Analyse des gotischen Vokalismus zum Ausgangspunkt unserer Untersuchungen machen. Nach alledem, was wir über Vokalsysteme wissen, ist ein System wie das unter (4) nicht sehr wahrscheinlich.<sup>20</sup> Es ist nicht einfach nur asymmetrisch, sondern zeigt eine »Lücke« an einer der drei maximal voneinander geschiedenen Hauptbildungsstellen der Vokale (*i*, *u*, *a*). Weiterhin sind Sprachen mit einem einzigen Diphthong zumindest recht selten, und die Monophthongierung aller anderen ehemaligen Diphthonge läßt es nicht abwegig erscheinen, die Frage aufzuwerfen, ob es sich bei *iu* überhaupt noch um einen Diphthong handelt, wie es u. W. erstmalig Hamp und Jones unabhängig voneinander getan haben. Daß in zusammengehörigen Formen *iu* und *iw* miteinander wechseln (vgl. z. B. *triu*—*triwis*), ist kein Beweis dafür, daß *iu* einen lautlichen Diphthong repräsentiert, eher ein Argument dagegen, denn ebenso wechseln die orthographisch ebenfalls als Diphthonge erscheinenden Vokale [ɛ] und [ɔ] mit *aj* und *aw* (vgl. *gaujis*—*gawi*; wir kommen später auf Alternationen solcherart zurück).

Mit einem weiteren vermeintlichen Argument für den diphthongischen Charakter des *iu*, der Wiedergabe durch *eu*, *eo* und *io* im Lateinischen und durch *ev* im Griechischen, setzt sich Jones auseinander. Er arbeitet dabei vor allem die wichtige Rolle von einmal etablierten Schreibtraditionen heraus: Die gefestigte und normierte lateinische und griechische Orthographie reagierte natürlich nicht durch eine veränderte Wiedergabe germanischer Namen, wenn in einer der germanischen Sprachen Lautveränderungen stattfanden, ebenso wenig wie z. B. das Deutsche in der Wiedergabe lateinischer Namen auf die lautlichen Veränderungen in einer der romanischen Sprachen Bezug nimmt. Die Repräsentation nichtnativer Elemente in graphemischen Systemen hat ihre relativ selbständige Entwicklung, und die soziologischen Bedingungen für ein unmittelbares Reagieren auf Veränderungen in den germanischen Sprachen waren ungünstig. Man kann Jones nicht widersprechen, wenn er schreibt: »Greek writers surely did not take the trouble to hunt up an appropriate informant whenever they needed to write down a troublesome Germanic name.«<sup>21</sup> Er weist ferner auf die wichtige Tatsache hin, daß in gotischen Schriften (bei einer unbedeutenden Ausnahme) das griechische *ev* regelmäßig mit *aiw* wiedergegeben wird, nie jedoch mit *iu*. Die Annahme, daß *iu* für einen lautlichen Monophthong steht, scheint uns demzufolge nicht unplausibel. Daß sich

<sup>20</sup> Vgl. Hamp (1958); es ist auch zu beachten, daß sämtliche in Trubetzkoy (1938), 86 ff. dargestellten Vokalsysteme symmetrisch sind.

<sup>21</sup> Jones (1958), 355.

der alte Diphthong wie später im Althochdeutschen zu einem *ü*-Laut entwickelt hatte, kann deshalb nicht sein, weil das griechische *v*, das *ü*-Qualität besaß, im Gotischen regelmäßig als *w* erscheint (vgl. *martur*, *swinagoge* usw.), *iu*-Wiedergaben gibt es überhaupt nicht. Die Gesamtstruktur des gotischen Vokalismus legt den Schluß nahe, daß das Zeichen *iu* einen *u*-Laut repräsentiert. Am ehesten ist anzunehmen, daß es sich dabei um ein dem *ei* geschriebenen geschlossenes [i] paralleles hinteres Segment handelt, also ein geschlossenes [u]. Eine andere Möglichkeit, die ebenfalls nicht ausgeschlossen werden kann, wäre die, daß *iu* für ein »ungerundetes *u*« ([u]) steht. Diese Annahme wäre insofern weniger wahrscheinlich, als damit das Merkmal der Rundung, das für alle Vokale sonst ganz automatisch funktioniert, bei einem einzigen Vokal, eben [u], relevant würde: *iu* und *u* unterschieden sich dann durch die Rundung. Obwohl hier eine klare Entscheidung schwierig ist, wollen wir uns dafür entscheiden, das *iu* als geschlossenes gerundetes [u] zu werten.<sup>22</sup>

Das Zeichen *iu* erlaubt, daß Formen alternierender Morpheme wie *triw*—*triwis* und *qiujan*—*qiwiða* parallel zu *au/aw* und *ai/aj* auch orthographisch als in bestimmter Weise zusammengehörig charakterisiert werden können: In jeweils beiden Fällen steht ein Doppelzeichen, die ersten Teile sind identisch (*i*), und die zweiten Teile (*u*—*w*) alternieren ganz systematisch auch in anderen Kontexten.

Mit der Interpretation des *iu* als [u]<sup>23</sup> gelangen wir zum folgenden System der Vokale und ihrer orthographischen Wiedergabe:

(5)	i (= <i>ei</i> )	u (= <i>iu</i> )
	ī (= <i>i</i> )	ū (= <i>u</i> )
	e (= <i>e</i> )	o (= <i>o</i> )
	ε (= <i>ai</i> )	ō (= <i>au</i> )
	a (= <i>a</i> )	

Wenn dieses Vokalsystem, verglichen mit den geläufigen traditionellen Darstellungen, auch etwas ungewöhnlich erscheinen mag, so hat es doch den Vorteil, daß es nicht mit Annahmen belastet ist, die ohne jede innersprachliche Evidenz aus anderen Sprachen auf das Gotische übertragen wurden. Die Annahmen, auf denen (5) basiert, wurden in allen Fällen aus den gotischen Fakten selbst gewonnen, wobei wir uns allerdings auf bestimmte Einsichten

<sup>22</sup> Wir werden weiter unten sehen, daß Rundungsmerkmal bei dieser Annahme nicht phonologisch, sondern nur phonetisch relevant würde. Im Lexikon würde es somit nicht zu erscheinen brauchen. Ungerundete *u*-Laute sind in den europäischen Sprachen sehr selten, sie erscheinen aber in obersächsischen Dialekten und im Schwedischen. Zugunsten der Interpretation des *iu* als [u] könnte möglicherweise auch der Fakt gewertet werden, daß *iu* in unbetonten Silben nicht in gleicher Weise orthographisch mit *u*, *o* wechselt wie *ei* mit *i*, *e*; vgl. Hamp (1958). Bei der Diskussion der Monophthongierungsregel in Abschn. 4 werden wir einen wichtigen Grund für die [u]-Hypothese anführen.

<sup>23</sup> Zum »zweisilbigen *iu*« vgl. Abschn. 4.

über generelle Eigenschaften natürlicher Sprachen stützen konnten. Fakten aus den anderen, besser bekannten germanischen Sprachen wurden nicht zur Motivierung von Entscheidungen, sondern nur zu ihrer Stützung herangezogen.

1.4. Wir haben bisher die Vokale des Gotischen als einheitliche Segmente behandelt. Damit haben wir vernachlässigt, daß die Grundeinheiten der Phonologie nicht die Segmente, also Vokale und Konsonanten, sondern die phonologischen Merkmale darstellen, aus denen die Segmente zusammengesetzt sind, ihre sprachlich relevanten Eigenschaften. So ist beispielsweise das *a* ein silbisches, nichtkonsonantisches, niedriges, hinteres, nichtrundes und nicht-nasales Segment, oder, anders ausgedrückt, es hat die Merkmale

$$(6) \quad \left[ \begin{array}{l} +\text{silbisch} \\ -\text{konsonantisch} \\ +\text{niedrig} \\ +\text{hinter} \\ -\text{rund} \\ -\text{nasal} \end{array} \right].$$

Plus und minus bezeichnen das Vorhandensein bzw. Nichtvorhandensein der entsprechenden Eigenschaften im Segment. Die Merkmale sind nicht willkürlich festgesetzt, sondern artikulatorisch definiert. Sie entstammen einem für alle natürlichen Sprachen geltenden endlichen Inventar, einer Art »phonetischem Alphabet«, das in seiner Gesamtheit die artikulatorischen und perzeptiven Möglichkeiten des Menschen beschreibt, die er sich im Laufe seiner Phylogenese auf Grund biologischer und sozialer Bedingungen erworben hat.<sup>24</sup> Die einzelnen Sprachen machen von den phonologischen Merkmalen in recht unterschiedlicher Weise Gebrauch: Während Unterscheidungen wie 'silbisch' — 'nichtsilbisch', 'konsonantisch' — 'nichtkonsonantisch' usw. in allen Sprachen eine Rolle spielen, werden Merkmale wie die der Rundung oder der Tonhöhe keinesfalls in allen Sprachen distinktiv genutzt: Wohl haben z. B. alle Vokale in allen Sprachen einen Plus- oder Minuswert für die Rundung, aber in vielen Sprachen ergibt sich der Wert für das Rundungsmerkmal redundant aus anderen Spezifizierungen, indem alle hinteren nichtniedrigen Vokale zugleich rund, alle anderen zugleich nichtrund sind; [ü] oder [u] existieren in solchen Sprachen nicht. Das Gotische macht nach unseren Annahmen beispielsweise keinen Gebrauch vom Merkmal der Länge bei den Vokalen.

Die neun diskutierten gotischen Vokale sind durch die folgenden Merkmalspezifizierungen charakterisiert:

<sup>24</sup> Vgl. Chomsky-Halle (1968), 293 ff.



	i	ɪ	e	ɛ	a	ɔ	o	ʊ	u
Silbisch	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Konsonantisch	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Hoch	+	+	—	—	—	—	—	+	+
Mittel	—	+	+	+	—	+	+	+	—
Niedrig	—	—	—	+	+	+	+	—	—
Hinter	—	—	—	—	+	+	+	+	+

Alle Vokale gemeinsam unterscheiden sich von den anderen Segmenten darin, daß sie silbisch und nichtkonsonantisch sind. Die Merkmale [ $\pm$ hoch], [ $\pm$ mittel] und [ $\pm$ niedrig] beziehen sich auf die Zungenhöhe: Die *i*- und *u*-Laute werden mit hoher Zungenlage gebildet, [ɛ], [a] und [ɔ] hingegen mit niedriger und [e] und [o] mit mittlerer (oder neutraler) Zungenlage.<sup>25</sup> Von den hohen Vokalen liegen [ɪ] und [ʊ] näher zur Mittelposition als [i] und [u], von den niedrigen [ɛ] und [ɔ] näher als [a]. Wir können diese Vokale deshalb als hohe mittlere bzw. niedrige mittlere Segmente charakterisieren. Das Merkmal [ $\pm$ hinter] erfaßt die Position der Zungenmasse auf der »vertikalen Achse« und sondert vordere von hinteren (helle von dunklen) Vokalen.

## 2. Phonologische und phonetische Ebene, die Lexikonrepräsentation

2.1. In der Phonologie des Gotischen spielen — wie bereits im vorangehenden Abschnitt erwähnt — Alternationen eine große Rolle, die sich orthographisch als Wechsel zwischen *i* und *j* sowie zwischen *u* und *w* realisieren, vgl. beispielsweise *naus*—*nawis*, *skadus*—*skadwjan*, *triu*—*triwis* und *hari*—*harjis*. Hier bezieht sich der Wechsel auf jeweils ein Graphem. Daneben gibt es aber auch Fälle, wo er sich auf zwei Grapheme erstreckt, so daß *wi* und *uj* miteinander alternieren: *gawi*—*gauji* *taujan*—*tawida*. Nicht nur in der zweiten Gruppe, sondern auch in vielen Morphemen der ersten Gruppe sind Vokale als Teile von orthographischen Diphthongen dem Wechsel mit den Glides (»Gleitlauten«) *j* und *w* unterworfen. Hier ergibt sich sofort ein Problem: Wir haben herausgearbeitet, daß es sich bei den vermeintlichen gotischen Diphthongen *ei*, *iu*, *ai* und *au*, trotz ihrer orthographischen Fixierung als Doppelzeichen nichtsdestoweniger um Monophthonge handelt. Wie kann dann aber — wie beispielsweise im Falle von *naus*—*nawis* — das *u* eines nur orthographisch existierenden Diphthongs *au*, der ein lautliches [ɔ] repräsentiert, mit einem offenbar real existierenden Glide *w* alternieren? Spricht

<sup>25</sup> Das Merkmal [ $\pm$  mitt], das in den grundlegenden Arbeiten zur Merkmalanalyse (vgl. z. B. Jakobson-Halle (1950) ) nicht vorgesehen ist und auch in Chomsky-Halle (1963) nicht erscheint, wird vorgeschlagen in Kiparsky (1968); Kiparsky sieht allerdings eine andere Einordnung ins Merkmalsystem vor, als wir sie vorgenommen haben (vgl. 185 ff.).

der Wechsel nicht gerade gegen die im Abschnitt 1 vorgenommene Analyse der orthographischen Diphthonge als Monophthonge?

Das Problem tritt nur auf, wenn wir annehmen, daß es nur eine einzige Ebene der lautlichen Repräsentation von Sätzen gibt, etwa im Sinne der »Lautlehre« der Junggrammatiker. Bei dieser Voraussetzung kann dann ganz folgerichtig eine lautliche Einheit eben nur entweder monophthongischen oder aber diphthongischen Charakter haben, aber nicht beides zugleich. Es ist aber gerade eines der wichtigsten Ergebnisse der Entwicklung der Phonologie, daß die phonologische Komponente der Grammatik zwei unterschiedliche Ebenen enthält, die phonologische (phonemische) und die phonetische (lautliche). Die kleinsten linearen Einheiten der phonologischen Ebene sind die zugrunde liegenden Segmente (»Phoneme«),<sup>26</sup> die der phonetischen Ebene die Laute. Die Grundeinheiten auf beiden Ebenen stellen jedoch die phonologischen Merkmale dar. Die Ebenen stehen weder unabhängig nebeneinander, noch ergibt sich die Zuordnung von zugrunde liegenden Segmenten und Lauten automatisch auf Grund von »lautlicher Ähnlichkeit« oder der Aufstellung sog. Minimalpaare. Diese Zuordnung geschieht vielmehr durch ein System von phonologischen Regeln, abhängig vom jeweiligen Kontext, die schrittweise die phonologischen in phonetische Repräsentationen überführen. Das Regelsystem ist das Kernstück der phonologischen Komponente. Die Regeln und nicht das Inventar der zugrunde liegenden Segmente (oder — wie es traditionell-phonologisch heißt — der Phoneme) machen den Teil der Phonologie aus, in dem sich Variation und Veränderung vollziehen. Die Veränderung der Regeln bewirkt unmittelbar Veränderungen auf der lautlichen Ebene, genauer: in der lautlichen Repräsentation der Morpheme. Hingegen bleiben die phonologischen Repräsentationen über ungleich längere Zeiten unverändert als das Regelsystem. Veränderungen im Regelsystem schlagen sich nur im System der zugrunde liegenden Segmente nieder, wenn entweder die ursprünglich alternationsbedingenden Umgebungen für die Realisierung eines zugrunde liegenden Segments verschwinden (zwei unterschiedliche kontextbedingte Realisierungen eines zugrunde liegenden Segments werden »phonologisiert«) oder wenn alle lautlichen Realisierungen zweier zugrunde liegender Segmente zusammenfallen. Ein Beispiel für den ersten Fall stellt die »Phonologisierung« der Ergebnisse der Tenuesverschiebung (z. B. [f] und [pf]) dar, die Jahrhunderte nach der eigentlichen Lautverschiebung (d. h. dem Auftreten einer neuen phonologischen Regel) stattfindet, nämlich erst dann, wenn die beiden relevanten Umgebungen (»nach Vokal« bzw. »sonst«) nicht mehr eindeutig

<sup>26</sup> Wir vermeiden im folgenden den Phonembegriff ganz bewußt, weil die zugrunde liegenden Segmente der generativen Phonologie (die in früheren Arbeiten der generativen Grammatik als »Phoneme,« »systematische Phoneme« u. ä. bezeichnet wurden) einen ganz anderen Status haben als die Phoneme der traditionellen taxonomischen Phonologie. Die zugrunde liegenden Segmente lassen sich am ehesten mit den Mor(pho)phonemen der Prager Schule vergleichen.

erhalten sind und somit die Alternationen zwischen Spiranten und Affrikaten nicht mehr determinieren können. Als Beispiel für den zweiten Fall könnte der vollständige Zusammenfall von mhd. *ou* und *û* zu nhd. *au* genannt werden. Oft führen phonologische Regeln nicht zu Änderungen im System der zugrunde liegenden Segmente, sondern nur zu ihrer Umverteilung, d. h. zur Veränderung der zugrunde liegenden Repräsentation von Morphemgruppen. So entstehen durch die »Auslautverhärtung« keine neuen zugrunde liegenden Segmente, aber in nichtalternierenden Morphemen wie *ab*, *und* und *weg* (letzteres hat den Zusammenhang mit dem Substantiv verloren) werden die stimmhaften Verschußlaute durch stimmlose ersetzt.

Wir wollen im folgenden untersuchen, wie sich die Problematik der vier orthographischen Diphthonge des Gotischen auf der Basis der eben kurz skizzierten synchronen und diachronen Eigenschaften der phonologischen Komponente einer Grammatik darstellt.

**2.2.** Ausgangspunkt unserer Analyse des gotischen Vokalismus waren die orthographischen Zeichen der Vokale. Wir haben versucht, die von ihnen repräsentierten Lautwerte möglichst genau zu ermitteln. Dabei müssen sich natürlich zwangsläufig bestimmte Grenzen ergeben, denn die Lautwerte von sogenannten toten Sprachen können nur relational zueinander und nicht »absolut« erfaßt werden. Beispielsweise wissen wir, daß das gotische *a* einen niedrigen, hinteren, ungerundeten Vokal wiedergibt; wir können aber nicht mit Sicherheit sagen, an welcher Stelle des Bereichs der hinteren Vokale er gebildet wird, ob er für ein »helles« [a] oder für ein »dunkles« [a] steht. Desgleichen ist nicht auszumachen, ob das gotische [ɛ] phonetisch dem [e] oder dem [a] näher steht usw. Hier kann auch der Vergleich mit dem Griechischen keine vollständige Klarheit bringen. Auf Grund dieser relativen »Abstraktheit« könnte geschlossen werden, daß das »Vokalsystem« unter (5) das System der zugrunde liegenden Vokalsegmente darstellt.

Nun ist die phonologische Ebene gerade dadurch charakterisiert, daß die unterschiedlichen Formen der Morpheme auf ihr die gleiche Repräsentation haben. So sind beispielsweise die Wurzelmorpheme in dt. *Hund* ([t]) und *Hunde* ([d]) sowie *König* ([ç]), *Könige* ([g]) und *königlich* ([k]) phonologisch einheitlich als /hund/ und /kōnig/ repräsentiert. Die unterschiedlichen Realisierungen der Obstruenten werden erst durch die phonologischen Regeln erzeugt.

Solche Zusammenhänge haben wir bisher vernachlässigt. Im Bibelgotischen erscheinen ja nicht alle Vorkommen ehemaliger Diphthonge monophthongiert, sondern ein Teil von ihnen bleibt unter ganz bestimmten Bedingungen erhalten, so daß sich Alternationen der folgenden Art ergeben:

- (8) *naus* [nos] — *nawis* [nawis]  
*wai* [we] — *waja-* [waja-] (vgl. *waja-merjan* usw.)  
*triu* [tru] — *triwis* [truwis]

Auch der *ei* geschriebene *i*-Laut ist an entsprechenden Alternationen beteiligt. Nur wechselt er nicht, wie man es erwarten könnte, mit *ej*, sondern vielmehr mit *ij* (1j]):

- (9) *eis* [ɪs] — *ija* [ɪja]  
*keinan* [kɪnan] — *kijans* [kɪjans]

Des weiteren wird auch stets *ei* geschrieben, wenn in der Flexion zwei *i* zusammenstoßen, von denen eins zum Stamm und eins zum Flexiv gehört. Unter bestimmten Bedingungen verliert hier das erste *i* seinen silbischen Charakter, so daß auch *ei* und *ji* miteinander alternieren können, vgl. z. B.:

- (10) *hairdeis* [herdis] — *harjis* [harjis]  
*sokeip* [sokib] — *nasjip* [nasjɪp]

Diese Wechselverhältnisse, die im Gotischen recht häufig sind, deuten darauf hin, daß die ursprünglichen Diphthonge während der Entwicklung zum Bibelgotischen hin nicht vollkommen und spurlos verschwunden sind, sondern daß sie nur in verschiedenen Umgebungen lautlich monophthongiert, in anderen Umgebungen und damit auch auf der phonologischen Ebene erhalten geblieben sind (vgl. *nawis*, *waja-* usw.). Die unter (9) und (10) dargestellten Zusammenhänge legen weiterhin die Annahme nahe, daß die Zeichenkombination *ei* nicht für /ei/ steht, sondern einen zugrunde liegenden Diphthong /ɪi/ repräsentiert, von dem — je nach Umgebung — der erste oder der zweite Bestandteil seine Silbischkeit verlieren kann. Wir haben hier den einzigen Fall, wo graphemische und phonologische Repräsentation nicht übereinstimmen. Diese Nichtübereinstimmung läßt sich durch die sehr wahrscheinliche Entlehnung aus der griechischen Orthographie erklären. Damit verfügte dann das Gotische über eine sehr systematische Gruppe von vier zugrunde liegenden Diphthongen:

- (11)  $\begin{matrix} \text{II} & \text{IU} \\ \text{aI} & \text{aU} \end{matrix}$

Damit wird zugleich bestätigt, daß auch die Wahl des *iu*-Zeichens durch Ulfilas nicht als willkürlich angesehen werden kann. Die graphemische Wiedergabe entspricht genau der zugrunde liegenden Repräsentation.

Nun könnte allerdings eingewandt werden, daß es für die Behandlung der diskutierten Fakten auch eine andere Lösung gibt: Wenn Monophthonge und Diphthonge miteinander alternieren, ist es natürlich nicht *a priori* ausgeschlossen, daß die zugrunde liegenden Formen der entsprechenden Morpheme Monophthonge enthalten, die dann in bestimmten Umgebungen diphthongiert

werden. Das hieße etwa, daß *naus* und *nawis*, denen das Wurzelmorphem /nɔ/ zugrunde liegen sollte, als /nɔ + s/ bzw. /nɔ + ɪs/ zu repräsentieren wären. Nur die Genitivform müßte dann von einer Diphthongierungsregel erfaßt werden, die ihre phonetische Repräsentation [nawɪs] herleitet.

Gegen eine solche Analyse sprechen einige andere, von uns bisher vernachlässigte Zusammenhänge.

Die Klassen III bis V der ablautenden Verben im Gotischen zeigen einen voll intakten *i*-*a*-Ablaut in den ersten beiden »Stammformen«:

- (12) III. *hilpan* — *halp*  
 IV. *stilan* — *stal*  
 V. *wrikan* — *wrak*

Er ist (wie wir weiter unten noch sehen werden) durch eine sehr einfache Ablautregel erfaßbar, die das *i* des Präsens durch ein *a* ersetzt. Wollten wir nun annehmen, daß *ei*, *iu*, *ai* und *au* für die zugrunde liegenden Monophthonge /i/, /u/, /ɛ/ und /ɔ/ stehen, so würde das heißen, daß der Ablaut der ersten beiden Klassen wie z. B. in

- (13) I. *greipan* — *graip*  
 II. *biudan* — *baup*

nach völlig anderen Prinzipien funktioniert als in den Klassen III bis V. Neben dem *i/a*-Ablaut gäbe es noch einen *i/ɛ*- und einen *u/ɔ*-Ablaut. Regeln, die nicht nur historisch, sondern auch synchron für den Sprecher des Gotischen zusammengehören, würden künstlich voneinander getrennt. Damit würde die Grammatik in unnötiger Weise kompliziert. Wenn wir dagegen zugrunde liegende Diphthonge voraussetzen, so zeigt sich, wie es auch in der Orthographie zum Ausdruck kommt, daß der Ablaut der Verben der ersten beiden Klassen nach genau den gleichen Prinzipien (d. h. Regeln) funktioniert wie der der Klassen III bis V: Auch hier ist er ein *i/a*-Wechsel. Die »Stammformen« des Präsens und des Prät. Sing. der Klassen I und II unterscheiden sich nur darin von denen der übrigen, daß sie durch eine noch zu behandelnde Monophthongierungsregel erfaßt werden, so daß dann phonetisch schließlich [i] und [ɛ] bzw. [u] und [ɔ] miteinander alternieren. Übrigens bestätigt sich hier die Richtigkeit unserer Analyse des *ei* als /ɪ/ (*greipan*: /grɪp + an/); das erste /i/ wechselt im. Prät. Sing. mit *a* (*graip*). Die Einbeziehung der gotischen Ablautverhältnisse zeigt klar, daß es zwischen der »diphthongischen« und der »monophthongischen« Variante keine echte Alternative gibt, denn letztere führt zu unangemessenen Ergebnissen.

Das gleiche gilt auch, wenn wir die Fakten aus historischer Sicht interpretieren: Den gotischen Monophthongen auf der lautlichen Ebene, also [i],

[u], [ε] und [o], entsprechen — wie in jeder historischen Grammatik nachzulesen — auf früheren Entwicklungsstufen »echte lautliche« Diphthonge. Wollten wir diese Lauteinheiten nun im Gotischen als Realisierungen zugrunde liegender Monophthonge analysieren, so sind wir gezwungen, gleichzeitig eine Diphthongierungsregel anzunehmen, die in bestimmten Umgebungen die Monophthonge wieder beseitigt, indem sie die Diphthonge reproduziert. Eine solche Konstellation ist sehr unplausibel! Wir haben vorhin erwähnt, daß historische Veränderungen sich im allgemeinen in systematischen phonologischen Regeln niederschlagen, ohne daß die zugrunde liegenden Repräsentationen beeinflußt werden, jedenfalls, wenn es sich um kontextabhängige Veränderungen handelt. Sie wirken so lange als phonologische Regeln, wie das systematische Alternationsverhältnis klar erhalten ist. Nur wenn dieses verschwindet, können sich auch die zugrunde liegenden Repräsentationen ändern. Für unseren Fall heißt das, daß es keinen Grund gibt, die präbibelgotisch zugrunde liegenden Diphthonge im Bibelgotischen durch Monophthonge zu ersetzen, mehr noch, es wäre falsch, denn wir würden damit eine Sprachveränderung unterstellen, die nicht stattgefunden hat: Es gibt weiterhin diphthongische Realisierungen, und die Alternation [o]—[aw], [ε]—[aj], [u]—[ɪw] und [ɪ]—[ɪj]—[jɪ] sind — wir werden es weiter unten im Detail sehen — durch phonologische Regeln erfaßbar.

Damit sprechen alle einschlägigen Fakten dafür, daß das Gotische keine zugrunde liegenden Segmente /ε/ und /o/ hat. Es verfügt also nicht über die neun in der Übersicht (7) aufgeführten, sondern über die folgenden fünf zugrunde liegenden (phonologischen) Vokale, die einzeln und in den vier diskutierten Diphthongen vorkommen:

- (14)    ɪ                    ʊ  
          e                    o  
                              a

Abgesehen von der phonologisch diphthongischen Wertung des *ei* als /ɪɪ/ unterscheidet sich unsere Interpretation des gotischen Vokalismus von der traditionellen vor allem darin, daß anstelle der kurzen Vokale *a* und *u* und der langen Vokale *ā* und *ū* nur ein /a/ und ein /ʊ/ angenommen wird. Nur hier sind offenbar im Laufe der Entwicklung Neutralisierungen eingetreten. Alle anderen Distinktionen sind im Bibelgotischen, wenn z. T. auch durch neue Merkmale realisiert, voll erhalten. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß *ā* und *ū* jeweils nur in einer begrenzten Anzahl von Morphemen vorkamen. Wenn also das Vokalsystem durch den Abbau der Quantitätsdistinktion auch grundlegend umgestaltet wurde, so führte das doch nur in wenigen Fällen zum Zusammenfall früher unterschiedlicher Segmente in den zugrunde liegenden Repräsentationen der Morpheme.

**2.3.** Im Lexikon einer Sprache sind sämtliche Wurzelmorpheme in ihrer zugrunde liegenden Form zusammen mit den entsprechenden morphologischen, syntaktischen und semantischen Angaben repräsentiert. Die Morpheme bestehen dabei aus Merkmalmatrizen, deren Spalten die Segmente, also Konsonanten, Vokale und Glides, und deren Zeilen die Merkmalspezifizierungen darstellen; vgl. z. B. die angedeutete Repräsentation des deutschen Morphems /kind/:

(15)

	k	i	n	d
Konsonantisch	+	—	+	+
Silbisch	—	+	—	—
Nasal	—	—	+	—
usw.	...	...	...	...

Obwohl jedes Segment natürlich ein Merkmal nur entweder haben oder aber nicht haben kann, d. h. dafür mit »+« oder »—« spezifiziert ist, brauchen im Lexikon nicht alle Merkmalspezifizierungen explizit aufgeführt zu sein: Ein Segment, das beispielsweise [+hoch] ist, kann nur [—ndr] sein und eins mit dem Merkmal [+ndr] nur [—hoch]. Ein Blick auf die sog. »primären Kardinalvokale« zeigt, daß die vorderen und die niedrigen Vokale normalerweise »nicht rund« sind, während die nichtniedrigen hinteren normalerweise »rund« sind (*i, e; a* vs. *u, o*). Phonologische Zusammenhänge solcherart gibt es sehr viele. Wenn wir sie in unsere Betrachtung einbeziehen, ergibt sich, daß die Vokale in den zugrunde liegenden Repräsentationen des Lexikons nicht unter Spezifizierung aller der Merkmale aufzuführen sind, die die Übersicht (7) enthält. Wir wollen kurz die hier relevanten Zusammenhänge darstellen:

- (I) *Hohe* Vokale sind *nichtniedrig*.
- (II) *Niedrige* Vokale sind *nichthoch*.
- (III) *Nichthohe*, nichtniedrige Vokale sind *mittlere*.
- (IV) *Niedrige* Vokale sind *nichtmittlere*, wenn sie für das Merkmal nicht speziell gekennzeichnet sind.
- (V) *Niedrige* Vokale sind *hintere*, wenn sie für das Merkmal nicht speziell gekennzeichnet sind.
- (VI) *Nichthintere* Vokale und *niedrige* Vokale sind *nichtrund*, wenn sie für das Merkmal nicht speziell gekennzeichnet sind.
- (VII) *Hintere*, *nichtniedrige* Vokale sind *rund*, wenn sie für das Merkmal nicht speziell gekennzeichnet sind.

(I) bis (III) stellen notwendige Zusammenhänge zwischen den einzelnen Merkmalen dar, die für alle Sprachen gelten: Wenn ein Segment mit hoher Zungenposition gebildet wird, so kann es nicht gleichzeitig mit niedriger Zungenlage gebildet werden. Die Zusammenhänge unter (IV) bis (VII) haben einen etwas anderen Status. Auch sie gelten universell für alle Sprachen. Sie sind jedoch nicht notwendig, sondern geben den jeweils normaleren, d. h. artikulatorisch einfacheren und demzufolge häufigeren, den »unmarkierten«<sup>27</sup> Fall an. In diesem Sinne ist z. B. ein vorderes nicht rundes Segment, etwa ein [i], normaler als ein vorderes rundes, ein [ü]. Es gibt keine Sprache ohne (gleich, ob geschlossenes oder offenes) [i], aber sehr viele ohne [ü]. (IV) bis (VII) haben also quasi konditionalen Charakter.

Da die Sätze (I) bis (VII) auf Grund der von ihnen erfaßten Zusammenhänge u. a. die »Interpretation« der Segmente, d. h. die vollständige Spezifizierung der Merkmale im Lexikon gewährleisten, bezeichnen wir sie auch als »Interpretationskonventionen«.<sup>28</sup>

Von den diskutierten Zusammenhängen unterscheidet sich der folgende grundsätzlich:

(VIII) Im Gotischen sind alle zugrunde liegenden *hohen* Vokale zugleich auch *mittlere*.

Dieser Satz ist in seiner Geltung zweifach eingeschränkt: Erstens gilt er nur für das Gotische, ist also sprachspezifisch, und zweitens gilt er nur für die Lexikonrepräsentationen, während (I) bis (VII) für die gesamte Phonologie gelten. Im Gotischen entstehen ja durch die mehrfach erwähnten Monophthongierungsregeln die nichtmittleren hohen Segmente [i] und [u] neben lexikalischem /ɪ/ und /ʊ/. Die zugrunde liegenden mittleren hohen Vokale stellen für das Gotische den einzig möglichen Fall von zugrunde liegenden hohen Vokalen dar, im universellen Zusammenhang repräsentieren sie aber gerade den weniger normalen Fall, denn die einfachsten und häufigsten Vokale sind die in der Höhenposition jeweils extremen (hohes, geschlossenes [i] und [u]; niedriges, offenes [a]). Sprachspezifische Regularitäten solcher Art werden »Redundanzbedingungen« (oder -regeln) genannt. Wir können auf den in (VIII) konstatierten Zusammenhang für die gotische Phonologie nicht verzichten, weil sonst das im echten Sinne redundante Merkmal [ $\pm$  mitt] als für die phonologische Charakterisierung von /ɪ/ und /ʊ/ relevant erscheinen würde. Die Beschreibung

<sup>27</sup> Vgl. dazu Chomsky—Halle (1968), 400 ff.; Wurzel (1970), 11 ff., 148 ff., 194 ff.

<sup>28</sup> Ebenda. In der vorliegenden Arbeit beschränken wir die Aufgabe der Interpretationskonventionen auf die Spezifizierung der Lexikonmerkmale und vernachlässigen das Konzept des »Linking«, vgl. Chomsky—Halle (1968), 419 ff.; Wurzel (1970), 139 ff.



der Gesetzmäßigkeiten des gotischen Vokalismus würde damit an dieser Stelle inadäquat.<sup>29</sup>

Es ist noch zu erwähnen, daß die Redundanzbedingung (VIII) vor den Interpretationskonventionen anzuwenden ist. Sie spezifiziert das im Lexikon mit keinem Plus-minus-Wert versehene Merkmal [+mitt] bei /i/ und /u/ »im gotischen Sinne« mit »+«, so daß die entsprechende »im universellen Sinne« operierenden Interpretationskonvention (vgl. (IX) weiter unten) es dann nicht mit »-« spezifizieren kann.

Bei den diskutierten Voraussetzungen werden die fünf zugrunde liegenden Vokale des Gotischen in folgender Weise repräsentiert (wobei die Merkmale [ $\pm$ kons], [ $\pm$ silb], [ $\pm$ nas] usw. vernachlässigt sind):

(10)

(10)

	i	e	a	o	u
Hoch	+	-		-	+
Niedrig		-	+	-	
Hinter	-	-		+	+

Die Merkmale [ $\pm$ mitt] und [ $\pm$ rund] brauchen bei keinem Vokal im Lexikon spezifiziert zu sein.

Im Zusammenhang mit den für die Repräsentation der einzelnen Segmente notwendigen Lexikonangaben wollen wir noch ein letztes Mal auf den Vergleich der »monophthongischen« und der »diphthongischen« Variante einer gotischen Phonologie zurückkommen, um einen möglichen Einwand gegen die von uns getroffene Entscheidung zu entkräften. Man könnte nämlich dahingehend argumentieren, daß selbst bei Berechtigung der weiter oben angeführten Gründe für Diphthonge im Lexikon ein Faktum gegen sie spricht, nämlich die »Einfachheitsbewertung« der Grammatik, die, grob vereinfacht, besagt, daß die Phonologie einer Sprache einfacher und damit richtiger ist, die »weniger Merkmale benötigt«. <sup>30</sup> Es ist ziemlich evident, daß etwa für die Repräsentation der Monophthonge /u/ und /ε/ weniger spezifizierte Merkmale notwendig sind als für die Diphthonge /iu/ und /ai/. Wir wollen deshalb den Sachverhalt, soweit es in diesem Rahmen möglich ist, überprüfen.

Auch für die »monophthongische« Variante gelten natürlich die universellen Zusammenhänge unter (I) bis (VII). Es gilt aber nicht der Satz (VIII), der allen hohen Vokalen das Merkmal [+mitt] zuweist, denn außer /i/ und /u/ existieren ja in dem Neun-Vokal-System unter (7) die beiden hohen, aber nichtmittleren Vokale /i/ und /u/. Stattdessen wird für das Gotische der universell geltende Zusammenhang relevant:

<sup>29</sup> Eine Alternative wäre hier die Annahme einer phonologischen Regel, die alle hohen Vokale, die in ihren vollspezifizierten Lexikonrepräsentationen [-mitt] wären, zu mittleren Vokalen machen würde. Eine solche Lösung wäre jedoch rein technischer Art.

<sup>30</sup> Vgl. Chomsky—Halle (1968), 330 ff.; Wurzel (1970), 7 ff.

(IX) *Hohe* Vokale sind *nichtmittlere*, wenn sie für das Merkmal nicht speziell bekenntzeichnet sind.

Das bedeutet, daß jetzt /ɪ/ und /ʊ/ für das Mittel-Merkmal zu spezifizieren sind. Insgesamt verteilen sich die im Lexikon notwendigen Merkmalspezifizierungen folgendermaßen auf die einzelnen zugrunde liegenden Segmente:

(17)		i	ɪ	e	ɛ	a	ɔ	o	ʊ	u
Hoch	+	+	—					—	+	+
Mittel		+		+			+		+	
Niedrig			—	+	+		+	—		
Hinter	—	—	—	—				+	+	+
Rund							+			

Einschließlich der hier notwendigen Hauptmerkmale [ $\pm$ segment] (das die Segmente von den Morphem- und Wortgrenzen unterscheidet), [ $\pm$ kons] und [ $\pm$ silb] sind zur Charakterisierung eines postkonsonantischen /ɛ/ (aus (17)) vier Lexikonmerkmale notwendig, während die Darstellung eines postkonsonantischen /aɪ/ (aus (16)) sieben Merkmale benötigt:<sup>31</sup>

$$(18) \quad (a) \begin{bmatrix} +\text{seg} \\ +\text{mitt} \\ +\text{ndr} \\ -\text{hint} \end{bmatrix} \quad (b) \begin{bmatrix} +\text{seg} \\ +\text{ndr} \end{bmatrix} \quad \begin{bmatrix} +\text{seg} \\ -\text{kons} \\ +\text{silb} \\ +\text{hoch} \\ -\text{hint} \end{bmatrix}$$

Genauso sieht der Vergleich zwischen /ɔ/ und /aʊ/ aus. Die Gegenüberstellung von /u/ und /ɪʊ/, und damit auch von /i/ und /ɪɪ/, ergibt das Verhältnis von drei zu acht Merkmalen:

$$(19) \quad (a) \begin{bmatrix} +\text{seg} \\ +\text{hoch} \\ +\text{hint} \end{bmatrix} \quad (b) \begin{bmatrix} +\text{seg} \\ +\text{hoch} \\ -\text{hint} \end{bmatrix} \quad \begin{bmatrix} +\text{seg} \\ -\text{kons} \\ +\text{silb} \\ +\text{hoch} \\ +\text{hint} \end{bmatrix}$$

<sup>31</sup> Die Werte der notwendigen Lexikonspezifizierungen und der Komplexität der phonologischen Systeme, die sich auf Grund der in dieser Arbeit angenommenen Interpretationskonventionen ergeben, weichen z. T. wegen bestimmter Vereinfachungen etwas von denen ab, die auf der Basis der Interpretationskonventionen in Chomsky—Halle (1968) und Wurzel (1970) zu ermitteln sind. Auf das Verhältnis der jeweils gegenübergestellten Zahlen hat das jedoch im Prinzip keinen Einfluß.

Damit scheint die »diphthongische« Lösung wesentlich aufwendiger als die »monophthongische« zu sein, besonders wenn man berücksichtigt, daß es im Lexikon recht viele Morpheme mit den entsprechenden Segmenten gibt.

Das ist jedoch nur die halbe Wahrheit, denn außer der Zahl der im Lexikon und im Regelsystem einer Sprache notwendigen spezifizierten Merkmale gehen in die Einfachheitsbewertung einer Grammatik auch die Komplexität des zugrunde liegenden phonologischen Systems und die Anzahl der genutzten phonologischen Merkmale ein. Die Komplexität eines Systems kann ermittelt werden, indem die Anzahl der Spezifizierungen seiner Elemente addiert wird. Das System (16) hat somit die Komplexität 11 und macht von drei Merkmalen Gebrauch, während das System (17) die Komplexität 23 hat und von fünf Merkmalen Gebrauch macht. Unter diesem Gesichtspunkt ist also das von uns angenommene »diphthongische« System wesentlich einfacher als das andere (es ist »mehr als halb so einfach«). Beide Aspekte der Einfachheitsbewertung, die Anzahl der im Lexikon und in den phonologischen Regeln vorkommenden spezifizierten Merkmale und die Komplexität einschließlich der Zahl der genutzten Merkmale, lassen sich wegen des wesentlich größeren Gewichts eines Merkmals der Komplexität nicht numerisch gegeneinander aufrechnen. Auch eine Festlegung, wieviel Lexikon- und Regelmerkmale ein Komplexitätsmerkmal aufwiegt, könnte nur *ad hoc* sein. Wir können nur konstatieren, daß vom Standpunkt der Einfachheitsbewertung keine der beiden Lösungen favorisiert ist, oder, anders ausgedrückt, auch die Einfachheitsbewertung bringt keine Argumente für eine Revision unserer obigen Analyse des gotischen Vokalismus.

2.4. Wir wollen, ehe wir uns den phonologischen Regeln des Gotischen zuwenden, noch ein bisher vernachlässigtes Problem diskutieren. Im Abschnitt 1.1 wurde erwähnt, daß in den gotischen Texten in Fremdwörtern aus dem Griechischen und in griechischen Namen ein zusätzlicher Vokal vorkommt, der *w* geschrieben wird und, da er der Wiedergabe des griechischen *v* dient, offensichtlich den Lautwert [ü] hat, vgl. z. B. *martur*, *swnagoge* und *Sumaion*. Wollen wir ermitteln, welche Rolle dieser Laut, den wir als Entsprechung eines selbständigen zugrunde liegenden Segments /ü/ (oder /v̥/, wofür die Systematik spräche) interpretieren müssen, im Gotischen spielt, genügt es nicht, sein Vorkommen zu registrieren und ihn ins System des Gotischen aufzunehmen. Es müssen vielmehr sowohl die sich für das System ergebenden Konsequenzen als auch — soweit das überhaupt möglich ist, die soziolinguistische Wertung des /ü/ in die Betrachtung einbezogen werden.

Bei der Entlehnung des /ü/ aus dem Griechischen handelt es sich nicht einfach um die Aufnahme eines neuen zugrunde liegenden Segments, das durch die ohnehin genutzten Merkmale charakterisiert werden kann. Die Aufnahme des /ü/ erfordert die Erweiterung des gotischen Merkmalinventars: Wir hatten gesehen, daß das Rundungsmerkmal bei keinem Vokal im Lexikon spezifiziert

zu werden brauchte (vgl. (16)), da sich sein Wert redundanterweise aus der Spezifizierung von  $[\pm \text{hint}]$  und  $[\pm \text{ndr}]$  ergibt: Nichtniedrige hintere Vokale sind rund, die übrigen nichtrund. Das /ü/ ist aber ein vorderer Vokal mit dem Merkmal  $[\pm \text{rund}]$ , so daß das Rundungsmerkmal, das für den Sprecher des Gotischen quasi automatisch funktioniert, zum spezifizierten Lexikonmerkmal wird, indem es allein zwei Segmente differenziert. Der Sprecher muß eine neue, ihm bis dato unbekannte »Merkmaldimension« beherrschen lernen. Das ist eine sehr bedeutende Veränderung des zugrunde liegenden Systems, die nicht mehr als rein additiv interpretiert werden kann. Die Sprachgeschichte zeigt, daß solche Veränderungen durch Entlehnung sehr selten sind. Die Situation im Gotischen scheint uns vergleichbar mit der Position der Nasalvokale im Deutschen, die in vielen Fremdwörtern aus dem Französischen vorliegen: Wohl gibt es eine »gebildete« Imitation des französischen Lautbildes, die mit der Aufnahme des Merkmals  $[\pm \text{nasal}]$  als relevantes Lexikonmerkmal der Vokale verbunden ist. Dennoch haben lautliche Realisierungen wie  $[\text{basẽ}]$  (zugrundeliegend / $\text{basẽ}/$ ) für *Bassin* eher den Charakter fremdsprachlicher Zitate als deutscher Lautformen. Dem deutschen Vokalsystem und seinen relevanten Merkmalen entsprechen dagegen Formen wie  $[\text{basẽ}\eta]$  (zugrunde liegend / $\text{basẽ}\eta/$ ), denn die deutschen Vokale sind allesamt redundant nicht-nasal. In demselben Sinne wie die Nasalvokale im Deutschen ist sicher auch der vordere runde Vokal im Gotischen ein »Fremdkörper«. <sup>32</sup> Wenn wir nun noch den wesentlich niedrigeren Bildungsgrad und die sicher weit weniger verbreitete Fremdsprachenkenntnis der Goten berücksichtigen (andere soziale Faktoren entziehen sich leider unserer Kenntnis vollständig), so dürften wir kaum in der Annahme fehlgehen, daß der aus dem Griechischen stammende Vokal überhaupt nur in der Sprache weniger des Griechischen Kundiger vorkommt, wobei dieser sicher auch bei ihnen keinen integrierten Teil des nativen gotischen Vokalsystems ausmacht, sondern ihnen eher auf Grund der Herausbildung eines gotisch-griechischen »Diasystems« zur Verfügung steht. Er wird vom griechischkundigen Schreiber entsprechend auch orthographisch fixiert. Die überwiegende Zahl der Sprecher hat anstelle des /ü/, wenn sie überhaupt die einschlägigen Morpheme benutzte, ein mit ihm in möglichst vielen Merkmalen übereinstimmendes zugrunde liegendes Segment aus dem nativen System. Als Kandidaten stehen hier /i/ und /u/ zur Verfügung. Wenn wir in Betracht ziehen, daß im Merkmalsystem normalerweise der Wert des Merkmals  $[\pm \text{hint}]$  den von  $[\pm \text{rund}]$  determiniert (vgl. die Interpretationskonventionen (VI) und (VII)) und nicht umgekehrt, so ist es wahrscheinlich, daß das /ü/ durch den Vokal ersetzt wird, der mit ihm in der Spezifizierung  $[-\text{hint}]$  überein-

<sup>32</sup> Die Situation ist auch dahingehend ähnlich, daß im gotischen Konsonantismus das Merkmal  $[\pm \text{rund}]$  (zur Differenzierung von /k/ (*k*) und /k<sup>w</sup>/ (*q*) sowie /x/ (*h*) und /x<sup>w</sup>/ (*hv*) ebenso wie  $[\pm \text{nas}]$  im deutschen (zur Differenzierung von /d/ und /n/ bzw. /b/ und /m/) jeweils relevant sind.

stimmt, und das ist das /ɪ/. Aus den gleichen Prinzipien erklären sich übrigens auch die Entrundungstendenzen in nahezu allen germanischen Sprachen: Die Umlautvokale [ü] und [ö] werden zu [i] und [e].<sup>33</sup>

Wir wollen uns also dafür entscheiden, das /ü/ als nicht zum gotischen Vokalsystem gehörig zu betrachten.

### 3. Vokale und Glides

**3.1.** Es gibt im Gotischen sehr viele Morpheme und morphologische Kategorien, in denen hohe nichtkonsonantische Segmente silbischen und nichtsilbischen Charakters, also Vokale und Glides, miteinander alternieren. Beispiele dafür, wie etwa *gawi—gaujis*, *hari—harjis*, *naus—nawis*, *skadu—skadwjan*, *taujan—tawida* und *triu—triwis*, wurden oben, in den vorangehenden Abschnitten gegeben. Wir wollen nun im folgenden die genauen Regularitäten und Bedingungen solcher Alternationen näher untersuchen.

Betrachten wir zunächst den Wechsel zwischen *u* und *w*. In den Handbüchern finden sich zu dieser Problematik Beschreibungen der folgenden Art: »In der Stellung (a) im Auslaut, (b) vor dem *s* des Nominativs, (c) vor *h* bleibt *w* nur erhalten nach langem Vokal, Diphthong oder nach Konsonant . . . In allen drei Stellungen wird *w* dagegen zu *u*, wenn ein kurzer Vokal vorangeht.«<sup>34</sup> Die Analyse geht also von der Voraussetzung aus, daß unter ganz bestimmten, faßbaren Bedingungen das nichtsilbische Segment *w* in das silbische Segment *u* verwandelt wird. Wollten wir das nachvollziehen, so wären Substantive wie *naus* und *triu* als /naws/ und /triw/ und ein Verb wie *taujan* als /tawjan/ zu repräsentieren. Wir haben aber im vorangehenden Kapitel zugrunde liegende Repräsentationen angenommen, die Sequenzen »Vokal plus Vokal« enthalten, und zwar /ɪɪ/, /ɪʊ/, /aɪ/ und /aʊ/, aus denen dann unter bestimmten Bedingungen die Formen mit Glides abgeleitet werden.

Beide Lösungen (die Braunes im historischen Gewand) setzen in den diskutierten Fällen Basisformen mit einem einheitlichen zugrunde liegenden Segment (e n t w e d e r /j/ und /w/ o d e r /ɪ/ und /ʊ/) voraus, wodurch ausgedrückt wird, daß die phonetische Realisierung der Segmente als [+silb] und [—silb] keinen distinktiven Wert hat. Wenn wir überprüfen wollen, welche der beiden Möglichkeiten innerhalb des hier angenommenen theoretischen Rahmens die adäquatere darstellt, so müssen wir in erster Linie berücksichtigen, daß die Lösung einfacher und genereller ist, die die Nichtdistinktivität von [ɪ] und [j] bzw. [ʊ] und [w] für möglichst viele Positionen herausarbeitet. Es wäre also z. B. die Variante angemessener, die gestattet, wenigstens alle Glides und hohen Vokale im In- und Auslaut aus einheitlichen zu-

<sup>33</sup> Vgl. Wurzel (1970), 159 ff.

<sup>34</sup> Braune (1952), 26 f.

grunde liegenden Segmenten abzuleiten, als eine solche, die in diesen Stellungen sowohl zugrunde liegende Glides als auch hohe Vokale vorsieht. Diese beiden Varianten entsprechen aber genau den erwähnten Möglichkeiten: Da /i/ und /u/ als Einzelvokale im Lexikon ohnehin notwendig sind (vgl. beispielsweise die Morpheme /blind/: *blinds*, *gabblindjan*, /gib/: *giban*, *giba*, /hund/: *hund*, /nut/: *nuta*), würde eine Lösung, die Braune folgt, bedeuten, daß das Lexikon sowohl /j/ und /w/ als auch /i/ und /u/ enthalten muß, wodurch eine vermeintliche Distinktivität Glides vs. hohe Vokale entsteht. Die »vokalische« Variante dagegen gestattet, auf lexikalische Glides im In- und Auslaut grundsätzlich zu verzichten. Sie ermöglicht eine adäquatere Behandlung der sprachlichen Fakten.<sup>35</sup> In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, daß ein sehr großer Teil der gotischen Diphthonge überhaupt nicht als solche im Lexikon repräsentiert sind, denn in vielen Fällen sind die zweiten Teile der Diphthonge Stammbildungselemente, die erst durch morphologische Stammbildungsregeln an die lexikalischen Wurzelmorpheme angefügt werden, wie bei den sog. (substantivischen und adjektivischen) *ja*-, *jō*- und *wa*-Stämmen sowie den *jan*-Verben. Das Substantiv *triu* und das Adjektiv \**faus* z. B. gehen auf die Wurzelmorpheme /tri/ und /fa/ zurück, das /u/ ist in beiden Fällen ein Stammbildungselement, vgl. /tri + u/ und /fa + u + s/ (Wurzelmorphem, Stammbildungselement, Flexiv).<sup>36</sup>

Wenn wir nun zu der von Braune beschriebenen Alternation von [w] und [u] zurückkehren wollen, so können wir zwar den substantivischen Inhalt ihrer Formulierung benutzen, müssen aber bei unserem Ausgangspunkt (nicht /w/, sondern /u/) die Regularität quasi umkehren, so daß ein /u/ zu einem phonetischen [w] wird, wenn ein langer Vokal, ein Diphthong oder ein Konsonant vorausgeht. Dabei ergibt sich ein neues Problem: Wir haben eben konstatiert, daß es in den gotischen Überlieferungen keinerlei Indizien für das Vorhandensein von distinktiven Quantitätsunterschieden im Vokalsystem gibt, und darauf haben wir unsere gesamte Analyse des gotischen Vokalismus aufgebaut. Besagt nun aber nicht das Vorhandensein von Regularitäten wie der eben erwähnten (auch die nächste zu diskutierende ist eine solche), daß die Vokallänge doch noch von Bedeutung ist, wenn auch nicht direkt-phonetisch, so doch phonologisch? In diesem Sinne wäre sie dann für Ulfilas, der über keine phonologische Theorie verfügte, auch nicht zugänglich gewesen, so daß er sie deshalb auch nicht in sein Orthographiesystem einbeziehen konnte. Können wir im Rahmen unserer Grundannahmen die Bedingungen für die Alternation nicht fassen, so daß unsere Analyse in die Sackgasse führt und sich damit als falsch erweist? Das ist nicht der Fall, 'denn die entsprechende

<sup>35</sup> Andere Voraussetzungen ergeben sich bei strikter Anwendung der Theorie der Markiertheit. Hier brauchte die Frage »Glide oder Vokal« in diesem Sinne für sehr viele Fälle überhaupt nicht entschieden zu werden, da die Plus-Minus-Spezifizierung des Merkmals [ $\pm$  silb] automatisch auf Grund des segmentalen Kontextes geschieht.

<sup>36</sup> Vgl. hierzu die Behandlung der deutschen Morphologie in Wurzel (1970).

Regularität ist nicht nur mit Hilfe der vermeintlichen 'Vokallänge' zu fassen, auch wenn zu einem historisch früheren Zeitpunkt die Silbenlänge und damit die Vokalquantität für ihre Entstehung die entscheidende Rolle gespielt hat. Die drei auf früherer Stufe kurzen Vokale, nach denen der Übergang von /u/ zu [w] nicht erfolgt, sind *i*, *u* und *a*. Weiterhin ist wichtig, daß das ehemals lange *ū* in den entsprechenden Kontexten nicht vorkommt, desgleichen die gedehnten *u* und *a* aus *un* und *an*, denen ja stets ein *h* folgt. Wir können also konstatieren, daß der Wechsel von /u/ zu [w] im Gotischen des Ulfilas immer dann erfolgt, wenn nicht ein einzelnes /i/, /u/ oder /a/ unmittelbar vorangeht. Die Bedingung »einzeln« muß berücksichtigt werden, weil ja die Diphthonge ebenfalls auf /i/ bzw. /u/ enden. Die drei Vokale, nach denen das /u/ erhalten bleibt, sind genau diejenigen, die entweder die Merkmale [+hoch, +mitt] oder aber [–hoch, –mitt] haben. Beides läßt sich zusammenfassen als [αhoch, αmitt]. Diese Formalisierung besagt dann »alle Vokale, die für die Merkmale [±hoch] und [±mitt] den gleichen Wert haben« und charakterisiert die periphären (oder extremen) zugrunde liegenden Vokale des Gotischen.

In diesem Zusammenhang könnte nun etwa folgendermaßen argumentiert werden: Wenn es im Gotischen auch keine phonetisch realisierten distinktiven Vokalquantitäten gibt, so spricht der Wechsel zwischen [u] und [w] auch bei Vorhandensein einer anderen Erklärungsmöglichkeit dennoch dafür, daß es auf der Ebene der zugrunde liegenden phonologischen Repräsentationen kurze und lange Vokale gibt, da eine Erklärung der Alternation von silbischen und unsilbischen Segmenten in Abhängigkeit von der Länge der vorangehenden Silbe, also der Vokalquantität »phonetisch natürlicher« ist als eine, die auf die Qualität der Vokale Bezug nehmen muß. Aus diesem Grund werden also phonologische Quantitätsdistinktionen angenommen, die dann, nachdem sie bestimmte phonologische Prozesse gesteuert haben, durch eine phonologische Regel neutralisiert werden. Das phonologische Längenmerkmal bei den Vokalen hat dann kein entsprechendes phonetisches Korrelat, sondern kommt nur in bestimmten Fällen in der phonetischen Realisierung einiger benachbarter Segmente zum Ausdruck.

Betrachten wir nur die Einzelregel, so erscheint eine solche Lösung in der Tat phonetisch und phonologisch angemessener. Sie reflektiert auch direkt die entsprechende historische Veränderungsregel. Für die Gesamtphonologie hat sie allerdings eine höchst fatale Konsequenz. Diese besteht gerade darin, daß ein Merkmal, das der Länge, in die Beschreibung des Gotischen aufgenommen wird, das kein selbständiges phonetisches Korrelat hat. Die Annahme eines distinktiven Merkmals für eine Sprache muß, wenn sie nicht nur ein rein technischer Akt sein soll, der zu einer möglichst »eleganten« Beschreibung der Sprache durch den Linguisten führt, von den unmittelbar gegebenen synchronen sprachlichen Fakten ausgehen. Die Grammatik als Wissenschaft insgesamt hat die Aufgabe, die Kenntnis der Sprecher von ihrer

Sprache, ihre interiorisierte Grammatik zu rekonstruieren. Sie soll zeigen, auf welche Weise sie die korrekten Lautketten herleiten. Bei der Spracherlernung, d. h. der Interiorisierung ihrer Grammatik, stehen den Individuen keine anderen Informationen zur Verfügung als die unmittelbaren synchronen Sprachdaten, mit denen sie von der Gesellschaft konfrontiert werden. Aus den Sprachdaten, die einem Individuum z. Z. des Ulfilas im Gotischen zur Verfügung stehen, kann dieses kein distinktives Merkmal der Vokallänge extrapolieren und erlernen. Ein solches Merkmal wird phonetisch nirgend realisiert, und Alternationen wie der hier diskutierte Wechsel zwischen Vokal und Glide lassen keine anderen Verallgemeinerungen als die zu, daß die Vokale /ɪ/, /a/ und /ʊ/, wenn sie vorausgehen, einen anderen Effekt haben als die übrigen Vokale. Für ein Längenmerkmal ist gar kein Bedarf. Man kann zu ihm nur unter Einbeziehung von sprachhistorischen Kenntnissen kommen. Aus diesen Gründen ergäbe sich bei Erklärung der Alternation zwischen [ʊ] und [w] auf der Basis langer und kurzer Vokale eine insgesamt gesehen sehr unangemessene gotische Phonologie, die zwar unser sprachhistorisches Wissen, nicht aber die Grammatik eines gotischen Sprechers der Ulfilas-Zeit beschreibt. Die größere phonetische Natürlichkeit der Regel wird damit bezahlt, daß wir uns von unserer eigentlichen Zielsetzung entfernen.

Kehren wir also zu unserer skizzierten Lösung zurück. So, wie wir die Alternation bisher gefaßt haben, führt sie noch nicht in allen Fällen zu den richtigen Ergebnissen. Sie würde nämlich eine ganze Reihe von /ʊ/-Instanzen in den Glide umwandeln, die phonetisch sehr wohl als [ʊ] realisiert werden. Es handelt sich dabei um die Substantive und die Adjektive der *u*-Flexion. Hier lauten die singularischen Nominativformen *magus*, *handus*, *faihu*; *hardus*, *hardu* und nicht *\*\*magws*, *\*\*handws*, *\*\*faihw* usw.,<sup>37</sup> obwohl es sich um sogenannte langstämmige Wörter handelt, in denen bei den anderen Flexionsklassen ein [w] erscheint. Die Regularität muß also noch so eingeschränkt werden, daß sie nicht für Substantive und Adjektive gilt, die das morphologische Merkmal [+*u*-Flexion] haben. Eine solche »morphologische Beeinflussung« einer phonologischen Regel ist keinesfalls ungewöhnlich. Wir werden im nächsten Abschnitt auf ähnliche Fälle stoßen.

Bei der folgenden Formalisierung der diskutierten Regularität in einem Regelschema (d. h. einer eng zusammengehörigen Gruppe von Regeln)<sup>38</sup> berück-

<sup>37</sup> Wir verwenden den einfachen Stern (\*) zur Kennzeichnung konstruierter, den doppelten (\*\*) dagegen zur Kennzeichnung inkorrektur Formen.

<sup>38</sup> So stellt z. B. (FN 38) ein Regelschema dar, das aus den einzelnen Regeln (a), (b), (c) und (d) besteht:

$$(FN\ 38) \quad a \rightarrow \left\{ \begin{array}{l} (a) \quad \left\{ \begin{array}{l} b \ / \quad - \quad c \\ (b) \quad d \ / \quad \left\{ \begin{array}{l} e \\ f \end{array} \right\} - \end{array} \right. \\ (c) \quad g \end{array} \right\}$$



sichtigen wir also zunächst, daß sie nur für Morpheme gilt, die nicht *u*-Stämme sind. Ferner nehmen wir mit Hilfe des Merkmals [—nächste Regel] die Fälle von /*u*/ von der Desyllabierung aus, in denen ihn ein /*i*/, /*u*/ oder /*a*/ vorausgeht, vor dem wiederum ein Konsonant steht. Es folgen dann die drei verschiedenen Umgebungen Braunes. »#« ist das Zeichen für die Wortgrenze. Das /*s*/ ist eine dentale Spirans. Als solche hat sie die Dentale charakterisierenden Merkmale [+anterior, +koronal] und das »Spirantenmerkmal« [+dauernd]. Braunes Umgebung »vor *j*« kommt bei uns hier noch nicht vor, da auch diesem Glide ein zugrunde liegendes /*i*/ entspricht. Wir ersetzen sie also durch die Angabe »vor hohem nichthinteren Vokal«. Damit hat das Regelschema die folgende Form:

(R 1) *u/w-Wechsel im In- und Auslaut*

$$\left[ \begin{array}{l} +\text{silb} \\ +\text{hoch} \\ +\text{hint} \\ -\text{u-Flex} \end{array} \right] \rightarrow \left\{ \begin{array}{l} \text{(a)} \left[ \begin{array}{l} \text{[—nächste Regel] / K} \end{array} \right] \left[ \begin{array}{l} +\text{silb} \\ \alpha\text{hoch} \\ \alpha\text{mitt} \end{array} \right] - \\ \text{(b)} \left[ \begin{array}{l} \# \# \end{array} \right] \\ \text{(c)} \left[ \begin{array}{l} +\text{ant} \\ +\text{kor} \\ +\text{dnd} \end{array} \right] \\ \text{(d)} \left[ \begin{array}{l} +\text{silb} \\ +\text{hoch} \\ -\text{hint} \end{array} \right] \end{array} \right\}$$

Das Merkmal [—nächste Regel] bezieht sich nicht nur auf (b), sondern auf die nächste Regel/Regelgruppe, die (a) nebengeordnet ist. Das sind hier die Regeln (b) bis (c).

Beispiele für die Wirkung des Regelschemas (R 1) sind:

- (20) /*xla*i + *u*/ → *xla*iw  
 /*le* + *u*/ → *le*w  
 /*sna*i + *u* + *s*/ → *sna*iws  
 /*p*i + *u* + *ad* + *u*/ → *bi*u*adw*  
 /*xna*i + *u* + *i* + *an*/ → *xna*iw*ian*  
 /*skad* + *u* + *i* + *an*/ → *skad*w*ian* (vgl. *skadus*)

Es ist im strengen Sinne also ungenau von (FN 38) als einer »Regel« zu sprechen. Wir werden aber — dem allgemeinen Sprachgebrauch folgend — wenn die Unterscheidung nicht relevant ist, der Einfachheit halber beides als »Regel« bezeichnen. In allen relevanten Fällen werden dagegen Regularitäten des Typs (FN 32) als »Regelschemata« bezeichnet.

Außer [lew] haben die Ketten noch nicht ihre korrekte phonetische Repräsentation. Sie müssen noch andere Glide-Regeln bzw. die Monophthongierung durchlaufen.

Nicht erfaßt werden beispielsweise die folgenden zugrunde liegenden Formen, da in ihnen dem /ʊ/ die Verbindung »K plus /ɪ/, /ʊ/, /a/« vorausgeht: /tri + ʊ/, /naʊ + s/, /straʊ + ɪ + an/, /siʊ + ɪ + an/ (*triu*, *naus*, \**straujan*, *siujan*).

**3.2.** Als nächstes wollen wir das Alternationsverhältnis zwischen /ɪ/ (= *ei*) und [jɪ] untersuchen. Hier wechselt das /ɪ/ mit seinem unsilbischen Gegenstück nur unmittelbar nach der »Tonsilbe«; d. h. der vorangehende Vokal oder Diphthong muß Träger des Wortakzents sein. Die Desyllabierung tritt dann ein, wenn

- (a) ein einzelner ehemals kurzer Vokal plus genau ein Konsonant,
- (b) ein ehemals langer Vokal oder
- (c) ein Diphthong

vor der dem ersten /ɪ/ steht. In allen anderen Fällen, nach mehreren Konsonanten und nach /e/, /o/ oder Diphthong plus Konsonant, bleibt der Vokal erhalten.<sup>40</sup>

Die zu formulierende Regel nimmt also Bezug auf die Akzentverhältnisse. Das bedeutet, daß ihr die Akzentregeln, die ja das Betonungsmerkmal einführen, vorgeordnet sein müssen.<sup>41</sup> Wir erinnern uns daran, daß die ehemals kurzen Vokale /ɪ/, /a/ und /ʊ/ durch die Merkmale [αhoch, αmitt] zu charakterisieren sind, d. h. für die beiden Merkmale den gleichen Wert haben. Weiter können die beiden Umgebungen (a) und (b), »Vokal mit gleichem Wert für die Merkmale [±hoch] und [±mitt], dem ein Konsonant folgt« und »sonstiger Vokal (/e/ und /o/), dem kein Konsonant folgt«, zu einer einheitlichen Umgebung zusammengefaßt werden, indem die phonologischen Einheiten (Segmente und Merkmale), die entweder gemeinsam vorhanden oder aber gemeinsam nicht vorhanden sind, eingeklammert und mit dem gleichen Index versehen werden. In unserem Fall gilt das für [αhoch, αmitt] und »K«:

$$(21) \quad \begin{array}{ccc} (a/b) & & \\ \left[ \begin{array}{c} +\text{silb} \\ +\text{hoch} \\ -\text{hint} \end{array} \right] & \rightarrow [+ \text{silb}] / & \left\{ \begin{array}{c} \left[ \begin{array}{c} +\text{bet} \\ \left( \begin{array}{c} \alpha\text{hoch} \\ \alpha\text{mitt} \end{array} \right) \\ a \quad a \end{array} \right] \begin{array}{c} (K) \\ a \quad a \end{array} \\ \left[ \begin{array}{c} +\text{bet} \end{array} \right] V \end{array} \right\} - \left[ \begin{array}{c} +\text{silb} \\ +\text{hoch} \\ -\text{hint} \end{array} \right] \\ (c) & & \end{array}$$

<sup>39</sup> Zur phonologischen Interpretation des *h* als /x/ vgl. Abschn. 5.

<sup>40</sup> Vgl. Braune (1952), 28; Krause (1953), 100 f.

<sup>41</sup> Rein technisch wäre hier auch eine andere Variante möglich, in der auf den Akzent nicht Bezug genommen zu werden braucht, bei der die betonte Silbe mit Hilfe segmentaler, Grenz- und Kategorienangaben fixiert wird. Diese Lösung ist wesentlich umständlicher als die im folgenden angebotene, da partiell die Umgebung der Akzentregeln noch einmal bei der zu formulierenden Glideregel erscheinen müßte.

Die betonten Vokale brauchen nicht explizit als [+silb] gekennzeichnet zu werden, da ohnehin nur Vokale über das positive spezifizierte Betonungsmerkmal verfügen: Ein betontes Segment ist redundanterweise ein Vokal.

Der hier beschriebene Wechsel ist für zwei Flexionsklassen des Gotischen besonders wichtig, die maskulinen *ja*-Stämme der Substantive und Adjektive und die *jan*-Verben. Dabei unterscheiden sich die Formen der einzelnen Wörter im Nom. und Gen. Sing. bzw. in der 2./3. Pers. Sing. und in der 2. Pers. Plur. Präs. dadurch, daß sie von (21) erfaßt werden oder nicht. So stehen beispielsweise nebeneinander:

- (21) (a) /xar + i + is/ → xarjis  
 /niþ + i + is/ → niþjis  
 /al + i + is/ → aljis  
 /nas + i + i + þ/ → nasjiþ (zu *nasjan*)  
 /sat + i + i + s/ → satjis (zu *satjan*)  
 (b) /lek + i + is/ → (nicht andwendbar) → lekis (lekeis)  
 /asn + i + is/ → (nicht anwendbar) → asnis (asneis)  
 /alp + i + is/ → (nicht andwendbar) → alpis (alpeis)  
 /sok + i + i + þ/ → (nicht anwendbar) → sokip (sokeip, zu *sokjan*)  
 /mel + i + i + s/ → (nicht andwendbar) → melis (meleis, zu *meljan*)  
 (c) /ragin + i + is/ → (nicht andwendbar) → raginis (ragineis)  
 /mikil + i + ip/ → (nicht anwendbar) → mikilip (mikileip,  
 zu *mikiljan*)

Die Fälle unter (a) werden entsprechend ihrer phonologischen Struktur von der Regel (21) erfaßt. Die Formen unter (b) können nicht verändert werden, weil in ihnen dem /i/ entweder mehrere Konsonanten oder /e/ bzw. /o/ plus Konsonant vorausgehen. Auch die Beispiele unter (c) gehören nicht in den Anwendungsbereich der Regel, denn bei ihnen steht ein unbetonter Vokal vor dem /i/. Aus dem gleichen Grunde werden auch Derivationen wie *bokareis* und *laisareis* nicht erfaßt.

Schon bei der Regel (R 1) hatten wir gesehen, daß morphologische Fakten innerhalb der gotischen Phonologie eine wichtige Rolle spielen: Morpheme mit dem Flexionsmerkmal [+u-Flex] mußten explizit von ihr ausgenommen werden. Noch deutlicher zeigt sich die Morphologisierung phonologischer Prozesse bei der Alternation zwischen dem vorderen hohen Vokal und dem entsprechenden Glide: Im Gotischen des Ulfilas erscheint im Gen. Sing. der neutralen *ja*-Stämme abweichend von den Maskulina in allen Fällen eine Form auf -jis, ganz unabhängig davon, ob sie den phonologischen Bedingungen der Regel (21) genügen oder nicht. Neben der zu erwartenden Form *badjis* (/bad + i + is/, Desyllabierung nach (21c)) tritt beispielsweise auch *reikjis* auf, obwohl auf Grund der zugrunde liegenden Form /riuk + i + is/ und der

Regel (21) hier »regelmäßig« die Form **\*\*reikeis** zu erwarten wäre. Desgleichen sind die normalen Formen der schwachen Substantive und Adjektive mit *i*-Erweiterung im Gen. und Dat. Sing. durchgängig solche mit *-ji-*, vgl. *bandjins*, *bandji* (/band + ɪ + Ins/, /band + ɪ + In/, zu *bandja*) und *unseljin* (/un # sel + ɪ + Ins/ usw., zu *unsels*). Die nach (21) »korrekten« *ei*-Formen kommen bei den Substantiven nur ganz vereinzelt, bei den Adjektiven überhaupt nicht vor.<sup>42</sup> Sollen also die für das Bibelgotische des Ulfilas geltenden Regeln beschrieben werden, so müssen wir das Regelschema (21) so modifizieren, daß es die wirklich belegten und durch ihr gewaltiges statistisches Übergewicht hinreichend legitimierten wirklich korrekten *ji*-Formen herleitet, wobei also außer auf die phonologischen Umgebungen auch auf die morphologischen Klassifizierungen der Morpheme Bezug zu nehmen ist. Damit vollziehen wir offensichtlich einen historischen Prozeß in der Entwicklung des Gotischen nach, denn die wenigen überlieferten *ei*-Formen sprechen dafür, daß die [ɪ]–[j]-Alternation zu einer früheren Zeit einmal »rein lautgesetzlich«, d. h. phonologisch funktionierte. Dann wurde die Desyllabierung im Sinne eines Ausgleichs der Formen bestimmter Flexionsklassen »analog« auf ursprünglich nicht erfaßte Fälle übertragen: Die morphologischen Merkmale dieser Klassen überlagern gleichsam die phonologischen Merkmale der entsprechenden Regel. Damit sind dann lautliche Regularitäten in einer Sprache nicht mehr nur rein phonologisch, sondern phonologisch-morphologisch bedingt. Hier zeigt sich der enge Zusammenhang zwischen Phonologie und Morphologie, der im Rahmen eines traditionellen Konzepts einer autonomen Phonologie überhaupt nicht erklärbar ist.

Mit den skizzierten Fakten ist die Einwirkung morphologischer Bedingungen auf die Desyllabierung noch nicht erschöpft. Diese erweitern den Anwendungsbereich der entsprechenden Regel nicht nur, sondern schränken ihn auch ein. Es gibt eine ganze Reihe von Substantiven der *i*-Flexion, die auf Grund ihrer Lautstruktur im Nom. Plur. *ji*-Formen haben müßten. Hierher gehören z. B. *hups*, *mats* und *muns*. Anstelle der erwarteten Formen **\*\*hupjis**, **\*\*matjis** und **\*\*munjis** sind die korrekten Plurale jedoch *hupeis*, *mateis* und *muneis*. Auch die von den schwachen Verben der Klasse I abgeleiteten Abstrakta müßten eigentlich nach »kurzem Stamm«, parallel zu den Konjugationsformen der 2./3. Pers. Sing. und der 2. Pers. Plur., nach der Wurzel einen Glide haben. Das haben sie jedoch nicht. Neben einer Verbform wie *nasjis* steht das Nomen *naseins* (anstatt **\*\*nasjins**). Hier gehen die *ei*-Formen durch alle Kasus. Schließlich haben auch alle schwachen *ein*-Feminina unabhängig von der Beschaffenheit des Wurzelmorphems grundsätzlich nur *ei*, vgl. *aipei* (»langsilbig«) und *marei* (»kurzsilbig«). Es ist aber zu beachten, daß hier nur das letzte *ei*, das quasi das morphologische Klassenkennzeichen darstellt, immer

<sup>42</sup> Vgl. Braune (1952), 57, 63 und 75.

erhalten bleibt, denn die Nominalisierung zum Adjektiv *freis* heißt *frijei* (zugrunde liegende Repräsentation /frɪɪ # ɪɪ/). Hier verliert also ein /ɪ/ dennoch seinen silbischen Charakter, wenn ihm noch z w e i weitere folgen. In einer anderen Hinsicht muß *frijei* freilich als Einzelfall bezeichnet werden. Dieses Wort ist nämlich das einzige, wo die Desyllabierung des ersten /ɪ/ in der Verbindung /ɪɪ/ stattfindet, obwohl zwischen beiden eine einfache Wortgrenze (»#«) steht, die u. a. die Stämme von Wortbildungselementen trennt (vgl. nhd. *Frei* # *heit*).<sup>43</sup>

Daß sonst der Vokal seine silbische Qualität vor oder auch nach »#« behält, zeigen die Formen des aus dem Demonstrativpronomen und der Partikel *ei* gebildeten Relativpronomens *saei*, *soei*, *patei*; vgl. z. B. *soei* (/so # ɪɪ/) und *patei* (/pa + ɪ # ɪɪ/), denen die durch die Monophthongierung abgeleiteten phonetischen Repräsentationen [soi] und [pei] (beide zweisilbig) entsprechen (nicht \*[soɪ] und \*[paɪ]!). Eine andere mögliche Erklärung dafür, daß im Falle von *frijei* die Desyllabierungsregel über eine einfache Wortgrenze hinweg operiert, bei den erwähnten Pronomen dagegen nicht, könnte sein, daß die »#«-Grenze gar keine Bedeutung für die Wirkung der Regel hat (d. h. in den entsprechenden Ketten vorkommen kann oder nicht), daß diese aber insofern eingeschränkt ist, als sie nur phonologische Ketten der Kategorien Substantiv, Adjektiv und Verb erfaßt. Bei dieser Annahme wären dann weder *frijei* noch die Pronomen Ausnahmen, und das zu formulierende Regelschema müßte explizit einfache Wortgrenzen zwischen den einzelnen Segmenten zulassen. Wir wollen jedoch bei der ersten Erklärung bleiben, da sie weniger strenge Schlußfolgerungen beinhaltet, was bei der Überlieferung so weniger einschlägiger Fakten durchaus angemessen scheint.

Die zu formulierende Regel hat eine überlieferte Ausnahme, nämlich das Verb *brukjan*; seine 3. Pers. Präs. Sing. lautet nicht *\*brukjip*, sondern *brukeip*. Historisch ist diese Form einfach zu erklären, denn ihr Stammvokal geht auf ein ehemals langes *ū* zurück. Die ursprünglich rein phonetisch bedingte Regel konnte das Verb also nicht erfassen. Als später dann die Längendistinktion verschwand, funktionierte die Regel dann offenbar nicht mehr so direkt-phonetisch, daß sie auf die Form »automatisch« angewandt wurde. Da die Formen des Verbs auch nicht analog an Verben wie *hugjan*—*hugjip* angeglichen wurden, erhielt *brukjan* einen Ausnahmestatus, der sich durch die Aufnahme des Ausnahmemerkmals [—Regel (R 2)] ins Lexikon realisiert, das das Morphem explizit von der Anwendung der folgenden Regel ausnimmt.

Wir erweitern das Regelschema (21) so, daß es die morphologischen Bedingungen für die Desyllabierung enthält:

<sup>43</sup> Zur Problematik der phonologischen Grenzsymbole vgl. Wurzel (1970), 249 ff.

(R 2) *i/j*-Wechsel nach betontem Vokal

$$\left[ \begin{array}{c} +\text{silb} \\ +\text{hoch} \\ -\text{hint} \\ \left( \left[ \begin{array}{c} +i\text{-Flex} \\ +\text{Fem} \\ -\text{Stark} \end{array} \right] \right) \\ b \end{array} \right] \begin{array}{l} (a) \\ (b) \\ (c/d) \end{array} \rightarrow [-\text{silb}] / \left\{ \begin{array}{l} \left[ \begin{array}{c} +\text{Nomen} \\ -\text{Mask} \\ +a\text{-Flex} \end{array} \right] \\ \left[ \begin{array}{c} -\text{Fem} \\ -\text{Stark} \end{array} \right] \\ \left[ \begin{array}{c} +\text{bet} \\ \left( \begin{array}{c} \alpha\text{hoch} \\ \alpha\text{mitt} \end{array} \right) \\ a \quad a \end{array} \right] \end{array} \right\} - \left[ \begin{array}{c} +\text{silb} \\ +\text{hoch} \\ -\text{hint} \end{array} \right] \begin{array}{l} (V) \\ b \quad b \end{array}$$

(e)  $\left[ \begin{array}{c} +\text{bet} \\ \left( \begin{array}{c} \alpha\text{hoch} \\ \alpha\text{mitt} \end{array} \right) \\ a \quad a \end{array} \right] \begin{array}{l} (K) \\ a \quad a \end{array} \right.$

[+bet] V

Das Schema ist um seine ersten beiden Regeln erweitert. Regel (a) bezieht sich nur auf nichtmaskuline, d. h. neutrale Nomina der *a*-Flexion. Die entsprechenden Adjektive haben die gleichen Formen wie die maskulinen, vgl. die Genitive *reikjis* (Substantiv) und *wilpeis* (Adjektiv). Daß es sich dabei um *a*-Stämme mit *i*-Erweiterung handelt, braucht nicht explizit angegeben zu werden, denn nur bei diesen ergibt sich ja überhaupt die Kombination /*i* + *i*/. (b) erfaßt sowohl die nichtfemininen schwachen Substantive, die im Lexikon das Merkmal [−Stark] haben, als auch die schwach flektierten Adjektive, die das entsprechende Merkmal durch eine syntaktische Transformation zugewiesen bekommen.

Die weiteren zusätzlichen Angaben (die mit *b* indizierten Klammern) besagen, daß, wenn das entsprechende Wort entweder zur *i*-Flexion gehört oder ein schwaches Femininum ist, nach dem zweiten /*i*/ noch ein weiterer Vokal folgen muß, damit die Regel anwendbar ist. Folgt dieser Vokal (das dritte /*i*/) nicht, kann sie nicht angewandt werden wie bei *mateis*, *naseins* und *marei*.<sup>44</sup>

Marchand hat als erster darauf hingewiesen, daß die Morphologisierung des Wechsels von [i] und [j] nach betontem Vokal, wie sie in der Formalisierung von (R 2) sehr gut zum Ausdruck kommt, gegen die Annahme der Existenz einer phonologischen Längendistinktion im Bibeldotischen spricht:<sup>45</sup> Solange nämlich die Alternation allein von der »Schwere« der vorangehenden Silbe (d. h. der Anzahl und Länge ihrer Segmente) abhängig ist, stellt sie eine weit

<sup>44</sup> Einschränkungen solcher Art fehlen in den traditionellen Grammatiken fast vollständig, wodurch der Eindruck entsteht, es handle sich bei den phonologischen Alternationen um »reine Lautgesetze«. Braune (1952), 28 erwähnt an morphologischen Bedingungen hier nur, daß *ji* »analog« bei den *ja*-Stämmen und in der *n*-Deklination erscheint.

<sup>45</sup> Vgl. Marchand (1955), 84.

unten (nach dem Großteil der anderen Regeln) eingeordnete »lebendige« Regel dar, die quasi »automatisch« funktioniert, so daß ein Gote Sequenzen wie [K V K K jIs] »nicht aussprechen kann« (wie z. B. ein Deutscher einen stimmhaften Obstruenten im Auslaut). Bei einem solchen Stand der Entwicklung sind morphologische Einschränkungen oder Erweiterungen des Wechsels mit großer Sicherheit auszuschließen. Wenn im Bibelgotischen also Formen wie *arbjis*, *awepjis* und *reikjis* regelmäßig auftreten, so signalisieren diese offensichtlich einen Zusammenbruch des alten Systems der Quantitätsdistinktion. Mit diesem wurde die ursprünglich auf die Vokalquantität Bezug nehmende Alternationsregel dahingehend verändert, daß ihr Operieren von der Vokalqualität abhängig wurde. Die Regel hatte damit etwa die oben unter (21) aufgeführte Form. Eine solche Regel, die — vom phonetisch-artikulatorischen Standpunkt aus betrachtet — ziemlich arbiträr ist, hat alle Voraussetzungen dafür, im Laufe der weiteren Entwicklung in der dargestellten Weise morphologisiert zu werden. Auch von dieser Seite her wird also die Annahme, daß es im Bibelgotischen des Ulfilas keine distinktiven Vokallängen gibt, gestützt.

**3.3.** Eine weitere Regularität des Wechsels zwischen hohen Vokalen und den ihnen entsprechenden Glides gilt abweichend von den bislang diskutierten sowohl für /i/ als auch für /u/. Sie unterscheidet sich auch darin von den vorangehenden, daß ihre Bedingungen sehr einfach zu fixieren sind: Der letzte hohe Vokal im Wort verliert seinen silbischen Charakter vor einem weiteren Vokal. Das ist nur insofern einzuschränken, daß der Vokal silbisch bleibt, wenn er der erste im Wort ist, so daß aus /tri + u/ und /piud + a/ nicht *\*\*trju* und *\*\*pjuda* entstehen. Weiterhin wird /i/ nicht unsilbisch vor /i/ und /u/ nicht vor /u/. Deshalb werden beispielsweise auch die von (R 2) nicht erfaßten /ii/-Kombinationen hier nicht verändert und werden später dann folgerichtig monophthongiert.

Die Alternation ist in folgender Weise zu formalisieren:

(R 3) *Glide vor letztem Vokal*

$$\left[ \begin{array}{c} +\text{silb} \\ +\text{hoch} \\ \alpha\text{hint} \end{array} \right] \rightarrow [-\text{silb}] / \text{VK}_0 \left[ \begin{array}{c} +\text{silb} \\ -\text{hoch} \\ \sim\alpha\text{hint} \end{array} \right] \text{K}_0 \text{V}_0 \# \#$$

$$\text{Bedingung: } \text{V K}_0 \text{V}_0 \text{ enthält nicht } \left[ \begin{array}{c} +\text{silb} \\ +\text{hoch} \end{array} \right] \text{V}$$

Die Benutzung der » $\alpha$ -Konvention« gestattet, mit einfachen Mitteln auszudrücken, daß der erste von zwei hohen Vokalen nur von der Regel erfaßt wird, wenn sie sich in der Spezifizierung des Merkmals [ $\pm$ hint] unterscheiden,

d. h. daß /ɪ/ und /ʊ/ erhalten bleiben. Ist der zweite Vokal ein nichthoher, spielt [ $\pm$ hint] keine Rolle. Die Bedingung legt fest, daß innerhalb des Wortes (daher die Angabe der Wortgrenze) kein weiterer hoher Vokal vor Vokal steht, also daß die Regel tatsächlich den letzten hohen Vokal vor Vokal unsilbisch macht.

Es folgen einige Beispiele für die Wirkung der Regel (R 3).

- (23) /gaʊ + ɪ/ → gawɪ, vgl. gaʊjɪs (/gaʊ + ɪ + ɪs/, (R 2))  
 /ɪ + ɪa/ → ɪja, vgl. ɪs (/ɪ + ɪs/)  
 /kɪɪ + an + a/ → kɪjans, vgl. kɪɪnan (*keinan*), /kɪɪ + n + an/  
 /maʊ + ɪ/ → mawɪ, vgl. maʊjɪs (/maʊ + ɪ + ɪs/, (R 2))  
 /straʊ + ɪ + an/ → straʊjan — /straʊ + ɪ + d + a/ → strawɪda  
 /sʊn + ɪ + ʊs/ → sunjʊs — /sʊn + ɪ + ʊe/ → sunɪwe  
 /tri + ʊ + ɪs/ → triwɪs vgl. triʊ  
 (/xnaɪ + ʊ + ɪ + an/  $\xrightarrow{R_1}$  xnaɪ + w + ɪ + an → xnaɪwjan  
 (/pɪ + ʊ # ad + ʊ/  $\xrightarrow{R_1}$  pɪ + ʊ # ad + w → piwadw)

Die Beispiele *\*kijans* (überliefert hier nur *us-kijanata*) und *ija* zeigen, daß durch die Regel (R 3) auch die wenigen *ij*-Formen erzeugt werden.

**3.4.** Die beiden Glides [j] und [w] kommen nicht nur im In- und Auslaut vor, sondern auch im Anlaut bzw. nach einem anlautenden Konsonanten. Diese Position unterscheidet sich von den bisher behandelten grundsätzlich darin, daß hier die beiden Segmente nicht mit Vokalen alternieren. Sie haben damit quasi einen »selbständigeren« Status.

Das [w] steht anlautend vor einem Vokal, anlautend vor einem Liquid, dem dann ein Vokal folgt und zwischen einem anlautenden Dental und einem Vokal, vgl. *wadi*, *waila*, *wegs*, *weiha*, *winds*, *wods*, *wulan*; *wlaiton*, *wrikan*; *duals*, *swein*, *twai*, *pwairhs*. In allen diesen Fällen kann an der Stelle des [w] kein [ʊ] vorkommen; *\*\*uadi*, *\*\*urikan*<sup>46</sup> und *\*\*suein* sind keine möglichen gotischen Wörter. Man könnte also durchaus eine Regel formulieren, die in den folgenden drei Kontexten (die sich dann auch noch stärker zusammenfassen ließen) ein [w] aus einem zugrunde liegenden /ʊ/ herleitet:

- (24) (a) # — V  
 (b) # — L V  
 (c) # K = V

Eine solche Lösung, wiewohl technisch kein Problem und leichter zu formulieren als alle bisher behandelten Regeln des Gotischen, hat einen ent-

<sup>46</sup> Hierher gehört nicht *ur-*, das sekundär aus *us-* abgeleitet wird.



scheidenden Nachteil. Bei ihrer Einbeziehung in die Phonologie des Gotischen ergäben sich nämlich ganz entscheidende Konsequenzen für die Strukturen der Morpheme, was die Verteilung der Vokale und Konsonanten betrifft: Die gotischen Morpheme sind — wie die nativen Morpheme der anderen germanischen Sprachen — in der Regel einsilbig, wenn es auch einzelne Ausnahmen wie /mīkīl/, /ragīn/, /sīpon/ usw. gibt. Bei Postulierung eines zugrunde liegenden /ʊ/ für [w] im Anlaut ergäbe sich eine ganze Reihe vermeintlicher Ausnahmen dazu: /ʊlart/, /ʊrīk/, /dʊal/, /sʊim/ usw. Die letzten beiden Beispiele zeigen noch eine weitere Konsequenz für die Morphemstrukturen. Das Gotische hätte damit eine große Anzahl unmotivierter Diphthonge und sogar Triphthonge wie /ʊa/, /ʊe/, /ʊi/, /ʊai/, /ʊii/ und dgl. mehr. Die so entstehenden zugrunde liegenden Repräsentationen der Morpheme hätten in ihrer Konsonanten-Vokal-Abfolge nicht nur nichts mit der phonetischen Form der gotischen Morpheme gemein, sondern legten zugleich die falsche Annahme nahe, daß die phonetisch natürlichste und universell am häufigsten realisierte Abfolge von Vokalen und Konsonanten /K V K/ im Gotischen eine nur untergeordnete Rolle spielt. Schließlich hätte die Annahme eines zugrunde liegenden Vokals in den erwähnten Fällen sehr weitreichende Konsequenzen für die Akzentregeln: Es dürfte nicht mehr einfach der erste Vokal eines Wortes die Betonung erhalten. Während beispielsweise in der Verbindung /aʊ/ wie in /aus + o/ (*auso*) ganz normal der erste Vokal die Betonung erhielte, müßte in der Kombination /ʊa/ wie in /ʊast + i/ (*wasti*) der zweite Vokal betont werden. Damit würden die Akzentregeln nicht nur recht kompliziert, sondern würden zugleich auch den Gegebenheiten der Sprache nicht entsprechen.

Zusammenfassend läßt sich also sagen, daß die skizzierte Lösung um einer abstrakt und technisch verstandenen »Einsparung« eines zugrunde liegenden Glides im Anlaut willen zu einer phonetisch und phonologisch unnatürlichen Behandlung der sprachlichen Fakten führen würde. Dementsprechend nehmen wir für die diskutierten Positionen einen zugrunde liegenden Glide /w/ an, obwohl /w/ und /ʊ/ hier nicht in Opposition stehen können.

Daß diese Lösung angemessen ist, wird auch bei der Untersuchung des anlautenden vorderen Glides [j] deutlich. Das [j] kommt, anders als das [w], im Anlaut nur vor einem Vokal vor: *jah, jai, jer, juk, jiukan*. Vorkommen mit -au und -o sind nicht überliefert. Daß auch keine *jī*-Fälle überliefert sind, ist sicher kein Zufall. Dagegen gibt es natürlich anlautendes /ii/, vgl. *eisarn*. Soweit gleicht die Situation der beim hinteren Glide. Man könnte wiederum — rein technisch gesehen — zu grunde liegendes /i/ ansetzen und vor Einzelvokalen außer /i/ und Diphthongen das [j] daraus ableiten. Doch hier würde das nicht einmal technisch funktionieren, denn es gibt drei (überlieferte) Morpheme, die mit dem Diphthong *iu-* (also phonetisch [u]) beginnen, /iʊm/ (*iūmjo*), /iʊp/ (*iūp, iūpa* usw.) und /iʊs/ (*iūsiza*). Es spricht im übrigen auch nichts dafür, daß es sich bei diesen Morphemen um Ausnahmen irgendwelcher

Art handelt, nicht einmal die Anzahl, denn das Gotische kann natürlich viel mehr solcher Morpheme gehabt haben als überliefert sind. Es existiert also eine Position, in der ein hoher Vokal und der ihm entsprechende Glide in Opposition stehen. Mit diesem Argument und den bei der Diskussion des anlautenden [w] angeführten, nehmen wir auch hier für das [j] geschriebene Segment den zugrunde liegenden Glide /j/ an, so daß sich beispielsweise die zugrunde liegenden Repräsentationen der Wörter *juk* und *iup* als /jʊk/ und /iʊp/ gegenüberstehen.

Wir wollen das Kapitel mit einer Bemerkung abschließen: Wir haben ohne Erörterung angenommen, daß die Schriftzeichen *j* und *w* tatsächlich Glides, also nichtkonsonantische (»halbvokalische«) Segmente repräsentieren. Das ist teilweise, speziell für *w*, in Frage gestellt worden. In diesem Problem wollen wir keine endgültige Entscheidung fällen, wenn wir auch in den Regeln die entsprechenden Segmente als Glides charakterisiert haben, sondern verweisen auf die Literatur. Unsere Regeln sind leicht so zu modifizieren, daß sie Spiranten erzeugen.<sup>47</sup>

#### 4. Die Monophthongierung

Wir haben im Abschnitt 1 gezeigt, daß alle innergotischen Evidenzen für einen lautlich monophthongischen Charakter der orthographischen Diphthonge *ai*, *au*, *ei* und offenbar auch *iu* sprechen. Obwohl — wie wir gesehen haben — noch nicht bei allen Wissenschaftlern eine einheitliche Meinung darüber besteht, kann u. E. als gesichert gelten, daß den ersten drei Doppelzeichen die Laute [ε], [ɔ] und [i] entsprechen. Die Interpretation des *iu* als phonetisches [u] kann auf Grund der gotischen Überlieferung nicht als in gleicher Weise geklärt gelten, paßt sich aber sehr gut in die Phonologie des Gotischen ein und ist sehr plausibel. Wir konnten weiterhin demonstrieren, daß dennoch das Bibelgotische des Ulfilas über zugrunde liegende Diphthonge verfügt. Die phonetische Realisierung eines Teils dieser zugrunde liegenden Diphthonge /aɪ/, /aʊ/, /ɪɪ/ und /iʊ/ wird durch die eben behandelten Glide-regeln hergeleitet. In diesem Zusammenhang bleibt noch die Aufgabe, zu untersuchen, wie die Regeln aussehen, die die bislang verbliebenen Doppelvokale in einfache Vokale verwandelt, sie monophthongieren. Das betrifft sowohl alternierende Morpheme wie z. B. /naʊ/ (vgl. [nəs] vs. [nawis], *naus* — *nawis*) als auch nichtalternierende wie etwa /aʊg/ (vgl. [ɔgo], *arugo*).

Zunächst die Regel, die /ɪɪ/ in ein geschlossenes [i] umwandelt: Sie faßt zwei aufeinanderfolgende hohe vordere Segmente (die redundanterweise auch mittlere sind) zu einem hohen vorderen nichtmittleren Segment zusammen.

<sup>47</sup> Vgl. Braune (1952), 25 ff.; Krause (1953), 100 ff.

Das erste Eingabesegment (das erste /I/) braucht dabei nur als hoher Vokal spezifiziert zu werden, denn /I/ ist der einzige hohe Vokal, der vor Vokal stehen kann:

$$(25) \begin{bmatrix} +\text{silb} \\ +\text{hoch} \end{bmatrix}_1 \begin{bmatrix} +\text{silb} \\ -\text{hint} \end{bmatrix}_2 \Rightarrow \begin{bmatrix} 1 \\ -\text{mitt} \end{bmatrix}$$

Regeln dieses Typs können als »phonologische Transformationsregeln« bezeichnet werden. Sie beschreiben Veränderungen im sequentiellen Aufbau der Morpheme und Wörter wie Monophthongierung, Diphthongierung und Metathese. Regel (25) faßt quasi zwei Operationen zusammen; sie weist dem ersten Segment das Merkmal [– mitt] zu und eliminiert das zweite.

Nur wenig unterscheidet sich davon die folgende Regel, die das zugrunde liegende /IU/ zu [u] monophthongiert:

$$(26) \begin{bmatrix} +\text{silb} \\ +\text{hoch} \end{bmatrix}_1 \begin{bmatrix} +\text{silb} \\ +\text{hint} \end{bmatrix}_2 \Rightarrow \begin{bmatrix} 1 \\ -\text{mitt} \\ +\text{hint} \end{bmatrix}$$

Die beiden Regeln, die zusammen zehn Merkmale benötigen, lassen sich – wie leicht zu sehen – zu einem generellen Regelschema zusammenfassen, das insgesamt nur sieben Merkmale enthält:

$$(27) \begin{bmatrix} +\text{silb} \\ +\text{hoch} \end{bmatrix}_1 \begin{bmatrix} +\text{silb} \\ \alpha\text{hint} \end{bmatrix}_2 \Rightarrow \begin{bmatrix} 1 \\ -\text{mitt} \\ \alpha\text{hint} \\ \alpha\text{rund} \end{bmatrix}$$

In dieser Formulierung kommt gut zum Ausdruck, daß die Merkmale des zweiten Eingabesegments determinieren, ob das Ausgabesegment ein vorderer nichtrunder oder ein hinterer runder Vokal ist. Die entsprechenden Merkmale werden also von einem Segment in ein anderes überführt.

Ein ähnliches Regelschema wie (27) kann auch für die *a*-Diphthonge formuliert werden. Hier ist der resultierende Vokal ein mittlerer, ob ein [ɛ] (also ein vorderer nichtrunder) oder ein [ɔ] (ein hinterer runder), entscheidet wieder, ganz genauso wie bei /II/ und /IU/, der zweite Teil des Diphthongs:

$$(28) \begin{bmatrix} +\text{silb} \\ +\text{ndr} \end{bmatrix}_1 \begin{bmatrix} +\text{silb} \\ \alpha\text{hint} \end{bmatrix}_2 \Rightarrow \begin{bmatrix} 1 \\ +\text{mitt} \\ \alpha\text{hint} \\ \alpha\text{rund} \end{bmatrix}$$

Im Unterschied zu den bisherigen Regeln ist in (28) das erste Eingabesegment [+ndr], ein /a/.

Auch die Regelschemata (27) und (28) haben sehr viele Gemeinsamkeiten, sowohl in der formalen Struktur als auch in den Merkmalen. Sie können nochmals zu einem einheitlichen Schema zusammengefaßt werden, das dann das Gesamtphänomen der gotischen Monophthongierungen in ihrem inneren Zusammenhang beschreibt.

(R 4) *Monophthongierung*

$$\left[ \begin{array}{c} +\text{silb} \\ \alpha\text{hoch} \\ 1 \end{array} \right] \left[ \begin{array}{c} +\text{silb} \\ \beta\text{hint} \\ 2 \end{array} \right] \Rightarrow \left[ \begin{array}{c} 1 \\ \sim\alpha\text{ndr} \\ \sim\alpha\text{mitt} \\ \beta\text{hint} \\ \beta\text{rund} \end{array} \right]$$

Wenn das erste Segment [+hoch] ist, ist es ein /ɪ/, wenn es [–hoch] ist, ein /a/. Das Höhenmerkmal dieses Segments bestimmt die Höhe des resultierenden Vokals: Ein mit einem hohen Vokal beginnender Diphthong bedingt einen hohen nichtniedrigen nichtmittleren Monophthong ([i] bzw. [u]), ein mit einem nichthohen Vokal beginnender Diphthong einen nichthohen niedrigen mittleren Monophthong ([ɛ] bzw. [ɔ]). Das Merkmal [+hint] im zweiten Vokal legt, wie bereits erwähnt, die Werte für [+hint] und [+rund] für den Monophthong fest. Das Schema (R 4) ist also nicht nur eine wesentlich einfachere Beschreibung der gotischen Monophthongierung (statt 22 Merkmalen werden nur 8 benötigt), sondern gestattet zusätzliche Einsichten in das phonetische Wesen der Monophthongierung. Es ist nicht einfach gleich der Summe seiner Einzelregeln. In diesem Zusammenhang ist noch folgendes wichtig: Wir haben das Regelschema (R 4) auf Grund aller vier Monophthongierungsfälle entwickelt, indem wir die vier Einzelregeln schrittweise zusammengefaßt haben. Gesetzt den Fall, wir hätten stattdessen versucht, ein Regelschema nur für die drei als gesichert anzusehenden Monophthongierungen (die von /aɪ/, /aʊ/ und /ɪɪ/) zu formulieren, etwa durch Kombination von (25) und (28), ohne vorerst dabei /ɪʊ/ zu berücksichtigen. Das Ergebnis wäre genau das gleiche Regelschema wie unter (R 4), so daß auch /ɪʊ/ automatisch mit in die Monophthongierung einbezogen wäre, wenn das /ɪʊ/ aber von der Regularität nicht erfaßt werden soll, muß es durch die Bedingung

(29) Wenn α ist '—', dann Such β ist '—'

explizit von (R 4) ausgenommen werden. Damit ist dann das Schema komplizierter und weniger generell. Anders ausgedrückt: Die einfachste Darstellung der Monophthongierung von /aɪ/, /aʊ/ und /ɪɪ/ ist so beschaffen, daß sie auch

die von /iu/ mit einschließt. Nach allem, was wir von phonologischen Regeln wissen, sprechen diese Fakten stark für die von uns vorgenommene Interpretation des /iu/ als phonetischer Monophthong.

Doch nicht nur das. Nehmen wir einmal an, wir hätten uns oben dafür entschieden, für den Diphthong *iu* anstelle von [u] den Lautwert [uu] anzunehmen. In diesem Fall müßte die Monophthongierungsregel folgendermaßen aussehen:

$$(30) \quad \begin{bmatrix} +\text{silb} \\ \alpha\text{hoch} \end{bmatrix} \quad \begin{bmatrix} \text{silb} \\ \beta\text{hint} \end{bmatrix} \Rightarrow \begin{bmatrix} 1 \\ \sim\alpha\text{dr} \\ \sim\alpha\text{mitt} \\ \beta\text{hint} \\ \gamma\text{rund} \end{bmatrix}$$

*Bedingung:* Wenn  $\alpha$  ist '—' und  $\beta$  ist 'K', dann  $\gamma$  ist '+', sonst  $\gamma$  ist '—'.

Auch hier ist das Regelschema komplizierter und weniger generell. Es wäre auf Grund seiner komplizierten Anwendungsbedingungen weit weniger zu erwarten als (R 4). Dieses Faktum deutet auf die Richtigkeit der von uns in Abschnitt 1.2 angenommenen Lösung. Das ist umso bedeutender, wenn wir die historische Entwicklung der gotischen Monophthongierungen in die Betrachtung einbeziehen: Nachdem *ai* und *au* im Laufe der Entwicklung der gotischen Sprache phonetisch monophthongiert worden waren, d. h. also nachdem die Regel (28) ins phonologische System des Gotischen aufgenommen worden war, konnte sie mit der viel älteren (gemeingermanischen) Regel (25), der *ei*-Monophthongierung, zu einem einheitlichen Regelschema zusammengefaßt werden, die unserer Formulierung von (R 4) zuzüglich der Bedingung (29) entsprach. Von einer späteren neuen Generation von Sprechern wurde das Schema »übergeneralisiert«, so daß die Einschränkung (29) wegfiel und, ganz konsequent, schließlich auch /iu/ als der letzte Diphthong mit von der Monophthongierung erfaßt wurde. Diese obzwar nur rekonstruierte, aber recht wahrscheinliche Entwicklung weist auf ein phonetisches [u] als Ergebnis der *iu*-Monophthongierung. Eine Monophthongierung des vierten Diphthongs zu [uu] kann in diesem Zusammenhang nicht erklärt werden, weil sie die Ersetzung der Bedingung (29) durch die noch kompliziertere in (30) bedeuten würde.

Beispiele für die Wirkung der Monophthongierung sind die folgenden Wörter:

- (31) (a) /lek + i + is/ → lekis (vgl. *harjis*)  
           /sok K i + ip/ → sokip (vgl. *nasjip*)  
           /kii + n + an/ → kinan (vgl. *kijans*)  
           /swiin/ → swin  
           /skii + s/ → skirs

- (b)  $/tri + u/ \rightarrow tru$  (vgl. *triwis*)  
 $/pi + u + s/ \rightarrow bus$  (vgl. *piwadw*)  
 $/diup + s/ \rightarrow dups$   
 $/piud + a/ \rightarrow puda$
- (c)  $(/xnaI + u + s/ \xrightarrow{R_1}) xnaI + w + s \rightarrow xnews$   
 $(/xnaI + u + i + an/ \xrightarrow{R_1} xnaI + w + i + an \xrightarrow{R_2}) xnaI + w + j + an \rightarrow xnewjan$
- $/xail + s/ \rightarrow xels$   
 $/xait + an/ \rightarrow xetan$   
 $/nim + a + is/ \rightarrow nimes$
- (d)  $(/gau + i + is/ \xrightarrow{R_2}) gau + j + is \rightarrow gojis$  (vgl. *gawi*)  
 $(/strau + i + an/ \xrightarrow{R_3}) strau + j + an \rightarrow strojan$  (vgl. *strawida*)  
 $/aug + o/ \rightarrow ogo$   
 $/laun/ \rightarrow lon$   
 $/xand + au/ \rightarrow xando$

Es gibt im Gotischen einige Fälle, in denen /a/ und /u/ bzw. /i/ und /u/ nebeneinanderstehen, aber dennoch keine Monophthongierung eintritt.

Hier sind zuerst Formen wie *gaulaubjats*, *jau*, *biugitai*, *biuhts* und *niu* zu nennen. Sie sind ganz einfach dahingehend zu erklären, daß in ihnen die beiden Vokale jeweils durch eine einfache Wortgrenze getrennt sind: *biuhts* besteht aus der Präposition /bi/ und dem Stamm, die übrigen Fälle enthalten die Fragepartikel /u/, vgl. z. B. /ga # u # laub + i + a + ts/. Die Monophthongierung geht nicht über die einfache Wortgrenze hinweg. Das wird übrigens bestätigt durch das Relativpronomen *saei* (/sa # i/), wo ohne Wortgrenze die beiden ersten Vokale, also /a/ und /i/ monophthongiert werden müßten, da die Regeln von links nach rechts auf die Ketten angewandt werden, so daß statt des korrekten [sai] dann \*[seI] entstünde.

Anders im Falle des Zahlwortes *niun*, das durch die überlieferte Abtrennung *ni-un* ebenfalls als »zweisilbig« gekennzeichnet ist. Es hätte keinen Sinn, mitten in einem einheitlichen Morphem eine Wortgrenze anzunehmen. Hier ergibt sich eine Klärung, wenn man die »Nebenformen« der Wörter *fijan*, *sijau*, *sijum* usw. in Betracht zieht, die bisweilen auch als *fian*, *siau* und *sium* erscheinen. Auch hier findet keine Monophthongierung statt. Für sie kann man annehmen, daß sie fakultativ eine Regel durchlaufen (d. h. können, aber nicht müssen), die intervokalische Glides eliminiert:

$$(32) \left[ \begin{array}{l} -\text{silb} \\ -\text{kons} \end{array} \right] \Rightarrow \emptyset/V - V$$

Die gleiche Regel erzeugt die korrekte phonetische [niun], wenn wir die zugrunde liegende Form des Morphems als /niuun/ (oder auch /niun/) ansetzen-

Durch die Regel (R 3) entsteht zunächst die Zwischenstufe [niwun], aus der dann, nachdem (R 4) operiert hat, der Glide getilgt wird. (32) ist keine normale phonologische Regel, sondern eine Ausnahmeregel (»minor rule«), die nur Morpheme erfaßt, die im Lexikon durch ein spezielles Merkmal dafür gekennzeichnet sind. Bei *fijan* und *wisan* ist das Merkmal fakultativ, bei *niun* obligatorisch.<sup>48</sup>

Eine Ausnahme in ganz anderem Sinne ist das Wort *kawtsjo* (< lat. *cautio*) in der Urkunde aus Neapel, in dem die Zeichen *aw* offenbar für den Diphthong [aw] (Vokal plus Glide) stehen. Dieses Fakt läßt sich am besten dahingehend erklären, daß diesem Lehnwort das Wurzelmorphem /kawts/ zugrunde liegt. Der Ausnahmecharakter ergibt sich also dadurch, daß der Glide /w/ hier in postvokalischer Position steht, wo sonst nur Vokale zugelassen sind. Das Morphem wird von der Monophthongierung ebenso wie z. B. *gawi*, *triwis* usw. nicht erfaßt, da diese die Folge »Vokal plus Vokal« voraussetzt.

## 5. Die »Brechung«

5.1. Wir haben uns in den vorangehenden Abschnitten recht ausführlich mit den *ai*- und *au*-Vorkommen beschäftigt, die historisch auf Diphthonge zurückgehen und denen auch synchron die zugrunde liegenden Diphthonge /ai/ und /au/ entsprechen. Dagegen kamen die sogenannten »Brechnungsvokalej *ai* und *au* vor *h*, *b* und *r* bisher nur am Rande vor. Im folgenden wollen wir untersuchen, wie die zugrunde liegenden Repräsentationen dieser Vokale, die wir phonetisch bereits als [ε] bzw. [ɔ] interpretiert haben, aussehen und durch welche Regeln sie in diese phonetischen Entsprechungen überführt werden.

Betrachten wir zunächst die Vorkommen von *ai* und *au*, denen in Formen des gleichen Wurzelmorphems oder der gleichen morphologischen Klasse die Vokale *i* und *u* gegenüberstehen. Hier handelt es sich hauptsächlich um die Tempusformen der ablautenden Verben. Dazu kommen einige Fälle aus der schwachen Verbflexion und der Wortbildung. Bei den ablautenden Verben kommen »gebrochene« Vokale in allen fünf ersten Reihen vor, vgl.

(33)	I. <i>laibum</i> — <i>laihans</i>	vs. <i>gripum</i> — <i>gripans</i>
	II. <i>tauhum</i> — <i>tau hans</i>	vs. <i>bugum</i> — <i>bugans</i>
	III. <i>wairpan</i> — <i>waurpum</i> — <i>waurpans</i>	vs. <i>hilpan</i> — <i>hulpum</i> — <i>hulpans</i>
	IV. <i>bairan</i> — <i>baurans</i>	vs. <i>niman</i> — <i>numans</i>
	V. <i>saihan</i> — <i>sai hans</i>	vs. <i>mitan</i> — <i>mitans</i>

<sup>48</sup> Zur Ausnahmeproblematik vgl. Wurzel (1970), 50 ff.

An Beispielen für die wenigen Vorkommen der anderen beiden Gruppen können genannt werden:

- (34) *bauhta* — *bauhts* (zu *bugjan*)  
*baurgs* (zu *bairgan*)  
*taihun* (zu *tigjus*, vgl. *twai tigjus* usw.)

Auf Grund des Vokalwechsels in den Formen eines zugrunde liegenden Morphems bzw. einer Ablautklasse müssen wir hier einheitliche Repräsentationen für [ɪ] und [ɛ] sowie [ʊ] und [ɔ] annehmen. Geschähe das nicht, würde das u. a. bedeuten, daß die Einheitlichkeit der Ablauthlasten I bis V verloren-des morphologischen Ablauts und nur dieses-sondern würde auch durch den phonologischen Kontext bedingte, vom Ablaut völlig unabhängige Vokalassimilationen zu Ablauterscheinungen machen, was den Fakten klar widerspricht. Gleichzeitig würde dadurch die Grammatik in unangemessener Weise kompliziert.<sup>49</sup>

Wenn wir als einheitliche zugrunde liegende Segmente sowohl für [ɪ] und [ʊ] wie auch für die »Brechungsvokale« [ɛ] und [ɔ] die hohen Vokale /ɪ/ und /ʊ/ ansetzen und nicht umgekehrt [ɪ] und [ʊ] aus zugrunde liegenden niedrigen Vokalen herleiten, so geschieht das nicht etwa nur wegen der Festlegung in Abschnitt 2, daß es im Gotischen keine zugrunde liegenden Segmente /ɛ/ und /ɔ/ gibt, oder gar aus sprachhistorischen Gründen. Dieses Vorgehen ist vielmehr vollkommen unabhängig dadurch legitimiert, daß eine Regel, die aus /ɪ/ und /ʊ/ vor den drei Konsonanten [ɛ] und [ɔ] erzeugt, einfacher zu formulieren ist als eine, die in allen anderen Umgebungen [ɪ] und [ʊ] aus /ɛ/ und /ɔ/ herleitet. Außerdem ginge im anderen Fall der Assimilationscharakter der Vokalsenkung vor *h*, *h* und *r* verloren.

Neben den alternierenden gibt es eine sehr große Zahl nichtalternierende Fälle mit »Brechungsvokalen«, vgl. z. B. *faihu*, *aiba-tundi*, *airpa*; *auhso*, *hauru*. Wir müssen auch hier entscheiden, wie die zugrunde liegende Repräsentation der Morpheme aussehen soll. Nach dem Ausschluß der zugrunde liegenden Vokale /ɛ/ und /ɔ/ verbleiben zwei unterschiedliche Möglichkeiten, die beide zu den korrekten phonetischen Vokalen [ɛ] und [ɔ] führen: Die gotische Phonologie enthält die im vorhergehenden Abschnitt behandelte Monophthongierungsregel (R 4), die die zugrunde liegenden Diphthonge /ai/ und /au/ in [ɛ] bzw. [ɔ] überführt und eine in diesem Abschnitt zu formulierende Brechnungsregel, die /ɪ/ und /ʊ/ ebenfalls in [ɛ] bzw. [ɔ] verwandelt. Rein technisch gesehen könnten wir also sowohl von zugrunde liegenden Repräsentationen wie /xaurn/ als auch von solchen wie /xvrn/ ausgehen.<sup>50</sup> Dieses Bild ändert sich, wenn wir

<sup>49</sup> Vgl. Abschn. 6.

<sup>50</sup> Vgl. hierzu auch Wienold (1970).



überprüfen, wieviel phonologische Merkmale im Lexikon zur Spezifizierung der Diphthonge und der entsprechenden hohen Vokale notwendig sind. Unter Voraussetzung der Interpretationskonventionen und der Redundanzbedingung aus Abschnitt 2.3 ergeben sich für postkonsonantisches /i/ und /ai/ die folgenden Lexikoneintragungen:

$$(35) \quad (a) \begin{bmatrix} +\text{seg} \\ +\text{hoch} \\ -\text{hint} \end{bmatrix} \quad (b) \begin{bmatrix} +\text{seg} \\ +\text{ndr} \end{bmatrix} \begin{bmatrix} +\text{seg} \\ -\text{kons} \\ +\text{silb} \\ +\text{hoch} \\ -\text{hint} \end{bmatrix}$$

/u/ und /au/ unterscheiden sich von diesen Segmenten lediglich darin, daß bei ihnen das Merkmal [ $\pm$ hint] postiv spezifiziert ist. Wenn die Segmente im Morphem anlaut stehen, sind sowohl in (a) als auch in (b) je zwei zusätzliche Merkmale notwendig.

Das Ergebnis ist eindeutig. Die monophthongische Repräsentation erfordert pro Vorkommen vier Merkmale weniger als die diphthongische. Sie ist be weitem einfacher und — da die beiden Varianten sonst völlig gleichwertig sind — angemessener.

Wie aber wollen wir nun die Fälle einordnen, in denen *ai* bzw. *au* vor *h*, *h* oder *r* historisch auf einen Diphthong zurückgeht? Wir haben oben festgestellt, daß hier der Diphthong nur historisch auszumachen ist. Für den Sprecher des Gotischen besteht beispielsweise zwischen den Vokalen in *raihts* (protogerm. *e*) und *aihts* (protogerm. *ai*) oder *dauhtar* (protogerm. *o*) und *hauhs* (protogerm. *au*) keinerlei Unterschied. Mit [aj] und [aw] können die »alten Diphthonge« nicht alternieren, da sie stets vor einem Konsonanten, nicht aber vor einem Vokal stehen. Es wäre also nicht nur eine etwas umständlichere Lösung, sondern direkt falsch, für die entsprechenden Morpheme die zugrunde liegenden Diphthonge /ai/ und /au/ anzusetzen. Diphthonge und Monophthonge sind im Laufe der historischen Entwicklung in einer bestimmten Position neutralisiert worden. Beide sind in den zugrunde liegenden Segmenten /i/ bzw. /u/ zusammengefallen, vgl. /rix + s/ und /ixt + s/, /duxt + s/ und /ux + s/.

An dieser Stelle zeigt sich recht gut das Verhältnis einer synchronen Grammatik zu den sprachhistorischen Fakten: Der Grammatiker braucht seine sprachhistorischen Kenntnisse nicht zu »vergessen«. Im Gegenteil, sie liefern ihm für seine Untersuchungen wertvolle heuristische Hinweise.

Entscheidend ist aber, daß jede durch sprachhistorische Kenntnis ange-regte Entscheidung synchron motiviert sein muß. So konnten wir in einer streng synchronen Analyse zeigen, daß der größte Teil der gotischen *ai*- bzw. *au*-Vorkommen auf zugrunde liegende Segmente zurückgehen, die den histo-

rischen Quellen der Vokale entsprechen. Für die letzte behandelte Faktengruppe trifft das dagegen nicht zu. Hier suggeriert die Sprachgeschichte eine unterschiedliche Behandlung von synchron völlig gleich zu bewertenden Fällen; eine synchrone Evidenz für die Trennung von *ai*, *au* (< *i*, *u*) und *ái*, *áu* (< *ai*, *au*) vor *h*, *h* und *r* ist nicht zu erbringen.

Ehe wir im folgenden die »Brechungs«-regel formulieren können, müssen wir noch eine Gruppe von Wörtern diskutieren, in denen vor *h*, *h* und *r* die Vokale *i* und *u* erscheinen, die also von der Regel nicht erfaßt werden dürfen, vgl. *hiri*, *hirjats*, *hirjip*; *fidur*- (*fidur-falps* usw.); *nih*, *nuh*, *-uh* und das Fremdwort *paurpura*. Das sind offensichtlich alles solche Fälle, wo die entsprechenden Vokale unbetont sind oder doch nur eine Nebenbetonung haben. *Hiri*, *hirjats*, *hirjip* sind nur genetisch Verbform, werden aber als Interjektionen verwandt, in *fidur*- liegt die Betonung auf dem *i*, Konjunktionen und Partikel sind generell unbetont und in *paurpura* hat das (zweite) *u* auch nur eine Nebenbetonung.<sup>51</sup> Die »Brechung« erfaßt also nur Vokale, die die Stammbetonung tragen. Das bedeutet, daß ihr die Akzentregeln vorausgehen müssen. Da wir uns im Rahmen dieser Untersuchung mit der Akzentproblematik nicht näher beschäftigen wollen, nehmen wir bei der Formulierung der Regel einfach auf ein Merkmal [+betont] Bezug.<sup>52</sup>

Die sog. »Brechung« stellt eine assimilatorische Senkung vor *h*, *h* und *r* dar. Das *h* geschriebene Segment hatte im Bibelgotischen offensichtlich phonetisch zwei Entsprechungen. Im Wortanlaut vor Vokal und wahrscheinlich auch intervokalisch repräsentiert es den Hauchlaut [h], in allen anderen Umgebungen die velare Spirans [x] (den »ach-Laut«).<sup>53</sup> Diese komplementäre Verteilung zeigt, daß es sich dabei um phonetische Realisierungen des gleichen zugrunde liegenden Segments handelt. Sowohl die Einfachheit der lexikalischen Repräsentation (/x/ erfordert weniger Merkmale als /h/) als auch die Systematik des Konsonantensystems (ohne /x/ würde eine den übrigen stimmlosen Spiranten parallele velare Spirans fehlen) sprechen für eine zugrunde liegende stimmlose velare Spirans /x/. Eine Regel, die in den entsprechenden Kontexten das /x/ in ein [h] verwandelt, ist unschwer zu formulieren.

Wir wollen weiterhin annehmen, daß das orthographische *h* das einheitliche zugrunde liegende Segment /x<sup>w</sup>/, also einen stimmlosen labiovelaren (gerundeten velaren) Spiranten wiedergibt, wie wir übrigens auch *q* als stimmlosen labiovelaren Verschußlaut /k<sup>w</sup>/ interpretieren wollen. Daß hier keine Konsonantenkombinationen /xw/ und /kw/ vorliegen, zeigen einmal Regularitäten des gotischen Morphemaufbaus, die Morphemstrukturbedingungen,

<sup>51</sup> Hier gibt es auch die seltenere Nebenform *paurpaura*. Sie könnte darauf hinweisen, daß die Betonung auf der zweiten Silbe stärker war als die von nativen Nebensilben.

<sup>52</sup> Genau genommen können die Akzentspezifizierungen der Segmente eine ganze Skala von numerischen Werten annehmen, wobei [1 bet] die Hauptbetonungen bezeichnet.

<sup>53</sup> Vgl. Braune (1952), 36 ff.; Krause (1953), 125 f.

denn /w/ kommt nur nach anlautenden Dentalen vor, auch /pw-/ und /gw-/ gibt es nicht. Bei den Ablautverben sind bekanntlich Art und — was hier wichtig ist — Zahl der dem Stammvokal folgenden Konsonanten entscheidend für die Einordnung der Verben in die einzelnen Klassen. Die Verben der I. und V. Klasse beispielsweise haben einen Konsonanten, die der III. Klasse zwei. Zu den entsprechenden Klassen gehören auch die Verben *leiban*, *saiþan* und *singan*. D. h. *h* und *q* funktionieren als Einzelkonsonanten. Bei der Reduplikation wird bei anlautenden Konsonantengruppen, außer Verbindungen /s/ plus Verschußlaut, nur jeweils erste Konsonant wiederholt, während der zweite in der Reduplikationssilbe nicht erscheint. Das Präteritum des Verbs *hōpan* heißt *haiþop*. Auch hier funktioniert *h* als Einzelkonsonant. Über den genauen phonetischen Wert von /x<sup>w</sup>/ läßt sich wenig sagen. Möglicherweise gelten für seine Realisierung ähnliche Regularitäten wie für /x/.

Die Senkung von /i/ und /u/ zu [ε] und [o] sieht folgendermaßen aus:

(R 5) *Vokalsenkung vor x, x<sup>w</sup> und r* (»Brechung«)

$$\begin{bmatrix} +\text{silb} \\ +\text{hoch} \\ +\text{mitt} \\ +\text{bet} \end{bmatrix} \rightarrow [+ \text{ndr}] / \rightarrow \begin{Bmatrix} x \\ x^w \\ r \end{Bmatrix}$$

Die Eingabesegmente müssen als mittlere charakterisiert werden, damit die nichtmittleren hohen Vokale, die durch Monophthongierung entstanden sind (wie z. B. in *reiran* [riran]) von der Senkung nicht erfaßt werden.

Beispiele für die Wirkung von (R 5) sind:

- (36) (a) /lix<sup>w</sup> + um/ → lex<sup>w</sup>um  
           /wirp + an/ → werpan  
           /fix + u/ → fexu (→ fehū)  
           /ixt + s/ → exts  
       (b) /wūrp + um/ → wōrpum  
           /būr + an + s/ → bōrans  
           /xurn/ → xōrn (→ hōrn)  
           /xux + s/ → xōxs (→ hōxs)

5.2. In einzelnen Formen tritt die »Brechung« auch auf, wo das zugrunde liegende Morphem überhaupt keinen der bedingenden Konsonanten enthält, sondern an seiner Stelle ein /g/. Hier entsteht in bestimmten Kontexten zuerst ein [x] aus /g/, das dann die Vokalsenkung bewirkt.

Außer den Morphemen mit »grammatischem Wechsel« (der im Gotischen nur mit Ausnahmeregeln und entsprechenden Merkmalen zu erfassen ist),

wie *tigjus*—*taihun*, ist uns ein Morphem überliefert, bei dem eine ganz regelmäßige Spirantisierung von Dentalen eine Rolle spielt. Diese Regel verwandelt alle Obstruenten in stimmlose Spiranten (also dauernde stimmlose Segmente), wenn sie vor einem Dental (d. h. einem anterioren und koronalen Segment) stehen. Der Dental selbst wird dann zu einem stimmlosen nichtdauernden Segment, einem [t]. Wir wollen diese Regeln kurz aufführen:

(R 6) *Spirantisierung vor Dental*

$$[+obstr] \rightarrow \left[ \begin{array}{c} +dnd \\ -sth \end{array} \right] / - \left[ \begin{array}{c} +obstr \\ +ant \\ +kor \end{array} \right]$$

(R 7) *Dental nach Spirans*

$$\left[ \begin{array}{c} +obstr \\ +ant \\ +kor \end{array} \right] \rightarrow \left[ \begin{array}{c} +dnd \\ -sth \end{array} \right] / [-dnd] -$$

Diese Regeln müssen vor der Regel (R 5) eingeordnet werden. Sie leiten zusammen mit diesen u. a. die korrekten Formen der Präteritums bzw. des Partizips Perfekt von einem Verb wie *bugjan* her:

$$\begin{array}{lclclcl} (37) & /bug + d + a/ & \xrightarrow{R6} & buxda & \xrightarrow{R7} & buxta & \xrightarrow{R5} & b\acute{o}xta \\ & /bug + b + s/ & \xrightarrow{R6} & buxbs & \xrightarrow{R7} & buxts & \xrightarrow{R5} & b\acute{o}xts \end{array}$$

Vgl. diese Konjugationsformen mit *nasida* und *nasips* zu *nasjan*.

Wir haben die Regel (R 6) auch deshalb mit formuliert, da sie unsere Analyse des *h* als zugrunde liegendes /x/ bestätigt. Sie verwandelt nämlich /g/ und /k/ ebenso in orthographisches *h*, wie sie /b/ und /p/ in [f] und /d/ und /t/ in [s] verwandelt (vgl. z. B. *sauhts* zu *siuks* mit *gifts* zu *giban* und *waist* zu *wait*). Das durch diese Regel entstehende *h* muß dementsprechend als phonetisches [x] interpretiert werden. Die Verwendung des gleichen orthographischen Zeichens *h* für das zugrunde liegende Segment in *auhso*, *raihts* usw. spricht dafür, daß auch letzteres in dieser Position den lautlichen Wert [x] hatte, womit seine phonologische Charakterisierung als /x/ nochmals gerechtfertigt ist.

Durch die Formulierung der Vokalsenkungsregel haben wir die Fälle von der »Brechung« ausgeschlossen, in denen /i/ und /u/ unbetont sind. Im folgenden sind noch einige *i*- und *u*-Instanzen vor *r* und *h* zu diskutieren.

Ganz klar ist, daß die Wörter mit dem Präfix *ur*- wie *urreisen* und *urrist*s nur scheinbare Ausnahmen von (R 5) sind. Das *r* tritt hier nur vor einem fol-

genden *r* auf, sonst erscheint *us-*: *usmet*, *uswakjan*. Beide Formen gehen auf zugrunde liegendes /uz/ zurück. Vor »# plus /r/« wird das /z/ zu [r] assimiliert, vor einer einfachen Wortgrenze ohne folgendes /r/ wird es stimmlos. Die Assimilationsregel wird erst nach (R 5) angewandt, so daß beim Operieren der Vokalsenkung hinter dem /u/ überhaupt noch kein [r] steht und die »Brechung« ganz folgerichtig nicht eintreten kann. Hier zeigt sich die Bedeutung der Regelordnung.

Noch interessanter sind Fälle wie *huhrus* (vgl. *huggrjan* /xungr + i + an/, *juhiza* (Komparativ zu *juggs* /jung + s/) und *puhta* (Prät. zu *pugkjan* /bunk + i + an/). Die traditionelle gotische »Lautlehre« sieht hier kein Problem, denn für sie ist das *u* hier lang, und die Vokalsenkung erfaßt nur kurze Vokale. Innerhalb unserer Analyse des gotischen Vokalismus sieht das etwas anders aus. Wir haben herausgearbeitet, daß es im Gotischen des Ulfilas mit großer Sicherheit keine Quantitätsunterschiede mehr gibt; das ehemalige lange *ū* (*runa*, *rums*) und das ehemalige kurze *u* sind zusammengefallen. Auch in *huhrus*, *juhiza* und *puhta* ist das durch »Nasalschwund mit Ersatzdehnung« entstandene *ū* nicht mehr vorhanden. Müßte jetzt also nicht, bei Richtigkeit unserer Analyse, nun auch z. B. statt *huhrus* die Form *\*\*hauhrus* erscheinen? Das ist nicht der Fall, denn im Regelsystem des Gotischen geht die »Brechung« den »Nasalschwund« voraus, so daß, wenn (R 5) angewandt werden könnte, noch ein /n/ zwischen dem Vokal und dem bewirkenden Konsonant steht, vgl.

$$(38) \text{ /p} \overset{\text{R6}}{\text{unk}} + \text{d} + \text{a/} \rightarrow \text{p} \overset{\text{R7}}{\text{unx}} \text{da} \rightarrow \text{p} \overset{\text{R5}}{\text{unx}} \text{ta} \rightarrow (\text{nicht anwendbar}) \rightarrow \text{p} \text{uxta}$$

Diese Regelordnung im Gotischen entspricht nicht der historischen Reihenfolge. Diachronisch gesehen geht die gemeingermanische Nasaleliminierung (A) der nur gotischen Vokalsenkung vor /x/, /x<sup>w</sup>/ und /r/ (B) voraus. Dieser folgt dann die Neutralisierung der Vokalquantitäten (6). Wir müssen also in der Entwicklung des Gotischen bis zur Ulfilas-Zeit mit einer Umordnung der Regeln rechnen, einer Erscheinung, die in der Sprachentwicklung relativ häufig ist. Ausgangspunkt für diese Umordnung ist die Regel (6): Sie bewirkt das absolute Verschwinden der Vokalquantitäten in den zugrunde liegenden Repräsentationen der Morpheme im Lexikon und gestaltet damit das gotische Vokalsystem grundlegend um. Danach scheidet sie selbst aus dem Regelsystem aus, da sie keinerlei systematische Alternationen beschreibt. Da nun alle spezifizierten Längenmerkmale in den Lexikoneintragen und damit auch in den Regeln verschwunden sind, ergeben sich für die verbleibenden Regeln (A) und (B) zwei Möglichkeiten. Die erste ist, daß die Reihenfolge der Regeln (A—B) erhalten bleibt, wobei sich dann die »Brechung« nicht mehr nur auf die ehemals kurzen Vokale bezieht, sondern auch die ehemals langen »analogisch« mit erfaßt. Die zweite ist, daß die ursprüngliche Regelfolge in die umge-

kehrte (B—A) verändert wird, so daß die von (A) erzeugten Instanzen von /ux/ nicht von (B) erfaßt werden können und sich (B) weiterhin nur auf die bisherigen Fälle bezieht. Diese zweite Möglichkeit wird in der Sprache realisiert. Es ist darauf zu verweisen, daß diese Entwicklung keinesfalls eine zwingende Notwendigkeit darstellt.

Da die gotische Nasaleliminierungsregel — wie wir gesehen haben — mit den Problemen des Vokalismus eng verbunden ist, wollen wir sie im folgenden formulieren:

(R 8) *Nasaleliminierung vor x*

$$[+nas] \rightarrow \emptyset / [+silb] - \begin{bmatrix} -ant \\ -kor \\ +dnd \end{bmatrix}$$

Der dem Nasal vorangehende Vokal braucht nicht näher spezifiziert zu werden, da es im Gotischen keine Kombinationen von /e/, /o/ bzw. Diphthong plus /nx/ gibt.

In Morphemen, die auf einer früheren Entwicklungsstufe einmal eine *inh*-Verbindung enthielten, erscheint gotisch stets *ei* als Vokal; entsprechende Verben wie z. B. *weihan* und *peihan* sind in die Ablautklasse I übergetreten. Dabei gibt es auch keinerlei Alternationen mit den Nasal enthaltenden Formen, so daß für alle diese Morpheme eine zugrunde liegende Repräsentation mit dem Diphthong /ɪɪ/ angenommen werden muß. Damit ergibt sich ein unterschiedlicher Status der germanischen *unh*- und *inh*-Verbindungen im Gotischen: Der vordere Vokal ist mit dem gotischen Reflex des »alten germanischen *i*« zusammengefallen und erscheint nach Abbau der Längendistinktion als ein geschlossenes [i], während der hintere Vokal zwar ebenfalls mit dem sehr seltenen »alten germanischen *ū*« zusammenfällt, dieses aber wie germanisch *u* nach dem Verschwinden der distinktiven Vokallänge ein offenes [u] ergibt. Das Nichtmehrvorhandensein der ursprünglichen Parallelität der Entsprechungen von germanisch *unh* und *inh* spricht übrigens nicht gegen unsere Interpretation. »Parallelität« heißt in den meisten Fällen nichts anderes als »Herleitung durch die gleiche Regel«, und diese geht eben ganz automatisch an dem Punkt verloren, wo die isolierten »*inh*-Morpheme« im Lexikon ohne /n/ repräsentiert werden und somit die Nasaleliminierungsregel nicht mehr durchlaufen. Für einen Sprecher des Bibelgotischen, der ja nicht über einen von seinen Vorfahren ererbten »historischen Speicher« verfügt, stehen Formen wie *bukhta* und *weihan* in keinerlei Zusammenhang.

Auch die auf *anh*-Verbindungen zurückgehenden nichtalternierenden Morpheme wie in *fahan* und *hahan* haben *n*-lose Lexikonrepräsentationen. Lexikoneintragen wie /fanx/ hätten hier keinen Sinn. Der Nasal hat hier keinerlei Bedeutung. Dagegen müssen alternierende Morpheme wie in *briggan* —

*brahta* und *pagkjan*—*pahta* im Lexikon mit /n/ repräsentiert sein: /bring/, /pank/. Wichtig ist, daß von den Fällen mit dem Vokal /ʊ/ nicht nur die alternierenden Morpheme wie *pungkjan*—*puhta*, sondern auch die nichtalternierenden wie *uht*- (vgl. *uhtwo*, *biuhts* usw.) und *huhjan* ein /n/ enthalten müssen. Ansonsten würden sie inkorrektweise von der »Brechung« erfaßt. Hier erscheint der Nasal zwar phonetisch in keiner Form der Morpheme, bestimmt aber ihre Lautform entscheidend mit. Wir können deshalb sagen, daß er phonetisch mittelbar realisiert wird.

Die Regel (R 8) wirkt folgendermaßen:

(39) (/ʊnxt + ʊ + o/  $\xrightarrow{\text{R3}}$ ) unxtwo → ʊxtwo

(/pank + t + a/  $\xrightarrow{\text{R6}}$ ) panxta → pahta

Die »Brechung« hat unseres Wissens zwei wirkliche Ausnahmen, die sich in die bisher behandelten generellen Regularitäten nicht einfügen. Es handelt sich einerseits um das Prät. und das Part. Perf. des schwachen Verbs *brukjan*, die Formen *bruhta* bzw. *\*bruhts*, und zum anderen um das Substantiv *skura*. Hier geht der Stammvokal auf ein ursprünglich langes *ū* zurück. Indem die Vokalquantität neutralisiert wird, aber die Morpheme dennoch weiterhin von (R 5) nicht erfaßt werden, erhalten sie einen Ausnahmestatus, werden irregulär. Wir wollen annehmen, daß sie im Lexikon durch das idiosynkratische Merkmal [—Regel (R 5)] gekennzeichnet sind. Es ist zu beachten, daß — wie oben konstatiert — *brukjan* auch eine Ausnahme zur Glideregeln (R 2) darstellt. Dadurch wird der irreguläre Status des Verbs unterstrichen.

Die beiden erwähnten Morpheme sind übrigens die einzigen von uns gefundenen Fälle, die bei uns Ausnahmen darstellen, in einer Phonologie des Gotischen, die zugrunde liegende lange und kurze Vokale unterscheidet, aber ganz regelmäßig erklärt werden könnten. Das zeigt, daß es keine linguistischen Fakten im echten Sinne gibt, mit denen unsere Interpretation des gotischen Vokalismus in Konflikt gerät. Zwei oder drei Ausnahmen tun ihr keinen Abbruch.

## 6. Ablaut und Reduplikation

**6.1.** Wie in allen anderen alten und einigen neuen germanischen Sprachen ist auch im Gotischen der Ablaut eine der wichtigsten Vokalalternationen. Es ist auch kein gotisches Spezifikum, daß der Ablaut primär für die Verbal-flexion von Bedeutung ist: Die vier sog. »Tempusstämme« der starken Verben Inf. Präs., Prät. Sing., Prät. Plur. und Part. Perf. unterscheiden sich nicht in erster Linie durch verschiedene Flexive, sondern durch unterschiedliche Vokale.

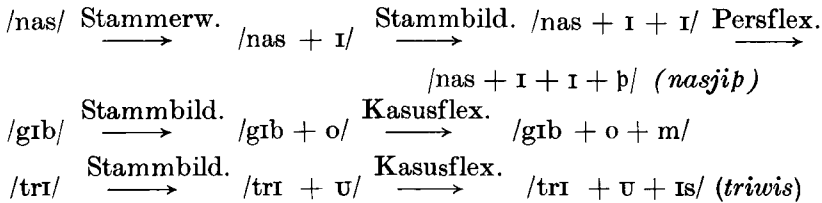
Der Ablaut hat einen grundsätzlich anderen Charakter als alle anderen bisher behandelten Regeln des Gotischen: Während die Regeln (R 1) bis (R 8) phonologische Regeln sind (übrigens einschließlich derer, die »Morphologisierungstendenzen« in dem Sinne aufweisen, daß sie unabhängig von ihren eigentlichen phonologischen Bedingungen für bestimmte morphologische Klassen gelten bzw. nicht gelten), stellen die Ablautregeln morphologische Regeln dar. Unter morphologischen Regeln wollen wir solche verstehen, die syntaktische Kategorienmerkmale wie Kasus-, Numerus-, Tempus- und Modusmerkmale segmental repräsentieren. Das kann sowohl, und das ist der häufigere Fall, durch Anfügung neuer Segmente, also Flexive, an das Wurzelmorphem oder aber durch eine lautliche Veränderung des Wurzelmorphems selbst geschehen. So wird beispielsweise das Merkmal [+Prät.] bei der Verbwurzel /mit/ (im Sing.), wenn diese dem schwachen Verb *miton* zugrunde liegt, durch das Tempusflexiv /d/ repräsentiert, wenn sie dem starken Verb *mitan* zugrundeliegt, dagegen durch die Veränderung des Vokals /i/ in /a/, vgl. /mit + o + d + a und /mat/. Beide Typen morphologischer Regeln haben also innerhalb der Grammatik die gleiche Funktion, nämlich »Kategorien auszudrücken«. Sie sind formal dadurch zu charakterisieren, daß sie mindestens ein syntaktisches Kategorienmerkmal der erwähnten Art enthalten.

Wir haben bisher nicht streng zwischen der zugrunde liegenden lexikalischen und der zugrunde liegenden phonologischen Repräsentation der Wörter unterschieden. Erstere bestehen nur aus den Wurzelmorphemen. Auf diese werden dann die morphologischen Regeln angewandt, die die Flexive anfügen oder z. B. die Stammvokale ändern, so daß die zugrunde liegenden Repräsentationen der Flexionsformen oder — anders ausgedrückt — die zugrunde liegenden phonologischen Repräsentationen entstehen. Diese stellen die Eingabe für die phonologischen Regeln dar. Vgl. die folgenden Überführungen von lexikalischen in phonologische Repräsentationen (wobei wir die Merkmale der Wurzelmorpheme nicht explizit aufführen):<sup>54</sup>

- (40) /mit/  $\xrightarrow{\text{Stammbild.}}$  /mit + o/  $\xrightarrow{\text{Prätbild.}}$  /mit + o + d/  $\xrightarrow{\text{Persflex.}}$  /mit + o + d + a/  
 /mit/  $\xrightarrow{\text{Stammbild.}}$  /mit + o/  $\xrightarrow{\text{Persflex.}}$  /mit + o + p/  
 /mit/  $\xrightarrow{\text{Stammbild.}}$  /mit + i/  $\xrightarrow{\text{Persflex.}}$  /mit + i + p/  
 /mit/  $\xrightarrow{\text{Prätbild.}}$  /mat/  
 /mit/  $\xrightarrow{\text{Prätbild.}}$  /met/  $\xrightarrow{\text{Persflex.}}$  /met + um/

<sup>54</sup> Wir können solche Zusammenhänge nur skizzieren; vgl. dazu Wurzel (1970).





Wie andere segmentverändernde morphologische Regeln, geht auch der germanische Ablaut auf ursprünglich phonologische Regularitäten zurück: Alle Indizien sprechen dafür, daß der Ablaut im Indoeuropäischen vom Akzent des betreffenden Vokals abhängig, also mithin phonologisch bedingt war. Durch die Festlegung des Akzents im Germanischen wurden seine phonologischen Bedingungen eliminiert. Da sich verschiedene Verbformen in ihrem Akzent unterschieden und somit in der verbalen Formenbildung akzentbedingte Vokalalternationen auftraten, konnten diese dann in Ermangelung phonologischer Bedingungen mit den sie jeweils begleitenden syntaktischen Kategorien des Verbs (Präs., Prät. Sing., Prät. Plur. und Part. Perf.) in Beziehung gebracht und diese als die ablautebewirkenden Faktoren interpretiert werden. Der Ablaut wird zum Kennzeichen dieser Kategorien. An diesem Punkt ist aus einer phonologischen Regel eine morphologische geworden.<sup>55</sup> Die sich so ergebenden neuen Ablautregularitäten gelten bekanntermaßen nicht für alle Verben, sondern nur für einen Teil von ihnen. Der Sprecher muß nicht nur die entsprechenden Regeln beherrschen, sondern er muß gleichzeitig wissen, ob ein Verb von ihnen erfaßt werden darf oder nicht. D. h. im Lexikon der Sprache muß ein spezielles Ablautmerkmal existieren, das für alle ablautenden Verben positiv, für alle anderen Verben negativ spezifiziert ist. Solche Merkmale, die sich nicht aus der Lautform eines Morphems ergeben, sondern zusätzlich zu dieser zu lernen sind, werden, da sie das morphologische Verhalten der Morpheme und damit ihre morphologische Klassifizierung charakterisieren, als morphologische Merkmale bezeichnet. Auch die noch zu behandelnde gotische Reduplikation sowie z. B. der Umlaut im Neuhochdeutschen und den modernen nordgermanischen Sprachen sind, wie der Ablaut in allen germanischen Sprachen, »morphologisierte« Regeln.

**6.2.** Wenden wir uns jetzt den einzelnen Ablautklassen des Gotischen zu. Ihre Formen sehen folgendermaßen aus:

<sup>55</sup> Diese Entwicklung ist natürlich grob vereinfacht wiedergegeben. Für die Komplexität der Problematik vgl. z. B. Hirt (1931), 50 ff.

(41)

Klasse	Inf./Präs.	Prät. Sg.	Prät. Pl.	Part. Perf.
I.	<i>greipān</i> <i>ga-leihan</i>	<i>graip</i> <i>ga-taih</i>	<i>gripum</i> <i>ga-taihum</i>	<i>gripāns</i> <i>ga-taihans</i>
II.	<i>biudan</i> <i>tiuhan</i>	<i>bauþ</i> <i>tauþ</i>	<i>budum</i> <i>tauhum</i>	<i>budāns</i> <i>tau hans</i>
III.	<i>bindan</i> <i>wairpan</i>	<i>band</i> <i>warp</i>	<i>bundum</i> <i>waurpum</i>	<i>bundāns</i> <i>waurpans</i>
IV.	<i>niman</i> <i>bairan</i>	<i>nam</i> <i>bar</i>	<i>nemum</i> <i>berum</i>	<i>numāns</i> <i>baurans</i>
V.	<i>wrikan</i> <i>sailvan</i>	<i>wrak</i> <i>sahv</i>	<i>wrekum</i> <i>sehrum</i>	<i>wrikāns</i> <i>sailvans</i>
VI.	<i>slahan</i>	<i>sloh</i>	<i>slohum</i>	<i>slahans</i>

Die jeweils an zweiter Stelle stehenden Verben haben Formen, in denen Vokalsenkung vorliegt. Sie sind durch Fettdruck gekennzeichnet. Bei der Formulierung der Ablautregeln können wir diese Formen vernachlässigen, da sie durch die »Brechung« (R 5) aus den /i/- bzw. /u/-Formen abgeleitet werden können, wenn dem Vokal /x/, /x<sup>w</sup>/ oder /r/ folgt. Es ist weiterhin unschwer festzustellen, daß sich die Verben der VI. Reihe von allen übrigen dadurch unterscheiden, daß sie im Präs. anstelle des /i/ ein /a/ haben und kein Prät. mit /a/ bilden. Bei ihnen erscheint ein einheitlicher Präteritalvokal /o/, während der Vokal des Part. mit dem des Präs. identisch ist. Für die Ableitung des vom Präs. abweichenden Vokals /o/ benötigt man nur eine einzige Regel, die in der syntaktischen Umgebung [+Prät] operiert. Sie gilt freilich nur, wenn das Verb das Merkmal [+Abl] hat:

(42)

$$\left[ \begin{array}{l} +\text{silb} \\ +\text{ndr} \end{array} \right] \rightarrow [-\text{ndr}] / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +\text{Abl} \\ +\text{Prät} \end{array} \right]$$

Mit den angegebenen Merkmalen sind die beiden Vokale hinreichend spezifiziert. Im nächsten Abschnitt werden wir darauf eingehen, weshalb der Ausgabevokal /o/, der sich phonetisch von /a/ auch in der Rundung unterscheidet, in der Regel nicht als [+rund]spezifiziert zu sein braucht. Daß die Regel auf verbale Morpheme beschränkt ist, braucht nicht explizit erwähnt zu werden; es ergibt sich aus dem Vorhandensein der beiden Umgebungsmerkmale.

In der zugrunde liegenden Repräsentation der übrigen Ablautverben steht überall /i/. Die Verben unterscheiden sich nur in den dem Vokal folgenden Segmenten. Das können /i/, /ii/, Konsonantenverbindungen sowie nicht-obstruente oder obstruente Einzelkonsonanten sein. Wenn wir voraussetzen, daß die Regel (42) schon operiert hat, braucht das /i/ in den weiter zu formulierenden Ablautregeln nur noch als [+silb] gekennzeichnet zu werden, denn die Verben des Typs *slahan* sind ja schon abgearbeitet; [+silb, +Abl] bedeutet hier »alle (noch verbleibenden) Vokale in ablautenden Verben«.

Wenden wir uns der Regel zu, die den Ind. des Prät. Sing. aller Verben der Klassen I. bis V. erzeugt. Hier wird der zugrunde liegende Lexikonvokal in ein /a/ verwandelt, d. h. er bekommt das Merkmal [+ndr] zugewiesen, wenn das Wurzelmorphem die Merkmale [+Prät, -Pl, -Konj] hat. ([ -Pl] bezeichnet den Sing. [+Pl] Plur. und Dual gemeinsam; letzterer ist vom Plur. durch das Merkmal [+Dual] unterschieden.) Wichtig ist dabei, daß die Alternation jeweils den Vokal betrifft, der unmittelbar nach einem Konsonanten (»K«) steht (vokalisch anlautende Verben gibt es nicht, sie könnten übrigens durch eine geringe Modifizierung der Regel einbezogen werden). Andernfalls würde auch der zweite Vokal der Diphthongs /ii/ und /iu/ erfaßt, und es entstünden Formen wie *\*\*graap* und *\*\*taah*.

Damit sind die Singularformen des Prät. Ind. abgeleitet. Da die Regeln eine geordnete Menge darstellen, genügt jetzt, soll auf das Prät. Plur./Dual und den Konj. (Opt.) Bezug genommen werden, die Angabe [+Prät] (»alle noch verbleibenden Präteritalformen«).

Zunächst die *e*-Präterita der Reihen IV und V: Diese Verben sind dadurch gekennzeichnet, daß dem Vokal ein einzelner (bei IV nichtobstruenter: /l/, /r/, /m/, /n/, bei V obstruenter) Konsonant plus Morphemgrenze (»K +«) folgt. Hier tritt im Prät. Plur./Dual Indikativ und im Prät. Konj. ein nichthohes /e/ auf.

Vor einem weiteren Vokal (»V«), also in den Reihen I und II, verschwindet der Vokal in den verbleibenden Präteritalformen und im Part. Perf. Beide Kategorien sind durch das gemeinsame Merkmal [-Präs.] charakterisiert.

Die letzte Ablautregel betrifft die *u*-Formen des Prät. Plur./Dual und des Konj. der III. sowie des Part. Perf. der III. und IV. Ablautklasse. Hier folgt dem Vokal entweder eine Verbindung von wenigstens zwei beliebigen Konsonanten wie z. B. in *bindan*, *brinnan*, *hilpan*, *briskan* und *bliggwan* oder ein nichtobstruenter Konsonant wie in *niman*, *bairan* und *stilan*. Die Veränderung besteht in der Ersetzung des vorderen /i/ durch das hintere /u/.

Wir erhalten damit eine Gruppe von vier Ablautregeln, die die Vokale der Reihen I bis V herleiten. Sie werden im folgenden Regelschema formalisiert:

$$(43) \quad \left[ \begin{array}{c} +\text{silb} \\ +\text{Abl} \end{array} \right] \xrightarrow{\quad} \left\{ \begin{array}{l} \text{(a)} \quad \left[ +\text{ndr} \right] / \text{K} \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +\text{Prät} \\ -\text{Pl} \\ -\text{Konj} \end{array} \right] \\ \text{(b)} \quad \left[ -\text{hoch} \right] / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +\text{Prät} \end{array} \right] \text{K} + \\ \text{(c)} \quad \emptyset \quad / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ -\text{Präs} \end{array} \right] \text{V} \\ \text{(d)} \quad \left[ +\text{hint} \right] / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ -\text{Präs} \end{array} \right] \left\{ \begin{array}{c} \text{K}_2 \\ [-\text{obstr}] \end{array} \right\} \end{array} \right\}$$

Anschließend wollen wir noch alle gotischen Ablautregularitäten, also (42) und (43), zu einem Regelschema zusammenfassen, das dann die Ablautregeln in ihrer Gesamtheit und Einheitlichkeit wiedergibt. Diese Zusammenfassung hat den Vorteil, daß man mit Hilfe der »Konvention der mehrfachen Umgebung« die einzelnen relevanten Umgebungen nochmals zusammenfassen und dabei einige Merkmale einsparen kann. Sie stellt offenbar die einfachste und generellste Formulierung des Ablauts im Gotischen dar:<sup>56</sup>

(R 9) *Ablaut*

$$\left\{ \begin{array}{l} \text{(a)} \quad \left[ +\text{ndr} \right] \rightarrow \left[ -\text{ndr} \right] / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +\text{Prät} \end{array} \right] \\ \text{(b)} \quad \left\{ \left\{ \left[ +\text{ndr} \right] / \text{K} \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ -\text{Pl} \\ -\text{Konj} \end{array} \right] \right\} / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +\text{Prät} \end{array} \right] \right\} \\ \text{(c)} \quad \left[ \quad \right] \rightarrow \left\{ \left\{ \left[ -\text{hoch} \right] / - \text{K} + \right\} / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +\text{Prät} \end{array} \right] \right\} \\ \text{(d)} \quad \left\{ \left\{ \emptyset \quad / - \text{V} \right\} / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +\text{silb} \\ +\text{Abl} \end{array} \right] \right\} \\ \text{(e)} \quad \left\{ \left\{ \left[ +\text{hint} \right] / - \left[ \begin{array}{c} \text{K}_2 \\ [-\text{obstr}] \end{array} \right] \right\} / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ -\text{Präs} \end{array} \right] \right\} \end{array} \right\}$$

(R 9) könnte noch dahingehend erweitert werden, daß neben den Verbformen auch die entsprechenden Nominalisierungen wie etwa *gabaurps* (zu *bairan*), *gabundi* (zu *bindan*) und *gaprask* (zu *priskan*) mit erzeugt werden.

Zur Verdeutlichung seien abschließend noch einmal die einzelnen Ablautvokale unter Angabe der sie herleitenden Regeln aufgeführt:

<sup>56</sup> Vgl. dazu auch die Behandlung des gotischen Ablauts in Motsch (1967).

(44)

	1	2	3	4
I.	II	a I	ø I	ø I
II.	IU	a U	ø U	ø U
III.	I	a	U	U
IV.	I	a	e	U
V.	I	a	e	I
VI.	a	o	o	a

(d)

(e)

(c)

(a)

Im Präs. aller Verben und im Part. Perf. der Verben der Reihen V und VI ist, entsprechend der Formulierung von (R 9), keine Ablautregel anwendbar. Die Vokale bleiben unverändert.

Es gibt einige Ablautverben, die, was die in einzelnen Formen auftretenden Vokale betrifft, von den in (R 9) zusammengefaßten Regeln abweichen. Das Verb *galukan* hat die Formen *-lauk*, *-lukum*, *-lukans*. Es gehört also zur II. Klasse und zeigt nur eine abweichende Präsensbildung. Wir wollen hier im Lexikon die ganz reguläre Repräsentation /IUVk/ ansetzen und annehmen, daß das Morphem idiosynkratisch im Präs. für die Regel (R 9d) markiert ist, die dann also das /I/ nicht nur im Prät. Plur./Dual und Part. Perf., sondern auch im Präs. eliminiert. Ähnlich wie beim Verb *trudan*, einem irregulären Verb der Klasse IV: Es muß im Präs. für die idiosynkratische Anwendung der Regel (R 9e) gekennzeichnet werden, die das zugrunde liegende /I/ in ein /U/ verwandelt. Wahrscheinlich ebenso verhält sich *wulan*. Das Verb *brikan* gehört nach seiner segmentalen Struktur in die V. Klasse. Obwohl dem Stammvokal aber kein Nasal oder Liquid folgt, hat es die Partizipform *brukans* (nicht *\*\*brikans*). Im Lexikon muß also neben der segmentalen Repräsentation /brIk/ angegeben sein, daß das Part. Perf. nach Regel (R 9e) gebildet wird. Schließlich hat das Verb *itan* im Prät. Sing. kein /a/, sondern ein /e/ (vgl. *et*, überliefert im Kompositum *fret*). Das Morphem ist einfach von der Regel (R 9b) auszunehmen, die es normalerweise erfassen würde. Durch die Sperrung von (b) wird /It/ ganz folgerichtig von (c) in /et/ umgewandelt.

Wie bereits erörtert, stellen die synchronen Ablautverhältnisse im Gotischen der Ulfilas-Bibel einen wichtigen Grund für die Annahme von zugrunde liegenden Diphthongen dar. Wollten wir in den beiden ersten Reihen anstelle der Diphthonge /II/ und /IU/ die Monophthonge /i/ und /u/ zugrunde legen,

wären wesentliche Zusammenhänge des Ablautsystems nicht zu erfassen. Diese beiden Klassen, die einen integrierten Bestandteil des generellen /i/—/a/-Ablauts ausmachen, würden aus ihrem natürlichen Zusammenhang herausgelöst, und das Regelsystem würde durch zusätzliche Regeln verkompliziert.

**6.3.** Auch die zweite Gruppe der germanischen starken Verben, die der Verben mit Reduplikation, ist im Gotischen erhalten. Wenn auch nicht sehr viele reduplizierende Verben überliefert sind, so sind doch die entsprechenden Regularitäten klar erkennbar. Die Reduplikation, die wir auch aus anderen ie. Sprachen kennen, sieht im Gotischen so aus, daß bei der Bildung des Prät. vor das primäre Wurzelmorphem eine reduzierte Form dieses Morphems bis einschließlich des Stammvokals tritt. Der Vokal erscheint dabei, unabhängig von dem des zugrunde liegenden Morphems, stets als *ai* ([ε]). Das Merkmal [+Red] ist, wie [+Abl] ein morphologisches Merkmal mit den oben kurz skizzierten Charakteristika, die Reduplikationsregel ist eine morphologische Regel, die zur Bildung des Prät. dient.

Für die Formulierung dieser Regel gibt es, was den einzuführenden Vokal betrifft, zwei Möglichkeiten: Entweder wird ein /ε/ eingeführt oder es wird der Diphthong /ai/ eingeführt, der dann von der Monophthongierung (R 4) in [ε] umgewandelt wird. Wenn gleich ein /ε/ eingeführt wird, verletzen wir unsere eigenen Annahmen darüber, daß es im Bibelgotischen kein zugrunde liegendes Segment /ε/ gibt. Wir haben es für die zugrunde liegenden lexikalischen Repräsentationen ausgeschlossen, aber durch die Reduplikationsregel kämen doch wieder /ε/-Instanzen in die zugrunde liegenden phonologischen Repräsentationen, und /ε/ wäre doch ein zugrunde liegendes Segment (traditionell: ein Phonem). Aus solchen Gründen ist es sinnvoll, für morphologische Regeln generell das folgende Prinzip zu formulieren:

- (45) Morphologische Regeln dürfen keine Segmente einführen oder herleiten, die in den zugrunde liegenden lexikalischen Repräsentationen der Sprache nicht enthalten sind.

Auf Grund des Prinzips (45) braucht auch das aus einem lexikalischen /a/ hergeleitete /o/ in Regel (42) (bzw. (R 9a) nicht als [+rund] spezifiziert zu werden, denn das einzige zugrunde liegende Segment mit den Merkmalen [+hint, —hoch], die erhalten bleiben und [—ndr], das durch die Regel neu eingeführt wird, ist eben zugleich auch [+rund]. Das gleiche gilt für die Spezifizierung des /a/ in (43a) (bzw. (R 9b)) und die des /u/ in (43d) (bzw. (R 9e)).

Die Regel führt dann also den Diphthong /ai/ ein. Sie hat die Form einer Transformationsregel.<sup>57</sup>

<sup>57</sup> Übrigens wären auch zur Einführung von /ε/ vier Merkmale notwendig. Das Segment müßte als [+silb, +mitt, +ndr, —hint] charakterisiert werden.

$$(46) \quad \underset{1}{K_0^2} \begin{bmatrix} +\text{silb} \\ +\text{Red} \\ +\text{Prät} \end{bmatrix} \Rightarrow 1 \begin{bmatrix} +\text{silb} \\ +\text{ndr} \end{bmatrix} \begin{bmatrix} +\text{silb} \\ -\text{hint} \end{bmatrix} + 1 \underset{2}{} 2$$

»K<sub>0</sub><sup>2</sup>« steht für eine Folge von null bis zwei Konsonanten, denn die Verben können vokalisiert (wie *arukan*), mit einem (wie *fahan*) oder mit zwei Konsonanten (wie *skaidan*) anlauten. Die Regel besagt dann:

An ein reduplizierendes Verb werden bei Anwesenheit des Merkmals [+Prät] die vor dem Vokal stehenden Konsonanten plus /aI/ plus Morphemgrenze links adjungiert. Beispiele dafür sind die folgenden Fälle:

- (47) (a) /aʊk/ → /aI + aʊk/  
           /skaId/ → /skaI + skaId/  
           /xait/ → /xaI + xait/  
       (b) /slep/ → /slaI + slep/  
           /let/ → /laI + let/  
           /gret/ → /graI + gret/

Davon sind nur die Formen unter (a) korrekt. Die unter (b) aber müssen *saislep*, *lailot* und *gaigrot* heißen. Es müssen also noch unter bestimmten Bedingungen Konsonanten eliminiert und Vokale verändert werden.

Zunächst das erste Problem: Hier ist festzustellen, daß die Eliminierung nur die jeweils zweiten zweiten Konsonanten in Zweiergruppen erfaßt, und auch diese nur, wenn es sich um Liquiden, also Nichtobstruenten handelt, vgl. *saislep* vs. *skaiskaid*. Eine entsprechende Eliminierungsregel kann leicht formuliert werden (»#« signalisiert den Wortanfang):

$$(48) \quad \begin{bmatrix} +\text{kons} \\ -\text{obstr} \end{bmatrix} \rightarrow \emptyset / \# \begin{bmatrix} +\text{kons} \\ +\text{Red} \\ +\text{Prät} \end{bmatrix} -$$

Sie operiert auf den von (46) erzeugten Formen:

- (49) /slaI + slep/ → /saI + slep/  
       /graI + gret/ → /gaI + gret/

Das letzte Verb hat dabei immer noch nicht seine phonologische Repräsentation.

Die beiden bisher behandelten Reduplikationsprozesse können wiederum zu einem Regelschema zusammengefaßt werden. Dabei brauchen dann Merkmale wie [+Red], [+Prät] usw. nur noch einmal zu erscheinen:

(R 10) *Reduplikation*

$$\begin{array}{c} 1 \end{array} [+obstr]_0^2 \begin{array}{c} 2 \\ \left[ \begin{array}{c} +kons \\ -obstr \end{array} \right]_0^1 \end{array} \begin{array}{c} 3 \\ \left[ \begin{array}{c} +silb \\ +Red \\ +Prät \end{array} \right] \end{array} \Rightarrow 1 \text{ X } \begin{array}{c} \left[ \begin{array}{c} +silb \\ +ndr \end{array} \right] \left[ \begin{array}{c} +silb \\ -hint \end{array} \right] + 21 \end{array}$$

*Bedingung:* X ist 2, wenn 1 leer ist, sonst leer.

Die Bedingung gewährleistet, daß der nichtobstruente Konsonant im richtigen Kontext eliminiert wird: Bei /skaɪd/ ist die Konstituente 2 gar nicht vorhanden, es fällt kein Konsonant aus, so daß /skaɪ + skaɪd/ entsteht. Im Falle von /slep/ ist das /l/ die Konstituente 2. Da Konstituente 1 nicht leer ist, ist X leer, d. h. das /l/ fällt aus. Im Morphem /let/ ist die Konstituente 1 leer, und 2, das /l/ bleibt erhalten. Wir bekommen /saɪ + slep/, aber /laɪ + let/.

Die reduplizierenden Verben, die noch zusätzlich ihren Vokal verändern, sind unschwer von den übrigen zu sonder. Sie haben den Stammvokal /e/, dem ein dentaler (/t/ bzw. /d/) oder velarer Konsonant (/k/) folgt, vgl. *letan*, *gretan*, *tekan* und *-redan*. Das einzige reduplizierende Verb mit /e/ plus Labial ist *slepan*; es hat keinen Vokalwechsel. Wir benötigen also für die »reduplizierend-ablautenden« Verben kein besonderes Ablautmerkmal, sondern machen die Vokalalternation von den erwähnten segmentalen Eigenschaften abhängig. Freilich können wir damit nicht ausschließen, daß unsere Beschreibung lediglich auf den Zufälligkeiten der Überlieferung beruht.

Dentale und velare Konsonanten haben gemeinsam, daß sie jeweils gleiche Werte für die beiden Merkmale [ $\pm$ anterior] und [ $\pm$ koronal] haben, die Dentale »+j, die Velare »-«. Alle anderen Konsonanten des Gotischen haben unterschiedliche Werte. Wir können also die Regel aufstellen:

$$(50) \quad \begin{array}{c} \left[ \begin{array}{c} -hint \\ -hoch \end{array} \right] \rightarrow [+hint] / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +silb \\ +Red \\ +Prät \end{array} \right] \left[ \begin{array}{c} +kons \\ \alpha ant \\ \alpha kor \end{array} \right] \end{array}$$

Der Eingabevokal /e/ muß als [-hoch] gekennzeichnet werden, weil sonst auch das /ɪ/ der Reduplikationssilbe mit erfaßt und in /u/ verwandelt würde. (50) überführt die letzten der bisher betrachteten Präteritalformen in korrekte phonologische Repräsentationen:

$$(51) \quad \begin{array}{l} /laɪ + let/ \rightarrow /laɪ + lot/ \\ /gaɪ + gret/ \rightarrow /gaɪ + grot/ \end{array}$$

Es gibt jedoch nur eine weitere Gruppe von reduplizierenden Verben, die zu den »reduplizierend-ablautendenj gerechnet werden, nämlich die des Typs *saian*—*saiso*—*saisoum*—*saians*. Hierher gehört noch *waian* sowie möglicherweise das nur im Präsens belegte *faian* (das Prät. \**faiaida* ist hier jedoch nicht auszuschließen) und \**laian*, von dem nur das Prät. *lailoum* vorkommt.<sup>58</sup>



Die Präteritalformen dieser Verben werden von der Regel (50) scheinbar nicht erzeugt, da diese nur Morpheme mit dem Vokal /e/ erfaßt. Da Verben wie *saian* und *waian* zu einer Gruppe von Wörtern gehören, deren Vokalismus nicht nur wegen ihrer Präteritalbildung interessant ist, wollen wir uns mit dieser Problematik in einem besonderen Abschnitt befassen.

## 7. Vokal vor Vokal

Die Verben des Typs *saian* sind schon deshalb interessant, weil in ihnen ein *i* vor einem Vokal steht. Da hier keine »Brechung« vorliegen kann, wären nach den bislang formulierten Regeln Formen wie *\*\*sajan* und *\*\*wajan* zu erwarten. Sie kommen jedoch nicht vor. Dagegen gibt es parallele Erscheinungen bei *au*, vgl. z. B. *stawida* (zu *stojan*), *stawa*, *tau* und *sauil* (nicht: *\*\*stawida* usw.). Für die Erklärung dieser Formen bieten sich zwei Möglichkeiten: Entweder müssen die Glideregeln in Abschnitt 3 umformuliert oder es müssen für die Vokale andere zugrunde liegende Repräsentationen als /aɪ/ und /aʊ/ gefunden werden, wie wir sie, ausgehend von der Orthographie, stillschweigend angenommen haben.

Der zweite Weg führt zum Ergebnis: Wenn wir uns die hier zur Diskussion stehenden Formen mit *ai* und *au* etwas näher ansehen, so können wir feststellen, daß den Doppelzeichen stets ein Vokal folgt, in keinem Fall ein Konsonant. In Formen der gleichen Wurzelmorpheme, bei denen ein Nichtvokal folgt, tritt statt *ai* bzw. *au* immer *e* bzw. *o* auf, wie schon der Inf. *stojan* zu *stawida* zeigt, vgl. weiter die Nominalisierung *seps* (zu *saian*) und den Gen. *tojis* zu *tau*. Für jeweils beide Vokale, d. h. [ɛ] und [e] sowie [ɔ] und [o], müssen wir eine gemeinsame zugrunde liegende Repräsentation finden. Da die Annahme von /aɪ/ und /aʊ/ offensichtlich zu Schwierigkeiten führt, können wir also /e/ und /o/ ansetzen und die [ɛ]- bzw. [ɔ]-Formen als abgeleitet auffassen. Diese Hypothese über die zugrunde liegenden Formen der Morpheme wird dadurch gestützt, daß ja die Regel für den Vokalwechsel bei Reduplikation ((50)) ein /e/ in ein /o/ verwandelt, so daß aus zugrunde liegendem /se/ das Prät. /saɪ + so/ ganz einfach abgeleitet werden kann. Dazu muß Regel (50) nur insofern leicht modifiziert werden, daß sie nicht nur für Morpheme auf Dental und Velar gilt, sondern auch für solche, die auf den Stammvokal /e/ enden. Der Konsonant muß also als fakultativ gekennzeichnet und die Morphemgrenze explizit aufgeführt werden. Damit erhält diese Regel ihre endgültige Form:

(R 11) *Vokalwechsel bei Reduplikation*

$$[-\text{hint}] \rightarrow [+ \text{hint}] / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +\text{silb} \\ +\text{Red} \\ +\text{Prät} \end{array} \right] \left( \left[ \begin{array}{c} +\text{kons} \\ \alpha\text{ant} \\ \alpha\text{kor} \end{array} \right] \right) +$$

<sup>58</sup> Vgl. Braune (1952), 100; Krause (1953), 222.

Jetzt erfaßt (R 11) auch die vokalisch auslautenden Morpheme. Eine weitere Bestätigung für eine Vokalsenkung vor Vokal ist die gotische Wiedergabe des griechischen  $\omega$  vor Vokal. Während für dieses Zeichen im Gotischen sonst stets *o* steht, wird es hier immer mit *au* wiedergegeben, vgl. *Trauada* für *Ἐρωάς* und *Nauel* für *Νωέ*. Ähnlich steht vor Vokal gotisches *ai* für griechisches  $\eta$  wie in *Osaiin* für *Ὠσηέ*.

Wenn also in *saian*, *tauī* usw. gar keine zugrunde liegenden Diphthonge /ai/ und /au/ existieren, können sie auch nicht von der Glideregeln erfaßt werden. Die Schreibungen *ai* und *au* besagen hier nichts anderes, als daß in den entsprechenden Formen [ɛ] und [ɔ] gesprochen wurden. Nach dem im Laufe der historischen Entwicklung *ai* und *au* monophthongiert worden waren, konnten diese Doppelzeichen auch für Instanzen von [ɛ] und [ɔ] geschrieben werden, die eine ganz andere Genesis haben und systematisch auf andere zugrunde liegende Segmente zurückgehen.

Ehe wir die Vokalsenkung formulieren können, müssen wir noch konstatieren, daß in den mit /ʊ/ gebildeten Formen des Prät. wie *saisoun*, *waiwoun* und *lailoun* keine Veränderung des Vokals /o/ eintritt, obwohl er vor einem anderen Vokal steht. Die Senkung scheint also nur vor bestimmten Vokalen einzutreten. Belege haben wir für die Senkung vor /a/ (*saian*), vor /i/ (*stauida*) und vor /e/ (*Nauel*), Vorkommen vor /o/ sind nicht vorhanden. Diesen Fakten können wir Rechnung tragen, indem wir die Regel auf Vokal vor nichtrundem Vokal beschränken. Das hieße dann, daß auch Vokale vor /o/ nicht verändert würden:

$$(52) \quad [-\text{hoch}] \rightarrow [+ \text{ndr}] / - \left[ \begin{array}{l} + \text{silb} \\ - \text{rund} \end{array} \right]$$

Diese phonologische Regel besagt dann: Nichthohe Vokale werden niedrig vor nichtrundem Vokal.

Die Regel hat in dieser Form nicht nur den Nachteil, daß durch sie das Verhalten von /e/ und /o/ mit festgelegt wird, ohne daß wir einen einzigen Beleg dafür haben. Es ist gleichzeitig recht unwahrscheinlich, daß eine Regel wie (52), die im Gesamtsystem so weit unten eingeordnet ist, daß sie sogar fremde Namen erfaßt, Vokale nur vor bestimmten Vokalen senkt, vor anderen dagegen nicht.

In ähnlicher Weise problematisch wäre eine andere Lösung, die davon ausgeht, daß in den Fällen, wo die Regel nicht operiert, also vor *u*, ein morphologischer Ausgleich stattgefunden hat. Alle Fälle ohne Vokalsenkung vor Vokal sind nämlich die Präteritalformen der reduplizierenden Verben. Hier hätte eine Vokalsenkung vor Vokal die Folge, daß es keinen einheitlichen Präteritalvokal mehr gäbe, vgl.

- (53) *saiso* [o] — \*\**saisaum* [o]  
*waiwo* [o] — \*\**waiwauum* [o]

Eine morphologisierte Variante der Regel könnte dementsprechend vor allen Vokalen gelten, müßte aber die Präterita der reduplizierenden Verben explizit von der Veränderung ausnehmen. Sie wäre dann wie folgt zu formalisieren:

$$(54) [-\text{hoch}] \rightarrow [+ \text{ndr}] / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ \left\{ \begin{array}{l} -\text{Red} \\ -\text{Prät} \end{array} \right\} \end{array} \right] [+ \text{silb}]$$

Die Regel ist so nur anwendbar, wenn das entsprechende Wort kein reduplizierendes Verb ist und/oder nicht im Prät. steht.

Auch diese Regel erzeugt die korrekten Formen, jedenfalls soweit sie überliefert sind. Wie gerade erwähnt, weisen aber die von der Regel gesenkten Vokale in griechischen Namen auf eine weit unten eingeordnete »lebendige« Regel. Dem würde aber die Abhängigkeit von den beiden morphologischen Merkmalen  $[\pm \text{Red}]$  und  $[\pm \text{Prät}]$  widersprechen. Morphologisierungen sind gerade das Kennzeichen von Regeln, die im Regelmechanismus ziemlich weit oben eingeordnet sind.

Es gibt eine dritte Möglichkeit der Erklärung der vorhandenen Fakten, und diese scheint uns die angemessenste zu sein. Bei einer nochmaligen Überprüfung der Vorkommen von »Vokal plus Vokal« ergibt sich nämlich, daß — unabhängig von der Qualität des zweiten Vokals und von den morphologischen Klassifizierungen — allemal dann der erste Vokal gesenkt wird, wenn er den Wortakzent trägt. Er wird dagegen nicht gesenkt, wenn er ihn nicht trägt wie in den Präteritalformen *saisaum* und *waiwoum*, wo das Reduplikationsmorphem betont wird. Wir machen also die Regel in ihrer endgültigen Form von der Betonung abhängig.

(R 12) *Vokalsenkung vor Vokal*

$$[+\text{bet}] \rightarrow [+ \text{ndr}] / - [+ \text{silb}]$$

Ein betontes Segment (redundanterweise ein Vokal) erhält das Merkmal  $[+ \text{ndr}]$  zugewiesen, wenn ihm ein weiterer Vokal folgt. Es ist nicht uninteressant, daß (R 12) unter den diskutierten Varianten der Regularität die einfachste Beschreibung darstellt.

Abschließend noch einige Beispiele, die das Operieren der Regel (R 12) zeigen:

(55) /se + an/ → seān; vgl. /se + þ + s/

/sto + ɪ + d + a/ → stōida

(/sto + ɪ + an/  $\xrightarrow{R3}$  ) sto + j + an → (nicht andwendbar) → stojan  
/to + ɪ/ → tōɪ

(/to + ɪ + ɪs/  $\xrightarrow{R2}$  ) to + j + ɪs → (nicht andwendbar) → tojɪs

Im Zusammenhang mit dem letzten Beispiel ist noch auf folgendes hinzuweisen: Das Morphem /to/ hat eine Suppletivform /taʊ/, die im Verb *taujan—tawida* vorliegt. Es gibt keine generellen Regeln, die /to/ und /taʊ/ zueinander in Bezug setzen. Wir nehmen daher an, daß im Lexikon beide Varianten zusammen mit den idiosynkratischen Bedingungen für ihre Auswahl gespeichert sind.

## 8. Regelordnung und charakteristische Züge des gotischen Vokalismus

8.1. Wir haben im Laufe der Behandlung des gotischen Vokalismus an verschiedenen Stellen gesehen, daß die Herleitung der korrekten phonetischen Formen der Wörter aus ihren zugrunde liegenden Repräsentationen nicht mit einer beliebigen Regelordnung vonstatten gehen kann, sondern eine bestimmte Reihenfolge bei der Anwendung der Regeln voraussetzt. An anderer Stelle wurde die Bedeutung von Regelumordnungen für den Sprachwandel erwähnt. Im folgenden soll die Ordnung der behandelten bzw. erwähnten Regeln des Gotischen noch einmal im Zusammenhang betrachtet werden.

Es ist plausibel, daß den phonologischen Regeln die der Morphologie vorausgehen müssen, denn die phonologischen Veränderungen zugrunde liegender Segmente erfassen in gleicher Weise die Vokale und Konsonanten der lexikalischen Wurzelmorpheme einerseits und die der Stammbildungselemente, Flexive und Derivative, die erst durch die morphologischen Regeln eingeführt werden, andererseits. So werden, um ein Beispiel zu geben, die Formen *triu—triwis*, in denen das Wurzelmorphem /tri/ und das Stammbildungselement /ʊ/ zugrunde liegen, ebenso von der Monophthongierung und den Glideregeln erfaßt wie die Formen *gawi—gaujis* mit dem Wurzelmorphem /gaʊ/. Auch die morphologischen Veränderungsregeln sind vor den phonologischen Regeln anzuwenden. Das zeigt sich z. B. darin, daß die durch den Ablaut und die Reduplikation entstehenden Diphthonge, wie in *graip*, *tauħ* und *saislep*, von der Monophthongierungsregel erfaßt werden müssen. Bei einer umgekehrten Ordnung blieben hier die Diphthonge erhalten. Ablaut und Reduplikation ihrerseits setzen keine phonologischen Regeln voraus. Damit bilden also die morphologischen Regeln einen geschlossenen Block, dem dann die phonologischen Regeln folgen. Das ist beileibe kein Spezifikum des Goti-

schen, sondern scheint eher ein Charakteristikum aller natürlichen Sprachen zu sein, die eine Morphologie haben. Jedenfalls wurden bisher u. W. keine Gegenbeispiele gefunden.

Zur Ordnung unter den von uns behandelten morphologischen Regeln (R 9), (R 10) und (R 11) läßt sich konstatieren, daß sie keine fixierte Abfolge haben. Sie können in jeder möglichen Reihenfolge angewandt werden, ohne daß diese Einfluß auf die erzeugten Formen hat. Nicht jedes Paar von Regeln ist also notwendigerweise geordnet.

Wenden wir uns den phonologischen Regeln zu. Die ersten von uns behandelten Regeln waren die drei Glideregeln, (R 1), *u/w*-Wechsel im In- und Auslaut, (R 2) *i/j*-Wechsel nach betontem Vokal, und (R 3), Glide vor letztem Vokal. Von ihnen verlangt (R 2), daß die Akzentregeln schon operiert haben. Da die Glideregeln eine eng zusammengehörige Gruppe darstellen, wollen wir annehmen, daß sie alle drei den Akzentregeln, die wir in dieser Arbeit nur erwähnt haben, folgen. Unter den Glideregeln muß (R 1) der Regel (R 3) vorausgehen. (R 1) verwandelt z. B. */snaɪ + u + s/* in *[snaɪws]*, woraus durch die Monophthongierung dann *[snɛws]* wird. Würde nun (R 3) vor (R 1) angewandt, ergäbe sich stattdessen die Form *\*\*[snajūs]*, die auch von (R 4) nicht erfaßt werden könnte. Der Platz von (R 2) in der diskutierten Gruppe ist beliebig.

Die Gliederegeln müssen vor der Monophthongierungsregel (R 4) angewandt werden. Sie entziehen ihr bestimmte Instanzen zugrunde liegender Diphthonge. Bei entgegengesetzter Regelfolge würden alle Diphthonge zu Monophthongen, und die Glideregeln »liefen leer«, da es keine Vorkommen mehr gäbe, die sie erfassen könnten. Der Regel (R 4) ist dann die Ausnahmeregel (32), die Glideeliminierung, nachgeordnet. Wäre das nicht der Fall, entstünde statt des zweisilbigen *[niun]* die Form *\*\*[nun]*. Auch die in Abschnitt 7 diskutierte Vokalsenkung vor Vokal (R 12) folgt erst nach den Gliederegeln, denn sie gilt nur vor einem Vokal, der auch phonetisch als ein solcher erscheint, vgl. *tauɪ* ([tɔɪ] aus */to + ɪ/*) vs. *tojɪs* ([tɔɪs] aus */to + ɪ + ɪs/*). Auch (R 12) setzt die vorherige Anwendung der Akzentregeln voraus, da sie sich auf das Betonungsmerkmal bezieht. Ihr Status als »lebendige« Regel äußert sich darin, daß die von ihr gesenkten Segmente von keiner der folgenden Regeln mehr erfaßt werden. Ihre Ausgabesegmente haben quasi bereits phonetischen Charakter. Der zweite große Regelkomplex der gotischen Phonologie gruppiert sich um die Regel (R 5), die sog. »Brechung«. Er kann als ganzes sowohl als auch nach dem ersten aus Glideregeln, Monophthongierung und Senkung vor Vokal bestehenden Komplex angewandt werden, d. h. beide sind untereinander ungeordnet. Allerdings gilt die Regel (R 5) nur für betonte Vokale. Wiederum ist also die vorherige Anwendung der Akzentregeln vorausgesetzt, die beide Regelkomplexe so quasi indirekt verbindet. Außer den Akzentregeln muß der Regel (R 5) auch (R 6) vorausgehen, die Verschußlaute spirantisiert,

wobei auch neue Vorkommen von [x] entstehen, die ihrerseits dann die Senkung von /i/ und /u/ bewirken. Dagegen kann (R 7), Dental nach Spirans, vor oder nach (R 5) angewandt werden. Auch zwischen den Akzentregeln und (R 6) gibt es keine festgelegte Reihenfolge. Nach (R 5) müssen, mit untereinander beliebiger Anwendungsfolge, die Nasaleliminierung (R 8), die *s*-Assimilation (*ur*-Regel) und die *x/h*-Regel eingeordnet werden. Die ersten beiden gehören an diese Stelle, weil durch sie neue Kombinationen von /i/ bzw. /u/ und den »Brechungskonsonanten« /x/ und /r/ entstehen, die von (R 5) aber nicht erfaßt werden dürfen. Die dritte Regel kann erst nach (R 5) angewandt werden, weil die Senkung von /i/ und /u/ zu [ɛ] und [ɔ] auch in Fällen wie *faihu* und *tauhum* eintritt, wo phonetisch hinter dem Vokal höchstwahrscheinlich nicht die Spirans [x], sondern der Hauchlaut [h] steht. Würden die Regeln also in der Folge *x/h*-Regel — »Brechung« arbeiten, blieben hier, da die »Brechung« ein /x/ voraussetzt, /i/ und /u/ erhalten, und es ergäben sich Formen wie \*[fiɦu] und \*[tuɦu]. Sollte das /x/ phonetisch jedoch nur im Anlaut vor Vokal als [h] realisiert worden sein, intervokalisch aber als [x], dann könnte die *x/h*-Regel natürlich ebensogut auch vor der Brechung angewandt werden.

Für die behandelten bzw. erwähnten Regeln ergibt sich damit die folgende Ordnung (in Klammern der Abschnitt, wo sie formuliert bzw. behandelt sind):

(56)

**MORPHOLOGIE:**

Stammbildung/Flexion

- |                                       |       |
|---------------------------------------|-------|
| (R 9 ) Ablaut                         | (6.2) |
| (R 10) Reduplikation                  | (6.3) |
| (R 11) Vokalwechsel bei Reduplikation | (7)   |



**PHONOLOGIE:**

Akzentregeln

- |  |       |
|--|-------|
| (R 1) u/w-Wechsel im In- und Auslaut           | (3.1) |
| (R 2) i/j-Wechsel nach betontem Vokal          | (3.2) |
| (R 3) Glide vor letztem Vokal                  | (3.3) |
| (R 4) Monophthongierung                        | (4)   |
| (32) Glideeliminierung (Ausnahmeregel)         | (4)   |
| (R 12) Vokalsenkung vor Vokal                  | (7)   |
|  |       |
| (R 6) Spirantisierung vor Dental               | (5.2) |
| (R 7) Dental nach Spirans                      | (5.2) |
| (R 5) Vokalsenkung vor x, x <sup>w</sup> und r | (5.1) |
| (R 8) Nasaleliminierung vor x                  | (5.2) |
| s-Assimilierung                                | (5.2) |
| x/h-Regel                                      | (5.1) |

8.2. Die behandelten Regeln des gotischen Vokalismus und das zugrunde liegende Vokalsystem weisen einige charakteristische Züge auf, die wir im folgenden noch einmal kurz zusammenfassen wollen.

- (I) Das Bibelgotische des Ulfilas hat keine phonologische Längendistinktion. Ehemalige Quantitätsunterschiede der Vokale realisieren sich in anderen Merkmalen oder sind neutralisiert. Auf diese Weise bildet sich ein aus den Vokalen /i/, /e/, /a/, /o/ und /u/ bestehendes symmetrischen Vokalsystem heraus, das optimal von den drei Merkmalen [ $\pm$ hoch], [ $\pm$ ndr] und [ $\pm$ hint] Gebrauch macht. Keine andere altgermanische Sprache hat ein Vokalsystem mit einer so niedrigen Komplexität wie das Gotische.<sup>59</sup>
- (II) Das Gotische verfügt über Diphthonge nur auf der Ebene der zugrunde liegenden phonologischen Struktur. Soweit sie nicht schon durch die Glidisierung des zweiten Segments und der damit verbundenen Festlegung der Silbengrenze zwischen beiden Segmenten ihren echten diphthongischen Charakter verloren haben (vgl. *waja-*, *nawis* usw.), werden alle Diphthonge auf dem Wege zur phonetischen Ebene monophthongiert. In keiner anderen germanischen Sprache gibt es eine so konsequente, alle Diphthonge erfassende Monophthongierungsregel wie (R 4).
- (III) Auf der phonetischen Ebene besitzt das Gotische insgesamt neun Vokale mit fünf unterschiedlichen Höhen (Öffnungsgraden).<sup>60</sup> Die Sprache macht also — ähnlich wie im germanischen Bereich das Alt- und Mittelhochdeutsche<sup>61</sup> — neben [ $\pm$ hoch] und [ $\pm$ ndr] noch von einem dritten Höhenmerkmal Gebrauch, das wir [ $\pm$ mitt] genannt haben. In den zugrunde liegenden Repräsentationen hat dieses Merkmal keine distinktive Funktion, sondern ist redundant. Seine relevanten Spezifizierungen werden durch phonologische Regeln, genauer: durch die Monophthongierung (R 4) und die beiden Vokalsenkungen (R 5) (die »Brechung«) und (R 12) (vor Vokal) eingeführt. Auch die Nutzung dieses Merkmals ist im germanischen Bereich eine Innovation.
- (IV) Im Gotischen gibt es eine ganze Reihe von Erscheinungen, die man als »Analogien« oder »Ausgleichungen« bezeichnen kann. Sie führen dazu, daß »überflüssige« Alternationen in den Paradigmen abgebaut werden.

<sup>59</sup> Vgl. hierzu Abschn. 2. 3.

<sup>60</sup> Es wäre auch möglich, nur vier unterschiedliche Höhen anzusetzen indem neben [a] auch [ε] und [o] als [+ ndr, — mitt] eingeordnet werden. Damit könnte jedoch die offenbar vorhandene Parallelität im hohen und niedrigen Bereich nicht mehr ausgedrückt und sowohl die »nichtperipheren Vokale« ([i], [e], [ε] und die entsprechenden hinteren) nicht mehr klassifiziert als auch [a] in Termen der Höhe nicht mehr von [ε] und [o] abge sondert werden. Durch Annahme eines viergradigen System würde auch kein relevantes Merkmal eingespart.

<sup>61</sup> Vgl. die vier vorderen Vokale *i* — *e* — *ë* — *ä*.

In der Phonologie treten sie, wie wir mehrfach gesehen haben, als Morphologisierungen in Erscheinung: Ursprünglich allein vom phonologischen Kontext abhängige Regeln werden durch Einbeziehung morphologischer Merkmale so modifiziert, daß für die verschiedenen Formen eines Wortes ein Maximum an Einheitlichkeit gewahrt bleibt; entweder wird die Regel so ausgedehnt, daß sie alle Formen eines Paradigmas erfaßt oder sie wird so eingeschränkt, daß sie keine erfaßt. Solche morphologisierten Regeln sind (R 1), von der die *u*-Stämme explizit ausgenommen werden mußten, sowie (R 2), die insgesamt acht morphologische Merkmale enthält.

H. Paul weist auf noch andere »Ausgleichungen« hin, die von moderner Warte aus betrachtet, in den Bereich der Morphologie gehören, wie den für Sing. und Plur. Prät. einheitlichen Vokalismus der reduplizierenden Verben und den Abbau des »grammatischen Wechsels« in der verbalen Formenbildung.<sup>62</sup> Im ersten Fall sind die ursprünglich zwei Regeln innerhalb des Schemas (R 10), Reduplikation zu einer einzigen zusammengefaßt worden, im zweiten ist eine für die Flexion der starken Verben relevante morphologische Regel, die zur Vokalveränderung (den Ablaut) noch eine zusätzliche Konsonantenveränderung vornahm, aus der Grammatik eliminiert worden.<sup>63</sup> Hier zeigt sich das Streben nach dem Prinzip »eine formale Repräsentation für eine Kategorie« besonders deutlich.

(V) Es ist ein auffälliger Zug des gotischen Vokalismus, daß die beiden phonetischen Segmente [ɛ] und [ɔ] aus einer ganzen Reihe unterschiedlicher morphologischer und phonologischer Quellen stammen. Durch die entsprechenden Regeln werden also die verschiedenen zugrunde liegenden Strukturen gleichsam phonetisch neutralisiert. [ɛ] und [ɔ] können abgeleitet sein

- (A) durch die Monophthongierungsregel (R 4) aus den Sequenzen /aɪ/ und /aʊ/, die wiederum unterschiedlicher Herkunft sind, nämlich
  - (a) aus dem Lexikon stammen (/daɪl/, /aʊg/),
  - (b) durch Stammbildung/Flexion entstehen (/blind + a + ɪ/, /nim + a + ʊ/),
  - (c) durch die Ablautregel (R 9b) im Prät. Sing. aus /ɪɪ/ und /ɪʊ/ abgeleitet werden (/graɪp/, /taʊ /),
  - (d) bei /aɪ/ zusätzlich noch durch die Reduplikationsregel (R 10) eingeführt werden (/staɪ + stald/);
- (B) durch die »Brechungs«-regel (R 5) aus den Segmenten /ɪ/ und /ʊ/, die
  - (a) im Lexikon stehen (/sɪxs/, /surg/),

<sup>62</sup> Paul (1916), 50, 67.

<sup>63</sup> Die noch vorhandenen Reste des »grammatischen Wechsels« bei den beiden Präteritepräsentien *parf* – *paurbum* und *ai* – *aigum/aihum* und bei bestimmten Wortbildungen haben Ausnahmecharakter oder sind lexikalisiert.



- (b) durch die Ablautregeln (R 9d) und (R 9e) im Prät. Plur. und Part. Perf. aus /ɪɪ/, /ɪʊ/ und /ɪ/ hergeleitet werden (/tɪx + ʊm/, /wɪrp + an + s/);
- (C) durch die Regel (R 12), Vokalsenkung vor Vokal aus den zugrunde liegenden Segmenten /e/ und /o/ (/se + an/, /sto + ɪ + d + a/).

Insgesamt können wir konstatieren, daß das Gotische trotz der Beibehaltung einer ausgeprägten Flexionsmorphologie (des »Formenreichtums«) ganz und gar keine konservative germanische Sprache ist. Es ist in bestimmten phonologischen Gegebenheiten weiter als alle anderen altgermanischen Sprachen vom »Urgermanischen« entfernt und hat in dieser Hinsicht gewisse Parallelen lediglich in einzelnen modernen germanischen Sprachen und Dialekten. Das Gotische zeigt gewisse Entwicklungen, die sowohl dem Westgermanischen wie auch dem Nordgermanischen als Ganzen fehlen. Unter diesem Gesichtspunkt ist die These von der nord-ostgermanischen Gemeinsamkeit wie auch überhaupt die Problematik der Verwandtschaft der germanischen Sprachen untereinander durchaus noch einmal neu zu überprüfen.<sup>64</sup>

## 9. Schlußbemerkungen

Mit dem zusammenfassenden Überblick im vorangehenden Abschnitt haben wir die Darstellung des gotischen Vokalismus vom Standpunkt der generativen Phonologie aus beendet. Natürlich konnten im Rahmen dieser Arbeit nicht alle relevanten Probleme voll ausdiskutiert oder gar endgültig geklärt werden. Viele Punkte wären durchaus einer eingehenderen Betrachtung wert; man denke dabei etwa an die Problematik des Diphthongs *iu*. Weiterhin wäre, zur Vervollständigung des sich hier ergebenden Bildes, auch der Vokalismus der Nebensilben eingehender zu untersuchen. Schließlich ist, bedingt durch den engen Zusammenhang von Phonologie und Morphologie, eine relativ endgültige Behandlung der Phonologie nur auf der Basis einer bereits bekannten Morphologie möglich, ganz besonders in einer Sprache mit einer so reichen Flexionsmorphologie wie dem Gotischen. Eine verwendbare generative Darstellung der gotischen Morphologie stand uns nicht zur Verfügung,<sup>65</sup> noch konnten wir sie in diesem Rahmen selbst erarbeiten. Dennoch hoffen wir, einen nützlichen Beitrag zur Diskussion des gotischen Vokalismus geleistet zu haben, die nun seit Grimm schon über 150 Jahre andauert.

Wenn wir im folgenden abschließend noch einmal in großen Zügen auf die Geschichte der Untersuchung des gotischen Vokalismus eingehen, so geschieht das unter einem ganz speziellen Aspekt.

<sup>64</sup> Vgl. hierzu die interessanten Ergebnisse, zu denen Voyles (1969) kommt.

<sup>65</sup> Die in Wienold (1970) genannte Arbeit R. E. Buckalew: *A Generative Grammar of Gothic Morphology*. Diss. Urbana, Ill., (1964) lag uns leider nicht vor.

Beim Nachschlagen in seiner »Deutschen Grammatik« können wir feststellen, daß J. Grimms Darstellung des gotischen Vokalismus, was die diphthongische und monophthongische Wertung betrifft, mit unseren Annahmen über die zugrunde liegenden Vokale identisch ist.<sup>66</sup> Das Doppelzeichen *ei* repräsentiert für ihn kein  $\bar{i}$ , sondern einen wirklichen Diphthong, von dem er allerdings vermutet, daß er aus *e* plus *i* besteht.<sup>67</sup> Sehr treffend heißt es bei ihm: »wer dem got. *ei* die aussprache  $\bar{i}$  beimißt, müste auch *iu* wie  $\bar{u}$  ausgesprochen wissen wollen. die analogie begehrt eins wie das andere«.<sup>68</sup> Bei dieser Einschätzung spielt sicher auch die Alternation des *ei* mit *ji* eine Rolle, die er an verschiedenen Stellen behandelt und deren Bedingungen er herausarbeitet.<sup>69</sup> Grimm unterscheidet auch zwischen Diphthongen  $\bar{ai}$  und  $\bar{au}$  einerseits und den »verschmolzenen« Lauten *ai* und *au* andererseits. Für letztere, denen nach unseren Untersuchungen /ɪ/ und /ʊ/ zugrunde liegen, nimmt er einen »entsprung des *e* und *o* aus *i* und *u* an.«<sup>70</sup>

Der junggrammatische Standpunkt unterscheidet sich von dem Grimms hauptsächlich darin, daß *ei* als orthographische Bezeichnung für ein langes  $\bar{i}$  erkannt wird.<sup>71</sup> Das ist ohne Zweifel ein Fortschritt in der Forschung, zugleich entfernt man sich aber dabei von Grimms Interpretation, die wir — etwas pointiert — als »unbewußt-phonologisch« bezeichnen können. Es beginnt unbemerkt eine schrittweise Verlagerung der Untersuchung des gotischen Vokalismus auf die lautliche Ebene. Ein weiterer Schritt in diese Richtung ist die oben zitierte Feststellung Hirts (und anderer) über die (phonetische) Identität von  $\bar{ai}$  und *ai* bzw.  $\bar{au}$  und *au*, für die alle Fakten sprechen. Wieder gibt die Forschung Kenntnisse über die phonologische Struktur des gotischen Vokalsystems zugunsten neugewonnenener Kenntnisse über die phonetische Struktur auf.

Von diesem auch später von der amerikanischen taxonomischen Phonetik weiter verfolgten Weg weicht N. S. Trubetzkoy, der führende Phonetiker des Prager Kreises, ab. Er nimmt erstmalig an, daß die »alten Diphthonge«  $\bar{ai}$  und  $\bar{au}$  sowohl diphthongischen als auch monophthongischen Charakter haben. Auf Grund der gegenseitigen Zuordnung von langen (»maximalintensiven«) und kurzen (»minimalintensiven«) Vokalphonemen wurde, da eine Gleichsetzung zwischen den in der Qualität sehr unterschiedlichen / $\bar{e}$ /, / $\bar{o}$ / und / $\epsilon$ /, / $\circ$ / nicht möglich war, »obgleich objektiv *au* ein Diphthong, und *o* ein Monophthong waren, . . . das Verhältnis *au* : *o* (bzw. *ai* : *e*) im phonologischen Sprachbewußtsein etwa mit dem Verhältnis  $\bar{u}$  : *u* oder  $\bar{a}$  : *a* gleichgestellt, d. h. als das Verhältnis zweier Intensitätsstufen desselben Vokalphonems auf-

<sup>66</sup> Grimm (1822), 43 ff.

<sup>67</sup> Grimm (1822), 48 f.

<sup>68</sup> Grimm (1840), 61.

<sup>69</sup> Vgl. dazu z. B. Grimm (1822), 599 f., 845 ff.

<sup>70</sup> Grimm (1822), 574.

<sup>71</sup> Vgl. dazu etwa Braune (1952), 5 ff.; ebenso auch noch Krause (1953).

gefaßt«. Deshalb konnten auch, wegen der Nichtbezeichnung der Quantität, Monophthong und Diphthong gleich geschrieben werden.<sup>72</sup> Damit erhalten also die »phonologisch unzerlegbaren Diphthonge« *ái* und *áu*, die für Trubetzkoy phonetisch auch als »fallende Diphthonge« realisiert werden, den phonologischen Status von /*ē*/ und /*ō*/. Sie sind phonologisch Monophthonge, aber phonetisch Diphthonge. Das oben herausgearbeitete Verhältnis zugrunde liegende Diphthonge /*aɪ*/, /*aʊ*/ — phonetische Monophthonge [ɛ], [ɔ] ist bei Trubetzkoy also auf den Kopf gestellt.

Die taxonomisch-phonologischen Arbeiten der späten 40er und der 50er Jahre sind dadurch charakterisiert, daß sie die von früheren Forschern wie den Junggrammatikern und Hirt herausgefundenen lautlichen Entsprechungen der Zeichen *ei*, *ai* und *au*, also [i], [ɛ] und [ɔ], aus ihrem historischen und systematischen Zusammenhang lösen und als Phoneme interpretieren. Schließlich kommen im Jahre 1958 Hamp und Jones unabhängig voneinander zu der Ansicht, daß auch *iu* als ein Monophthong aufzufassen ist. Sie interpretieren ganz folgerichtig auch diesen neu gefundenen Einzelvokal als Phonem. Damit existiert ein gotisches Vokalsystem, in dem kein Platz mehr für Diphthonge ist. Dieses System stellt die absolute Gegenposition zu Grimms System dar, dessen Diphthonge *ei*, *iu*, *ai* und *au* als monophthongische Phoneme erscheinen. Dieses im Grunde rein paradigmatische Phonemsystem weiß mit den schon von Grimm beschriebenen, für die Phonologie entscheidend wichtigen Alternationen (d. h. also den Regeln) nichts mehr anzufangen: »No present day student of Gothic phonology would think . . . of citing the alternation *ei* : *ij* as a proof that *ei* was a diphthong« und: » . . . I do not see how we can resist the conclusion that *iu* was phonemically a simple vowel.«<sup>73</sup> Das von Hamp und Jones ausgearbeitete taxonomisch-phonemische System ist nahezu mit dem sich auf Grund unserer Untersuchungen ergebenden phonetischen System der gotischen Vokale identisch, während unser System der zugrunde liegenden Vokalsegmente fast vollständig der Grimmschen Darstellung der »Vokalbuchstaben« des Gotischen gleicht. Die generative Phonologie, die, anders als die traditionelle taxonomische Phonologie, nicht in der Aufstellung von »Inventaren«, sondern in der Darstellung der die Lautstruktur determinierenden Regularitäten der Grammatik, ihre Aufgabe sieht, zeigt also, daß — kritisch gesichtet — sowohl Grimm als auch Hamp/Jones mit ihren Interpretationen zu »richtigen« Ergebnissen kamen (letztere freilich nicht mit ihrer phonemischen Wertung!), die unterschiedliche Seiten der Lautstruktur des Gotischen betreffen. Viele historische »Lautgesetze«, wie sie speziell von den Junggrammatikern aufgestellt wurden, erwiesen sich, wenn auch oft in modifizierter Form, als synchrone Regeln des untersuchten Bibelgotischen, so u. a.

<sup>72</sup> Trubetzkoy (1929), 126 f.; Trubetzkoy's Zeichen *ɛ* und *ɔ* wurden von uns durch *ε* und *ɔ* ersetzt.

<sup>73</sup> Jones (1958), 353; Hamp (1958), 361.

auch die Alternationen zwischen *ai* und *aj* oder zwischen *iu* und *iw*. Es ist besonders für sprachhistorische Arbeiten auf phonologischem Gebiet, sich nicht auf die Auswertung der phonologisch-strukturellen Tradition zu beschränken, sondern die europäische historische Tradition der Sprachwissenschaft in stärkerem Maße einzubeziehen. Die Verbindung und volle Ausschöpfung beider Traditionen sollte eines der Hauptanliegen der generativen Phonologie sein.

<sup>74</sup> In den Rahmen der Bemühungen um eine solche Verbindung gehört auch die oben erwähnte Arbeit von Th. Vennemann: *The Phonology of Gothic Vowels*. Wenn Vennemann seiner Arbeit auch weitgehend die gleichen Prinzipien zugrunde legt wie wir (z. B. hat er ein Pendant zum Prinzip (45)) und seine Ergebnisse in bestimmten Details (Formulierungen einzelner Regeln usw.) den unsrigen ähnelt, so unterscheidet sich seine Behandlung des gotischen Vokalismus in einigen wesentlichen Punkten grundsätzlich von unserer. Das betrifft vor allem das Problem der Vokallänge und das der Diphthonge. Wenn wir uns auch an verschiedenen Stellen der Arbeit gerade mit diesen beiden Fragen recht ausführlich auseinandergesetzt und ähnliche Interpretationen wie die Vennemanns kritisiert haben, wollen wir doch noch einmal kurz zu seinen Ansichten Stellung nehmen.

*Zur Vokallänge:* V. nimmt eine zugrunde liegende Distinktion kurzer und langer Vokale an. Auf dieser Basis sind zwei unterschiedliche Gegenpositionen zu unserer Interpretation möglich, von denen V. sich nicht klar für eine entscheidet: (a) Es gibt eine zugrunde liegende distinktive Vokallänge, die phonetisch auch als solche in Erscheinung tritt; (b) Es gibt eine zugrunde liegende distinktive Vokallänge, die kein unmittelbares phonetisches Korrelat (phonetische Längendistinktionen), wohl aber mittelbare phonetische Konsequenzen hat. Gegen (a) spricht, wie bereits oben erwähnt, die gotische Orthographie, die u. E. genügend Evidenz dafür beibringt, daß Ulfilas nicht einfach ein Imitator der griechischen Orthographie war, der demzufolge die langen und kurzen Vokale nicht habe orthographisch scheiden können. Es soll nicht verschwiegen werden, daß hier natürlich keine Entscheidung mit hundertprozentiger Sicherheit getroffen werden kann. V. scheint auch eher der Annahme (b) zuzuneigen, obwohl er die Frage nach der phonetischen Realisierung des von ihm angenommenen zugrunde liegenden Längenmerkmals phonologisch für uninteressant hält (129 f.). Die Annahme (b) hätte den Vorteil, daß so das Nichtvorhandensein einer orthographischen Unterscheidung kurzer und langer Vokale auf ganz natürliche Weise erklärt werden könnte: Ulfilas hatte einfach nicht die Mittel der phonologischen Theorie, die notwendig sind, um das »tiefliegende« Längenmerkmal entdecken zu können, so daß seine Orthographie in diesem Punkt phonetisch ist und nicht phonologisch. Viele moderne orthographische Systeme zeigen ähnliche Züge, und es gibt wahrscheinlich überhaupt kein einziges, das konsequent phonologisch ist. Dabei ergibt sich jedoch das folgende Problem: (I) V. baut seine Annahme eines zugrunde liegenden Längenmerkmals darauf, daß sich bei Vorhandensein eines solchen Merkmals Regeln mit einer größeren phonetischen Plausibilität ergeben. Speziell anhand der Alternationen zwischen Vokalen und Glides sowie der »Brechung« wird gezeigt, daß das Operieren mit der Vokalhöhe zu phonetisch unnatürlichen Regeln führt; (II) V. meint, daß die phonologische Längendistinktion im Bibelgotischen phonetisch durchaus durch andere Merkmale ersetzt sein kann, durch »a Tenseness or a Height contrast, or what have you«. (»It would be foolish to deny this possibility.«) (I) und (II) kollidieren jedoch miteinander: Mit einer phonetischen Legitimierung wird das Vorhandensein eines Merkmals begründet, das phonetisch wahrscheinlich überhaupt nicht existiert. Ein solches Vorgehen hat u. E. keinen Sinn für die Erklärung der synchron funktionierenden Regularitäten der Sprache. Die Begriffe »phonetische Plausibilität« oder »Natürlichkeit« haben einen synchronen Sinn nur für solche Merkmale, die in den Äußerungen der Sprecher als solche realisiert werden und für diese damit auch wirklich existieren. Bei Vernachlässigung dessen ergeben sich Annahmen, die lediglich von sprachhistorischem Wert sind, wie im konkreten Fall: Niemand wird bezweifeln, daß die entsprechenden Glideregeln und auch die »Brechung«, die nur die ehemals kurzen Vokale erfaßt, in einem Vokalsystem mit Längendistinktion und auf Grund dieser entstanden sind. Das besagt aber recht wenig über ihre synchrone Form im Bibelgotischen, denn die Regeln verändern sich ja im Laufe der Sprachgeschichte oft ganz erheblich. Beide Aspekte, der historisch-genetische und der synchrone, sollten daher tunlichst sauber auseinandergehalten werden. Als staktes Argument für die Existenz einer distinktiven Vokallänge führt V. an, daß es im Gotischen eine

distinktive Konsonantenlänge gibt (108; vgl. *wulan* — *wulla* usw.). Hierzu ist ganz einfach zu sagen, daß es wohl kaum eine Sprache gibt, die genau die Merkmale im Vokalsystem nutzt, die es auch im Konsonantensystem nutzt: Alle Sprachen haben z. B. wenigstens einen Nasalkonsonanten, viele aber keine Nasalvokale. Werden in eine Sprache ohne Nasalvokale Wörter mit einem Nasalvokal aus einer anderen Sprache entlehnt, wird das »vokalisches« Nasalitätsmerkmal sogar durch ein »konsonantisches« ersetzt (vgl. frz. *bassin* mit [ɛ̃] und dtsh. *Bassin* mit [ɛŋ]). In vielen Sprachen gibt es runde und nichtrunde Vokale, aber keine runden Konsonanten. Im Deutschen gibt es ein Längen- bzw. Gespanntheitsmerkmal bei den Vokalen, nicht aber bei den Konsonanten; ein Sprecher kann keine langen Konsonanten bilden usw. Die Nutzung eines Merkmals im Konsonantensystem kann weder als Beweis noch als möglicher Hinweis dafür gelten, daß das Merkmal auch im Vokalsystem der betreffenden Sprache genutzt wird.

Eine Konsequenz von Vs. Position, nach der bei der Monophthongierung lange Vokale entstehen, ist die Schwierigkeit der Erklärung des *ai* im Reduplikationsmorphem, wo es für einen eindeutig kurzen Vokal [ɛ] steht (124 ff.). Da er es also nicht auf einen zugrunde liegenden Diphthong zurückführen kann, greift er zur *ad-hoc*-Erklärung eines zugrunde liegenden /i/ (= unser /ɪ/) und einer Regel, die — unabhängig vom folgenden Konsonanten — diesen Vokal in ein [ɛ] verwandelt.

*Zu den Diphthongen:* Auch Vs. Behandlung der Diphthongproblematik geht von Alternationen wie *ai* — *aj*, *au* — *aw* usw. aus. V. nimmt aber zugrunde liegende Diphthonge nur dort an, wo der Wechsel in den Formen des Morphems auch vorkommt, d. h. wenn kein Wurzelkonsonant folgt. In allen anderen Fällen hat er für *ai*, *au*, *ei* und *iu* die zugrunde liegenden Repräsentationen /ɛ/, /ɔ/, /ɪ/ und (»wahrscheinlich«) /ū/, d. h. die (bei uns nur phonetischen) Monophthonge sind phonologisiert und erscheinen im Lexikon. (116 ff.). Daraus ergeben sich im wesentlichen zwei Probleme: (a) In den starken Verben der Klassen I und II folgt auf *ei* und *iu* stets noch ein Wurzelkonsonant, und V. nimmt deshalb hier ganz konsequent die zugrunde liegenden Monophthonge /ɪ/ und /ū/ an. Da die Ablautregelein hier aber Diphthonge voraussetzen, setzt er eine »sprachspezifische Interpretationsregel« an, die die Monophthonge »by morphophonemic processes« (?) als die entsprechenden Diphthonge analysiert (113 f.). Es ist beim besten Willen nicht zu sehen, was dieser »linguistische Purzelbaum« erklären soll. Vielmehr weist doch u. E. die Notwendigkeit der zusätzlichen Interpretationsregel darauf hin, daß hier eben doch Diphthonge zugrunde liegen; (b) V. macht selbst auf die sich auf Grund seiner Analyse ergebende eigenartige Verteilung der zugrunde liegenden Segmente aufmerksam: »high and low long vowels do not occur lexically before  $\bar{V}$  and finally, in the major categories ... ». In diesen Positionen erscheinen dafür die entsprechenden Diphthonge. Solche Asymmetrien und komplementären Verteilungen gelten im allgemeinen als Beweis dafür, daß hier die jeweils gleichen zugrunde liegenden Segmente vorliegen. Der Sprecher braucht bei Spracherlernung und Sprachbenutzung nicht zwischen zwei unterschiedlichen [ɛ]-Segmenten zu differenzieren, eine, das mit [aj] alterniert (bei V. /aj/) und einem, das mit diesem nicht alterniert (bei V. /ɛ/). Für ihn existiert ein einheitliches Segment; die Alternation geschieht durchaus nach generellen phonologischen Regeln. Wir haben sie oben formuliert. Die von V. vorgeschlagene Behandlung der Diphthong-Problematik resultiert auf Grund der Annahme der vier Diphthonge u n d der entsprechenden Monophthonge in einem quasi »übervollen« System der Silbenkerne, wie es sonst für taxonomisch-phonologische Untersuchungen charakteristisch ist. Neben elf Vokalen können auch noch vier Diphthonge als Silbenkerne auftreten. Diese Konstellation ist zumindest wenig zu erwarten.

Wir mußten uns in unserem kurzen Kommentar zu V.'s. Arbeit auf kritische Bemerkungen zu zwei Problembereichen beschränken. Damit ist dieser Untersuchung natürlich in keiner Weise voll Rechnung getragen. Deshalb soll hier noch einmal betont werden, daß Vennemanns »Phonology of Gothic Vowels« eine sehr interessante und nützliche Arbeit ist, die jeder, der sich für die Problematik interessiert, gelesen haben sollte, ganz unabhängig davon, welche Position er zu den einzelnen Problemen des gotischen Vokalismus einnimmt.

### Literaturverzeichnis

- W. B. Bennett, 1967: Merger and Split in the Pre-Gothic Vowel System: Historic Gothic *ai/aj*, *au/aw*, *iu/iw*, in: *Linguistics* 32.  
 W. B. Bennett, 1964: Gothic Spellings and Phonemes: Some Current Interpretations. In: Taylor Starck Festschrift. The Hague.

- M. Bierwisch, 1972: Lautstruktur und Schriftstruktur. (Erscheint als *Studia grammatica*. Berlin.)
- W. Braune, 1952: Gotische Grammatik. 13. Aufl., bearb. v. K. Helm. Halle/S.
- N. Chomsky—M. Halle, 1968: *The Sound Pattern of English*. New York, Evanston and London.
- H. C. von der Gablentz—J. Löbe, 1846: *Ulfilas*, Bd. 2.2. Leipzig.
- H. Geabler, 1911: Die griechischen Bestandteile der gotischen Bibel, Stuttgart.
- J. Grimm, 1822: *Deutsche Grammatik*. 1. T., 2. Ausg. Göttingen.
- J. Grimm, 1840: *Deutsche Grammatik*. 1. T., 3. Ausg. Göttingen.
- E. P. Hamp, 1958: Gothic *ai* and *au* Again. In: *Language* 34, 3/1.
- H. Hirt, 1921: *Indogermanische Grammatik*. T. I. Heidelberg.
- R. Jakobson—M. Halle, 1956: *Fundamentals of Language*. The Hague.
- O. F. Jones, 1958: Gothic *iu*. In: *Language* 34, 3/1.
- O. F. Jones, 1965: The Case for a Long *u*-Phoneme in Wulfilian Gothic. In: *Orbis* 14.2.
- P. Kiparsky, 1968: Linguistic Universals and Linguistic Change. In: E. Bach—R. T. Harms, Hrsg.: *Universals in Linguistic Theory*. New York etc.
- W. Krause, 1953: *Handbuch des Gotischen*. München.
- J. W. Marchand, 1955: Vowel Length in Gothic. In: *General Linguistics*.
- J. W. Marchand, 1959: Über *ai*, *au* im Gotischen. In: PBB 81, Halle/S.
- W. Motsch, 1967: Zum Ablaut der Verben in der Frühperiode germanischer Sprachen. In: *Phonologische Studien* [= *Studia Grammatica* VI]. Berlin/DDR.
- W. G. Moulton, 1948: The Phonemes of Gothic. In: *Language* 24. 1.
- H. Paul, 1916: *Deutsche Grammatik*. Bd I. Halle/S.
- H. Penzl, 1954: Review of Krause: *Handbuch des Gotischen*. In: *Language* 30.
- V. M. Schirmunski [Žirmunskij], Готские *ai*, *au* с точки зрения сравнительной грамматики и фонологии. In: *Вопросы языкознания* 1959,4. Moskau.
- A. Schleicher, 1859: *Die deutsche Sprache*. Stuttgart.
- H. H. Sehr, 1956: *ai* und *au* im Gotischen. In: *Festgabe für Theodor Frings*. Berlin.
- W. Streitberg, 1950: *Die gotische Bibel*. 3. Aufl. Heidelberg.
- W. Streitberg—V. Michels—M. H. Jellinek, 1936: *Die Erforschung der indogermanischen Sprachen*. II. Germanisch. Bd 2. Berlin—Leipzig.
- N. S. Trubetzkoy, 1929: Zur allgemeinen Theorie der phonologischen Vokalsysteme. In: TCLP 1, Prag; neu gedruckt in: J. Vachek, Hrsg.: *A Prague School Reader*. Bloomington 1964.
- N. S. Trubetzkoy, 1939: *Grundzüge der Phonologie* [= TCLP 8].
- J. B. Voyles, 1969: Gothic and Germanic. In: *Language* 44. 4.
- G. Wienold, 1967: On Umlaut in Gothic. In: *Orbis* 16. 1.
- G. Wienold, 1970: On Phonological Ambiguity. In: *Proceedings of the Sixth International Congress of Phonetic Sciences*. Prague 1967. Prague.
- W. U. Wurzel, 1970: *Studien zur deutschen Lautstruktur* [= *Studia Grammatica* VIII] Berlin.

## NORWEGIAN PHONOLOGY

By

G. J. STANDWELL

(Woodley Reading, Berks)

In a previous paper, Standwell (1973), I suggested rules which would correctly assign stress and tone to N(orwegian) words. The aim of this paper is to give the rules applying to consonants and vowels which are needed to convert the output of the syntactic component to the phonetics. The paper is divided into three main sections; the first attempts to demonstrate how a generative treatment can resolve problems which were intractable for classical (taxonomic) phonemics; the second section describes the remaining phonological rules not already mentioned in the first section, and the third section presents all the rules together in a suggested order of application.

Rules will be written using either phoneme symbols or features, whichever appears to make the exposition easier to read. Fretheim (1969) has a rule to insert a glide after *k*. This is formulated:

$$\emptyset \rightarrow \begin{bmatrix} -\text{voc} \\ -\text{cons} \\ +\text{high} \end{bmatrix} / \begin{bmatrix} -\text{voc} \\ +\text{cons} \\ +\text{high} \\ -\text{voice} \\ -\text{contin} \end{bmatrix} - \begin{bmatrix} +\text{voc} \\ +\text{voc} \\ -\text{back} \end{bmatrix}$$

I can see no expositional advantage at all in such a representation as compared with:

$$\emptyset \rightarrow j / k - V.$$

Rules which are applicable to a whole class such as *n*, *l*, *r*, on the other hand, will be better handled by using the feature notation [+coronal], [–obstruent]. In section three, however, the rules are given in features, so that it is quite clear how the changes are effected.

## Features

The features *vocalic* and *consonantal* are used to divide segments into true vowels, true consonants, liquids, and glides. The feature *syllabic* is used in addition, since *i* *ʊ* *y* *n* and *l* may all occur syllabically or asyllabically.

The feature *obstruent* is used because it is highly convenient, (see several rules below).

The feature *distributed* is used to handle the retroflex series; this matter will be discussed under the appropriate heading below.

I have tentatively decided on the term *frictional* rather than *continuant* for the following reason: there appears to be a continuous progression from vowels to glides to fricatives. *i* becomes in certain circumstances the glide *j*. In the surface phonetics the voiced fricative *j* is found before *i*, and the glide *j* elsewhere. Similarly in Swedish *j* and *ɟ* are in dialectal or idiolectal free variation. The glide *j* is devoiced to *ɟ* in some cases, after which it becomes the voiceless fricative *ç*. It appears easier to capture the change of *j* and *ɟ* to *j* and *ç* respectively by making [−frictional], [+frictional] than by a comparable rule using the feature [±continuant]. Another example of a glide which may become a fricative is found in the diphthong spelled 'au'. The most frequent pronunciations are [øʊ̯] or [æʊ̯], but [æv] is frequently met with, the glide *ʊ̯* becoming *v*.

Since the output of these rules will not be narrow enough to include distinctions between e.g. *j* and *ɟ*, the diacritic for approximants *ɹ* will be omitted in the transcription.

The feature *front* is used to cope with the problem of the existence of the three high round vowels *y* *ʊ* *u*.

The choices open to one appear to be using the feature [±peripheral], or [±front]. In the umlaut rule it is necessary to change *ʊ*, *u*, *ɔ*, *a*, to a front vowel. To convert *ʊ* to *y* with the feature [±peripheral], one would have to frame a rule to the effect that [−periph, −back] becomes [+periph, −back], and also that [+back] becomes [−back]. If the feature *front* is used however, one need only say that [−front] becomes [+front].

## I

Norwegian vowels may be either long or short and consonants single or geminated. The long:short feature will be used for both. In the underlying representation long consonants need only be indicated if the formative has more than one syllable (see Standwell: op. cit.). In monosyllables containing a long vowel only non-geminated consonants can occur, whilst in monosyl-



lables containing a short vowel any following single consonant can be geminated later by a general rule. A word such as *tall* will be represented /tal/. In words of more than one syllable such as *pille*, the representation /pile/ will suffice, since there is no coda to the second syllable which could ever be geminated.

In the case of *balett*, the representation /balet/ might allow either coda to be geminated. It was therefore suggested in Standwell (op. cit.) that since stress falls on the rightmost long syllable, and failing that, on the first syllable, gemination need not be indicated if stress falls on the first syllable. *Ananas* /ananas/ will therefore receive stress on the first syllable. In *balett* /balet/ would wrongly be stressed on the first syllable. The representation with a geminated *t* is therefore necessary: /balett/.

In addition to the phonemes set out below, two boundary symbols are needed. + the formative boundary will be considered to occur before and after every formative. The second boundary needed will be #, the word boundary, which replaces + before and after every word. The boundary symbol # is also found to replace + after prefixes and before unstressed suffixes (see Standwell: op. cit.).

### The phonemes

Matrix I shows all the segments used in the present paper; the systematic phonemes which appear in the lexical entries of N. formatives are starred. This latter inventory is much more restricted than that found in classical phonemic treatments. In these, /æ/, /ŋ/, /h/, /j/, /ç/, /ʃ/, are given undisputed status while the status of e.g. the retroflexes and ə were debated. In Fretheim (op. cit.) /ŋ/, /ç/, /ʃ/, /æ/, and the retroflexes are quite correctly (in my opinion) rejected as phonemes, while /h/ and /j/ remain (see also Standwell: op. cit.) for a provisional phoneme inventory which includes these two as phonemes). Below, all these prospective phonemes are examined, together with the simple vowels and diphthongs.

### The Vowel System

There are two possibilities for an underlying system:

(a) a system close to the surface form:

iy	u	u
eø		ɔa,

or (b) that postulated by Fretheim (op. cit.):

iy	u
eø	o
	ɔa

The main point at issue is the estimated importance of umlaut in N, and how this is to be handled. The role of umlaut in N. is limited, it being scarcely more widespread there than in English. It occurs in noun plurals: e.g. *and ender*, *bok bøker*, *hånd hender*, *ku kyr*; in the comparative forms of adjectives: e.g. *lang lengre*, *ung yngre*, *stor større*, *få færre*.

In derivational morphology there are such alternations as: *anstand anstendig*, *flukt fly*, *full fylle*, *brudd bryte*, *forråde forræder*, *våpen væpne*, *barsel bære*, *sekretariat sekretær*, *salg selge*, *gå gang*, *glad glede*, *kamp kjempe*, *prakt prektig*, *blod blø*, *sove søvn*. In Fretheim's system all forms with surface *æ u* have underlying *u o* respectively; e.g. *bok* 'book', has underlying /bok/. If applicable, the umlaut rule will front the vowel to *ø*, as in *bøker* 'books'. After the umlaut rule has applied unaffected cases of *o*, *u*, move anticlockwise, as it were, round the cardinal vowel triangle, *u* becoming *æ* and *o* becoming *u*. The question is whether the price to be paid, i.e. that every formative in the language with phonetic *æ u*, must have underlying *u, o* respectively, is not too high considering the small number of umlauting forms, the total being surely less than a hundred. If the price is considered too high, system (a) provides an alternative. The main rule is that [−front] becomes [+front]. A rule is required to lower *u* to *ɔ* before the umlaut rule applies, i.e. in the case of *bok* /bu:k/ the umlaut rule would give plural \*byker if it applied immediately. Vowel lowering will give bɔ:k- which when fronted will give the correct form *bøker*. It will be seen that whereas Fretheim has to alter every word containing *u* and *o* which has not been affected by the umlaut rule, under system (a) only umlauting formatives need undergo vowel lowering, which is surely cheaper. For example although the form *hus* 'house' [hʉ:s] never umlauts, Fretheim assigns it the underlying form /hus/, which later becomes *hʉs* by the anticlockwise rule, and later *hʉ:s* by the vowel lengthening rule. Under system (a) its underlying form will be /hʉ:s/ and no rules need apply to it at all. Moreover there are a few alternations between *u* and *y*, e.g. *ost yste*, *ung yngre*, *mord myrde*. Such forms would be exceptions to the vowel lowering rule and need only be marked as such. Fretheim does not say how he would handle such forms, but presumably he would need a special vowel raising rule to convert /ost/ to *ust* before fronting occurred.

The two rules so far required are as follows:

$$(2) \quad u \rightarrow \text{ɔ} / - \dots \left. \begin{array}{l} \text{Y} \\ +\text{uml} \end{array} \right\} \quad \text{where Y} = \text{any category}$$

$$(3) \quad [-\text{front}] \rightarrow [+ \text{front}] / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ + \text{vos} \end{array} \right] \dots \left. \begin{array}{l} \text{Y} \\ +\text{uml} \end{array} \right\}$$

One more rule is required to deround *ɔ* to *a* before the umlaut rule applies. *Hånd* 'hand', /hân/ must be derounded to *han* or else the plural form would be *hønder* instead of *hender*. The derounding rule may be represented:

$$(1) \quad \text{ɔ} \rightarrow \text{a} / - \dots \left. \begin{array}{l} \text{Y} \\ + \text{uml} \end{array} \right\}$$

This rule must obviously apply before *u* is lowered to *ɔ*, otherwise underlying *u* would eventually become *e* incorrectly.

*æ* has a limited distribution in *N.*, occurring only before *i*, before *ʌ*, and before *r* and the retroflexes. *æi* may be considered either as a unit phoneme or as a cluster (see below). If the cluster interpretation is taken, since *e* does not occur before *i*, there would be no possible objection to treating it in this environment as an allophone of /e/. The environment *-ʌ* will be discussed below together with the other diphthongs. Since the retroflexes will be shown to be realizations of *r*+ dental, the only environment left to consider will be *-r*. Short *e* does not occur before *r*, and short *æ* can thus be assigned to *e*: without further ado. Long *e*: may occur before *r*, and there are minimal pairs such as [be:r] 'asks', and [bæ:r] 'berries', [le:r] 'laughs', [lɛ:r] leather. One is thus forced in classical phonemics to set up a phoneme with very restricted distribution: occurring only long and before /r/. The admission of grammatical information however solves the problem. *Ber* and *ler* are both bimorphemic as opposed to *bær*, *lær* which are monomorphemic. However there is an additional complication. *tre* 'tree' [tre:] has plural *trær* [træ:r]. It is thus necessary to frame a rule which opens *e* to *æ* before *r*, provided *e* is not the final vowel of a verb root. Hence:

$$(4) \quad e \rightarrow \text{æ} / - \left\{ \begin{array}{l} i \\ ( \text{ ]Z } \# ) r \end{array} \right\} \text{ where } z \neq \text{Vb.}$$

There are nevertheless a number of words mainly of foreign origin, such as *barber*, *karakter*, *passasjer*, and many hundred verbs ending in *-ere*, such as *telefonere*, and moreover the words *mer* more, *fler* more *dere* 'you', and the name *Per* with *e*. It would still seem undesirable to set up a phoneme just to take care of such exceptions as these. Generative phonology is fortunately well able to handle exceptions, which were always a problem for classical phonemics. It will only be necessary to mark these lexical items [-rule(4)] in the lexicon. The case of the many verbs in *-ere* may be handled very simply. *-er-* is a verb stem formative which need be marked only once in the lexicon as an exception to (4).

*Retroflex consonants, excluding ʃ*

The retroflex consonants have always presented a problem for classical phonemicists; the question is whether they should be regarded as unit phonemes or as clusters of *r* and *n*, *l*, *t*, *d*. The interpretation of them as unit phonemes in *all* environments has never been held by anyone. Since *r* and a dental form a retroflex in sandhi invariably, e.g. *var der* 'was there' [va:ɖæ:r], it would hopelessly complicate the grammar if every morpheme in the language beginning with a dental had to have an allomorph commencing with a retroflex, and every morpheme ending in *r* had to have an allomorph ending in zero consonant. Moreover, *t* occurs as an adjectival suffix, e.g. *rar*, 'queer', *rart*, and *-te* is a common past tense suffix for verbs, e.g. *lære*, 'learn' *lærte*. As these are pronounced [ra:t, læ:tə], it would be decidedly inconvenient to have a morpheme boundary in the middle of a segment. However within the morpheme, there are two possible interpretations of the retroflexes. Borgstrøm (1963) takes the cluster interpretation and Vogt (1939) the monophonemic version.

Retroflex consonants and *r* followed by dental are in fact almost invariably in either stylistic free variation or in complementary distribution. However Vogt mentions some just possible pairs such as *Cortes* ('Spanish parliament') and *kortets*, 'the card's', pronounced [kørtəs] and [kɔt:əs]. In addition Vogt cites his own pronunciation of *kanskje* 'perhaps' [kaŋʃə], where *ŋ* is not replaceable by *rn*, and also *skole*, 'school', [sku:lə], where *l* is not replaceable by *rl*. He accordingly sets up the retroflexes as unit phonemes. However once again this is an example of the exceptional tail being allowed to wag the phonemic dog. In a generative treatment, a foreign form such as *Cortes* (if it were considered important anyway) would simply be marked as an exception. *Kanskje* is an interesting case. In N., after *r*, all dentals become retroflex, e.g. in a cluster such as is found in *spillerens*, 'the player's', [spillərŋʃ], *n* becomes *ŋ* and *s* becomes *ʃ*. *ŋʃ* is thus a canonical cluster.

*ŋʃ* on the other hand is a very rare cluster, occurring only in a few foreign words such as *lunsj* 'lunch' and *vin sj* 'winch'. Retroflex *ŋ* in *kanskje* is presumably caused by regressive assimilation to *ʃ*. In Standwell (op. cit.) a rule was suggested which converts the boundary symbol # # to + for some lexical entries. What presumably has happened in *kanskje* is that although it was originally # kan # # skje # 'may happen' its present form in the native speaker's brain is # kan + skje, # i.e. one bimorphemic word. The rule required to convert # # to + is given below. An optional rule is then required to convert *n* to *ŋ* before +*ʃ*:

- (5)  $n \rightarrow \eta / - + ʃ.$

It is interesting to note that *ŋ* does not occur in the case of *vannskille* 'watershed', where # # remains. In the case of *lunsj* where there is no boundary

at all  $n$  occurs. In the speech of some people however  $\eta$  is found here. This would mean that the symbol  $+$  could be deleted from (5),  $n$  becoming  $\eta$  in all cases where  $n$  and  $\int$  were not separated by  $\#$ .

In *skole* with  $\int$ , there is, I believe, a tendency to use retroflex  $\int$  after high non-front vowels, consider *skulle* 'should' [skʉ[:ə]. Again a simple optional rule may be framed:

$$(6) \quad 1 \rightarrow \int / \left[ \begin{array}{l} +\text{syll} \\ +\text{high} \\ -\text{front} \end{array} \right] -$$

Finally, it might be mentioned that the cluster interpretation of the retroflexes is most convenient diasystemically, since retroflex consonants do not (except in the case of particular idiolects) occur in dialects having  $R$  instead of  $r$ .

Fretheim (op. cit.) gives what at first seems to be a neat solution to the retroflexion problem:

$$(7) \quad \begin{array}{c} \text{S. D.} \\ \left[ \begin{array}{l} +\text{voc} \\ +\text{con} \\ -\text{ant} \end{array} \right] \\ 1 \end{array} \quad \begin{array}{c} \left[ \begin{array}{l} +\text{cons} \\ +\text{ant} \\ +\text{cor} \\ X \end{array} \right] \\ 2 \end{array} \quad \begin{array}{c} \text{S.C. } 1 \quad 2 \rightarrow \left[ \begin{array}{l} 1 \\ \emptyset \end{array} \right] \left[ \begin{array}{l} 2 \\ -\text{ant} \end{array} \right] \end{array}$$

This rule states that the  $[-\text{ant}]$   $r$  causes the  $[+\text{ant}]$  consonants to become  $[-\text{ant}]$ . The issue is however complicated by a serious misprint in the first  $r$ -segment, where  $[-\text{ant}]$  is written  $[+\text{ant}]$ . (7) has a vital defect moreover: since  $/r/$  and  $/l/$  are distinguished solely by the feature  $[\pm\text{ant}]$ , (7) has the mistaken effect of converting  $/l/$  to  $r$  instead of  $\int$ !

It is clear therefore that despite Fretheim's statement to the contrary (p. 90), it will be necessary to fall back on Chomsky and Halle's feature  $[\pm\text{distributed}]$ .

A further objection to (7) is that its scope is too wide.  $r$  followed by dental does not always produce a retroflex, for example *rd* does not retroflex after a stressed short vowel unless there is a boundary between  $r$  and  $d$ , e.g. *sverd* 'sword', sværd, c.f. *yard* [ja:d], *verdi* 'worth', [vædi:]. A special rule is necessary:

$$(8) \quad d + \int / \left\{ \begin{array}{l} r [-\text{seg}] \\ V:r \\ \check{V} r \end{array} \right\} -$$

A rule is needed to cause retroflexion in the case of /t, n, l/. Hence:

$$(9) \quad [+distr] \rightarrow [-distr] / r[(-seg)] \left[ \begin{array}{c} \left[ \begin{array}{c} - \\ +cor \\ +ant \end{array} \right] \\ \left[ \begin{array}{c} [-obstr] \\ \left\{ \begin{array}{c} +obstr \\ -frict \\ -voice \end{array} \right\} \end{array} \right] \end{array} \right]$$

This rule as at present formulated is highly unsatisfactory and is entirely provisional until the question of *ʃ* is discussed. Before *ʃ* can be discussed in detail, however, it is necessary to evaluate the status of /j/ and /ç/, since these factors are relevant.

After retroflexion has taken place, *r* must be deleted:

$$(10) \quad r \rightarrow \emptyset / (-seg) \left[ \begin{array}{c} -distr \\ +ant \end{array} \right]$$

/j/

The status of /j/ has seemed assured in all previous treatments of N. However it is clear, on closer examination, that there is little reason not to consider *j* an allophone of /i/. Its status when it occurs after a vowel will be discussed below together with the other diphthongs. In pretonic position, both *i* and *j* occur, e.g. *fjord*, [fju:r], *diaré*, 'diarrhoea', [diare:]. There are very few words which have *i* here, and the difficulty can be handled quite simply by taking *i* as an allophone of /i:/, such that e.g. *diaré* has underlying /di:are:/. /i:/ will accordingly not lose its syllabicity, and /i:/ will become *i* by a rule which shortens all long vowels in unstressed syllables, for which see below. In post-tonic position both *i* and *j* are found e.g. *folio*, *Italia* with *i*, *balje*, 'tub', *Terje*, 'boy's name'. Here it would not be convenient to set up underlying forms with /i:/, since this would complicate the main stress rule. Such cases are best handled then by marking forms like *Italia* [-rule (11)] in the lexicon.

The desyllabification rule may be represented:

$$(11) \quad i \rightarrow j / -V$$

/ç/

/ç/ seemed at first to be a clear phoneme, since there were many minimal pairs supporting such a view. However on closer inspection of the distribution,

it is clearly preferable to exclude it from phonemic status. It occurs only in initial position except in one word *bikkje*, 'dog'. Moreover, all consonants occur before *j* except for *k*, *g*, *s*; also, *k* and *g* occur only rarely before any front vowel.

The best way to handle these facts seems to be as follows: Words with *ç* have underlying /k/. First a glide *j* is inserted between /k/ and a morpheme initial front vowel:

$$(12) \quad \emptyset \rightarrow j / \# k - \left[ \begin{array}{c} -\text{cons} \\ +\text{front} \end{array} \right]$$

If we take the verb *kjøre* 'to drive' as an example, underlying form /kø:re/, (12) will give *kjø:re*. Next, a devoicing rule applies to give *kjø̥:re*, i.e.:

$$(13) \quad j \rightarrow \overset{\circ}{j} / [-\text{voice}] -$$

The velar stop is deleted by (14) to give *jø̥:re*.

$$(14) \quad k \rightarrow \emptyset / - \overset{\circ}{j},$$

and finally friction is supplied by (15) to give *çø:re*.

$$(15) \quad \overset{\circ}{j} \rightarrow \text{ç} / \# -$$

In N., *j* occurs as a result of historical syncretism between *j* derived from /i/, and *j* derived from /g/, which "became" *j* before front vowels. For words such as *gift* 'poison', [jift], there would be no means of knowing whether it had underlying /gift/ or /iift/. The surface phonetics could be derived from both underlying forms by the rules suggested above, i.e. by (11) from (iift/, or by (12) and (14) modified (and incidentally simplified) to handle voiced velars as well, from /gift/.

As there is no advantage to be gained from having underlying /gift/ clearly the solution with /iift/ is the simpler. However there are cases where a morphological alternation exists between a form with *g* and a form with *j*, e.g. *gi* 'to give', [ji:], past tense form *ga* [ga:]. Here it is obviously easier if the underlying form is /gi:/, whereupon (12) and (14) will produce [ji:]. (12) and (14) must be redrafted:

$$(16) \quad \emptyset \rightarrow j / \# \left[ \begin{array}{c} +\text{obstr} \\ -\text{ant} \end{array} \right] - \left[ \begin{array}{c} -\text{cons} \\ +\text{front} \end{array} \right]$$

$$(17) \quad \left[ \begin{array}{c} +\text{obstr} \\ -\text{ant} \end{array} \right] \rightarrow \emptyset / - \left[ \begin{array}{c} -\text{cons} \\ -\text{voc} \end{array} \right]$$

There are some exceptions to (16) such as *gir* 'gear', [gi:r], *kø* 'queue', [kø:] etc., which may simply be marked [—rule (16)].

A further motivation for not assigning phonemic status to  $\zeta$  is what has happened for example to English 'cakes' which has been borrowed by N. and become *kjeks* (see Standwell 1963).

### /ʃ/

Whereas the status of the retroflex consonants was at least debated, that of  $\zeta$  seemed unquestioned except in the case of sandhi forms such as *har sett* 'have seen', [ha:ʃett], which had to be derived from /rs/. Within the morpheme  $\zeta$  occurs initially, unlike the other retroflexes, which occur only postvocally. It is clear however that the same arguments which are valid for considering the retroflexes as clusters are just as relevant here. The cluster interpretation was not adopted and probably for the following reason:  $\zeta$  occurs initially and there is no possibility of substituting *rs*. Why then was not the obvious solution of /sj/ adopted? The reason was presumably that the idea of even partial phonemic overlapping did not appeal at the time.

An argument in favour of this interpretation is that Western dialects which have no phonetic  $\zeta$ , have (mainly) *Rs* postvocally and *sj* prevocally. Diasystemically therefore, /sj/ is a highly convenient underlying form. Eastern dialects have a rule such as (18), Western dialects do not.

(18)  $sj \rightarrow \zeta$ ,

Nevertheless, the postvocalic situation is somewhat more complicated. Although most cases of  $\zeta$  are stylistically or dialectally interchangeable with *rs*, e.g. *herse* [hærsə] or [hæʃ:ə], in the verb *hesje*, only [heʃ:ə] is found or possibly [hæʃ:ə] in some dialects. The difficulty would be for the classical phonemicist to know for certain when postvocalic  $\zeta$  was to be phonemicized as /rs/ and when /sj/, biuniqueness being thus lost. Generative phonologists have since Halle (1959) cast doubt on the usefulness of biuniqueness. As it would be a shame if a handful of exceptions were to force one to set up an otherwise unnecessary phoneme, I conclude that  $\zeta$  should be interpreted as either /rs/ or /sj/.

There was a further complication for the classical phonemicist: before /l/ in initial position, and in most people's speech in other positions as well, only *f* appears and never *s*. A Praguian might set up an archiphoneme /S/ which occurs before /l/ to cope with the neutralization of /s/ and /ʃ/. In a generative treatment the underlying form would be /sl/. A rule would convert *sl* to *ʃl* where required. Normally, /sl/ is realized as *ʃl* unless a boundary occurs between the two. If there is a boundary, educated usage tends to use *sl* and uneducated usage *ʃl*. For educated speakers, a rule is needed:



$$(19) \text{sl} \rightarrow \text{ʃl},$$

while for uneducated speakers the rule will be:

$$(20) \text{s}([- \text{seg}]) \text{l} \rightarrow \text{ʃl}$$

In the same way as alternations were found between *g* and *j* in the verb (and other) morphology, there are alternations between *sk* and *ʃ*, e.g. *skjelve*, 'shiver', has past tense *skalv*, [ʃelvə, skalv]. Only a slight modification is needed to rules already mentioned to handle this. The underlying form of *skjelve* will be taken to be /skelve/. Glide insertion will give *skjelve*. Velar stop deletion will give *sjelve*. In Eastern dialects (18) will convert *sj* to *ʃ*.

Where no morphological alternation exists although a word is derived historically from /sk/ such as *skinke*, 'ham', [ʃiŋkə], the underlying form will be taken to be with /sj/. (16)–(17) will have to be redrafted to include optional /s/. As this is the only consonant which can occur before /k/ it need only be referred to as [–voc].

$$(21) \text{ø} \rightarrow \text{j} / \neq ([- \text{voc}]) \left[ \begin{array}{c} + \text{obstr} \\ - \text{ant} \end{array} \right] - \left[ \begin{array}{c} - \text{cons} \\ + \text{front} \end{array} \right]$$

$$(22) \left[ \begin{array}{c} + \text{obstr} \\ - \text{ant} \end{array} \right] \rightarrow \text{ø} / \# ([- \text{voc}]) - \left[ \begin{array}{c} - \text{cons} \\ + \text{front} \end{array} \right]$$

The retroflexion rule (9) may now be given in a simplified form, the exclusion of *ʃ* being removed. It was mentioned above that after *r* all the consonants of a coronal cluster become retroflex, e.g. *spillerens* [spillənʃ], and e.g. the proper name *Ernst* [ærŋʃt]. The retroflexion rule which makes a following coronal consonant [–distr] will apply in the case of *Ernst* three times. The first time will convert *n* to *ŋ* as it is preceded by a [–distributed] consonant, *ŋ* will subsequently convert *s* to *ʃ* and *ʃ* will then convert *t* to *t̚*.

$$(23) [+ \text{distr}] \rightarrow [- \text{distr}] / [- \text{distr}] ([- \text{seg}]) \left\{ \begin{array}{l} \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ + \text{cor} \\ + \text{obstr} \\ - \text{voice} \end{array} \right] \\ \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ + \text{cor} \\ - \text{obstr} \\ - \text{ant} \end{array} \right] \end{array} \right\}$$

The information contained in (23) and in (8) above can now be more elegantly expressed by means of one allembicing rule. (8) was a cumbersome

way of stating that *r* followed by a *d* forms a retroflex except after a short stressed vowel. A better formulation is therefore as follows:

$$(24) [+distr] \rightarrow [-distr] / \left[ \begin{array}{c} +voc \\ P \end{array} \right] [-dist] (-seg) \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +cor \\ Q \end{array} \right]$$

where it is not the case both that P contains

$$\left[ \begin{array}{c} +stress \\ -long \end{array} \right], \text{ and } Q \text{ contains } \left[ \begin{array}{c} +obstr \\ +voice \end{array} \right].$$

ʃ also occurs in one more environment not covered hitherto: it alternates stylistically with *s* before *v* in for example *svær* 'huge', [svæ:r] or [ʃvæ:r], likewise *svinaktig* 'swinish', with [svi:n-] or [ʃvi:n-]. An exception rule may be framed which applies optionally to words marked [+rule (25)] in the lexicon.

$$(25) s \rightarrow ʃ / -v \dots \left. \begin{array}{c} Y \\ +rule (25) \end{array} \right\}$$

/ŋ/

ŋ was considered a phoneme in classical phonemic treatments because of such minimal pairs as *land lang*, [lan:] [laŋ:]. However the undesirability of treating it so in N. soon becomes apparent as soon as the distribution is examined, and a cluster interpretation appears more attractive. The distribution of ŋ in N. is similar to that in English and German, for which see Sapir (1925), Vachek (1964) for English, and Vennemann (1970) for German. Unlike the other nasals *m* and *n*, ŋ does not appear initially or after long vowels and diphthongs; moreover only ŋ and never *n* appears before *k*. *ŋk* could be regarded therefore as phonemic /nk/. The apparent need for a phoneme /ŋ/ was because of the postvocalic cases where no *k* follows: e.g. *lang* [laŋ:], *balanse* [baláŋsə]. These cases may be handled by rules similar to those required for English and German:

$$(26) n \rightarrow \eta / - \left[ \begin{array}{c} +obst \\ -ant \end{array} \right]$$

$$(27) g \rightarrow \emptyset / \eta - \left\{ \begin{array}{c} [-seg] \\ [+cons] \end{array} \right\}$$

By (27), *g* is deleted before a boundary and before a consonant. Consider however the following examples: *tango* [taŋgu], *tangere* 'to touch' [taŋgé:rə],

*tangent* [taŋgént], *fungere* 'to function' [fʉŋgé:rə] do not delete *g* while e.g. *springer* 'runner', *ingefær* 'ginger', *Inger* 'girl's name' do delete *g*. This suggests that (27) is too simple, and that a rule on the lines of (28) is needed:

$$(28) \quad g \rightarrow \emptyset / \eta - \left\{ \begin{array}{l} (\#) (\delta) \\ C \end{array} \right\}$$

In Standwell (op. cit.) it was suggested that unstressed suffixes would be marked off by # while stressed suffixes would retain the boundary symbol +. According to (28) *g* is deleted before #, before #ɛ, and before ɛ, giving the correct result in the case of *lang*, *ingefær*, and *springer* (underlying form /spring#er/). *g* will not however be deleted in *tango* and such forms as *fungére* whose underlying form is /fʉŋg+e:r#e/.

There is one complication: *η* also occurs before *n*, e.g. *sogn* 'parish', [sɔŋn]. The interpretation /ng/ is ruled out on distributional grounds. The best possible solution here is to treat *η* as derived from /g/. There is diasystemic evidence for this, e.g. the dialect pronunciation [sɔgn] (c.f. also Swedish *socken*), and moreover N. spelling has 'g'. I suggest a rule:

$$(29) \quad g \rightarrow \eta / \hat{V} - n.$$

The restriction to the context *Ŷ* — will prevent (29) from applying to many foreign words such as *prognóse*, *agnóstiker* et cetera. The case of *egen* 'own', plural form *egne* [e:gnə] shows that (30) would have to apply *before* the rule which deletes *e* in /e:gen#e/ to give [e:gnə].

### Diphthongs

There are seven possible diphthongs in N. of which only *æi* *øy* *æu* occur with frequency. The other four are rare, often being of foreign origin. *ai* occurs in e.g. *hai* 'shark', *kai* 'quay', and a few others. *ɔi* is rare occurring in e.g. *konvoi* and *ui* and *ʉi* seem to be confined to one word each: *hoie* 'to hollow' and *huie* 'to shout'. Vogt treats only *æ* *øx* *æu* as unit phonemes. The difficulty is that while it is inconsistent not to set up these four as unit phonemes when the other three are so treated, it is clearly undesirable to set up four phonemes of such rarity. Perhaps in this case we should be grateful to present generative phonological theory for allowing only one (albeit somewhat Procrustean) solution. *æi* may be treated as a sequence of /e/ and /i/ (see above) and *øy* as /ø/ and /y/. *æu* cannot have /e/ as its first element since it behaves like a back vowel. In words such as *gaupe* 'lynx', *kausjon* 'security', *skaut* 'kerchief', no *j* is inserted after *k*, and the phonetic forms do not commence in *j* *ç* *f* respectively.

$\text{æ}\bar{u}$  will thus be interpreted as /a/ and / $\bar{u}$ /. The rule widening  $e$  to  $\text{æ}$  has already been given (see (4) above), but a fronting rule is required to give  $\text{æ}\bar{u}$ .

$$(30) \quad a \rightarrow \text{æ} / -\bar{u}$$

The second [—consonantal] element of the diphthongs must now be made asyllabic, converting the high vowels /i, y,  $\bar{u}$ / to their corresponding glides  $j$   $y$   $\bar{u}$ .

$$(31) \quad [+syll] \rightarrow [-syll] / [+syll] \left[ \begin{array}{c} \text{—} \\ +\text{high} \\ -\text{back} \end{array} \right]$$

### *Schwa*

The distribution of this sound has not been treated with sufficient thoroughness in previous treatments. Borgström (1958, p. 35) admits that both  $e$  and  $\text{ə}$  occur post-tonically in unstressed syllables, but takes  $\text{ə}$  to be an allophone of /ə/ and  $e$  to be an allophone of /e/. Such words as *almen* 'general' and *godhet* 'goodness', would be phonemicized /alme:n/, /gu:he:t/. This seems a satisfactory solution. About the distribution of  $e$  and  $\text{ə}$  in pretonic position, however, Borgström is somewhat vague. The distribution appears to be as follows: both  $e$  and  $\text{ə}$  occur, e.g. the first syllables of *general* and *gemytt* 'humour' have  $e$  and  $\text{ə}$  respectively. *Gemytt* is bimorphemic while *general* is monomorphemic. A rule is thus possible that  $e$  becomes  $\text{ə}$  in morpheme final position. Unless the first syllable is a prefix such as *be-* or *ge-*,  $\text{ə}$  never occurs in the first syllable, hence *general elektrisk* with  $e$ . Nevertheless both  $e$  and  $\text{ə}$  occur between the first and the tonic syllables, e.g. *arrestere* with  $\text{ə}$  and *injeksjon* with  $e$ .  $\text{ə}$  never occurs before a vowel e.g. *areal*, *arkeolog* have only  $e$ . The question of whether  $\text{ə}$  is found as in *marmelade* and *arrestere*, or  $e$  as in *injeksjon* and *pretendent* seems to depend on syllable division. If the syllable in question has zero or  $r$  as coda,  $\text{ə}$  occurs; if there is any other from of coda,  $e$  remains. In *arrestere* the interlude *-st-* is the onset of the following vowel thus causing the presence of  $\text{ə}$ . The word *interjeksjon* contains examples of both: the second syllable has  $r$  as coda and consequently  $\text{ə}$ , while in the third syllable the coda is  $k$  and reduction does not occur. A rule may thus be formulated:

$$(32) \quad e \rightarrow \text{ə} / \dots VC_0 - \left[ \begin{array}{c} r \\ C_0 \end{array} \right] - \left[ \begin{array}{c} C_0 \\ C_1 \end{array} \right] \dots \bar{V}$$

where "—" is used to indicate the syllable boundary. The square brackets

here means that the environment is either  $-r-C_0$  or  $-C^0-C_1$ . The complete rule for reduction to schwa will be as follows:

$$(33) \quad e \rightarrow \text{ə} / \left\{ \begin{array}{l} - [-\text{seg}] \\ \hat{V} \dots - \\ \dots VC_0 - \left[ \begin{array}{c} r \\ C^0 \end{array} \right] - \left[ \begin{array}{c} C_0 \\ C_1 \end{array} \right] \dots \hat{V} \end{array} \right\}$$

/x/

The use of /x/ instead of the usual /h/ may at first seem dubious. In German, the setting up of /x/ to underly *h*, *ç*, *x*, seems reasonable as there are few contrasts and /x/ is the easiest base from which the other two may be derived. Moreover there is already a group of velars: /k/, /g/ into whose group it fits. In English too, although no *x* exists in the phonetics, it is interesting to note that Chomsky and Halle (op. cit.) make considerable use of the velar fricative in their underlying forms. In Norwegian, once /j/ and /ç/ have been abandoned, the certain consonants form three neat groups: labial, dental, velar. The question is whether a glottal column need be set up in the underlying chart. This question is not of great import, but there are morphological alternations between *h* and *k* as in *subtrahere*, *subtraktiv*, *subtraksjon*. If /x/ is used in the basic form, a simple rule will convert it to *k* before a consonant otherwise *h*. Hence:

$$(34) \quad x \rightarrow \left\{ \begin{array}{l} k / -[+\text{cons}] \\ h \end{array} \right\}$$

## II

This section deals with the remaining rules required to convert the output of the syntactic component to the phonetics.

Some of these rules must apply before the stress and tone rules and the rest then apply later. Those rules which apply before the stress and tone rules will be discussed below in connection with the morphology. The stress and tone rules were fully treated in Standwell (op. cit.), but a synopsis is given here. First, stress is assigned by a series of cyclic rules, after which tone II is assigned where appropriate.

### Main stress rule

$$(35) \quad S \rightarrow \hat{S} / \left\{ \begin{array}{l} \dots - \# ] \quad \left\{ \begin{array}{l} ((e)l)ig \\ scm \end{array} \right\} ] A \\ \# (\text{pre } \#) \left\{ \begin{array}{l} \# [-] \\ \dots \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +long \end{array} \right] P \end{array} \right\} (\# \text{suff}) \end{array} \right\} \quad \begin{array}{l} (a) \\ (b) \\ (c) \end{array}$$

where P does not contain S<sub>+long</sub>

and where  $S_{+long} = C_0 \left\{ \begin{array}{l} V_{+long} \\ V_{-long} \left\{ \begin{array}{l} [-cons] \\ [-voc] \\ [+cons] \\ [+cons] \\ [+long] \end{array} \right\} [+cons] \end{array} \right\}$

This rule assigns stress to the syllable immediately preceding the adjective-forming suffixes ((e)l)ig or -som, if any. Next, stress is assigned to the first syllable of a word, ignoring any prefixes, by (b). This applies to all words including those already stressed once by (a). Finally the rightmost long syllable is stressed, a long syllable consisting of a long vowel, or a short vowel followed by a glide, or a cluster of two or more consonants, or a long consonant. Before the nuclear stress rule, two rules are required to adjust boundaries.

$$(36) \quad \# \# \rightarrow + / \left[ \begin{array}{c} [ ] - [ ] \end{array} \right] + Y \\ + (36)$$

This rule is the one mentioned above in connection with *kanskje*.

$$(37) \quad \# \rightarrow \# \# / \text{for } - \left\{ \begin{array}{l} [S]_N \\ \left[ \begin{array}{c} [ ] \\ N \end{array} \right] + (37) \\ \dot{S} \dots \\ [S\#] [ ] V \end{array} \right\}$$

#### Nuclear stress rule

$$(38) \quad S \rightarrow \dot{S} / R \left[ \begin{array}{c} \# \# \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +str \end{array} \right] X \# \# (Z \# \# ) \end{array} \right] \quad (a)$$

$$\dots \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +str \end{array} \right] \left\{ \begin{array}{l} ((e)l)ig \\ scm \end{array} \right\} ] A \quad (b)$$

where R does not contain # #.

This rule assigns primary stress to the leftmost element of a compound, and to the rightmost stressed syllable in a simple word. Nuclear stress is reassigned to the syllable immediately preceding ((e)l)ig or scm. After (38) the convention (39) applies:

(39) Within a word or compound, non-primary stress is lost.

It is vital that (39) does not apply until both (38a & b) have applied.

## Tone Rules

$$(40) \quad \acute{V} \rightarrow \grave{V} / \left[ \begin{array}{l} \# \# C-C \text{ (-seg) } [..V..]X \\ \left[ \begin{array}{l} \dots C \left[ \begin{array}{l} \text{---} \\ +\text{long} \end{array} \right] C_1^1 \\ N \left[ \begin{array}{l} [-] \left[ \begin{array}{l} +\text{cons} \\ +\text{long} \end{array} \right] \\ [-] Y \end{array} \right] e \\ \left[ \begin{array}{l} \text{---} \\ +\text{long} \end{array} \right] N \end{array} \right] \end{array} \right] \end{array} \right] \quad \begin{array}{l} (a) \\ (b) \\ (c) \end{array}$$

where  $x \neq \text{def. art.}$

(40) assigns tone II to words stressed on the first syllable where at least one syllable follows, provided that this does not expound the definite article. Tone II is also assigned to words of three or more syllables ending in a long vowel followed by exactly one consonant *e*, e.g. *karbonade* or in a short vowel followed by a geminate and *e*, e.g. *abbedisse*. (40c) is used for all exceptional cases.

$$(41) \quad V \rightarrow \acute{V} / \text{certain cases.}$$

(41) reconverts  $\acute{}$  to  $\grave{}$  in ten environments discussed in Standwell (op. cit.). These are not repeated here owing to lack of space.

One more tone rule is required, which applies after certain rules not yet mentioned. It will be discussed below.

There are a large number of apparent exceptions to *e* in *hʉ:s#e* will be deleted later.

The second apparent exception is a small group of nouns including, e.g. *mór* 'mother', def. *moren*, *fár* 'father', *fàren*, *klær* 'clothes', *klærne*. This difficulty may be overcome by setting up underlying forms with *-de*, e.g. /mu:der#(en)/, /fa:der#(en)/, /kle:der#(ne)/. Tone II will be assigned to these forms, after which *-de-* is deleted, leaving *mù:ren fá:ren klè:rne* with tone II. The postulated forms with *-de-* are needed anyway; consider the plural forms *mødre*, *fedre*, and the adjective *kledelig* 'stylish'.

The deletion of voiced obstruents with or without following *e* is of frequent occurrence in N. and will be dealt with separately below.

When *-de-* has been deleted, the resulting forms *mù:r* etc. still have tone II, which is incorrect. The tone adjustment rule referred to above now applies, and switches  $\grave{}$  back to  $\acute{}$  in the case of monosyllables:

$$(42) \quad \acute{V} \rightarrow \grave{V} / \left[ \# \# C_0 \left[ \begin{array}{l} \text{---} \\ +\text{voc} \end{array} \right] C_0 \right] \# \#$$

Two rules are required for epenthesis. *e* must be supplied before noun plural *-r* in e.g. *bø:k#r* with or without the definite suffix, here *-ne*, and also between a consonant and final *n*, *r*, *l*, with or without definite *-en*. The second rule is needed to supply *e* before *only r* and *n* and not *l*, in neuter nouns followed by definite *-et*, i.e. we find *åker*, *åkeren* 'field', but *fengsel*, *fengslet* 'prison'.

$$(43) \quad \emptyset \rightarrow e / \dots [-\text{voc}](\#) - \left[ \begin{array}{c} -\text{obstr} \\ +\text{cor} \end{array} \right] \# (x_{\text{def}}) \quad \text{where } x \neq -\text{et}$$

There are many apparent exceptions to (40), which may be eliminated by posulating underlying forms which are monosyllabic. Examples are (a) nouns and adjectives ending in *-en*, *-el*, *-er*, such as *alen* 'ell', *åker* 'field', *frøken* 'Miss', *tapper* 'brave', (b) present tense forms of verbs such as *drikker* 'drinks', *leser* 'reads', (c) noun plurals such as *bøker* 'books', *blomster* 'flowers'. The underlying forms of these would be e.g. /a:ln/, /drik#r/, /blomst#r/. Tone I will thus be assigned, after which *e* is supplied by epenthesis. The forms without *e* are needed anyway in some cases, e.g. *alner*, *adle*, *frøkner* *tapre* — the plural forms of the above.

### III

#### *Noun Inflection*

The structure of nouns will be as follows:

Stem (plural) (definite).

The allomorphs of the plural morpheme supplied by the lexicon will be *-er*, *-e*, *-r*, *-ø*, and those of the definite article suffix *-en*, *-a*, *-et*, *-ne*. The suffix *-r* will be assigned to nouns such as *blomst*, with the result that the plural composite form /blomst#r/ will be assigned tone I.

It was stated above in the tone rules that the definite article suffixes played no part when tone II was being assigned. There are two apparent exceptions: some nouns with no surface suffix in the indefinite plural, e.g. *hus* 'houses', have tone II in the definite plural, e.g. *husene*. If these are assigned the plural suffix *-e*, which is needed anyway for nouns ending in *-er* such as *lærer* 'teacher', tone II will be assigned to the plural form /hūs#e#ne/.

$$(44) \quad \emptyset \rightarrow e / [-\text{voc}] - \left[ \begin{array}{c} + \text{ cor} \\ - \text{ obstr} \\ - \text{ distr} \end{array} \right] \# \left[ \begin{array}{c} \text{et} \# \\ \text{N} \end{array} \right] \text{N}$$



The definite plural forms generated at present are such as e.g. *veg # er # ne* 'the walls'. *r* is deleted in all cases before *-ne*, when preceded by unstressed *e*. Consider *veggene* without *r* and *trærne* 'the trees', where *r* is not deleted.

$$(45) \quad r \rightarrow \emptyset / \# \check{V} - \# ne \Big]_N$$

Plural forms generated such as */le:r#e#ne/* and */hʉ:s#e/* must delete the morph *e*.

$$(46) \quad e \rightarrow \emptyset / \dots (\#) \check{e} r \# \Big]_{N-} \# ne$$

$$\left[ \# \# C_0 V C_0 \# \right]_{N-} \# \# \Big]_N$$

(46) will give *le:r#er#ne* and *hʉ:s*.

It may be of assistance to show how e.g. *bókene* may be derived, using the required rules in sequence. The underlying form will be */bu:k#r#ne/*. (2) *bʊ:k#r#ne*, (3) *bø:k#r#ne*, (35b) *bó:k#r#ne*, (40) does not apply, (43) *bó:k#er#ne*, (45) *bó:k#e#ne*.

Nouns such as *engel* 'angel' will have a dissyllabic underlying form. For the plural forms of such nouns, the unstressed *e* must be deleted to produce eventual *engler* et cetera.

$$(47) \quad e \rightarrow \emptyset / \dots V C_0 - \left[ \begin{array}{l} -\text{obstr} \\ +\text{cor}/ \end{array} \right]_{N,A} \# [e \dots]_x$$

where  $x \neq \text{def. art.}$

(47) will delete *e* when adjectives ending in *-ən*, *-əl*, *-ər*, are followed by the adjectival suffix *-e* (see below), and before nouns followed by *-er*. The diamond bracket convention is used to collapse these.

Nouns ending in *-um* usually delete this suffix before any affix including the definite article, e.g. *museum*, *museet* *museer*.

$$(48) \quad um \rightarrow \emptyset / - \# \Big]_N \text{ suffix.}$$

*t* in the neuter definite singular affix *-et* is deleted except in very formal usage unless followed by genitive *s*.

$$(49) \quad t \rightarrow \emptyset / \dots \# e - \# \Big]_N$$

Nouns ending in *-or* such as *mótor*, *proféssor* are stressed on the penult: When an affix follows (excluding the def. art. suffix, the final syllable of the stem is stressed, e.g. *motórisk*, *professórer*. Thus in the derived and inflected forms the final syllable is long, whereas in the uninflected form the final syllable is short. The best solution appears to be to set up underlying forms with a long final vowel, e.g. /mu:tu:r/, /prufessu:r/. The final vowel is shortened if no affix follows, excluding the definite.

$$(50) \quad u: \rightarrow u / \dots V \dots - \# r ]_N (en) \#.$$

The first vowel in *motor* needs to be short for reasons which will be explained in the section on derivational morphology.

### *Adjective Inflection*

An adjective consists of a root followed by a comparative or superlative suffix followed by a suffix indicating number-cum-gender-cum-definiteness. The comparative allomorphs supplied by the lexicon are *-re*, *-ere*, and those of the superlative *-st*, *-est*. The final suffix is *-t* for neuter singular predicative and indefinite attributive, and *-e* for plural, and definite attributive.

Many adjectives delete the *-t* suffix, after:

(a) adjectives ending in a consonant followed by a dental obstruent, such as *dagligdags*, *svart*, *redd*, *tilfreds*;

(b) an unstressed vowel, e.g. *stille*, *øde*;

(c) an unstressed vowel followed by a dental obstruent, such as *felles*, *steinet*, *fremmed*. These may be covered by:

$$(51) \quad t \rightarrow \emptyset / \left[ \begin{array}{c} [+cons] \\ [+syll] \\ [-str] \end{array} \right] \left[ \begin{array}{c} [+obstr] \\ [+cor] \\ [+obstr] \\ [+cor] \end{array} \right] \Bigg] - A$$

(d) After a long stressed vowel, e.g. *tro*, *kry*.

(e) After a long vowel followed by *t* or *d* provided the vowel is low, e.g. *glad*, *lat*, *kåt*. These cases may be covered by one rule

$$(52) \quad t \rightarrow \emptyset / \left[ \begin{array}{c} +voc \\ +long \end{array} \right] \left\{ \left[ \begin{array}{c} +cor \\ +obstr \end{array} \right] \right\} \left\{ \left[ \begin{array}{c} -frict \end{array} \right] \right\} \Bigg] - A$$

Exceptions to (52) such as *blå* 'blue' with neuter *blått* may be accounted for by taking the underlying form as /blo/ with a short vowel.

*Flat* 'flat' neuter form *flatt* is an exception to (e) and would be marked [—(52)] in the lexicon.

(f) Dissyllabic adjectives ending in *-sk* such as *krigersk* 'war-like', and adjectives of nationality ending in *-sk* including monosyllables, such as *tysk* 'German'.

$$(53) \quad t \rightarrow \emptyset / \left\{ \begin{array}{l} \dots C_0 V C_0 V sk \# ]_A \\ \dots sk \# ]_A \\ \quad \quad \quad + nat \end{array} \right\} -$$

The adjectives *liten* 'little', and *egen* 'own', have as their neuter form *lite*, and *egget*. A rule is required to delete *n*.

$$(54) \quad n \rightarrow \emptyset / - \# t ]_A \\ + 54$$

This will yield *li:tet e:ge:t*. Provided (54) operates before (51) *t* in *lite* will be deleted giving the correct form. *egget* however will have to be marked in the lexicon as an exception to (51).

There are many adjectives ending in *-ig* in the spelling where 'g' is not pronounced, e.g. *mulig* 'possible', [mʉ:li]. An underlying representation with /g/ is however necessary since a velar stop is present in the superlative, *muligst* [mʉ:likst]. Underlying /g/ rather than /k/ is preferable since an obstruent devoicing rule is needed anyway, and the deletion of voiced stops is of frequent occurrence, see /fa:der/ etc. above. A rule on the lines of (55) is required:

$$(55) \quad g \rightarrow \emptyset / \dots i - \# ]_A$$

This rule will apply after the obstruent devoicing rule below.

In adjectives such as *rød* [rø:] 'red' underlying /d/ is needed because of the verb *rødme* 'blush' and the neuter form *rødt* [røtt]. In the latter case *t* will not be deleted, obstruent devoicing will give *rø:tt*, after which the vowel will be shortened by general rule, see below. In the simple form *rød*, voiced obstruent deletion will give the correct form [rø:].

Adjectives consisting of a verb root followed by *-et* followed by *-e*, voice the dental stop, e.g. *elsket* 'beloved' *elskede*.

$$(56) \quad t \rightarrow d / \# ]_V \# et \# ]_A e$$

Adjectives ending in a dental non-obstruent with tone II such as *guffen*

'awful', delete *e* before the definite plural -e, e.g. *guffne*. This deletion is already covered in the existing formulation of (47).

Adjectives ending in a short vowel with or without a following *s* delete *e* also, e.g. *stille* 'quiet', *felles* 'common'. In monosyllabic adjectives ending in an underlying short vowel -*e* is deleted after low vowels but not after high vowels, c.f. *nye*, *frie*, *bra blá*. This may be handled by:

$$(57) \quad e \rightarrow \emptyset / \left[ \left[ \begin{array}{c} +\text{syll} \\ -\text{str} \end{array} \right] (s) \right] \left\{ \begin{array}{c} \left[ \begin{array}{c} +\text{str} \\ +\text{low} \end{array} \right] \right\} \# \left[ \begin{array}{c} \phantom{+} \\ \phantom{+} \end{array} \right] A - \#$$

The usefulness of underlying /g/ in *mulig* discussed above is again apparent since *e* is not deleted in e.g. *mulige*, [mʌ:liə]. The presence of /g/ prevents (57) from applying.

### Verb Inflection

Norwegian strong verbs are so irregular that there seems to be no advantage in handling them otherwise than by listing their past tense and past participle forms. The remaining forms of strong verbs are the same as in weak verbs.

The structure of a Norwegian weak verb is as follows:

stem (affix) (passive).

The affixes are as follows:

Imperative $\emptyset$	Infinitive <i>e</i>
Present participle <i>-ene</i>	Present tense $\emptyset$
	<i>r</i>
	<i>er</i>
Passive <i>-es</i>	Past tense <i>de</i>
	<i>et</i>
Past participle <i>d</i>	
<i>et.</i>	

For the present tense,  $\emptyset$  occurs before the passive and in some irregular verbs, *r* occurs in verbs which have tone I in the present tense such as *drikker* 'drinks', *léser* 'reads', and *-er* otherwise.

There are two subtypes of weak verbs, those which add *-et*, *-et*, and those which add *-de*, *-d*, in the past tense and past participle. The class member-

ship of these two groups is only partly phonological and must thus be taken to be morphological. For a full discussion on this point see Standwell (1972). The element *-d-* may appear at the phonetic level in one of three forms: *dd* as in *bo bodde* 'live', *t* as in *lære lærte* 'learn', *d* in *prøve prøvde* 'try'. *dd* occurs after a short vowel, and such forms as *bo* will have an underlying short vowel /bu/ which is lengthened in the infinitive and other forms by a general rule later. *t* occurs after all coronals, all nasals and all voiceless consonants, hence:

$$(58) \quad d \rightarrow t / \left\{ \begin{array}{l} [+cor] \\ [-voice] \\ [+nas] \end{array} \right\} \# \left. \vphantom{\begin{array}{l} [+cor] \\ [-voice] \\ [+nas] \end{array}} \right] V - (e)$$

It is important that the velar stop be deleted before the operation of (58) in the case of *ringe*, *ringte*, or else the result would be \**ringde*.

The infinitive *e* disappears in verbs such as *bo* above. It was seen above that *-e* disappears in adjectives ending in a short vowel. It was suggested above that verbs such as *bo* had a short underlying vowel. If this is the case then we have another instance of *e*-deletion after a short vowel. This may be covered by:

$$(59) \quad e \rightarrow \emptyset / \left[ C_0 \left[ \begin{array}{l} +syll \\ -long \end{array} \right] \# \right] V -.$$

If on the other hand the verb root ends in a long vowel, *e* is not deleted, c.f. *kue* 'to cow'. An exception to (59) is the verb *uroe* 'to disturb', past tense *urodde*. This verb will have an underlying form with a short vowel /u:ru-/, and must be marked [—(59)].

### Derivational Morphology

Consider the following pairs: *bonde bondsk*, *doktrine doktrinær*, *elleve elleve*, *fiende fiendsk*, *fyrste fyrstinne*, *jente jentunge*, *moro morsom*, *myte mytisk*, *pagina paginere*, *risiko risikere*, *solo solist*. A rule is required to delete short /e/ before any suffix, (ignoring once again the definite article). Thus *gate* 'street' /ga:te/ will become *ga:t* before plural *-er*.

It should be noted that such a rule explains the anomaly of *bónde* 'farmer' with tone II, and *bónder* 'farmers', with tone I. If the final /e/ of the root is deleted before the affixation of plural *-r*, the form *bøn* # *r* will be assigned tone I as required.

Vowels other than /e/ are also deleted, but only before derivational affixes: compare *risikoer* 'risks', with *risikere* 'to risk'. Consider now the following:



A special rule is required to convert *t* to *s* or the following alternations: *syntaktisk syntaks*, *epileptisk epilepsi*, *asket asketisk askese*, *narkotisk narkose*.

$$(64) \quad t \rightarrow s / \dots ]_N \\ + (64)$$

Two examples have already been given of voiced obstruent deletion: adjectives ending in *-ig* and such as /fa:der/ which becomes [fa:r]. Consider now the following:

[rø:] 'red' neuter form	[rø:t:], c.f. [rødme] 'to blush'
[blu:] 'blood'	[blu:di] 'bloody'
[by:] 'to offer'	[bū:d] 'an offer'
[tre:] 'step'	[in:tre:dlsə] 'entry'
[bry:] 'worry'	[brydəri] 'worry'
[be:] 'pray'	[til:be:dlsə] 'worship'

With /g/ we find e.g.

[an:ta] 'to suppose'	[an:taglse] 'supposition'	
[bædra:] 'deceive'	[bædra:g] 'deception'	
[si:] 'say'	[usi:gəli] 'ineffable'	[sakt] 'said'

With /v/ are found e.g.

[hal:] 'half'	[halve:rə] 'to halve'	
[sel:] 'self'	[selvə] (inflected form)	
[til:ji] 'forgive'	[til:jivlsə] 'forgiveness'	[u:tjift] 'expense'

These forms will have underlying /anta:ge, bedra:ge, si:ge, halv, selv, tilgi:ve/ etc. The voiced obstruent will be deleted together with a following *e*.

$$\text{Hence: } (65) \left[ \begin{array}{l} +\text{obstr} \\ +\text{voice} \end{array} \right] (+\text{voc}) \rightarrow \emptyset / [\dots - \dots]_Y \\ + (65)$$

This rule cannot be conflated with (55) since (65) must apply before (45)–(46) while (55) must apply after (46).

There are a large number of words of Latin origin with such alternations as these:

eksplodere	eksplosiv	eksplosjon	
aggressiv		aggreasjon	
administrere	administrativ	administrasjon	administrator
eksaminere			eksaminator

repetere		repetisjón
prevenere	preventiv	prevensjón
dedusere	deduktiv	deduksjón
distribuere		distribusjón
destruere		destruksjón

A rule is required to convert /d/ to *s* when in root final position before *i* or *j*.

$$(66) \quad d \rightarrow s / - \# ]_Y \left[ \begin{array}{l} - \text{cons} \\ + \text{high} \\ + \text{front} \end{array} \right]$$

+ (66)

This rule will give *eksplus # iv*, *eksplus + ju:n*.

The following underlying forms will be set up for some of the words appearing in the list above:

/administr + at # iv/	/administr + e:r # e/
+ iu:n/	
/eksamin + e:r # e/	/eksamin + at + u:r/
/repete + e:r # /	/repet + it + iu:n/
/preven + e:r # e/	/preven + t # iv/
/destru + e:r # /	/destru + t + iu:n/
	/preven + t + iu:n/

/i/ will be converted to *j* by (11). A rule is needed to convert *t* to *s* before *j*.

$$(6) \quad t \rightarrow s / - + j$$

The presence of + is necessary as, although rare, [tj] does occur in the phonetics in e.g. *tjene* 'to serve'.

(67) will produce e.g. *repet + is + ju:n*, *preven + s + ju:n*. Now (18) applies, *sj* being converted to *f*. We now have the surface form *repetisju:n* et cetera.

It was stated above that the underlying form of *motor* would be /mutu:r/ with a short first vowel. The reason has to do with the stem formatives -*at-*, -*it-*. We find a short vowel in *administrativ*, *administrasjón* and the plural form *administrátorer*, but a long vowel in *administrator*. The boundary before -*at-* must be + and not # or else the final syllable of *administrasjón* could not be stressed. If the underlying vowel is long, stress would wrongly fall on it in the case of *administrativ*. It is thus necessary to set up -*at-* with a short vowel. A rule is needed to lengthen a vowel in a short syllable preceding -*or*, provided nothing follows except the definite article.

$$(68) \quad V \rightarrow V: / - C_1^1 \text{ur} \# ]_N (\text{en}) \# .$$



Since such a vowel lengthening rule is necessary anyway, it is simpler for e.g. *motor* to have a short first vowel. This rule applies of course before the stress and tone rules.

There are some alternations between *t* and *d*, e.g. *måte* 'way', *middelmådig* 'mediocre'; *mot modig* 'courage courageous'; *bryte* 'to break'; *brudd* 'breakage'. Similarly, the adjectives *fet* 'fat', *søt* 'sweet', form nouns with *d*, e.g. *fedme*, *sødme*. A t-voicing rule is thus required; incorporating (56) above:

$$(69) \quad t \rightarrow d / \left\{ \begin{array}{c} \dots - \dots ] \\ \quad \quad \quad Y \\ \quad \quad \quad + (69) \\ \quad \quad \quad - + m \\ \dots \# ] V \quad e - \# ]_A \quad e ]_A \end{array} \right\}$$

Consider the following alternations: [da:g] [daks] 'day', [gʊ:d] [gʊts] 'God', [ja:gə] 'to hunt', [jakt] 'a hunt', [-ji:vlsə] [-jift], [prutege:rə] 'protect', [prutekʃu:n], [preskribe:rə] [preskripʃu:n]. This may be covered by:

$$(70) \quad [+voice] \rightarrow [-voice] / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ + \text{obstr} \end{array} \right] (\#) \quad [-voice].$$

This rule must apply before the retroflexion rule (25) above. In *ferdferdsel*, we find [færd] but [fætʃ]. Unless the rules are applied in this order the result would be [færtʃf].

Rule (61) above deletes *e* before an affix provided this is not the definite article. The proviso concerning the definite article was necessary for such cases as *gate-en* 'the street' which would have been assigned tone I incorrectly had *e* been deleted. A rule is however necessary for this and any case where unstressed *e* remains before a vowel.

$$(71) \quad \text{ø} \rightarrow \emptyset / [-] \# \check{V}.$$

Some roots undergo vowel shortening in an inflected to derived form, the nouns *foot* 'foot', *root* 'root', have plural *føtter røtter*. The adjective *few* has comparative *færre*. Vowel shortening takes place in the past tense always in roots ending in *v*, e.g. *prøve* 'try', *prøvde*, frequently before *p*, *k*, e.g. *kjøpe* 'buy', *kjøpte*, *leke* 'play', *lekke*, and sometimes before *s*, e.g. *spise* 'eat', *spiste*. Although there are many verbs which shorten the vowel before *p*, *k*, statistically such verbs are still in a minority (see Standwell 1972 forthcoming). Accordingly, verbs such as *kjøpe* must be marked [+rule(x)] in the lexicon, where (x) is the rule for vowel shortening. Vowels are always shortened before a geminate,

e.g. *stor* 'large' has comparative *større*, the verbs *møte* 'meet', *føde* 'feed', have past tense *møtte fødte* ([fø:tə] by (71)). Vowel shortening also takes place before a cluster of which the first consonant is an obstruent and the second is not a *t* which forms part of a verb suffix: consider [fe:t fedmə], [da:g daks], [so:və søvn] as opposed to [ma:stə] from [ma:sə] 'to nag'. In derivational morphology some forms are derived by vowel shortening, e.g. *fly* 'fly', *flukt* 'flight', *bryte* 'break', *brudd* 'breakage'. Long vowel are also shortened when in unstress syllables, compare *brutal* [bruta:l] with *brutalitet* [brutalite:t], where it is not the case both that

$$(72) \quad V: \rightarrow V / \left\{ \begin{array}{l} \neg [+obstr] \# [C_X]Z \\ \neg C: \\ \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ \text{v} \end{array} \right] \\ \neg C_0]_V \quad \# t \dots \\ \quad \quad \quad +72 \\ \neg \dots ]_Y \\ \quad \quad \quad + (72) \end{array} \right\} \quad C_X = t \text{ and that } Z = Vb.$$

Vowel lengthening occurs in those cases where a stressed short vowel is followed by zero coda, as in *bo* /bu/ 'live', *blå* /blə/ 'blue', *edruelig* /e:drú # elig/ 'sober', formed from *edru* /e:drú/. In such cases there is no alternative since there is no consonant to geminate.

Vowels are lengthened before a retroflex consonant, since after *r*-deletion non-canonical forms are left, e.g. *barn* 'child', [baŋ], *perle* 'pearl', [pæfə]. *t* and *j* are exceptions to this and may appear long, e.g. [svat:] 'black'. A rule is thus needed:

$$(73) \quad V \rightarrow V: / - \left\{ \begin{array}{l} C_0^0 \\ \left[ \begin{array}{l} +ant \\ -distr \\ +voice \end{array} \right] C_0^0 \end{array} \right\}$$

The adjective *ferdig* 'ready', has two pronunciations: [fæ:di] or [fæq:i]. It would appear to need to have an underlying long vowel or else the retroflexion rule would not apply. The underlying form must therefore be /fe:rdig/, which will in addition be marked [ $\pm(73)$ ] in the lexicon. (73) will produce the form [fæq:i]. As the rules are ordered at present (73) would lengthen the vowel again to give [fæ:di]. It is clear therefore that (73) must apply before (72).

Consonant shortening occurs whenever a geminate occurs in an unstressed syllable, e.g. *professorer* [prufesu:rər], or before a consonant, e.g. *ideell* *ideelt*.

$$(74) \quad C: \rightarrow C / \#C \left\{ \begin{array}{l} - \#C \\ \check{V} - \end{array} \right\}$$

The next rule does all the final adjusting to make noncanonical syllables canonical by lengthening a single consonant after a stressed short vowel. This rule will geminate the consonant in e.g. *biskoppelig* 'episcopal', *eien-dommelig* 'peculiar', *pille*, derived from (biskop/, /eien # dɔm/, /pile/.

$$(75) \quad C \rightarrow C: / \check{V} - \left\{ \begin{array}{l} \# \\ V \end{array} \right\}$$

### Syllabic consonants

ə followed by a dental non-obstruent forms a syllabic consonant, e.g. in *tittel* 'title', *anelse* 'suspicion', *liten* 'little', *Polen* 'Poland', *perlene* 'the pearls'. When a combination such as this is preceded by an identical consonant as in e.g. *følelse* 'feeling', *mannen* 'the man', *benene* 'the bones', the consonant is deleted to leave: [fø:lsə] [man:] [be:nə].

This may be handled by (76)

$$\left[ \begin{array}{l} +\text{cor} \\ -\text{obstr} \\ +\text{ant} \end{array} \right] \rightarrow [+syll] / [+cor] (\#) \text{ə} (\#) -$$

and (77) which deletes schwa and the preceding identical consonant if any.

$$(77) \quad \left( \left[ \begin{array}{l} +\text{cor} \\ -\text{obstr} \\ +\text{ant} \\ \alpha\text{nas} \end{array} \right] \right) (\#) \text{ə} \rightarrow \emptyset / - (\#) \left[ \begin{array}{l} +\text{cor} \\ -\text{obstr} \\ +\text{ant} \\ \alpha\text{nas} \end{array} \right]$$

Words ending in -ren such as *moren* 'the mother', are phonetically [mu:ŋ]. After the application of all the rules discussed so far, the form *mu:ren* will have been reached, and this is converted by (76)–(77) to [mu:ŋ]. Words ending in -ərən such as *vinteren* 'the winter', require one obligatory rule to remove the syllabicity after ə, e.g. [vintəŋ] becomes [vintən]. In colloquial Eastern speech ə is opened to æ before ŋ, e.g. [vintæn]. These two rules are as follows:

$$(78) \quad [syll] \rightarrow [-syll] / \text{ə} \left[ \begin{array}{l} - \\ +\text{nas} \\ -\text{distr} \end{array} \right]$$

$$(79) \quad \text{ə} \rightarrow \text{æ} / - \left[ \begin{array}{l} +\text{nas} \\ -\text{distr} \end{array} \right]$$

The rules are now given in feature form in a suggested order of application.

They have been renumbered the original number being given in Roman figures.

*Glide formation*

$$(1) \quad [+syll] \rightarrow [-syll] / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +\text{high} \\ +\text{front} \\ -\text{round} \end{array} \right] [-\text{cons}] \quad (\text{XI})$$

$$(2) \quad [+syll] \rightarrow [-syll] / [+syll] \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +\text{high} \\ -\text{back} \end{array} \right] \quad (\text{XXXI})$$

*Final vowel deletion*

$$(3) \quad [+syll] \rightarrow \emptyset / - \# Z \quad \text{where } Z = \text{deriv. affix.} \quad (\text{LX})$$

$$(4) \quad \left[ \begin{array}{c} +\text{syll} \\ +\text{front} \\ -\text{high} \\ -\text{round} \end{array} \right] \rightarrow \emptyset / - \# X \quad \text{where } X \neq \text{def. art.} \quad (\text{LXI})$$

*Vowel shortening*

$$(5) \quad [+long] \rightarrow [-long / \dots V \dots \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +\text{syll} \\ +\text{back} \\ +\text{high} \end{array} \right] r \# \left. \vphantom{\left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +\text{syll} \\ +\text{back} \\ +\text{high} \end{array} \right]} \right]_{\text{N}} (\text{en}) \# \quad (\text{L})$$

$$(6) \quad [+long] \rightarrow [-long] / \dots V : \dots \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +\text{syll} \\ +\text{back} \\ -\text{round} \end{array} \right] C_0 \# \left. \vphantom{\left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +\text{syll} \\ +\text{back} \\ -\text{round} \end{array} \right]} \right]_{\text{N}} X, \text{ where } X \neq \text{deriv. affix.} \quad (\text{LXII})$$

*Vowel lengthening*

$$(7) \quad [-long] \rightarrow [+long] / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ [+syll] \end{array} \right] C^1 \text{ ur } \# \left. \vphantom{\left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ [+syll] \end{array} \right]} \right]_{\text{N}} (\text{en}) \# \quad (\text{LXIIX})$$

*Stress and tone rules*

(8–13) see above XXXV–XLI

*Velar fricative conversion*

$$(14) \begin{bmatrix} +\text{fric} \\ +\text{cons} \\ -\text{ant} \end{bmatrix} \rightarrow \begin{bmatrix} [-\text{fric}] / - + [+ \text{cons}] \\ [-\text{cons}] \end{bmatrix} \quad (\text{XXXIV})$$

*Velar nasal rules*

$$(15) \begin{bmatrix} +\text{cor} \\ +\text{ant} \end{bmatrix} \rightarrow \begin{bmatrix} -\text{cor} \\ -\text{ant} \end{bmatrix} / \begin{bmatrix} \text{---} \\ +\text{nas} \end{bmatrix} \begin{bmatrix} +\text{obstr} \\ -\text{ant} \end{bmatrix} \quad (\text{XXVI})$$

$$(16) \begin{bmatrix} +\text{obstr} \\ +\text{voice} \end{bmatrix} \rightarrow \emptyset / \begin{bmatrix} +\text{nas} \\ -\text{ant} \end{bmatrix} - \left\{ \begin{bmatrix} (\#) (\text{ø}) \\ \text{C} \end{bmatrix} \right\} \quad (\text{XXVIII})$$

$$(17) [-\text{nas}] \rightarrow [+ \text{nas}] / \begin{bmatrix} +\text{syll} \\ +\text{str} \end{bmatrix} \begin{bmatrix} \text{---} \\ +\text{cons} \\ -\text{ant} \\ +\text{voice} \end{bmatrix} \begin{bmatrix} +\text{nas} \\ +\text{cor} \end{bmatrix} \quad (\text{XXIX})$$

*n-deletion*

$$(18) \begin{bmatrix} +\text{nas} \\ +\text{cor} \end{bmatrix} \rightarrow \emptyset / - \# \text{t} \Big]_{(18)} + \text{A} \quad (\text{LIV})$$

*-um-deletion*

$$(19) \text{um} \rightarrow \emptyset / - \# \text{ ]N suffix} \quad (\text{XLVIII})$$

*Epenthesis*

$$(20) \emptyset \rightarrow \text{e} / \dots [-\text{voc}] (\#) - \left\{ \begin{bmatrix} +\text{cor} \\ -\text{obstr} \end{bmatrix} \# ([\text{x}]_{\text{def}}) \right. \left. \begin{bmatrix} +\text{cor} \\ -\text{obstr} \# \end{bmatrix} \begin{bmatrix} \text{et} \\ \text{N} \end{bmatrix} \begin{bmatrix} \text{N} \\ \text{(XLIII-IV)} \end{bmatrix} \right\} \text{ where } \text{x} \neq -\text{et}$$

*Voiced Obstruent Deletion*

$$(21) \begin{bmatrix} +\text{obstr} \\ +\text{voice} \end{bmatrix} (+\text{voc}) \rightarrow \emptyset / [\dots - \dots] \text{Y} \quad (\text{LXV})$$

+ (21)

*r-deletion*

$$(22) \begin{bmatrix} +\text{cons} \\ +\text{voc} \\ -\text{ant} \end{bmatrix} \rightarrow \emptyset / \# \begin{bmatrix} +\text{syll} \\ -\text{str} \end{bmatrix} - \# \text{ne} \Big]_{\text{N}} \quad (\text{XLV})$$

*e-deletion*

$$(23) \quad e \rightarrow \emptyset / \left\{ \begin{array}{l} \dots \text{VC}_0 - \begin{bmatrix} +\text{cor} \\ -\text{obstr} \end{bmatrix} \# \end{array} \right\} [e \dots]_{\text{x}} \text{ where } \text{x} \neq \text{def art} \quad (\text{XLVII})$$

$$\dots (\#) \text{er} \# \Big]_{\text{N}} - \# \text{ne} \quad (\text{XLVI})$$

$$\# \# \text{C}_0 \text{VC}_0 \# - \# \# \Big]_{\text{N}} \quad (\text{LXXI})$$

$$\left\{ \begin{array}{l} \left[ \begin{array}{c} - \\ -\text{str} \end{array} \right] \# \begin{bmatrix} +\text{syll} \\ -\text{str} \end{bmatrix} \\ \left\{ \begin{array}{l} \left[ \begin{array}{c} +\text{syll} \\ -\text{str} \end{array} \right]_{(\text{s})} \# \\ \left[ \begin{array}{c} +\text{str} \\ +\text{low} \end{array} \right] \end{array} \right\} \Big]_{\text{A}} - \# \end{array} \right\} \quad (\text{LVII})$$

$$\left\{ \begin{array}{l} \left[ \begin{array}{c} +\text{syll} \\ -\text{long} \end{array} \right] \# \end{array} \right\} \Big]_{\text{V}} - \quad (\text{LIX})$$

*t-deletion*

$$(24) \quad t \text{ X } \emptyset / \left\{ \begin{array}{l} \dots \# e - \# \Big]_{\text{N}} \\ \left\{ \begin{array}{l} \left[ \begin{array}{c} +\text{cons} \end{array} \right] \left[ \begin{array}{c} +\text{cor} \\ +\text{obstr} \end{array} \right] \\ \left[ \begin{array}{c} +\text{syll} \\ -\text{str} \end{array} \right] \left( \left[ \begin{array}{c} +\text{cor} \\ +\text{obstr} \end{array} \right] \right) \end{array} \right\} \# \end{array} \right\} \Big]_{\text{A}} \\ \left\{ \begin{array}{l} \left[ \begin{array}{c} +\text{voc} \\ +\text{long} \\ +\text{low} \end{array} \right] \left( \left[ \begin{array}{c} +\text{cor} \\ +\text{obstr} \\ -\text{frict} \end{array} \right] \right) \Big]_{\text{A}} - \\ \dots \text{C}_0 \text{VC}_0 \text{Vsk} \# \Big]_{\text{A}} \\ \dots \text{sk} \Big]_{\text{A}} \\ +\text{nat} \end{array} \right\} - \quad (\text{XLIX})$$

$$\left\{ \begin{array}{l} \left[ \begin{array}{c} +\text{cons} \end{array} \right] \left[ \begin{array}{c} +\text{cor} \\ +\text{obstr} \end{array} \right] \\ \left[ \begin{array}{c} +\text{syll} \\ -\text{str} \end{array} \right] \left( \left[ \begin{array}{c} +\text{cor} \\ +\text{obstr} \end{array} \right] \right) \end{array} \right\} \# \quad (\text{LI})$$

$$\left\{ \begin{array}{l} \left[ \begin{array}{c} +\text{voc} \\ +\text{long} \\ +\text{low} \end{array} \right] \left( \left[ \begin{array}{c} +\text{cor} \\ +\text{obstr} \\ -\text{frict} \end{array} \right] \right) \Big]_{\text{A}} - \\ \dots \text{C}_0 \text{VC}_0 \text{Vsk} \# \Big]_{\text{A}} \\ \dots \text{sk} \Big]_{\text{A}} \\ +\text{nat} \end{array} \right\} - \quad (\text{LII})$$

$$\left\{ \begin{array}{l} \dots \text{C}_0 \text{VC}_0 \text{Vsk} \# \Big]_{\text{A}} \\ \dots \text{sk} \Big]_{\text{A}} \\ +\text{nat} \end{array} \right\} - \quad (\text{LIII})$$

*t-voicing*

$$(25) \quad \begin{bmatrix} -\text{voice} \\ +\text{cor} \\ -\text{frict} \end{bmatrix} \rightarrow [+ \text{voice}] / \left\{ \begin{array}{l} \dots - \dots \Big]_{\text{Y}} \\ + (25) \\ - + \text{m} \\ \dots \# \Big]_{\text{V}} e - \# \Big]_{\text{A}} e \Big]_{\text{A}} \end{array} \right. \quad (\text{LXIX})$$

*t-spirantization*

$$(26) [-\text{friet}] \rightarrow +[\text{friet}] / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ -\text{voice} \\ +\text{cor} \end{array} \right] + \left\{ \begin{array}{c} \text{j...} \\ [\text{suff}]_N \\ (+26) \end{array} \right\} \quad \begin{array}{l} (\text{LXIV}) \\ (\text{LXVII}) \end{array}$$

*d-devoicing*

$$(27) [+ \text{voice}] \rightarrow [- \text{voice}] / \left\{ \begin{array}{c} [- \text{voice}] \\ [+ \text{cor}] \\ [+ \text{nas}] \end{array} \right\} \# \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ -\text{nas} \\ +\text{cor} \end{array} \right]_V (\text{e}) \quad (\text{LVII})$$

*d-spirantization*

$$(28) \left[ \begin{array}{c} + \text{voice} \\ + \text{cor} \\ - \text{nas} \end{array} \right] \rightarrow \left[ \begin{array}{c} - \text{voice} \\ + \text{friet} \end{array} \right] / \begin{array}{c} - \# \\ Y \end{array} \begin{array}{c} + \\ (28) \end{array} \left[ \begin{array}{c} - \text{cons} \\ + \text{front} \\ + \text{high} \end{array} \right] \quad (\text{LXVI})$$

where Y = any category

*k-spirantization*

$$(29) \left[ \begin{array}{c} - \text{friet} \\ + \text{back} \\ - \text{syll} \end{array} \right] \rightarrow \left[ \begin{array}{c} + \text{friet} \\ - \text{back} \\ + \text{cor} \end{array} \right] / \dots - + ]_Y \begin{array}{c} [\text{e:r}] \\ + (29) \end{array} ]_V \quad (\text{LXIII})$$

*Derounding*

$$(30) [+ \text{round}] \rightarrow [- \text{round}] / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ + \text{voc} \end{array} \right] \dots ]_Y \begin{array}{c} \{ [+ (30)] \} \\ \{ [+ \text{uml}] \} \end{array} \quad (\text{Ia})$$

*Vowel lowering*

$$(31) [+ \text{high}] \rightarrow [- \text{high}] / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ + \text{voc} \end{array} \right] \dots ]_Y \begin{array}{c} \{ [+ \text{uml}] \} \\ \{ [+ (31)] \} \end{array} \quad (\text{IIa})$$

*Umlaut*

$$(32) [- \text{front}] \rightarrow [+ \text{front}] / \dots \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ + \text{voc} \end{array} \right] \dots ]_Y \begin{array}{c} \\ + \text{uml} \end{array} \quad (\text{III})$$

*Glide insertion*

$$(33) \quad \emptyset \rightarrow \left[ \begin{array}{c} -\text{voc} \\ -\text{cons} \\ +\text{front} \\ -\text{round} \end{array} \right] / \#(s) \left[ \begin{array}{c} +\text{back} \\ +\text{obstr} \end{array} \right] - \left[ \begin{array}{c} +\text{syll} \\ +\text{front} \end{array} \right] \quad (\text{XXI})$$

*Glide devoicing*

$$(34) \quad [+voice] \rightarrow [-voice] / [-voice] \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ -\text{voc} \\ -\text{cons} \end{array} \right] \quad (\text{XIII})$$

*Velar stop deletion*

$$(35) \quad \left[ \begin{array}{c} +\text{obstr} \\ -\text{ant} \end{array} \right] \rightarrow \emptyset / \#([-voc]) - \left[ \begin{array}{c} +\text{front} \\ -\text{cons} \end{array} \right] \quad (\text{XXII})$$

*Friction addition*

$$(36) \quad [-friot] \rightarrow [+friot] / \# \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ -\text{voice} \\ -\text{voc} \\ -\text{cons} \end{array} \right] \quad (\text{XV})$$

*Schwa*

$$(37) \quad \left[ \begin{array}{c} +\text{front} \\ +\text{syll} \\ -\text{round} \\ -\text{high} \end{array} \right] \rightarrow [-\text{front}] / \left\{ \begin{array}{l} -[-\text{seg}] \\ \hat{V} \dots - \\ \dots VC_0 - \left[ \begin{array}{c} r_0 \\ C \end{array} \right] - \left[ \begin{array}{c} C_0 \\ C_1 \end{array} \right] \dots \hat{V} \end{array} \right\} \quad (\text{XXXIII})$$

*e-opening*

$$(38) \quad [-\text{low}] \rightarrow [+low] / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +\text{syll} \\ -\text{high} \\ -\text{round} \\ +\text{front} \end{array} \right] \left\{ \begin{array}{c} i \\ u \\ ( ]Z \# )r \end{array} \right\} \quad \text{where } z \neq Vb \quad \begin{array}{l} (\text{IV}) \\ (\text{XXX}) \end{array}$$



*Syllabic consonants*

$$(39) \quad [-\text{syll}] \rightarrow [+ \text{syll}] / [+ \text{cor}] (\#) \left[ \begin{array}{c} -\text{front} \\ -\text{back} \\ -\text{high} \end{array} \right] (\#) - \quad (\text{LXXVI})$$

$$(40) \quad \left( \left[ \begin{array}{c} +\text{cor} \\ -\text{obstr} \\ +\text{ant} \\ \alpha\text{nas} \end{array} \right] \right) (\#) \left[ \begin{array}{c} -\text{front} \\ -\text{back} \\ -\text{high} \end{array} \right] \rightarrow \emptyset - \left[ \begin{array}{c} +\text{cor} \\ -\text{obstr} \\ +\text{ant} \\ \alpha\text{nas} \end{array} \right] \quad (\text{LXXVII})$$

*Obstruent devoicing*

$$(41) \quad [+ \text{voice}] \rightarrow [- \text{voice}] / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +\text{obstr} \end{array} \right] (\#) [- \text{voice}] \quad (\text{LXX})$$

*Retroflexion*

$$(42) \quad [+ \text{distr}] \rightarrow [- \text{distr}] / \left[ \begin{array}{c} +\text{voc} \\ \text{P} \end{array} \right] [- \text{distr}] (-\text{seg}) \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +\text{cor} \\ \text{Q} \end{array} \right] \quad (\text{XXIV})$$

where it is not the case both that P contains  $\left[ \begin{array}{c} -\text{long} \\ +\text{str} \end{array} \right]$  and that Q contains  $\left[ \begin{array}{c} +\text{obstr} \\ +\text{voice} \end{array} \right]$

$$(43) \quad [+ \text{distr}] \rightarrow [- \text{distr}] / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +\text{cor} \\ +\text{frict} \end{array} \right] \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +\text{cons} \\ +\text{voc} \end{array} \right] \quad (\text{XIX})$$

$$(44) \quad \left[ \begin{array}{c} +\text{distr} \\ +\text{cor} \\ +\text{fric} \end{array} \right] \left[ \begin{array}{c} -\text{voc} \\ -\text{cons} \end{array} \right] \rightarrow [- \text{distr}] \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ \emptyset \end{array} \right] \quad (\text{XVIII})$$

$$(45) \quad (\text{optional}) \quad [+ \text{distr}] \rightarrow [- \text{distr}] / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +\text{nas} \\ +\text{cor} \end{array} \right] + [- \text{distr}] \quad (\text{V})$$

$$(46) \quad (\text{optional}) \quad [+ \text{distr}] \rightarrow [- \text{distr}] / \left[ \begin{array}{c} +\text{syll} \\ +\text{high} \\ -\text{ront} \end{array} \right] \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +\text{cons} \\ +\text{voc} \end{array} \right] \quad (\text{VI})$$

$$(47) \quad (\text{optional}) \quad [+distr] \rightarrow [-distr] / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +cor \\ +frict \end{array} \right] \text{v} \dots \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ \text{Y} \end{array} \right]_{(+47)} \quad (\text{XXV})$$

$$(48) \quad r\text{-deletion} \quad \left[ \begin{array}{c} +voc \\ +cons \\ -ant \end{array} \right] \rightarrow \emptyset / - (-seg) \left[ \begin{array}{c} -distr \\ +ant \end{array} \right] \quad (\text{X})$$

$$(49) \quad \text{Loss of syllabicity} \quad [+syll] \rightarrow [-syll] / \left[ \begin{array}{c} +voc \\ -front \\ -back \\ -high \end{array} \right] \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +nas \\ -distr \end{array} \right] \quad (\text{LXXVIII})$$

(50) *Opening* (optional)

$$[-front] \rightarrow \left[ \begin{array}{c} +front \\ +low \end{array} \right] / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +voc \\ -back \\ -high \end{array} \right] \left[ \begin{array}{c} +nas \\ -distr \end{array} \right] \quad (\text{LXXXIX})$$

$$(51) \quad a\text{-fronting} \quad [+back] \rightarrow [-back] / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +voc \\ +low \\ -round \end{array} \right] \left[ \begin{array}{c} -voc \\ -cons \\ +round \end{array} \right] \quad (\text{XXX})$$

$$(52) \quad g\text{-deletion} \quad \left[ \begin{array}{c} +obstr \\ +voice \\ -ant \end{array} \right] ([+voc]) \rightarrow \emptyset / \dots i [-] \dots ]A \quad (\text{LV})$$

*Tone correction rule*

$$(53) \quad V \rightarrow \hat{V} / [\# \# C_0 - C_0 \# \#] \quad (\text{XLII})$$

*Vowel lengthening*

$$(54) \quad [-long] \rightarrow [+long] / \left[ \begin{array}{c} \text{---} \\ +voc \\ +cons \\ +str \end{array} \right] \left\{ \left[ \begin{array}{c} C_0^0 \\ +ant \\ -distr \\ +voice \end{array} \right] \right\} \quad (\text{LXXIII})$$



	# i	j	ç	# y	ç	# e	æ	# ø	# u	# u	u	ø	# a	# o	# p	# b	# f	# v
vocalic	+	-	-	+	-	+	+	+	+	+	-	+	+	+	-	-	-	-
consonantal	-	-	+	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	+	+	+	+
obstruent	-	-	+	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	+	+	+	+
syllabic	+	-	-	+	-	+	+	+	+	+	-	+	+	+	-	-	-	-
coronal	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
anterior	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	+	+	+	+
high	+	+	+	+	+	-	-	-	+	+	+	-	-	-	-	-	-	-
low	-	-	-	-	-	-	+	-	-	-	-	-	+	+	-	-	-	-
back	-	-	-	-	-	-	-	-	+	-	-	-	+	+	-	-	-	-
front	+	+	+	+	+	+	+	+	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
round	-	-	-	+	+	-	-	+	+	+	+	-	-	+	-	-	-	-
nasal	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
frictional	-	-	+	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	+	+
voiced	+	+	-	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	-	+	-	+
distributed	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
long	±	-	±	±	-	±	±	±	±	±	-	-	±	±	±	±	±	±

*bøndene* /bune#r#ne/, 4 bun#r#ne, ST bún#r#ne, 20 bún#er#ne, 22 bún#e#ne, 31 bón#e#ne, 32 bón#e#ne, 37 bón#e#nə, 39 bón#e#nə, 40 bónə, 55 bónə.

*kjøpte* /køp#de/, ST kø:p#de, 27 kø:p#te, 33 kjø:p#te, 34 kjø:p#te, 35 jø:p#te, 36 çø:p#te, 37 çø:p#tə, 55 çøptə.

*bøker* /bu:k#r/, ST bú:k#r, 20 bú:k#er, 31 bó:k#er, 32 bó:k#er, 37 bó:kər. *dedusere* /deduk+e:r#e/, ST deduk+é:r#e, 29 dedus+é:r#e, 37 deduse:rə. *subtraksjon* /subtrax+t+iu:n/, 1 subtrax+t+ju:n, ST subtrax+t+jún, 14 subtrak+t+jún, subtrak+s+jún, subtrakfún.

*klærne* /kle:der#ne/, ST kle:der#ne, 21 klær#ne, 37 klær#nə, 38 klær#nə, 42 klær#nə, 48 klærə.

*motoren* /mutu:r#en/, 5 mutur#en, 7 mutur#en, ST mú:tur#en, 37 mú:tur#en, 39 mú:tur#ən, 40 mú:tur#ə, 42 mú:turn, 48 mú:turn, 49 mú:turn.

*mølige* /mø:lig#e/, ST mø:lig#e, 37 mø:lig#ə, 52 mø:liə.

*ringte* /ring#de/, ST ring#de, 15 ring#de, 16 riŋ#de, 27 riŋ#te, 37 riŋtə.

# m	# t	# t̥	# d	# d̥	# n	# ŋ	# p	# p̥	# l	# l̥	# ɭ	# ɭ̥	# s	# ʃ	# r	# k	# g	# x	# ɣ	# h
-	-	-	-	-	-	-	-	-	+	+	+	+	-	-	+	-	-	-	-	-
+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	-
-	+	+	+	+	-	-	-	-	-	-	-	-	+	+	-	+	+	+	-	-
-	-	-	-	-	-	-	+	+	-	-	+	+	-	-	-	-	-	-	-	-
-	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	-	-	-	-	-
+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	-	-	-	-	-	-
-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	+	+	+	+	-
-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	+
-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	+	+	+	+	-
-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
+	-	-	-	-	+	+	+	+	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	+	-
-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	+	+	-	-	-	+	-	+
+	-	-	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	-	-	+	-	+	-	+	-
	+	-	+	-	+	-	+	-	+	-	+	-	+	-	-					
±	±	±	±	±	±	±	±	-	+	+	-	-	±	±	±	±	±	-	±	-

### Bibliography

- Borgstrøm, C. Hj. (1963): *Inføring i Sprogvidenskap*. Oslo—Bergen.  
 Fretheim, T. (1969): *Norwegian Stress and Quantity Reconsidered*. N. T. S. 23.  
 Halle, M. (1959): *The Sound Pattern of Russian*. The Hague.  
 Sapir, E. (1925): *Sound Patterns in Language*. In: *Language 1* [1925].  
 Standwell, G. J. B. (1963): *A Critical Survey of Contemporary Linguistic Borrowings by Norwegian from American and English*. Unpublished thesis for M. Litt.  
 Standwell, G. J. B. (1972): *Norwegian Weak Verb Inflection*. (To appear in: *Norsk sprak og sprakundervisning*.)  
 Standwell, G. J. B. (1973a): *Towards a Description of Stress and Tone in Norwegian Words*. (To appear in N. T. S.).  
 Vachek, J. (1964) *Notes on the Phonematic Value of the Modern English sound*. In: *In Honour of Daniel Jones*. Abercrombie, D. et al., eds.  
 Venneman, T. (1970): *The German Velar Nasal. A Case for Abstract Phonology*. In: *Phonetica 22*.  
 Vogt, H. (1939): *Some Remarks on Norwegian Phonemics*. N. T. S. 11.



## DEIXIS UND SINNESDATEN

Von

R. HARWEG

(Bochum)

### I

Unter Deixis verstehe ich die Funktion bestimmter sprachlicher Ausdrücke, allein oder unterstützt durch Gesten,<sup>1</sup> die geometrischen Örter von durch bestimmte Äußerungen<sup>2</sup> ausgedrückten Sachverhalten oder bestimmten Teilen dieser Sachverhalte in Relation zu den — tatsächlichen oder imaginierten — geometrischen Örtern und Positionen<sup>3</sup> der Äußerungsträger im Zeitpunkt der Äußerungen zu bezeichnen<sup>4</sup> — das heißt: die beschriebene

<sup>1</sup> Fillmore 1972, S. 151 f. nimmt diese beiden Möglichkeiten geradezu zum Anlaß, zwei Subkategorien von Deixis zu etablieren.

<sup>2</sup> Ich mache in diesem Aufsatz keinen begrifflichen Unterschied zwischen Äußerungen und Sätzen. Zwar ist mir die Problematik, die hinter der Forderung nach einer Unterscheidung zwischen Äußerungen und Sätzen steht — einer Forderung, die, speziell für deixishaltige sprachliche Gebilde, besonders nachdrücklich von Bar-Hillel 1970 (1954), S. 69 ff. und 1970 (1969), S. 364 ff. erhoben worden ist —, nicht unbekannt, doch bin ich mir nicht über die Bedeutung und Tragweite dieser Problematik im klaren. Denn das Phänomen der Äußerung — so wie es z. B. von Bar-Hillel konzipiert ist, nämlich als Bestandteil der 'parole', d. h. als einmalige Realisierung eines Satzes im Rahmen einer einmaligen konkreten Situation — kann schlechterdings kein Objekt der Linguistik, auch kein Objekt einer Pragmalinguistik, sein. Davon abgesehen scheint mir die Forderung der Unterscheidung zwischen Äußerungen und Sätzen, zumindest teilweise, eine Folge jener weitverbreiteten, aber nichtsdestoweniger inadäquaten Gleichsetzung von systemorientierter Linguistik mit einer Linguistik kontextisolierter Sätze zu sein.

<sup>3</sup> Die — im Normalfall als Blickrichtungen zu verstehenden — Positionen der Äußerungsträger spielen nicht bei jeder Form von Deixis eine Rolle. Aus Gründen der Vereinfachung der Diktion wird jedoch in allgemein gehaltenen Aussagen auf eine diesem Tatbestand gerechter werdende, differenzierende Formulierung verzichtet.

<sup>4</sup> Auf die (gewöhnlich als Sprecher bezeichnete) Instanz des Äußerungsträgers rekurrieren, zumeist allerdings in vagerer Form und ohne daß das Definiendum in jedem Falle den Namen 'Deixis' trüge, auch eine Reihe weiterer „Deixis“-Definitionen, so z. B. diejenigen von Husserl 1928, S. 81; Brugmann 1911, S. 310; Wackernagel 1926, S. 101; Russell 1966 (1940), S. 108 und Benveniste 1966 (1956), S. 254. Ein — in gewisser Hinsicht genauerer — Rekurs auf die Instanz der Ä u ß e r u n g oder des Ä u ß e r u n g s a k t e s findet sich — u. a. — bei Reichenbach 1966 (1947), S. 284; Weinreich 1963, S. 123; Heger 1963, S. 17; Fillmore 1966, S. 220 und Lyons 1968, S. 275, und ein Rekurs auf beide Instanzen begegnet, in der einen oder anderen Form, z. B. bei Brugmann 1911, S. 310 und Benveniste 1966 (1956), S. 254. Aber wie dem auch sei — g e m e i n t ist bei all diesen Forschern dasselbe, nämlich ein Rekurs auf bestimmte Aspekte des Äußerungsaktes und somit beim Rekurs auf den Äußerungsträger dessen durch den Äußerungsakt determinierter spatio-temporaler Standort. Die von mir vorgeschlagene Definition demgegenüber sieht, formuliert in der Spezifikation 'imaginiert', auch spatio-temporale Standorte des Äußerungsträgers vor, die n i c h t oder genauer: nicht d i r e k t durch den Äußerungsakt determiniert sind: Örter, an die sich der Äußerungsträger geistig versetzt. Bei dieser Versetzung bleibt freilich der körperliche spatio-temporale Standort des Äußerungsträgers weiterhin durch den Äußerungsakt determiniert, so daß der Äußerungsakt als Definiens der Deixis auch in diesem Falle noch eine Rolle spielt.

Funktion der genannten Ausdrücke und die in der Verwendung dieser Ausdrücke durch den jeweiligen Äußerungsträger bestehenden Äußerungshandlungen.

Die Relation der geometrischen Örter der jeweiligen Sachverhalte oder Sachverhaltsbestandteile zu den geometrischen Örtern und Positionen der Äußerungsträger, die durch die genannten Ausdrücke — sogenannte deiktische Ausdrücke oder Deiktika — bezeichnet werden, kann von dreierlei Art sein: lokal, temporal oder personal, und entsprechend können dies auch die geometrischen Örter der Sachverhalte und Sachverhaltsbestandteile sowie die geometrischen Örter und Positionen der Äußerungsträger: Auch sie können entweder lokale oder temporale oder personale Entitäten sein.<sup>5</sup>

Die Örter der Sachverhalte und Sachverhaltsbestandteile haben die Funktion, die Sachverhalte und Sachverhaltsbestandteile zu lokalisieren. Die Funktion, Sachverhalte zu lokalisieren, haben z. B. die durch die Deiktika *da hinten* oder *gestern* in den Sätzen

(1) *Da hinten steht ein Bauernhof*

bzw.

(2) *Gestern bin ich in Düsseldorf gewesen*

bezeichneten Örter, und die Funktion, Sachverhaltsbestandteile zu lokalisieren, z. B. die durch die Deiktika *da hinten* bzw. *gestern* im Rahmen der Sätze

(3) *Der Bauernhof da hinten gehört meinem Vater*

bzw.

(4) *Das Gewitter gestern hat bei uns viel Schaden angerichtet*

bezeichneten Örter.

Die durch Deiktika bezeichneten Örter sowie die durch diese lokalisierten Sachverhalte und Sachverhaltsbestandteile gelten — das bekunden, neben der griechischen Grundbedeutung des Deixisbegriffes (denn 'Deixis' bedeutet im Griechischen soviel wie 'Zeigen'), vor allem seine in neuerer Zeit vorgenommenen zeig- und wahrnehmungstheoretischen Interpretationen,<sup>6</sup> bekunden es nicht nur, sondern haben es wohl auch noch gefördert — die genannten Örter

<sup>5</sup> Der Begriff 'geometrischer Ort' ist somit Oberbegriff für die Begriffe 'lokaler Ort', 'temporaler Ort' und 'personaler Ort'.

<sup>6</sup> Solche — in der Regel an die antike Grammatik, besonders Apollonios Dyskolos, anknüpfenden — zeig- und wahrnehmungstheoretischen Interpretationen des Deixisbegriffes finden sich in erster Linie bei deutschen Linguisten, so z. B. bei E. Windisch (vgl. Knobloch (Hrsg.) 1961 ff., S. 525 (s. v. 'Deixis')), Brugmann 1911, S. 310 ff., Wackernagel 1926, S. 101 f. und — besonders extensiv — bei Bühler 1965 (1934), S. 80 ff. Eng an Bühler an schließt sich in neuester Zeit, ungeachtet seines Rekurses auf temporaldeiktische Verhältnisse, Heger 1963, S. 15 ff., und zeigtheoretisch ist schließlich auch das Deixisverständnis von Raible 1972, S. 212, wenn er Deixis als 'Zeigen in der Situation' apostrophiert.



und Sachverhalte bzw. Sachverhaltsbestandteile also gelten gemeinhin als Sinnes- und Wahrnehmungsdaten. Es erscheint deshalb angebracht, die Beziehung zwischen Deixis und Sinnesdaten etwas genauer zu untersuchen, und zwar nicht nur die Beziehungen zwischen der Deixis und Sinnesdaten, die wir mit unseren äußeren Sinnen, wie z. B. unserem äußeren Auge, sondern auch die Beziehungen zwischen der Deixis und solchen Sinnesdaten, die wir mit unseren inneren Sinnen, also z. B. unserem inneren Auge, wahrnehmen.<sup>7</sup>

Aber selbst wenn man, wie wir es tun wollen, den Sinnesdatenbegriff so weit faßt, daß er auch die Wahrnehmungsdaten unserer inneren Sinne umfaßt, so ist er doch keineswegs so umfassend, daß er, unter Einbüßung jeglicher Kontrastivität, alle nur möglichen Daten umfaßt, ja er ist nicht einmal so umfassend, daß er sämtliche Deixisobjekte, d. h. sämtliche der durch Deiktika bezeichneten geometrischen Örter erfaßt. Oder anders, das heißt aus der Sicht dieser Örter formuliert: selbst bei Zugrundelegung eines auch die Daten innerer Sinne umfassenden Sinnesdatenbegriffes gibt es unter den durch Deiktika bezeichneten geometrischen Örtern einige, die *keine* Sinnesdaten sind.

## II

Solche Örter sind alle diejenigen Örter, die durch Personaldeiktika, also z. B. durch die Deiktika der Deiktikon-Opposition '*ich* : *du*', bezeichnet werden, oder kurz: alle personaldeiktischen Örter; denn die deiktischen Merkmale, die — neben einer Reihe von Merkmalen anderer Natur — personaldeiktische Ausdrücke enthalten, diese Merkmale bezeichnen nicht etwa, wie der Ausdruck 'personaldeiktisch' suggerieren könnte, Personen<sup>8</sup> und damit Sinnesdaten (dies tun vielmehr die nichtdeiktischen Bestandteile der Personaldeiktika), sondern *Örter* — Örter, die Personen lokalisieren. Diese Örter aber sind unsinnlicher Natur, und zwar unsinnlicher Natur, wie mir scheint, nicht nur im Sinne von Daten unserer äußeren, sondern auch im Sinne von Daten unserer inneren Sinne. Zwar sind diese unsinnlichen Örter im Falle der Opposition zwischen den Personaldeiktika *ich* und *du* durchaus die Örter des Äußerungsträgers und

<sup>7</sup> Eine auf Daten innerer Sinneswahrnehmung rekurrierende Form von Deixis findet sich, der zeigtheoretischen Komponente seiner Interpretation des Deixisbegriffes zum Trotz, bereits bei K. Bühler 1965 (1934), S. 123 ff. Bühler bezeichnet diese — auf geistigen Versetzungen beruhende — Form von Deixis als 'Deixis am Phantasma'. Einige andere Autoren — so z. B., rekurrierend auf Begriffe wie 'geistig Vorgestelltes' und 'geistiges Auge', Brugmann 1911, S. 310 — sprechen, wie auch schon Apollonios Dyskolos: *Peri syntaxeos* (ed. Uhlig), II, § 12, von einer derartigen Wahrnehmung im Zusammenhang mit Deixis, wenn sie die — von ihnen ebenfalls unter 'Deixis' subsumierten — *anaphorischen* Bezugnahmen meinen. Nach der von mir vorgeschlagenen Deixisdefinition sind diese jedoch von dem Phänomen der Deixis zu trennen.

<sup>8</sup> Daß sie Personen bezeichneten, ist freilich die allgemeine Auffassung. Vgl. z. B. den zur Erklärung der Personaldeixis bemühten Rekurs auf die Identität der Gesprächspartner bei Fillmore 1966, S. 220 und 1972, S. 147.

seines Adressaten, aber sie sind — und das ist zu bedenken — keineswegs die *lokalen* Örter dieser Personen, also jene Örter, die z. B. durch die lokalen Deiktika *hier* und *da* als Bestandteile der Ausdrücke *ich hier* bzw. *du da* bezeichnet werden<sup>9</sup> und die durchaus sinnlich wahrnehmbar sind, sondern eine ganz andere Art von Örtern dieser Personen, nämlich Örter, die man vielleicht am besten als *rollentheoretische* bezeichnet.

Während diese als rollentheoretische erkannten personaldeiktischen Örter sowohl für unsere äußeren als auch für unsere inneren Sinne unsinnliche Gegebenheiten sind, sind die durch Temporaldeiktika — sowohl Zeitadverbialdeiktika, wie z. B. *gestern*, *vor zwei Wochen*, *vor sechs Monaten* oder *vor hundert Jahren*, als auch Tempusdeiktika, nämlich die verschiedenen Tempusmorpheme — bezeichneten *temporaldeiktischen* Örter nur für unsere äußeren Sinne, nicht aber für unsere inneren oder genauer (dies wenigstens ist meine persönliche Erfahrung) nicht für alle unserer inneren Sinne unsinnlich. Der innere Sinn, mit dem sie, wenigstens für mich, perzipierbar sind, perzipierbar allerdings auch nur in Form von (freilich originär sich einstellenden) Konstrukten, dieser innere Sinn ist der Gesichtssinn, unser sog. inneres oder »geistiges« Auge.

Diese mit dem inneren Auge perzipierbaren temporalen Örter sind freilich nur im Funktions-, nicht auch im Anschauungssinne temporale Örter. Im Anschauungssinne sind sie, und zwar kraft konstruktivistischer Transformation, vielmehr *lokale* Örter, lokale Örter freilich in einem eigenen und der eigentlich lokalen Deixis völlig unzugänglichen konstruktivistisch-geometrischen Raum. Dieser indes vermag gleichwohl, wenigstens von manchen Menschen, zwanglos geschaut zu werden, und zwar geschaut in Form von (mit dem inneren Auge wahrnehmbaren) Linien; denn die genannten Örter liegen (so wenigstens für mein inneres Auge) auf *Linien*: bei auf den Zeitraum eines Tages oder den Zeitraum eines Jahres gerichtetem Fokus<sup>10</sup> auf einer kreisförmigen und bei auf den Zeitraum eines Jahrzehnts, Jahrhunderts oder Jahrtausends, aber auch den einer Woche oder den eines Monats gerichtetem Fokus auf einer geradlinigen Linie — eine Verteilung, die offensichtlich korrespondiert mit der Opposition zwischen Zeitabschnitten, die, und zwar auf allgemein wahrnehm-

<sup>9</sup> Daß die durch die Deiktika *ich* und *du* bezeichneten Örter nicht identisch sind mit den durch die Deiktika *hier* und *da* als Bestandteile der Ausdrücke *ich hier* und *du da* bezeichneten Örtern, geht unter anderm daraus hervor, daß die Annahme einer solchen Identität z. B. nicht den deiktischen Unterschied zwischen den Deiktika *du da* und *er da* zu erklären erlaubt. Nichtsdestoweniger scheint eine solche Identität häufig angenommen und postuliert worden zu sein, so z. B. immer dann, wenn man die durch die lokaldeiktische lateinische Opposition '*hic : istic : illic*' bezeichneten lokalen Örter identifiziert hat mit den — fälschlicherweise als lokal interpretierten — Örtern, die durch die personaldeiktische lateinische Opposition '*ego : tu : ille*' zum Ausdruck gebracht werden. Vgl. dazu, auch mit Bezug auf andere Sprachen und zum Teil mit etymologischer Begründung, vor allem Brugmann 1911, S. 306f. und 312 f. und Wackernagel 1926, S. 102 f.

<sup>10</sup> Die genannten Zeiträume können den Sprechzeitpunkt umgebende aktuelle oder gänzlich außerhalb des Sprechzeitpunktes liegende imaginierte sein.

bare Weise, naturgegeben, d. h. durch das periodische Wechselspiel bestimmter Naturvorgänge konstituiert sind, und solchen Zeitabschnitten, die dies nicht sind.<sup>11</sup>

Diejenigen Örter schließlich, die durch Lokaldeiktika, also durch Deiktika wie *hier* oder *dort*, bezeichnet werden, sind Örter, die, in ihrer Gesamtheit betrachtet, sowohl mit bestimmten inneren als auch mit bestimmten äußeren Sinnen perzipiert werden können. Diesen Örtern, den sozunennenden *lokalen* oder genauer: *lokaldeiktischen* Örtern, und ihrem sinnesdatentheoretischen Status wenden wir uns nunmehr genauer zu. Dabei beschränken wir uns jedoch auf solche lokaldeiktischen Örter, die sowohl von seiten des Deixisträgers als auch von seiten des Deixisadressaten perzipiert werden oder zumindest perzipiert werden können, und was ihren sinnesdatentheoretischen Status betrifft, so verstehen wir diesen jeweils als determiniert durch den sinnesdatentheoretischen Status der durch sie lokalisierten und durch die deiktischen Äußerungen bezeichneten *Sachverhalte* oder *Sachverhaltsbestandteile*, das heißt, wir verstehen ihn *nicht* (was ebenfalls denkbar wäre) als determiniert durch den sinnesdatentheoretischen Status auf sie verweisender *Zeigegenstände*.

### III

Wir beginnen mit solchen lokaldeiktischen Örtern, die durch *äußere Sinne* perzipiert werden können, und fragen uns, durch *welche* äußeren

<sup>11</sup> Zeitabschnitte mit einem allgemein wahrgenommenen naturhaften Korrelat sind Tage und Jahre, Zeitabschnitte ohne ein solches Korrelat Wochen, Monate, Jahrzehnte, Jahrhunderte und Jahrtausende. Von den Zeitabschnitten der letzteren Kategorie sind Wochen, Jahrzehnte, Jahrhunderte und Jahrtausende Zeitabschnitte ohne ein naturhaftes Korrelat überhaupt und Monate — vornehmlich aus Gründen der Witterung — Zeitabschnitte ohne ein allgemein wahrgenommenes naturhaftes Korrelat. Neben den Zeitabschnitten mit naturhaften Korrelaten gibt es darüber hinaus Zeitabschnitte mit künstlichen Korrelaten. Ein solcher ist z. B. die Stunde mit dem künstlichen Korrelat der Uhr, ist doch die Uhr nur eine Nachbildung der von uns wahrgenommenen und gleichsam als natürliche Uhren fungierenden periodischen Naturvorgänge. Dies wiederum hat unter bestimmten Bedingungen zur Folge, daß auch im Rahmen eines auf den Zeitraum einer Stunde gerichteten Fokus die innerhalb dieses Zeitraumes gelegenen temporaldeiktischen Örter — wenigstens für mein inneres Auge — auf einer Kreislinie, nämlich einem abstrakten Ziffernblatt, angeordnet sind. Voraussetzung dafür ist jedoch, daß der internalisierte Uhrentyp der der Ziffernblatt-, nicht etwa der der Sand- oder Digitaluhr ist und daß der Schauende in der Lage ist, seinen temporaldeiktischen Nullpunkt, den Sprechzeitpunkt, eigennamenmäßig und das heißt in diesem Falle: uhrzeitmäßig genau zu fixieren. Ist eine dieser beiden Voraussetzungen nicht erfüllt, so liegen die betreffenden lokaldeiktischen Örter notgedrungen auf einer gerad- statt kreisförmigen Linie. So z. B. vermag ich — und bei anderen dürfte es ähnlich sein — den durch das temporale Deiktikon *in zehn Minuten* bezeichneten Ort nur in dem Falle auf einer kreisförmigen Linie, d. h. einem abstrakten Ziffernblatt zu sehen, wenn ich den Sprechzeitpunkt, wenigstens ungefähr, uhrzeitmäßig lokalisieren kann. Ist dies nicht der Fall, so liegt er, für mich, auf einer eher geraden Linie, und das gleiche wäre, selbst bei uhrzeitmäßiger Bekanntheit des Sprechzeitpunktes, zweifelsohne auch der Fall, wenn der von mir internalisierte Uhrentyp der der Digitaluhr wäre.

Sinne sie perzipiert werden können.<sup>12</sup> Dabei ergibt sich, daß es Örter gibt, die durch den Gesichtssinn, Örter, die durch den Gehörsinn, Örter, die durch den Geruchssinn und Örter, die durch den Tastsinn wahrgenommen werden. Ein Ort, den die Deixispartner mit dem Gesichtssinn wahrnehmen, ist z. B. der durch das Lokaldeiktikon *da hinten* in dem Satz

(5) *Sieh mal, da hinten steht ein Bauernhaus*

bezeichnete Ort; ein Ort, den sie mit dem Gehörsinn wahrnehmen, der durch das Lokaldeiktikon *da vorne* in dem Satz

(6) *Horch mal, da vorne spricht jemand*

bezeichnete Ort; ein Ort, den sie mit dem Geruchssinn wahrnehmen, der durch das Deiktikon *von da* in dem Satz

(7) *Riech mal, der Geruch kommt von da*<sup>13</sup>

bezeichnete Ort, und ein Ort, den sie mit dem Tastsinn wahrnehmen, ist schließlich der Ort, der durch das Deiktikon *von dort* in dem Satz

(8) *Spürst du, der Wind kommt von dort*

bezeichnet ist.

Die im Falle der vorstehenden Beispiele durch den Gehör-, den Geruchs- und den Tastsinn wahrgenommenen Örter werden allerdings, so könnte man einwenden, nicht ausschließlich durch die genannten Sinne, sondern außerdem jeweils noch durch den Gesichtssinn wahrgenommen. Aus methodologischen Gründen können wir von dieser ihrer visuellen Perzeption, wie an späterer

<sup>12</sup> Im allgemeinen scheint man in diesem Zusammenhang nur mit Perzeptionen durch den Gesichtssinn zu rechnen. So spricht, im Zusammenhang mit dem Phänomen der Deixis, bereits Apollonios Dyskolos: *op. cit.*, II, §§ 12, 16 und 45 von dem, was *ὄψιν* ist oder fällt; Wegener 1885, S. 21 f., allerdings ohne den Terminus 'Deixis' selber zu verwenden, von 'Anschauung', 'Anschauungsbild' und 'Richtung der Augen'; Brugmann 1911, S. 310 ff. spricht von 'Wahrnehmungsbild' (Sperrung von mir, R. H.), Wackernagel 1926, S. 102, außer von 'Wahrnehmungsbild', von 'Anschauungswelt', und Bühler 1965 (1934), S. 80 und passim schließlich bezeichnet die in Rede stehende, d. h. auf äußere Sinne rekurrierende Kategorie der Deixis geradezu als 'demonstratio ad oculos'. Außer diesem Rekurs auf den Gesichtssinn findet sich in der die Deixis behandelnden Literatur allenfalls noch ein Rekurs auf den Gehörsinn, so etwa an verschiedenen Stellen bei Bühler 1965 (1934), insonderheit auf S. 91 f. Indes — der auditive Status der deiktischen Örter, an die Bühler hier denkt, ist nicht, wie am Schluß von Kap. 2 von mir gefordert, ein durch den sinnesdatentheoretischen Status des durch den deiktischen Ort lokalisierten Sachverhaltes determinierter, sondern, wie Bühler 1965 (1934), S. 92 selber gesehen hat, ein durch eine Art von Zeiggeste, genauer: ein Zeiggestenäquivalent determinierter. (Vgl. dazu auch den Anfang von Kap. 7 nebst Anm. 28.) Auf die restlichen Sinne geht die Deixisliteratur meines Wissens überhaupt nicht ein. Selbst Bühler tut nicht mehr, als daß er diese Sinne, tentativ und in Parenthese und auffälligerweise keine äußeren, sondern innere Sinne meinent, an einer Stelle (S. 125) einmal erwähnt.

<sup>13</sup> Das Orten der Geruchsquelle, das bei der Äußerung dieses Satzes vorausgesetzt wird, verlangt in der Regel, daß der Äußerungsträger sich beim Schnuppern auf der Stelle dreht, und die Aufforderung, die die Äußerung dieses Satzes enthält, verlangt, daß der Deixisadressat das gleiche tut.

Stelle, nämlich in Kap. 7, noch deutlicher werden mag, jedoch absehen, und zwar absehen insofern, als ich vorgeschlagen habe, den sinnesdatentheoretischen Status der lokaldeiktischen Örter als jeweils determiniert durch den der durch sie lokalisierten Sachverhalte zu verstehen, und die visuelle Perzeption statt dessen eine sinnesdatentheoretische Determination der in Rede stehenden lokaldeiktischen Örter durch den sinnesdatentheoretischen Status der auf sie verweisenden Zeiggesten implizierte.

Es gibt freilich auch lokaldeiktische Örter, die eines solchen Absehens von visueller Perzipierbarkeit aus methodologischen Gründen gar nicht bedürfen, die auch unabhängig vom jeweils zugrunde gelegten sinnesdatentheoretischen Determinationsverständnis der Perzeption durch den Gesichtssinn entraten und somit also allein durch den Gehör-, Geruchs- oder Tastsinn wahrgenommen werden oder zumindest wahrgenommen werden können. Solche Örter sind z. B. das Denotat des Ausdrucks *über uns*<sup>14</sup> in dem Satz

(9) *Horch mal, über uns schnarcht jemand,*

das Denotat des Ausdrucks *von hinten* in dem Satz

(10) *Der Knoblauchgeruch kommt von hinten*<sup>15</sup>

und das Denotat des Ausdrucks *von rechts* in dem Satz

(11) *Der Wind kommt von rechts.*

Die Örter, die durch die in den Sätzen (5)–(11) auftretenden Lokaldeiktika bezeichnet werden, sind Örter, die ich, ebenso wie die sie bezeichnenden Lokaldeiktika, als *heterodeiktisch* bezeichne — als heterodeiktisch insofern, als sie Örter sind, die, statt den Deixisträger (und in der Regel

<sup>14</sup> Der die Grenzen gewisser traditioneller Deixiskonzeptionen sprengende und demgemäß auch präpositionale Ausdrücke vom Typ des Ausdrucks *über uns* unter die Deiktika subsumierende Gesichtspunkt der Relationalität spielt auch bei der — in gewisser Weise ebenfalls als eine Sprengung traditioneller Deixiskonzeptionen begriffenen — Etablierung einer Kategorie von sogenannten 'orientation words' bei M. Sandmann 1954, S. 158 ff. eine Rolle. Sandmanns Kategorie der 'orientation words' ist allerdings, wie Sandmann 1954, S. 161 selber sieht, zu umfassend, als daß sie schlichtweg mit der Kategorie der Deiktika — und handele es sich auch um die gemäß der von mir vorgeschlagenen Definition erweiterte Kategorie — gleichgesetzt werden könnte.

<sup>15</sup> Soll der Äußerungsträger, wie wir im Rahmen unserer Argumentation annehmen müssen, den durch den Ausdruck *von hinten* bezeichneten Ort nicht nur erschlossen, sondern tatsächlich mit dem Geruchssinn identifiziert haben können, so bedarf es einer besonderen Situation, etwa der, daß der Äußerungsträger und sein Adressat nebeneinander in einem dichtgefüllten Theater sitzen und der hinter ihnen sitzende Theatergast Knoblauch gegessen hat. In dieser Situation nämlich kann der Äußerungsträger dadurch, daß er sich vorgebeugt, zur Seite und nach hinten gelehnt und sich vielleicht auch noch umgedreht hat, eventuelle Unsicherheiten im Orten des Geruchs beseitigt haben. Aber selbst wenn er sich umgedreht haben sollte, wird er doch sofort wieder in seine Ausgangsposition zurückgekehrt sein. Seine Ausgangs- oder Grundposition ist also stabil geblieben, stabil und gleichgerichtet mit der seiner Mitzuschauer, speziell der seines Deixisadressaten. Das aber ist die Voraussetzung für die sinnvolle Verwendung eines Lokaldeiktikons wie *von hinten*, und diese Voraussetzung ist gerade beim Orten von Geruchsquellen, wie es scheint, selten gegeben.

auch den Deixisadressaten) zu umgeben oder mit den Örtern von Deixisträger (und Deixisadressat) identisch zu sein — in diesem Falle spreche ich von *autodeiktischen* Örtern bzw., im Falle der Deiktika, von *Auto-deiktika* —, dem Deixisträger (und in der Regel auch dem Deixisadressaten) *gegenüberliegen*, und zwar »gegenüberliegen« in beliebigen Richtungen des dreidimensionalen lokalen Raumes.

Solche heterodeiktischen Örter sind in bezug auf den Ort und die Position von Deixisträger (und in der Regel auch Deixisadressat) durch zwei verschiedene Variablen, Richtungsvariable und Entfernungsvariable, relationiert. Genauer: sie sind aufs Ganze gesehen durch diese beiden Variablen relationiert, einzeln und für sich genommen ist dies nur ein bestimmter Teil von ihnen; einige nämlich sind bloß durch eine der beiden Variablen, und zwar die Richtungsvariable, in bezug auf Ort und Position des Deixisträgers relationiert.

Der Unterschied hängt ab von der Sinnesart, mit der die heterodeiktischen lokalen Örter perzipiert werden. Werden sie nämlich mit dem Gesicht- oder dem Gehörsinn perzipiert, manifestieren sie also visuelle oder auditive Sinnesdaten, so sind sie durch beide Variablen, sowohl die Richtungs- als auch die Entfernungsvariable, werden sie hingegen mit dem Geruchs- oder Tastsinn perzipiert, manifestieren sie also olfaktorische oder taktile Sinnesdaten, so sind sie nur durch eine Variable, nämlich die Richtungsvariable, in Bezug auf Ort und Position des Deixisträgers relationiert. So werden die visuellen und die auditiven heterodeiktischen Örter vom Deixisträger nicht nur als in bestimmten Richtungen, sondern auch als in bestimmten Entfernungen liegend wahrgenommen — als in bestimmten Entfernungen liegend auf Grund eines bestimmten Wissens über das Maß der mit der Entfernung zunehmenden Schrumpfung der jeweiligen Sinnesdaten (ein leiser Donner wird z. B. als entfernt, ein lauter als nah wahrgenommen) —; die olfaktorischen oder taktilen heterodeiktischen Örter hingegen werden vom Deixisträger (und Deixisadressaten) nur richtungsmäßig wahrgenommen — nur richtungsmäßig jedenfalls dann, wenn man, im Falle der olfaktorischen Örter, einmal absieht von der wissens- und nicht sinnesmäßig begründeten Fähigkeit, bestimmte Gerüche mit bestimmten bereits nichtolfaktorisch, sagen wir: visuell identifizierten Örtern, also etwa Bratengerüche mit Küchen, zu korrelieren. In der Verwendung der Deiktika schlägt sich dies darin nieder, daß die visuellen und die auditiven heterodeiktischen Örter zumeist durch — neben Richtungswerten auch Entfernungswerte angegebende — Deiktika wie *da hinten* oder *da vorne* (man vergleiche daraufhin die Sätze (5) und (6)) bezeichnet werden, daß die olfaktorischen und die taktilen heterodeiktischen Örter hingegen, wie die Sätze (7) und (8) zeigen, durch Deiktika wie *von da* oder *von dort* bezeichnet zu werden pflegen, durch Ausdrücke also, die in den genannten Sätzen nichts anderes bedeuten als der Ausdruck *aus dieser Richtung* und die infolgedessen auch als reine Richtungsdeiktika interpretiert werden können.

So wie die Sätze (7) und (8) zeigen, durch was für Deiktika olfaktorische und taktile heterodeiktische Örter bezeichnet werden, so zeigen die — nicht-akzeptablen — Sätze

(12) *\*Riech mal, da hinten stinkt es*

bzw.

(13) *\*Spürst du, da hinten weht ein starker Wind*

— Sätze, deren Deiktika zugleich Entfernungswerte bezeichnen —, durch was für Deiktika jene Örter nicht bezeichnet werden dürfen. Zwar lassen sich durchaus auch Sätze bilden, in denen ein Geruch oder das Wehen des Windes durch ein Entfernungswerte signalisierendes Deiktikon lokalisiert wird — man vergleiche daraufhin die Sätze

(14) *Du, da hinten stinkt es*

bzw.

(15) *Du, sieh mal, da oben auf der Höhe, da weht ein starker Wind*

—, aber die durch solche Deiktika bezeichneten heterodeiktischen Örter sind dann, deixistheoretisch gesehen, keine olfaktorischen bzw. taktilen Örter, sondern auditive oder, wie z. B. in den Sätzen (14) und (15), visuelle<sup>16</sup> — ganz abgesehen davon, daß sie teilweise, so z. B. im Falle von Satz (14), auch nicht dem am Schluß von Kap. 2 formulierten sinnesdatentheoretischen Determinationsverständnis entsprechen.

Taktile heterodeiktische Örter haben ein vergleichsweise restringiertes Vorkommen. Sie treten, jedenfalls im Rahmen des genannten Determinationsverständnisses, nur dort auf, wo, wie bei der visuellen, der auditiven und der olfaktorischen Heterodeixis auch, Deixisträger und Deixisadressat gleichermaßen und gleichgerichtet — taktil — affiziert werden und wo außerdem die taktil affizierende Entität als dynamisch und von woanders kommend empfunden wird — so wie es tatsächlich der Fall ist, wenn uns zum Beispiel ein kräftiger Wind anweht. Das Beispiel des Windes aber ist für solche taktilen Affizierungen eines von nur wenigen.<sup>17</sup> Die meisten taktilen Affizierungen — das

<sup>16</sup> Diese Behauptung mag für Satz (14) überraschen, da man Gestank bekanntlich nicht sehen kann. Es ist jedoch zu beachten, daß es, in Satz (14), nicht der Gestank, sondern der Ort des Gestanks ist, dem eine visuelle Qualität zugeschrieben wird, und daß diese Qualität ihm auch nur als dem Zielort einer Zeiggeste zugeschrieben wird. Die olfaktorische Erfahrung, die der Deixisträger, vom Ort des Gestanks kommend, an diesem gemacht hat, ist deixistheoretisch in Satz (14) ohne Belang.

<sup>17</sup> Zwei andere Beispiele wären die folgenden: 1) die Situation, in der zwei Kinder in einem fließenden Gewässer stehen und das eine zum andern sagt: *Spürst du, die Strömung kommt von da*, und 2) die Situation, in der zwei Personen nebeneinander in einem Eisenbahnwagenabteil sitzen, plötzlich, als eine Art von indirekter taktiler Affizierung, eine sehr heftige, ruckartige und sie vor- und zurückwerfende Bewegung verspüren, daraufhin die eine die andere fragt: *Du, hast du gespürt, von wo der Stoß kam?* und die andere antwortet: *Ich meine, von vorn*.

zeigen uns, *ex negativo*, die in den (im übrigen nicht akzeptablen) Sätzen

(16) \**Spürst du, der Wespenstich kam von da*  
und

(17) \**Spürst du, der Händedruck kommt von vorn*

beschriebenen Affizierungen — sind nämlich anderer Art; sie werden, anders als der Wind, von den Deixispartnern weder gleichermaßen und gleichgerichtet noch als von woanders kommend empfunden.

Was für die taktilen Affizierungen weitgehend zu gelten scheint, gilt für die gustatorischen, wie es scheint, auf der ganzen Linie. Auch sie müßten, wenn sie heterodeiktische Örter sollten stiften können, von den Deixispartnern sowohl als etwas Gemeinsames als auch als von woanders kommend wahrgenommen werden können. Das aber können sie, aus begreiflichen physiologischen Gründen, nicht, und zwar ausnahmslos nicht, und was sie erst recht nicht können, ist, was auch schon die olfaktorischen und die taktilen Affizierungen nicht konnten, nämlich statt lediglich als von woanders kommend als woanders befindlich, statt als lediglich richtungsmäßig auch als entfernungs-mäßig relationiert wahrgenommen werden. Es ist also weder möglich, zu sagen

(18) \**Schmeck mal, der Geschmack kommt von da,*

noch ist es möglich, zu sagen

(19) \**Schmeck mal, da hinten schmeckt's so komisch.*

Aber die gustatorischen Affizierungen — und ebenso auch der Großteil der taktilen Affizierungen — vermögen nicht nur keine heterodeiktischen, sie vermögen auch keine autodeiktischen lokalen Örter, d. h. keine Örter, die mit dem lokalen Ort von Deixisträger und Deixisadressat entweder identisch sind oder diesen rings umgeben, zu stiften. So z. B. ist es unmöglich, zu sagen

(20) \**Schmeck mal, hier schmeckt's so komisch,*

und ebenso ist es unmöglich, zu sagen

(21) \**Fühlst du, hier drückt's so komisch.*<sup>18</sup>

<sup>18</sup> Der — akzeptable — Satz *Du, hier sticht's so komisch* ist, abgesehen davon, daß er keine Deixisträger und -adressat gemeinsame, sondern lediglich eine den Deixisträger allein betreffende, also eine solipsistische Wahrnehmung formuliert, nicht auto-, sondern heterodeiktischer Natur; denn der durch sein Deiktikon *hier* bezeichnete lokale Ort ist mit dem Ort des Deixisträgers (von dem des Deixisadressaten ganz zu schweigen) weder identisch noch umgibt er ihn, sondern liegt ihm, obgleich er ein Teil von ihm ist, dennoch, gleichsam innerhalb eines lokaldeiktischen „Mikrokosmos“, g e g e n ü b e r. Indiz dafür ist unter anderem seine Zeiggegnenpflichtigkeit. Vgl. auch weiter unten, Kap. 8.



Der Grund für die Inakzeptabilität der Sätze (20) und (21) ist evident: Der gustatorisch bzw. taktil perzipierte Ort dürfte, wenn er autodeiktischer Natur sollte sein können, nicht, wie es bei den gustatorischen Orten generell und bei den taktilen überwiegend der Fall ist, hautnah einem ganz bestimmten Körperteil oder einer ganz bestimmten Körperzone eines jeweils bestimmten Individuums attachiert sein.

Dies ist bei den visuell, auditiv und olfaktorisch wahrgenommenen Orten, wie wir wissen, generell und bei den taktil wahrgenommenen wenigstens gelegentlich — so z. B. beim Wehen des Windes — nicht der Fall. Das bedeutet, daß diese Orte, als Entitäten, die sich, in ihrer Ausdehnung, von den jeweiligen Perzeptionsorganen so weit entfernen, daß sie zur Aufnahme beider Deixispartner fähig sind, sehr wohl in der Lage sind, als autodeiktische lokale Orte zu fungieren. Einen *t a k t i l e n* autodeiktischen Ort finden wir z. B. als Denotat des Deiktikons *hier* in den Sätzen

(22) *Hier zieht's (= Hier ist Durchzug)*  
oder

(23) *Hier ist es sehr windig,*

und *visuelle, auditive und olfaktorische* autodeiktische Orte, der Reihe nach, als die Denotate der Deiktika *hier in diesem Zimmer* und *hier* in den Sätzen

(24) *Hier in diesem Zimmer ist es mir zu hell*

(25) *Hier ist es sehr laut*  
und

(26) *Hier riecht's nach Jauche.*

Alle diese autodeiktischen Orte bedürfen zu ihrer — ihre lokaldeiktische Bezeichnung ermöglichenden — sinnlichen Wahrnehmung ausschließlich des jeweiligen für ihre Wahrnehmung zuständigen Sinnes: die Sätze (22), (23) und (26) könnte auch ein Blinder oder ein Tauber, den Satz (24) ein Tauber und den Satz (25) ein Blinder äußern. Darüber hinaus scheint es jedoch, als könnten autodeiktische lokale Orte, jedenfalls wenn man darunter nur diejenigen Orte versteht, die mit dem jeweiligen Ort des Deixisträgers identisch sind, und nicht auch die, die diesen mit mehr oder weniger großem Radius umgeben, als könnten solche autodeiktischen lokalen Orte auch bereits *v o r*-sinnlich empfunden werden — empfunden nämlich als eben der Ort, an dem ein Mensch sich jeweils zu befinden vermeint. Ich bezeichne diese Empfindung als das Hiergefühl des Menschen und kreiere damit einen Begriff, der analog zu dem allgemein geläufigen Begriff des Ichgefühls zu verstehen ist. Dieses Hiergefühl ist, ebenso wie das Ichgefühl, ein Gefühl, das, wie es scheint, unabhängig von jeglichen Sinnesdaten und also auch bei völliger Absenz oder

Absehung von solchen, welcher Art sie auch sein mögen, erfahrbar ist.<sup>19</sup> Die verschiedenen sinnlichen Eigenschaften der autodeiktischen Örter wären demgemäß gewissermaßen nur zufällige sekundäre Akzidenzien dieses primären Gefühls.

Sind die autodeiktischen lokalen Örter Örter, die nicht mit dem Ort des Deixisträgers identisch sind, sondern solche, die diesen umgeben, und zwar mit weit über den sinnlichen Horizont des Deixisträgers hinausgehender Ausdehnung umgeben, das heißt, sind sie z. B. Denotate von Deiktika wie *hier in Deutschland* oder *hier in Europa*, so können sie, in ihrer Gänze, nicht nur nicht sinnlich, sondern nicht einmal »vorsinnlich«, das heißt im Sinne des beschriebenen Hiergefühls, wahrgenommen oder empfunden werden; sie können, unter diesen Umständen, lediglich gedacht werden. Sinnlich wahrgenommen werden können jedoch ihre verkleinerten kartographischen Abbilder, und es ist vermutlich nicht selten, daß die Deixispartner bei einer etwaigen Verwendung großräumiger lokaler Autodeiktika im Geiste auf solche Abbilder rekurrieren. Diese Abbilder — oder im normalen Sprachgebrauch: Landkarten — aber sind, gleichgültig, ob mit dem inneren oder dem äußeren Auge wahrgenommen, keine autodeiktischen Örter mehr, sondern bereits *heterodeiktische* Örter, Örter, auf die, wenn sie deiktische Objekte der äußeren Sinneswahrnehmung sind, gezeigt werden muß.

Passieren die landkartenartigen Abbilder der großräumigen autodeiktischen Örter demgegenüber vor dem inneren Auge der Deixispartner Revue — und dies kann, nach meiner Erfahrung, entweder so geschehen, daß die Betrachter sich geistig an einen Punkt hoch über ihrem aktuellen Standort versetzen und somit die Karte und, in deren Bilde, zugleich auch das Urbild gleichsam aus der Vogel-, um nicht zu sagen: der Astronautenperspektive betrachten, oder aber so, daß sie, gleichsam am Boden verbleibend, bestimmte Teile der Landkarte als Verlängerung ihres aktuellen Gesichtshorizontes wahrnehmen —<sup>20</sup>, passieren also jene Landkartenbilder vor dem inneren Auge der Deixispartner Revue, so sind sie heterodeiktische Örter, die Sinnesdaten für einen unserer inneren Sinne, nämlich den Gesichtssinn, abgebe. Örter dieser Kategorie brauchen indes keineswegs Abbilder zu sein. Sie können auch Ausschnitte aus der originären sinnlichen Wirklichkeit, also z. B. Landschaften oder Geräusche sein, und nur solche originären sinnlichen Örter,

<sup>19</sup> Entsprechend diesem Hiergefühl ließe sich des weiteren wohl auch noch ein sozunennendes Jetztgefühl konstatieren. Doch ist die Konstatierung dieses Gefühls, ebenso wie die des Ichgefühls, deixis- und sinnesdatentheoretisch weniger spektakulär, da im Falle der temporalen und der personalen Deixis auch die heterodeiktischen Örter keiner sinnlichen Erfassung bedürfen, ihrer nicht nur nicht bedürfen, sondern, wenigstens im Sinne direkter sinnlicher Wahrnehmung, nicht einmal fähig sind.

<sup>20</sup> Diese zweite Möglichkeit besteht freilich nur dann, wenn die Betrachter sich mehr oder weniger am Rande des sie — gleichwohl noch umgebenden — autodeiktischen Großraum-Ortes befinden, eine Bedingung, die im Falle des Denotats des erwähnten Autodeiktikons *hier in Deutschland*, wenigstens *grosso modo*, erfüllt ist, wenn die Betrachter sich z. B. in Flensburg befinden.

Örter — und das ist eine weitere Einschränkung —, mit denen, infolge gemeinsamen Erlebens, beide Deixispartner sinnlich verbunden sind, wollen wir im folgenden als Daten innerer Sinneswahrnehmung berücksichtigen.

#### IV

Innerhalb des durch diese doppelte Beschränkung gesetzten Rahmens gibt es als Daten innerer Sinne fungierende heterodeiktische Örter, wie mir scheint, für folgende drei Sinne: den Gesichts-, den Gehör- und, in Ausnahmefällen, den Tastsinn. Heterodeiktische Örter dieser Art sind, in der Reihenfolge der genannten Sinne, die Denotate der lokalen Heterodeiktika *in die linke Ecke* und *in die rechte Ecke* in dem Satz

- (27) *Hast du auch noch vor Augen, wie der Torwart sich in die — von uns aus gesehen — linke Ecke warf und Karl daraufhin den Ball in die rechte Ecke schlenzte?*

das Denotatum des lokalen Heterodeiktikons *unter uns* in dem Satz

- (28) *Klingt dir auch immer noch in den Ohren, wie unter uns plötzlich jemand laut zu stöhnen anfang?*

und das Denotatum des lokalen Heterodeiktikons *von vorn* in dem Satz

- (29) *Spürst du (oder: erinnerst du dich) auch noch, wie uns der Wind die ganze Zeit von vorn ins Gesicht blies?*

Heterodeiktische lokale Örter, die als Sinnesdaten für einen inneren Geruchs- oder einen inneren Geschmackssinn fungierten, scheint es nicht zu geben — solche, die als Sinnesdaten für einen inneren Geruchssinn fungierten, deshalb nicht, weil es, wenigstens wenn ich mich selber befrage, so etwas wie einen inneren Geruchssinn nicht gibt, und solche, die als Sinnesdaten für inneren Geschmackssinn fungierten, insofern nicht, als der Geschmackssinn als Sinnesdaten keine heterodeiktischen Örter zu haben vermag, der innere — denn einen solchen scheint es tatsächlich zu geben — ebensowenig wie der äußere.

Die lokalen Örter, in Bezug auf die die Heterodeiktika der Sätze (27)–(29) den Status von Heterodeiktika haben, sind die Standorte, an denen sich Äußerungsträger und Äußerungsadressat dieser Sätze im Rahmen der in ihnen beschriebenen vergangenheitlichen Situationen jeweils befunden haben und an die sie sich im Rahmen einer auf Daten ihrer inneren Sinne rekurrierenden Deixis geistig, d. h. mit Hilfe dieser ihrer inneren Sinne versetzen. Diese und andere Standorte dieses Typus können, bezeichnet durch Deiktika, als die *auto* deiktischen lokalen Örter der geistiges Sichversetzen involvierenden inneren Sinneswahrnehmung gelten. Die Deiktika, die sie bezeichnen, — die

lokalen Autodeiktika der inneren Sinneswahrnehmung — sind Ausdrücke wie *an der Stelle* (oder auch: *von der Stelle aus*), *wo wir uns damals befanden*,<sup>21</sup> also auch Ausdrücke wie *in der Stadt*, *in der wir uns damals befanden* oder *in dem Land*, *in dem wir zu diesem Zeitpunkt weilten*. Sie sind die innersinnlichen Entsprechungen, genauer: Versetzungsentsprechungen von — als Autodeiktika der äußeren Sinneswahrnehmung fungierenden — Ausdrücken wie *hier* (bzw. *von hier aus*), *hier in dieser Stadt* und *hier in diesem Lande*.

Die durch diese Autodeiktika bezeichneten lokalen Örter können, ebenso wie die zuvor behandelten heterodeiktischen Örter, als innere Sinnesdaten für die folgenden drei Sinne fungieren: den Gesichts-, den Gehör- und, wiederum in Ausnahmefällen, den Tastsinn. So z. B. fungiert als inneres Sinnesdatum für den Gesichtssinn der durch das lokale Autodeiktikon *in dem Zimmer*, *in dem wir damals wohnten* innerhalb des Satzes

- (30) *In dem Zimmer, in dem wir damals wohnten, war es aber sehr hell, nicht wahr?*

bezeichnete autodeiktische Ort; als inneres Sinnesdatum des Gehörsinnes der durch das lokale Autodeiktikon *dort*, *wo wir damals wohnten* in dem Satz

- (31) *Dort, wo wir damals wohnten, war es doch immer sehr laut, nicht wahr?*

bezeichnete autodeiktische Ort, und als inneres Sinnesdatum des Tastsinnes schließlich fungiert der durch das lokale Autodeiktikon *auf dem Flur*, *an dem wir damals wohnten* in dem Satz

- (32) *Auf dem Flur, an dem wir damals wohnten, war aber immer Durchzug, erinnerst du dich noch?*

bezeichnete autodeiktische Ort.

Autodeiktische Örter als innere Sinnesdaten für den Geruchs- und den Geschmackssinn scheint es nicht zu geben, ebensowenig wie es heterodeiktische Örter in dieser Funktion gibt. Auch die Gründe für

<sup>21</sup> An die Stelle des anaphorischen Ausdrucks *damals* kann auch ein eigennamenwertiger Ausdruck, also z. B. eine Jahreszahl, oder ein deiktischer Ausdruck, also z. B. der Ausdruck *früher* oder *jetzt*, treten. Viele dieser Ersetzungen sind, soll der Gesamtausdruck seinen Status als lokales Autodeiktikon der inneren Sinneswahrnehmung nicht verlieren, freilich nur dann möglich, wenn zugleich auch die Lexeme *Stelle* und *befinden* innerhalb des Gesamtausdrucks ersetzt werden. So wäre z. B. der Gesamtausdruck *an der Stelle, wo wir uns jetzt befinden*, synonym wie er ist mit dem Ausdruck *hier*, kein lokales Autodeiktikon der inneren Sinneswahrnehmung, sondern entweder eins der äußeren Sinneswahrnehmung oder aber ein solches, dessen Denotat man über das Hiergefühl oder das Denken oder eine kartographische Vorstellung erfährt. Ein Gesamtausdruck, der die Zeitangabe *jetzt* enthielte und dennoch als lokales Autodeiktikon der inneren Sinneswahrnehmung fungierte, wäre demgegenüber z. B. der Ausdruck *in dem Haus, in dem wir jetzt wohnen*, ein Ausdruck, dessen Denotat, indem seine zeitliche Komponente in beiden Richtungen der Zeitachse deutlich über den Sprechzeitpunkt hinausragt, zugleich eine räumliche Dissoziation von autodeiktischem Sachverhaltsort und Sprechort ermöglicht.

das Fehlen der genannten Örter scheinen auf der Seite der autodeiktischen Örter dieselben wie auf der Seite der heterodeiktischen zu sein: im Falle der olfaktorischen jeweils das Fehlen, wenn ich recht sehe, eines inneren Geruchssinnes und bei den gustatorischen die — deutlicher freilich beim *ä u ß e r e n* Geschmackssinn verifizierbare — Tatsache einer jeweils individuellen und darüber hinaus zu engen Körperteilverhaftetheit der jeweiligen Sinnesdaten.

## V

Nachdem wir uns im vorstehenden ausführlich mit dem sinnesarten-theoretischen Status der durch die verschiedenen, besonders die lokalen, Deiktika bezeichneten *Ö r t e r* befaßt haben, befassen wir uns im folgenden noch kurz mit der sinnesartentheoretischen Distribution der durch lokaldeiktische Örter lokalisierten sinnesdatenhaften Phänomene und führen dementsprechend einige Beispiele für durch Lokaldeiktika attributiv determinierte *B e z e i c h n u n g e n* solcher Phänomene an.

Wir beginnen mit Phänomenen, die Sinnesdaten für *ä u ß e r e* Sinne bilden, und, im Rahmen dieser Kategorie, mit solchen Phänomenen, die durch *h e t e r o d e i k t i s c h e* lokale Örter lokalisiert sind. Unter diesen Phänomenen finden sich, entsprechend unserem Befund für die heterodeiktischen Örter selber als Daten äußerer Sinne, solche, die mit dem Gesichts-, solche, die mit dem Gehör-, solche, die mit dem Geruchs- und, in Ausnahmefällen, auch solche, die mit dem Tastsinn wahrgenommen werden;<sup>22</sup> solche, die mit dem Geschmackssinn wahrgenommen würden, gibt es hingegen nicht. Beispiele dafür enthalten, der Reihe nach, die — akzeptablen — Sätze

(33) *Das Haus da hinten gehört mir*

(34) *Die Kreissäge<sup>23</sup> da hinten, die macht mich noch ganz verrückt*

(35) (Ein Theaterbesucher im Parkett zu seiner Begleiterin:)

*Du, den Knoblauchgeruch von da vorne, ich glaube, den halt' ich nicht mehr aus*

und

(36) (Ein Radfahrer zu seiner Begleiterin:) *Dieser Wind von vorn ist äußerst unangenehm, findest du nicht auch?*

sowie der — inakzeptable — Satz

(37) *\*Du, den Geschmack da vorne habe ich sehr gerne.*

<sup>22</sup> Von den Phänomenen dieser vier Kategorien werden die der beiden ersteren in richtungs- und entfernungsmaßiger, die der beiden letzteren jedoch lediglich in richtungsmaßiger Lokalisiertheit wahrgenommen.

<sup>23</sup> Das sinnesdatenhafte Phänomen ist natürlich nicht die Kreissäge selber, sondern das Kreissäengeräusch.

Die durch autodeiktische lokale Örter lokalisierten und als Sinnesdaten unserer äußeren Sinne fungierenden Phänomene zeigen das gleiche Gebaren.<sup>24</sup> Davon zeugen, in typologisch gleicher Reihenfolge, die — akzeptablen — Sätze

(38) *Die Gegend hier ist wirklich reizvoll, nicht wahr?*

(39) *Du, sag mal, was ist das hier nur für ein Lärm?*,<sup>25</sup>

(40) *Du, riech mal, was ist das hier nur für ein komischer Geruch?*

und

(41) *Merkst du, das Wasser (hier) ist herrlich warm,*

sowie der — inakzeptable — Satz

(42) *\*(Schmeck mal,) was ist das hier nur für ein Geschmack?*<sup>26</sup>

## VI

Wir kommen nun zu den durch lokaldeiktische Örter lokalisierten Phänomenen, die als Sinnesdaten für unsere inneren Sinne fungieren, und beginnen auch innerhalb dieser Kategorie wiederum mit solchen Phänomenen, die durch heterodeiktische lokale Örter lokalisiert sind. Auch unter diesen finden sich, wiederum entsprechend unserem Befund für die heterodeiktischen Örter selber als Daten innerer Sinne, nur solche, die als Sinnesdaten für den Gesichts-, den Gehör- und, in Ausnahmefällen, auch den Tastsinn fungieren, nicht aber solche, die als Sinnesdaten für den Geruchs- oder den Geschmackssinn fungierten. Um Phänomene, die als Daten der drei ersteren

<sup>24</sup> Anders als bei den durch heterodeiktische lokale Örter lokalisierten Phänomenen ist jedoch die (ohnehin sekundäre) Differenzierung nach Entfernungs- und Richtungsbestimmtheit in ihrem Falle irrelevant.

<sup>25</sup> In diesem Satz (und ebenso in Satz (40)) ist das sinnesdatenhafte Phänomen zunächst, durch den Ausdruck *das hier* (dessen erster Bestandteil übrigens identisch sein dürfte mit dem Ausdruck *das* in einem Satz wie *Das schneit vielleicht!*, identisch mit diesem, aber zu trennen von dem expletiven *es* in dem Satz *Es schneit*), maximal vage bezeichnet und wird erst durch die Subsumtion unter die Kategorie 'Lärm' (bzw., in Satz (40), 'Geruch') notdürftig spezifiziert.

<sup>26</sup> Wenn jemand an einer Tafelrunde zu seinem Tischnachbarn über eine Speise, die sie gerade gemeinsam zu sich nehmen, sagt: *Sag mal, schmeckt das nicht herrlich?*, so ist dieser Satz zwar akzeptabel, aber dennoch kein Beispiel gegen unsere These, daß durch lokaldeiktische Örter lokalisierte sinnesdatenhafte Phänomene nicht gustatorischer Natur sein können. Das in dieser Äußerung durch den Ausdruck *das* bezeichnete sinnesdatenhafte Phänomen ist nämlich, lokaldeiktisch gesehen, nicht gustatorischer, sondern visueller Natur; es ist nicht der Geschmack, sondern der Geschmacksträger, die Speise — anders z. B. als die durch die *das*-Vorkommen in den Sätzen (39) und (40) bezeichneten sinnesdatenhaften Phänomene; denn diese sind nicht der Lärm- bzw. Geruchsträger, sondern der Lärm bzw. der Geruch selber. Die Grundlage für diesen Unterschied besteht darin, daß die intersubjektive deiktische Identifikation von auditiven und olfaktorischen Sinnesdaten autark durch den Gehör- bzw. Geruchssinn, die entsprechende Identifikation von gustatorischen Sinnesdaten aber nur über eine vorgängige intersubjektive Identifikation des Sinnesdatenträgers durch den Gesichtssinn möglich ist.

Sinne fungieren — und zwar als Daten, die den beiden Deixispartnern, infolge gemeinsamen Erlebens, potentiell gemein sind — geht es, der Reihe nach, in den Sätzen

(43) *Erinnerst du dich noch an den komischen Mann auf der anderen Straßenseite?*,

(44) *Hast du auch noch immer das Gekeife der alten Frau hinter uns im Ohr?*  
und

(45) *Spürst du auch immer noch den eisigen Gegenwind (den wir die ganze Zeit hatten)?*<sup>27</sup>

Die durch autodeiktische lokale Örter lokalisierten und als Daten unserer inneren Sinne fungierenden Phänomene schließlich begegnen ebenfalls nur als Daten des inneren Gesichts-, des inneren Gehör- und, wiederum nur in Ausnahmefällen, des inneren Tastsinns. Beispiele für solche — Deixisträger und Deixisadressat wiederum erinnerungsmäßig gemeinsamen — sinnesdatenhaften Phänomene finden sich, der Reihe nach, in den referentiellen Korrelaten der Sätze

(46) *Kannst du dich noch an die Leute in dem Haus, in dem wir damals wohnten, erinnern?*,

(47) *Kannst du dich noch an den Flugzeuglärm in der Gegend, in der wir damals wohnten, erinnern?*

und

(48) *Kannst du dich noch an die schneidende, eisige Kälte in der Gegend, in der wir damals [scil. als Soldaten] lagen, erinnern?*

## VII

Ich habe den sinnesdatentheoretischen Status der lokaldeiktischen Örter in diesem Aufsatz durchgehend als determiniert durch den sinnesdatentheoretischen Status der durch diese Örter lokalisierten und durch die deiktischen Äußerungen bezeichneten Sachverhalte oder Sachverhaltsbestandteile, d. h. als determiniert durch Elemente der Signifikat- oder genauer: der Denotat-Ebene verstanden. Man kann den sinnesdatentheoretischen Status der lokaldeiktischen Örter indes ebenso gut auch als durch den sinnesdatentheoretischen Status bestimmter Elemente der Signifikanten-Ebene, also entweder als durch den sinnesdatentheoretischen Status der lautli-

<sup>27</sup> Das sinnesdatenhafte Phänomen ist in diesem Satz der Wind und sein heterodeiktischer richtungsmäßiger Lokalisator seine Eigenschaft, ein Gegenwind zu sein.

chen Komponente des deiktischen Aktes<sup>28</sup> oder aber als durch den sinnesdatentheoretischen Status der diesen in bestimmten Fällen begleitenden Zeiggesten determiniert verstehen.

Der sinnesdatentheoretische Status dieser Signifikanten-Elemente — und damit auch der der durch sie determinierten Örter — kann von dreierlei Art sein: visuell, taktil oder auditiv — visuell oder taktil im Falle der Zeiggestenkomponente und auditiv im Falle der lautlichen Komponente des deiktischen Aktes. Das bedeutet, daß die Kategorie der sinnesdatentheoretisch als durch Signifikanten-Elemente determiniert interpretierten lokaldeiktischen Örter sinnesdatentheoretisch ärmer ist als die Kategorie der sinnesdatentheoretisch als durch Signifikate determiniert interpretierten lokaldeiktischen Örter; denn während diese nur der gustatorischen Örter ermangelt, ermangelt jene auch der olfaktorischen. Sinnesdatentheoretische Übereinstimmung zwischen den beiden Kategorien herrscht also nur im visuellen, im taktilen und im auditiven Bereich.

Die sinnesdatentheoretische Übereinstimmung zwischen den beiden Kategorien in den genannten drei Bereichen ist eine typologische und impliziert damit nicht, daß die beiden sinnesdatentheoretischen Determinationen auch im Falle eines konkreten lokaldeiktischen Ortes übereinstimmen müßten. Tatsächlich findet sich denn auch eine solche Übereinstimmung nur in einem bestimmten Teil aller lokaldeiktischen Äußerungen. Eine lokaldeiktische Äußerung, die eine solche Übereinstimmung aufweist, ist z. B. der Satz

(49) *Sieh mal, da hinten brennt's*

— denn der durch sein Deiktikon *da hinten* bezeichnete lokaldeiktische Ort ist sowohl durch den prädierten Sachverhalt, nämlich das Brennen, als auch durch die begleitende Zeiggeste als ein visueller determiniert —; eine lokaldeiktische Äußerung, die eine solche Übereinstimmung nicht aufweist, hingegen wäre der von einer taktilen Zeiggeste, das heißt einer Berührung des lokaldeiktischen Ortes durch den Sprecher begleitete Satz

(50) *Du, hier bist du ganz schwarz;*

denn der durch sein Deiktikon *hier* bezeichnete lokaldeiktische Ort ist durch die Zeiggeste als ein taktiler, durch den prädierten Sachverhalt, das Schwarzsein, hingegen als ein visueller determiniert.

Es gibt ferner lokaldeiktische Örter, die entweder nur durch Elemente der Signifikanten-Ebene oder aber nur durch Elemente der Signifikat-Ebene

<sup>28</sup> Es ist diese ein Element der Signifikanten-Ebene manifestierende lautliche Komponente des deiktischen Aktes, auf die Karl Bühler 1965 (1934), S. 92 rekurriert, wenn er behauptet, daß »an der Wurzel der Hic-Deixis die Herkunftsqualität der Klänge zu finden« sei und diese »eine ähnliche Rolle« spiele »wie die Finger-Geste an der Wurzel der Der-Deixis«. (Was die Behauptung selber betrifft, so ist sie allerdings in dieser Form, wie schon A. Nehring 1963, S. 113 f. erkannt hat, nicht ganz haltbar.)



sinnesdatentheoretisch determiniert sind. Örter, die nur durch Elemente der Signifikanten-Ebene, also z. B. durch Zeiggesten, sinnesdatentheoretisch determiniert sind, sind Denotate wie die des Lokaldeiktikons *da vorne* in dem Satz

(51) *Da vorne hat mal ein Schloß gestanden*

oder allgemein: die Denotate derartiger Deiktika in Sätzen, deren prädizierter Sachverhalt der Vergangenheit oder Zukunft angehört. Örter, die ausschließlich durch Elemente der Signifikat-Ebene, also durch Sachverhalte oder Sachverhaltsbestandteile, sinnesdatentheoretisch determiniert sind, sind dagegen die Denotate von — zeiggestenlosen — Lokaldeiktika vom Typus *über uns*, *hinter uns* oder *unter uns* in Sätzen vom Typ der Sätze (9)–(11).

### VIII

Auf Grund der im vorstehenden Kapitel beschriebenen doppelten Möglichkeit sinnesdatentheoretischer Determinierung lokaldeiktischer Örter ist es, wie Satz (50) und sein situationeller Kontext bereits gezeigt hat, möglich, daß einige dieser lokaldeiktischen Örter, nämlich diejenigen, die, wenigstens prinzipiell, mit mehr als einem Sinn wahrgenommen werden können, von den Deixispartnern mit verschiedenen Sinnen wahrgenommen werden. Dabei können die Wahrnehmungen der beiden Deixispartner, sinnesartentypologisch gesehen, sowohl partiell als auch total verschieden sein.

Die sinnesartentypologisch partiell verschiedene Wahrnehmung ein und desselben lokaldeiktischen Ortes durch Deixisträger und Deixisadressat dürfte in der Regel folgende Struktur haben: Der Deixisträger nimmt den lokaldeiktischen Ort mit jeweils zwei oder drei Sinnen, der Deixisadressat demgegenüber jedoch nur mit jeweils einem Sinn wahr; dieser eine Sinn aber ist — gewissermaßen als eine Art von Scharnier zwischen den Perzeptionen der Deixispartner — identisch mit einem der zwei oder drei Sinne, mit denen der Deixisträger den lokaldeiktischen Ort wahrnimmt.

In den meisten Beispielen für die in Rede stehende partiell verschiedenen sinnige Perzeption lokaldeiktischer Örter durch Deixisträger und Deixisadressat dürfte der Deixisträger den lokaldeiktischen Ort mit zwei Sinnen perzipieren. So auch in dem — bereits beschriebenen — Beispiel, in welchem der Deixisträger, indem er den Deixisadressaten mit dem Finger im Gesicht berührt, zu diesem sagt: *Du, hier bist du ganz schwarz*; denn dabei perzipiert er die durch das Deiktikon *hier* bezeichnete Stelle erstens taktil und zweitens visuell. Es gibt indes, wie bereits angedeutet, auch Beispiele dafür, daß der Deixisträger im Rahmen solcher verschiedensinnigen Perzeptionen den lokaldeiktischen Ort mit drei Sinnen perzipieren kann. Eins dieser Beispiele ist

das folgende: Der Deixisträger ruft von einer Stelle aus, an der der — woanders befindliche — Deixisadressat ihn nicht sehen kann, diesem zu:

(52) *Du, hier riecht's vielleicht komisch*

und perzipiert, indem er dies tut, die durch das Deiktikon *hier* bezeichnete Stelle erstens olfaktorisch, zweitens visuell und drittens auditiv — auditiv insofern, als er auch seine eigene Äußerung wahrnimmt und diese, vermöge ihres Autodeiktikons *hier*, den lokaldeiktischen Ort, im Sinne eines Signifikanten-Elements, auditiv determiniert.

Diese auditive Determination ist andererseits die einzige, über die der — den Geruch auf Grund seiner räumlichen Distanz (wie wir annehmen wollen) nicht wahrnehmende — Deixisadressat den in Rede stehenden lokaldeiktischen Ort perzipiert — ebenso wie die taktile Determination die einzige gewesen ist, über die der Deixisadressat den lokaldeiktischen Ort im Falle von Satz (50), der Äußerung *Du, hier bist du ganz schwarz*, hat perzipieren können. Die auditive bzw. taktile Perzeption der genannten lokaldeiktischen Örtlichkeit ist damit diejenige, die, als das besagte Scharnier zwischen der Perzeption dieser Örtlichkeit durch den Deixisträger und derjenigen durch den Deixisadressaten, diese Perzeptionen sinnesartentypologisch nur partiell verschieden sein läßt.

Sinnesartentypologisch total verschiedene Perzeptionen lokaldeiktischer Örtlichkeit durch Deixisträger und Deixisadressat ergeben sich vermutlich nur in Fällen, in denen die Perzeption des lokaldeiktischen Ortes seitens des Deixisträgers in signifikanter Weise sinnesartentypologisch reduziert ist. Solche sinnesartentypologischen Reduktionen können sowohl pathologischer als auch nichtpathologischer Natur sein. Eine pathologische sinnesartentypologische Reduktion läge z. B. vor, wenn, im Falle von Satz (52), der Deixisträger taub wäre; gebrähe es ihm doch dann gerade an derjenigen Perzeptionsart, die seinem Deixispartner, dem Deixisadressaten, im Falle jenes Satzes als einzige zu Gebote steht. Eine nichtpathologische sinnesartentypologische Reduktion des Deixisträgers demgegenüber liegt im Falle bestimmter Formen von Körperstellendeixis vor, so z. B., wenn der Deixisträger, mit einem seiner Finger über eine seinem Gesichtssinn nicht zugängliche Körperzone streichend und dabei eine ihm unbekannt vorkommende Erhöhung ertastend, zu seinem Deixisadressaten sagt:

(53) *Du, schau mal, ich glaube, ich habe hier ein Geschwür*

und dieser seinerseits sich daraufhin die durch das Deiktikon *hier* bezeichnete und durch den Finger des Deixisträgers berührte Stelle anschaut — ein deiktischer Vorgang, bei dem der Deixisträger den lokaldeiktischen Ort ausschließlich taktil und der Deixisadressat ausschließlich visuell wahrnimmt.

## IX

Ich habe, als Denotate von Lokaldeiktika in grammatisch akzeptablen deiktischen Äußerungen, in diesem Aufsatz nur solche lokaldeiktischen Örter behandelt, die durch beide Deixispartner, sowohl den Deixisträger als auch den Deixisadressaten, wahrgenommen werden. Es sei jedoch nicht verschwiegen, daß es unter den genannten Denotaten auch lokaldeiktische Örter gibt, die nur von einem oder gar von keinem der beiden Deixispartner wahrgenommen werden. Unter diesen scheinen eine besondere Rolle diejenigen lokaldeiktischen Örter zu spielen, die durch — im übrigen nicht zeiggestenpflichtige — *präpositionale* Deiktika, also Ausdrücke wie z. B. *über uns* oder *hinter dir* bezeichnet werden, Ausdrücke, die wir in diesem Aufsatz vornehmlich als Bezeichnungen von Örtern kennengelernt haben, die von den Deixispartnern mit einem ihrer *inneren* Sinne wahrgenommen werden. So wird denn eine Behandlung von nicht wahrzunehmenden lokaldeiktischen Örtern zuvörderst eine Abgrenzung dieser Örter von den *innersinnlich* wahrzunehmenden lokaldeiktischen Örtern verlangen, eine Abgrenzung, die sicherlich schwierig ist und die vermutlich nur dann eine Chance hat, zu überzeugen, wenn man den Begriff der innersinnlichen Wahrnehmung, wie ich es bei der Behandlung der lokaldeiktischen Örter in diesem Aufsatz getan habe, einschränkt auf *erinnerungshafte Evokationen* von Wahrnehmungen, und zwar von Wahrnehmungen unserer *äußeren* Sinne. Auf diese Weise eröffnet sich nämlich die Möglichkeit, den Begriff der Nicht-Perzeption zu identifizieren mit jenen — in gewisser Weise ja auch noch sinnlichen — Vorstellungen, die als Produkte unserer konstruktiven Phantasie figurieren und damit zugleich eine gewisse Verwandtschaft mit den in Kapitel 2 beschriebenen Wahrnehmungen *temporaldeiktischer* Örter zeigen. Hinsichtlich der Beurteilung des Verhältnisses von Perzeption und Vorstellung darf die vorgeschlagene Identifikation, so sinnvoll, ja notwendig sie für eine Behandlung nicht wahrnehmbarer lokaldeiktischer Örter auch zu sein scheint (denn jene Vorstellungen sind ja vermutlich das mindeste, was lokale Deixis an Sinnlichkeit impliziert), freilich nicht das letzte Wort sein — selbst im Rahmen einer Diskussion der Deixis nicht. Denn die Vorstellungen nicht perzipierter lokaldeiktischer Örter sind, wie im übrigen alle durch die Verwendung von Sprache evozierten Vorstellungen von Nichtperzipiertem, nicht das Produkt einer freien, sondern das einer gelenkten konstruktiven Phantasie. Vorstellungen gelenkter konstruktiver Phantasie aber nähern sich typologisch dem Phänomen der Perzeptionen an. Sie sind gewissermaßen *Surrogat-Perzeptionen*, d. h. Perzeptionen von Surrogaten der genuin nicht wahrnehmbaren oder wahrgenommenen deiktischen Örter, Perzeptionen von Surrogaten sowohl im Falle der temporaldeiktischen als auch im Falle der in Rede stehenden Subklasse der lokaldeiktischen Örter.<sup>29</sup> In der Frage der —

<sup>29</sup> Vgl. dazu Bühlers Hinweis auf das Wandern in einer Ersatzstadt in Bühler 1965 (1934), S. 137.

wenigstens prinzipiellen — perzeptorischen Vergleichbarkeit mit ihren Originalen, d. h. in der Frage ihrer perzeptorischen Verifizierbarkeit freilich zerfallen diese Surrogate in zwei Gruppen: solche, die, auch prinzipiell, nicht perzeptorisch verifizierbar sind, und solche, die es, wenigstens prinzipiell, sind. So gehören die perzeptorischen Surrogate der temporaldeiktischen Örter offensichtlich zu der ersteren Gruppe und die perzeptorischen Surrogate eines Teils der in Rede stehenden Subklasse der lokaldeiktischen Örter zu der letzteren. Die perzeptorischen Surrogate eines weiteren oder genauer: des restlichen Teils dieser Subklasse lokaldeiktischer Örter — so z. B. die perzeptorischen Surrogate der Denotate gewisser präpositionaler Deiktika in imaginationalen<sup>30</sup> und, unter bestimmten Gesichtspunkten, auch in fiktionalen Texten — hingegen gehören, nicht anders als die Surrogate der temporaldeiktischen Örter, wiederum der ersteren jener beiden Gruppen an.

Wie diese Tatsache bereits andeutet, ist die Kategorie der lediglich surrogathaft perzipierbaren oder perzipierten lokaldeiktischen Örter — und zwar nicht zuletzt auf Grund ihrer Verflochtenheit mit gewissen Fundamentaloppositionen der Texttypologie — eine lokaldeiktische Kategorie von eigenständigem Interesse. Das aber bedeutet, daß eine genauere Behandlung dieser Kategorie im Rahmen dieses Aufsatzes nicht mehr zu leisten ist. Sie verlangt — und rechtfertigt — somit eine gesonderte Thematisierung.

#### Zitierte Literatur

- Apollonios Dyskolos: *Peri syntaxeos*. Recens. G. Uhlig. Leipzig 1910. In: *Grammatici Graeci* II, 2 und 3, Hildesheim 1965.
- Bar-Hillel, Y.: *Indexical Expressions* (1954). In: Y. B. — H.: *Aspects of Language*. Jerusalem 1970.
- Bar-Hillel, Y.: Review of John Lyons' *Introduction to Theoretical Linguistics* (1969). In: Y. B. — H.: *Aspects of Language*. Jerusalem 1970.
- Benveniste, É.: *La nature des pronoms* (1956). In: E. B.: *Problèmes de linguistique générale*. Paris 1966.
- Brugmann, K.: *Vergleichende Laut-, Stammbildungs- und Flexionslehre nebst Lehre vom Gebrauch der Wortformen der indogermanischen Sprachen* (= 2. Bearbeitung von K. Brugmann & B. Delbrück: *Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen*). 2. Bd., 2. Teil, Straßburg 1911.
- Bühler, K.: *Sprachtheorie*. Stuttgart <sup>2</sup>1965 (Jena <sup>1</sup>1934).
- Fillmore, C. J.: *Deictic Categories in the Semantics of 'come'*. In: *Foundations of Language* 2 [1966], S. 219—227.
- Fillmore, C. J.: *Ansätze zu einer Theorie der Deixis*. In: F. Kiefer (Hrsg.): *Semantik und generative Grammatik I*. Frankfurt/M. 1972.
- Harweg, R.: *Textlinguistik*. In: W. A. Koch (Hrsg.): *Perspektiven der Linguistik II*. Stuttgart 1974.
- Heger, K.: *Die Bezeichnung temporal-deiktischer Begriffskategorien im französischen und spanischen Konjugationssystem*. Tübingen 1963.

<sup>30</sup> Unter imaginationalen Texten verstehe ich Texte mit unbestimmt-beliebigen Sachverhaltsträgern, also z. B. hypothetische Beispielgeschichten und Witze. Vgl. Harweg 1974, S. 109 f.

- Husserl, E.: Logische Untersuchungen. 2. Bd., 1. T., Halle/S. 1928.  
Knobloch, J. (Hrsg.): Sprachwissenschaftliches Wörterbuch. Heidelberg 1961 ff.  
Lyons, J.: Introduction to Theoretical Linguistics. Cambridge 1968.  
Nehring, A.: Sprachzeichen und Sprechakte. Heidelberg 1963.  
Raible, W.: Satz und Text. Untersuchungen zu vier romanischen Sprachen. Tübingen 1972.  
Reichenbach, H.: Elements of Symbolic Logic. New York—London 1966 (1947).  
Russell, B.: An Inquiry into Meaning and Truth. London 1966 (1940).  
Sandmann, M.: Subject and Predicate. Edinburgh 1954.  
Wackernagel, J.: Vorlesungen über Syntax. 2. Reihe, Basel 1926, 1957.  
Wegener, Ph.: Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens. Halle/S. 1885.  
Weinreich, U.: On the Semantic Structure of Language. In: J. H. Greenberg (ed.):  
Universals of Language. Cambridge/Mass. 1963.



»ZIMMERMANN« und »KASTEN« IN DER  
UNGARISCHEN UND SLOWAKISCHEN  
BERGMANNSSPRACHE

Von  
F. GREGOR

1. Auf einzelne Umstände der Entstehungsgeschichte der ungarischen Bergmannssprache, u. a. auf ihre einstigen engen Beziehungen zur deutschen und slowakischen Bergmannssprache hatte ich schon mehrmals Gelegenheit hinzuweisen (vgl. z. B. ALH. XVIII, 333–362; StudSl. XIV, 169–185). Aus der mittelalterlichen Geschichte Ungarns sind die politischen und ökonomischen Verhältnisse zur Genüge bekannt, die für die Entstehung und Entwicklung des ungarländischen Erzbaues bestimmend waren. Die nach dem Mongolensturm in großer Zahl nach Ungarn gekommenen deutschen Bergleute haben — vermöge ihrer mannigfachen Privilegien und höherstehenden bergbaulichen Kenntnisse — den ungarischen Bergbau organisatorisch eigentlich angelegt und zum Aufschwung gebracht. Die ganze höhere Technik, das Schachtabteufen, die Abbauverfahren unter Tag — und so auch die betreffenden Ausdrücke — haben daher die slowakischen Knappen, genauso wie die ungarischen, von den Deutschen entlehnt. Es ergab sich aus der Natur der Sache, daß die Slowaken infolge des unmittelbaren und ständigen Verkehrs mit den Deutschen aus erster Hand, sozusagen gleichzeitig mit den fremden Ausdrücken in Berührung kamen, und diese *volens volens* zu gebrauchen anfangen. Die Ungarn hingegen dürften sich — da sie in den Bergwerksgebieten einen viel geringeren Bevölkerungsanteil bildeten als die Slowaken — ihre Fachkenntnisse vorerst wohl mehr nur im Wege der Literatur und der Verwaltung angeeignet haben. Sowohl in Bezug auf das Mittelalter wie auf die nachfolgenden Zeiten kann man feststellen, daß die deutschen Fachausdrücke wiederholt nur indirekt, über das Slowakische ins Ungarische eingedrungen sind.

Nachstehend will ich die im Bereiche der Grubensicherung wesentlichen und daher auch häufigsten Fachausdrücke behandeln.

2. Die unter Tag befindlichen Grubenräume — Baue — mußte man schon immer gut absichern, d. h. vor Einsturz schützen. Diesem Zweck dient die Zimmerung; eine »aus Holz, gewöhnlich aus Rundholz zusammengefügt

Sicherungskonstruktion zum Schutz von Grubenbauen, gegen Bergsturz oder Steinschlag» (MűszÉrtSz. 26. sz.: 7 ung.). E. Brown schrieb 1671 anlässlich seiner Reise durch das damalige Oberungarn, als er dort die Bergwerke besichtigte: »Diese Schachten sind überall bebauet mit übereinander gelegten Dannen-Bäumen, so an allen vier Seiten unten von Grund aus biß oben an den Eingang wohlgeschlossen, und also fest gemacht sind . . .« (E. Brown, M. D.: . . . Durch Niederlands, Teutschland, Ungarn . . . Nürnberg 1684, 178).

Der heutige ungarische Fachausdruck für Zimmerung lautet *ácsolat* (was übrigens eine ähnliche Substantivbildungs aus *ácsol* 'zimmern', darstellt wie das deutsche Wort). Lediglich in der Sprache der Torockóer Bergleute in Siebenbürgen (rum. Rimetea, früher Trăscău) gab es ein »echtes« ungarisches Wort dafür: *fázás*, etwa 'Holzung, Holzausbau' (s. Jankó, J.: A torockói vasbányászat és kohászat [Der Eisenbergbau und die Verhüttung von Eisenerz in Torockzó]. Budapest 1893, 48) — ansonsten sind diesbezügliche Wörter sowohl der ungarischen wie der slowakischen Bergmannssprache in überwiegender Zahl deutschen Ursprungs. So findet man das deutsche Wort *Zimmer* (vgl. mhd. *zimber*, *zimmer*, *zimer* 'bauholz, holzbekleidung eines stollens usw.' Lexer) gewöhnlich in der Form *cimra* in der slowakischen Terminologie des Bergbaus; dabei ist aus dem vorigen Jahrhundert auch die Variante *cimer* bekannt. In den Wörterbüchern nicht verzeichnet, ist es nur kontextuell belegbar. So z. B. aus Boca, 1699: »... tak y wsseliké, a každé budowánj z *Cimramj*, ma se dobre zaopatritj« (Poradek, aneb poradne Sporadany Bane . . . Roku 1699. Slovenský preklad Maximilianskeho banského práva. Liptovské muzeum v Ružomberku, č. 27.474 — auf Mikrofilm), Boca, 1759: »... jestli erbštolny mundtloch z dostatečnu *cimru* a vasserságom hore držia« (P. Ratkoš: Príspevok k dejinám banského práva a baníctva na Slovensku. Bratislava 1951, 93), »bana neb šachta, ktorej ze dne, jak hore oznameno, *cimra* jse prerutila a spadla . . .« (a. a. O., 102), Boca, 1842: »... ale gen pod gmenem Šurfowat se priwoluge, a na *cymer*, Drewo z ležjaceho at sobe zbjeragj« (Sborník Muzeálnej slovenskej spoločnosti XXII, 112), Selisch/Vértesszöllös: *cimra* 'Hauptholz' (Pluhár, E.: A vértesszöllösi szlovákok bányászati szókincese [Der Fachwortschatz der slowakischen Bergleute in Selisch/Vértesszöllös im Schildgebirge]. Budapest 1967, 21. Handschriftliche Staatsexamensarbeit an der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest).

Das gleiche gilt für die Bergmannssprache von Mährisch-Ostrau: *cymra* 'dveřej, výstuž stropu' (V. Křístek: Ostravská hornická mluva. Praha 1956, 100). In der tschechischen Volkssprache ist übrigens auch das deutsche Wort *Zimmer* im Sinne 'Stube' vorhanden, und zwar als *cimra* (J. Holub — S. Lyer: Stručný etymologický slovník jazyka českého . . . Praha 1967, 113). Als deutsches Fachwort ist es auch in die serbische Bergmannssprache eingegangen, vgl. 1751 — 2: *cimar*, *cimrovi* 'Zimmerung des Schachtes' (V. Skarić; Stari turski rukopis o rudarskim poslovima i terminologiji. Beograd 1936, 106).



Fürs Ungarische habe ich nur aus Salgótarján und Umgebung einige Belege. Die dortigen Bergleute sagen für Zimmerung *cimëra*, während ein doppeltes Bockgezimmer *jerke cimëra* heißt (Briefliche Mitteilung von R. Sándor). Die Endung *-a* läßt hier jedenfalls darauf schließen, daß *cimëra* nicht unmittelbar auf das Deutsche zurückgeht, sondern daß die Einheimischen dieses Wort über das Slowakische entlehnt haben. Der Wortauslaut auf *-a* ist nämlich im Slowakischen auch in solchen Fällen eine bekannte Erscheinung, wo das ursprüngliche Wort — in der übergebenden Sprache — konsonantisch auslautete, vgl. z. B. dt. *Schacht* > *šachta*, ahd. *rāt* > *rada*, dt. *Göpel* > *gapla*, ung. *kert* > *kerta*, ung. *láb* > *laba* usw. (vgl. Melich J.: *Dolgozatok* II. Budapest 1963, 52). Die slowakische Sprache sucht einen ihr ungewohnten Auslaut u. a. auf diese Art abzuändern, besonders dann, wenn ein schon vorhandener autochtoner Ausdruck gleichen oder ähnlichen Inhalts dazu eine Analogie liefert. Das geschah auch im Fall von dt. *Zimmer* > slow. *cimra*.

Aus der brieflichen Information R. Sándors erfahren wir aber, daß man in Salgótarján auch noch eine Wortbildung *cimrofka* kennt, mit der Bedeutung 'Art des Holzausbaues, Zimmerungsform'. Dieses ungarische *cimrofka* kann nur die Entlehnung des slowakischen Wortes *cimrovka* (Aussprache: *-fka*) sein. Zwar ist eine Bedeutung 'Zimmerungsform' für das Slowakische noch nicht nachgewiesen — Kálal weiß nur von einer Bedeutung 'Grubenbeil' —, trotzdem ist daran nicht zu zweifeln, daß es sich hier um eine lokale Entlehnung von slow. *cimrovka* handelt.

Dem zu dieser Wortfamilie gehörenden dt. *zimmern* entspricht in den Bergbaurevieren um Fünfkirchen/Pécs, Gran/Esztergom und im Salzatal (Sajóvölgy) das Verb *cimerál* bzw. *cimeráz* 'auszimmern, ausbauen' (s. Szeöke: BánySz., 166). Denselben Begriff drückt die slowakische Fachsprache mit dem Zeitwort *cimrovať* aus, das ich vom Ende des 16. Jhs an belegen kann. So aus Boca, 1590: »a zeby Stolny, Ssachty, a farty poradne *czimrowal*, a nedal za padnuty« (Bányajegyzőkönyvek [Grubenfahrtsprotokolle]. II 74. Handschrift im Ungarischen Landesarchiv, Archivalien der Familie Szentiványi), Boca, 1699: »Nema take žadny any Klufty, any Gangj . . . *zacimrowaty*« (Poradek . . . 30), Boca, 1759: »Maji jse tež . . . štuřý pilne varovat, aby *zacimrovane*, zasadene a zamazane nebyli . . .« (Ratkoš: a. a. O., 98), *cimrovať* 'urobit' výdrevu' (L. Rosenbergová: *Banická ľudová terminológia mesta Dobšinej*. Bratislava 1952, 10. Manuskript im Besitz der Philosophischen Fakultät der Universität Preßburg), Vértesszőllős: *cimruvať* 'zimmern' (Pluhár: a. a. O., 21).

Aus dem Tschechischen bringt Gebauer kein Beispiel dafür, obwohl es ganz gewiß schon seit jeher ein bekanntes Zeitwort gewesen sein dürfte. Wir wissen z. B., daß in Kuttenberg/Kutná Hora »Štola byla opatřena výstrojí, čili byla vřychťována nebo *vycimřována*« (J. Kořan: *Dějiny dolování v rudním okrsku kutnohorském*. Praha 1950, 28), ferner 1675: »*cymrowati* Bedniti, prknami tářflowati« (J. Kořinek: *Staré paměti kutnohorské*. Praha 1675).

In der polnischen Bergmannssprache gewann der deutsche Terminus die Formen *cembrować* '(aus)zimmern', *cembrowanie* 'Zimmerung, Gezimmer'. Die Wörter *cembra*, *cębra*, (o)*cembrowanie* hatten aber vorzugsweise die Bedeutung 'Brunnenkranz' (s. Linde<sup>2</sup> I, 226; sonstige Bedeutungen und Formvarianten s. Karłowicz: SWO., 88–9).

Das zum Ausbau benutzte Material heißt *Zimmerholz* (vgl. mhd. *zimberholz* 'bauholz': Lexer), und dieses Kompositum haben die slowakischen Knappen ohne jegliche Änderung übernommen, so z. B. in Boca, 1747: »Od wozenia *Czimerholtzu* k bany . . .« (Ung. Landesarchiv, Arch. d. Fam. Szentiványi 1747: 49), »Za Bukowuo drewo, na Reibania, a za *Cimerholtz* (ebd.); Boca, 1784: »Pry Stahowanj *CimrHolcu* k Joseffi Stollni« (Rechnungsbücher aus Boca, 166. Handschrift aus dem Material des Schemnitzer Bergarchivs).

Im Ungarischen wurde — unter Beibehaltung des ersten Gliedes der Zusammensetzung und Übersetzung des zweiten — die Hybridform *cimmerfa* [< ung. *fa* 'Holz'] daraus, s. Szokolyahuta, 1782: *Bányában applicaltatott vulgo Czimmer fák ára* (Vastagh: MTA Műszaki Tud. Osztályának Közleményei [Mitteilungen der Klasse der Technischen Wissenschaften der Ung. Akademie d. Wiss.] XXV, 173). Da man es bei der Entlehnung offensichtlich nicht für notwendig hielt, das deutsche Bestimmungswort *Zimmer* ungarisch wiederzugeben, ist es durchaus nicht ausgeschlossen, daß dieses Wort mit der Bedeutung »Holzausbau, Gezimmer« auch in der ungarischen Bergmannssprache existierte, und gerade darum unübersetzt blieb. Für diese Hypothese spricht das Grundwort *-cimmer* des ausgestorbenen Wortes *nádcimmer* [ung. *nád* 'Rohr, Schilf'], mitgeteilt aus d. J., 1760 im NySz., und zwar. — auf Grund der zitierten Textstelle — als 'stratum; Schicht' gedeutet, allerdings mit Fragezeichen, und im EtSz. — gleichfalls als fraglich — aus dem bair.-öst. *zimmer* hergeleitet. Alleinstehend konnte ich es aber davon — die slowakische Entlehnung *cimera* abgerechnet — keine Spur entdecken.

Die Zimmerarbeiten (Ausbau und Instandhaltung) unter Tag wie auch die Bereitstellung und Anfertigung der für einen kontinuierlichen Bergbaubetrieb erforderlichen Holzkonstruktionen, Holzgeräte und der dazugehörigen Dinge war Aufgabe der *Zimmerleute* (ung. *ács* Sing., Pl. *ácsok*). Im Zuge seiner Untersuchungen über den Erzbergbau in Neusohl (Banská Bystrica, ung. Besztercebánya) im 16–18. Jh. bemerkt J. Vlachovič: »Tesári pracujúci na šachtovej výdreve sa nazývali Schachtzimmerleuth, v banských chodbách Grubenzimmerleuth. Mali obyčajne jedného predáka (Zimmermeister) . . . , a každý tesár spravidla jedného pomocníka (Zimmerknecht)« (Historické štúdie VII, 21). Das Wort ist aus dem Ungarn-deutschen als Personennamenname von der Mitte des 14. Jh. belegt, vgl. Schemnitz (Banská Štiavnica, ung. Selmechánya), 1364: »Nikel *Czimerman* 1 lot« (Fejérpataky, L.: Magyarországi városok régi számadáskönyvei [Alte Rechnungsbücher ungarischer Städte]. Budapest 1885, 2), Neusohl, 1386: »Peter *Czyimmerman* dedit 3 praeter orton. per 40« (a. a.

O., 78). Es braucht einen nicht wunderzunehmen, daß die deutsche Bezeichnung der im Bergbau so wichtige Aufgaben verrichtenden Zimmerleute sich auch eingebürgert hat, sowohl im Ungarischen wie im Slowakischen.

Das slowakische Wort *cimerman* (u. ä. Formen davon) wurde zuerst als Personennamen aufgezeichnet. Das in den Murányer Konskriptionen (1564) unter der Stelle »Georgio *Czymrman* porc[us]. 1. flor. 2. den. 40« (Ung. Landesarchiv U et C 24: 75) vorkommende *cimrman* ist zwar nicht mit Bestimmtheit als slowakisch zu bezeichnen, doch steht »Toman *Zimrman*« schon in einem Rajecer slowakischen Text von 1586 zu lesen (Jazykovedné štúdie VI, 216), folglich kann es für slowakisch gehalten werden. Ganz vom Anfang des 17. Jhs an besitze ich aber unzählige Belege für den gemeinsprachlichen Gebrauch des Wortes. So z. B. Boca, 1610: »Spredekú, tez erb stolna tez malo zapadla, geden *czyrman* a geden Mladenecz dtjdneby sprawyly« (Ung. Landesarchiv, Arch. d. Fam. Szentiványi 1610: 29), Radwan (Radvaň, und Radvány), 1614: »trom *czyrmanom* dal sem f. 2. den. 20« (Ung. Landesarchiv, Arch. d. Fam. Radvánszky 82, cs. IV. o. XXV. cs.), »dwom *czyrmanom* f. 2.« (ebd.), Radwan, 1668: »*Cimmermana* pak Martinuse Kunsstmistra« (Sborník Muzeálnej spoločnosti slovenskej XI, 27), Sohler Komitat, 1692: »Mlinarom aneb *Cimrmanom* zastery kdy cele predagu wissiwanie« (a. a. O., XII, 49), Neusohl, 1704: »Czech *czrmomanski* a murarsky. *Czrmomanowj* aneb mlinarowj . . .« (a. a. O., 163), Boca, 1759: »od gverkuv, hutmana a *cimmermanou* . . .« (Ratkoš: a. a. O., 96), Boca, 1784: »*Cymrmanske Sichti pry Stawanj Stup*« (Rechnungsbücher von Boca . . . 166), Boca, 1827: »*Czimmermani* . . . Gedingownj Hawiari . . .« (a. a. O., 167), *cemrmán*, *crmomán* (Slovenské pohl'ady XXII, 642), Zipser Komitat: *cimerman* 'Zimmermann' (Czambel: Reč., 525), Sohler Komitat: *cimrmán* 'dass.' (Kálal), *cimerman* 'dass.' (Banícka dedina Žakarovce. Bratislava 1956, 648), *cimermon* 'dass.' (Rosenbergová: a. a. O., 10), *cimerman*, *cimermaňski*, *cimermaňstvo* (Buffa 138), *crmomán*, *crmománčina* (Jazykovedné štúdie IX, 179) usw. Das Wort war nicht nur im Bergbau verbreitet, sondern auch in der Volkssprache wurde der Begriff des Zimmermanns hauptsächlich damit bezeichnet. Das Wort *tesár* — der heutige Ausdruck für diesen Begriff im Slowakischen — ist neueren Ursprungs, worauf schon J. Mihál hingewiesen hat (s. Jazykovedné štúdie IX, 179).

Die verschiedenen Varianten und vielen Weiterbildungen liefern ebenfalls einen Beweis dafür, daß *cimerman* als Lehnwort bereits im Mittelalter in den slowakischen Wortschatz gelangt war bzw. sich in dessen System eingefügt hat. Desgleichen war es auch den tschechischen Bergleuten geläufig, vgl. 1675: »*cymrman* Tesař Hornj« (Kořínek, a. a. O.). Aber auch *cimerman* im Kroatischen dürfte keine neue Entlehnung sein, zumal es seit dem 16. Jh. in der Form *czimmerman* häufig vorkommt, vgl. Striedter-Temps: DLwSkr. 110).

Das ungarische Etymologische Wörterbuch kennt nur eine einzige Angabe, aus Frauenbach (Nagybánya, rum. Baia Măre), vom Ende des 16.

Jahrhunderts, u. zw. in der Form *cemermány*. Ich möchte bemerken, daß die angeführte Belegstelle (»Elvégeztvéna *czemermányok* a torony zszindelyezését...«), welche das EtSz. auf Grund von Nyr. 14: 459 behandelt (woher übrigens auch die Angabe im NySz herrührt), genauso auch aus dem 17. Jahrhundert stammen kann, da Nyr. in diesem Zusammenhang nur soviel sagt, daß Auszüge aus den Frauenbacher Stadtbüchern von 1583 an darin zu lesen sind, doch ohne genaue Zahlenangabe. Zum Glück beweist das vor allem aus Frauenbach, aber neuerdings auch aus sonstigen Bergwerkssiedlungen zum Vorschein gekommene sprachliche Material auf überzeugende Weise, daß *cemermány* spätestens seit dem 16. Jh. höchswahrscheinlich aber schon früher, zum lebenden Bestand der Bergmannssprache gehörte, ja mit der Bedeutung 'Tischler, Schreiner' auch in die Volkssprache einging. Es ist jedenfalls auffallend, daß die ungarischen Daten auf das Komitat Sathmar beschränkt bleiben, woraus man schließen darf, das Wort *cemermány* im Sinne 'Zimmermann' — und mit nachfolgender Bedeutungserweiterung 'Tischler' — hätte sich eben durch Vermittlung der im Frauenbacher Revier beschäftigten Zimmerleute im Ungarischen verallgemeinert. In Frauenbach wurde bereits 1566 ein Bürger namens Petrus *Czimmerman* registriert (s. Urbáriumok XVI—XVII. század. Hrsg. . . Maksay, Ferenc. Budapest 1959: 619); im Laufe der späteren Jahre finden sich dann in neueren Quellen immer häufiger Spielarten wie *cemermány*, *cimmerman* bzw. *czimmermann* für ung. *ács*, stets mit der ursprünglichen deutschen Bedeutung 'Zimmermann'. So z. B. Frauenbach 1589: »Item valamely *czimmermann*t, vagy csatorna felvonásra, vagy penig foldozás zszindelyezésre s héjazásra valaki elhívna, és az *czimmermann* menni nem akarna . . .« (Kolosvári S. — Óvári K.: A magyar törvényhatóságok jogszabályainak gyűjteménye (Corpus statutorum municipalium Regni Hungariae) I—V. Budapest 1885—1904, III, 569), Frauenbach, 1595—7: »Kékesi *Czemermány* Leörincz« (Kelemen-Eml. (Kelemen-Gedenkbuch), 571), Frauenbach, 1598: »Veres András *Czemermány*« (zit. W. 751—2), Frauenbach, 1605: »*Czemermány* Istvánnak az fő mesternek« (a. a. O. 572), Frauenbach, 1618: »Mikor Biró Uram megh vendéglette volna *czemermány* Farkas Petert« (ebd.), »Biro Uram hagasabul adtunk *czimmerman* Boldisarnak hoki kar fat czynalt az toronban . . .« (ebd.), Frauenbach, 1618: »vitetet biro uram az toronyban az *cimmermann*nak 2 cipot . . .« (Handschriftensammlung der Széchényi Nationalbibliothek: Fol. Hung. 1912. IV, 197), Frauenbach, 1621: »14 april. egy *czemermann* foldozta . . az . . t alsó ajtaja felet valo fel heázatot« (ebd.), Felsőbánya, 1710: »Stomb-sáfár fl. 9. den. — *Czimmerman* fl. 10 den. —« (TörtTár. 1881: 376), Misztótfalu, 1759: »*Czimermán* 2« (Ung. Landesarchiv, Arch. d. Fam. Károlyi, P. 392: 120). In Kispeleske bedeutet *cimermány* svw. 'Tischler' (SzamSz. I, 125), woraus eine Adjektivform entstanden ist, u. zw. mit der Bedeutung 'kunstvoll geschnitzt, reichverziert' (SzamSz. I, 126).

Sowohl bei ung. *cim(m)erman* wie bei slow. *cim(e)rman*, tschech. *cimrman*,

kroat. *cimerman* handelt es sich um Entlehnungen des nhd. Wortes *Zimmermann*, während die Variante *cemermány* auf das mhd. *zemer mann* zurückgeht, das aus Siebenbürgen vom J. 1531 an belegt ist (s. EtSz). Die Wortendung *-ány* verrät eine spezifisch ungarische Entwicklung, vgl. *dékán* — *dékány*, *fácán* — *fácány*, *hutman* — *hutmány*, *sáfrán* — *sáfrány* usw. Doch mußte diese Lehnform auch im Gemerer Komitat bekannt gewesen sein, wo in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein solcher Personennamen verewigt wurde, genau: in Dobschau (Dobšiná, ung. Dobsina), 1476: »Nykel *Czerman* in eadem Dobsyna« (Wenzel G.: Magyarország bányászatanak kritikai története [Kritische Geschichte des Bergbaues in Ungarn]. Budapest 1880: 385). Darin liegt auch die sprachgeschichtliche Erklärung für die — von Škultéty erwähnten — slowakische Form *cemrman*, die sich somit nicht als slowakische Wortbildung, sondern als eine Entlehnung aus dem Mittelhochdeutschen erweist (über die slow. Form *ermomán* s. noch J. Mihál: Jazykovedné štúdie IX, 179).

Im Ungarischen — sowohl in der Gemeinsprache wie in den Mundarten — bezeichnet den Begriff des Zimmermanns das aus dem Alttürkischen stammende Wort *ács* (TESz). Es ist überaus natürlich, daß dieses Wort auch die ungarischen Bergleute sich angeeignet haben. In Aknaszlatina hieß z. B. *tárnaács* ein Handwerksmeister, der den Holzausbau der Stollen besorgte (s. MNY. XXXV, 269). Allerdings könnte ich nicht behaupten, daß dieses Wort bei der von mir vorgenommenen Durchmusterung des bergbaugeschichtlich belangvollen Materials eine besondere Frequenz gezeigt hätte — was freilich noch durchaus nicht ausschließt, daß es die ungarischen Bergknappen nicht benützt hätten.

Das ungarische *ács* gelangte auch in die slowakische und rumänische Volkssprache; im Rumänischen wurde es sogar im 17. Jh. schon lexikographisch erfaßt (s. Tamás, Ung. ElRum. 53). Aus dem Slowakischen ist es von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhundert an reichlich belegt. Die Angaben zeigen, daß es eigentlich im gesamten slowakischen Sprachraum bekannt war, auf längere Dauer sich jedoch hauptsächlich in der mittelslowakischen, und noch mehr in der ostslowakischen Mundart verbreitete. Z. B. Sillein (Žilina, ung. Zsolna), 1585: »dali sme za piwa, ktere se bralo *Alczjm*, kdj stawelj chalupu . . .« (Slovenská reč XXXIII, 80), Sillein, 1599: »dalo sa mlynarom a *alczym*, czo hoblowaly desky na dome meskem . . .« (ebd.), 1648: »Nagal som dwuch *Yalczow* robyly Ctjry dny« (Ung. Landesarchiv, Arch. d. Fam. Nádasdy, in Nádasladány. Urkunden I. 289/A: 665), »Na gedlo a na Napoy yak na sebya tak na *galczow* strowyl som fl. 1« (ebd.), Neusohl, 1689: »prigal gsem od *jelcza* . . .« (Slovenská reč XXXIII, 80), . . . gsem . . . wiplatil: . . . Item *galchow* . . . (ebd.), Sabinov, 1677: »dal sem *Jalcom* soli co na fare budovali stodolu . . .« (a. a. O. 81), Kirchdrauf (Spišské Podhradie, ung. Szepesváralja), 1687: »Meso *yalczom* se dalo . . .« (ebd.), Eperjes (Prešov), 18. Jh.: »*Jalčzom* sem platil f. 16« (ebd.), Eperjes, 1810: »*Galčovszky* Magster« (Ung. Landesarchiv, Arch. d. Fam. Bánó, 11. cs. Littera K. 36 — 7). Gedruckt kommt es schon 1685

bei Comenius (*Orbis sensualium pictus* . . . Leutschoviae 1685: 129) vor, der es als Synonym von *Tesař* in Klammern u. zw. in der Form *Gelčj* angibt. Von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an kann ich auch schriftliche Quellen anführen, die mit dem Bergbau zu tun haben, so Folkmar, 1778: »Za welke koleso w Hamre welkom, *Jelčom* Rf. 22« (Ung. Landesarchiv, Arch. d. Fam. Csáky, in Kluknó 22: 48), »Za Mlin co budowaly *Jalčom* Rf. 50« (ebd.).

Nach J. Palkovič (Böhmisch-deutsch-lateinisches Wörterbuch . . . I—II. Praha 1820—21) war *gelčj* mit der Bedeutung wie ung. *ács* im Liptauer Komitat verbreitet, während Kálal das Wort *jalč* für ostslowakisch erklärt. Am Anfang unseres Jahrhunderts kannte Czambel (Reč) noch die zwei Varianten *aľč* (481) und *jalč* (525), nach Dorul'a aber gibt es dafür aus den lebenden slowakischen Dialekten keine Belege mehr (s. Slovenská reč XXXIII, 81). In der slowakischen Mundart von Bükkszentlászló in Ungarn lebt es aber in der Form *aľ* weiter fort (vgl. I. Sipos: Geschichte der slowakischen Mundarten der Huta- und Hámorgemeinden des Bükk-Gebirges. Budapest 1958: 232). Hier dürfte wohl eine jüngere Übernahme des ungarischen Wortes vorliegen. Das slow. *jalč* ~ *jelč* geht auf die ältere ungarische Form *álcs* zurück (s. TESz; vgl. noch Dorul'a: Slovenská reč XXXIII, 81). Das anlautende *j-* ist vermutlich so entstanden, wie *jazer* (< *ezer*), *jarc* (< d. *Erz*) u. dgl. — vielleicht gerade unter dem Einfluß dieser Analogien.

3. Unter den vielerlei Begriffsbezeichnungen im Bereiche des Zimmerhandwerks verdient die semantisch und morphologisch gleichermaßen vielseitige Rolle des deutschen Wortes *Kasten* in der — sowohl ungarischen wie slowakischen — Bergmannssprache besonders hervorgehoben zu werden.

Das frühe Eindringen dieses deutschen Wortes in die westslawischen Sprachen war keine unbekannte Erscheinung. Man weiß u. a., daß alttschech. *kašna*, *kašta*, *kaštna* 'schrana, nádržka' (J. Gebauer: Slovník staročeský. I—II. Praha 1903—16; II, 23) genauso Entlehnungen aus dem Deutschen (bzw. Mittelhochdeutschen) sind — *Kasten* bzw. *kaste* 'Behälter' (Kluge<sup>20</sup>) — wie poln. *kaszta* 'skrzynia, pudło (drukarskie i górnicze)' (Karłowicz; SWO. 262), obersorbisch *kašč* 'Sarg; Schublade' (H. H. Bielfeldt: Die deutschen Lehnwörter im Obersorbischen. Leipzig 1933), slow. volks- u. gemeinsprachliches *kašna* 'Kasten, Schrank' (Kálal: SISJ.) usw. (die Etymologien dieser Wörter s. bei Machek, EtSlJČ: Stichwort *kašna*).

Genauso liegen die Dinge im Ungarischen, wo das alte *kaszt* 'Korn-, Mehlkiste', vgl. 1555: »Mostan öreg *kasztokat* és szuszokokat csináltak liszt-hez, kikben két vagy három ezer köből liszt férjen« (TörtTár. 1908: 454) auf das mhd. *kaste*, *kast* 'Kasten, Kiste, Kornkiste usw.' zurückgeht, und das volkssprachliche *kasznýi*, *kasztli* (u. dgl.) 'Schrank (mit Schubladen)' (MTsz.) entlehnt aus dem mittelhochdeutschen *Kasten* bzw. dessen verschiedenen Varianten im Volksmund (dazu s. Lumtzer-Melich, DOLw. 148, TESz. II, 402:

unter *Kaszni*). Das ungarische *kaszli* 'Kommode' ist übrigens als *cásli* ins Rumänische weitergewandert (s. Tamás: UngElRum. 169). Doch einerlei, ob wir diese aus dem Deutschen kommenden Ausdrücke von der ungarischen oder von der slowakischen Sprache her untersuchen — ihre bergbauliche Relevanz ist schon viel weniger bekannt. Das geht so weit, daß z. B. das neueste historisch-etymologische Wörterbuch des Ungarischen für *kaszni* 7 (sieben!) Bedeutungen angibt, als Terminus technicus des Bergbauwesens es aber nicht kennt. Dabei ist es sehr wahrscheinlich, daß gerade dieser Produktionszweig zur Verbreitung des Wortes in unserer Sprache — wenn nicht allein, so mit — beigetragen hat.

In der ungarländischen deutschen Terminologie des Bergbaus läßt sich mit früher Datierbarkeit das Wort *Kasten* 'aus Balken und Stangen bestehende Zimmerung in der Grube, auf die das Taube geschüttet wird' (S. Gárdonyi: Zur Geschichte der Kanzlei- und Bergmannssprache von Schemnitz und Kremnitz im 14–16. Jahrhundert. Debrecen 1964: 213–4. Habilitationsschrift, ungedruckt) nachweisen, vgl. z. B. Schemnitz, 1400: »Item so czwen schechtt sein auf eynem ganck, vnd kwemen auf dem gannck zusammen, vnd der jwngst schacht slwg *keestnn*, oder mawert, so sol man die *kestnn* vnd Mewer weg rawmen . . .« (ÁUO. III. 226). Gleichzeitig gehörte *Kasten* auch mit der im Mhd. vorhandenen Bedeutung 'Wasserreservoir, Wasserbehälter' (s. Lexer) zum lebenden Bestand des ungarländischen Bergmannsdeutsch. So z. B. wurden 1603 zur Reparatur eines *kastens* (im Sinne 'Wasserbehälter') zwei Zimmerleute gedungen, wie aus den Baukosten des Kaschauer Hammerwerkes hervorgeht (s. MGSz. IX, 39).

Das deutsche Wort *Kasten(n)* ist in beiden Bedeutungen (1. 'Gezimmer'; 2. 'Wasserbehälter') sowohl in der ungarischen wie in der slowakischen Fachsprache nachzuweisen.

Beispiele für Bedeutung 1: Felsőbánya (rum. Baia Sprie) *kaszt* 'Kastenzimmerung, Kastenschlag, Gezimmer' (Szeőke: BánySz. 170), Torockó: *kaszt* 'Zimmerung in der Ulm, Ulmenausbau' (Jankó: a. a. O. 50), Felsőbánya: *kasztfa* 'Stempel, Kastenholz, Streb(stempel)' (Szmik A: Adalék Felsőbánya szabad királyi város monografiájához [Beitrag zur Monographie der königlichen freien Bergstadt Felsőbánya] Budapest 1906, 191). Die Hybridform *kasztfa* als 'Stempel' ist eine Nachbildung des d. *Kast(en)holz*. Das Kompositum *Kastholz* hat sich indessen auch unverändert in der Sprache der mit Deutschen gemeinsam arbeitenden ungarischen und slowakischen Bergleute eingebürgert. So bedeutet z. B. in Diósgyőr *kasztróc* 'Schalholz; Verzugsbrett' (Szeőke: BánySz., 169), in Borsodnádásd *kasztróc* 'eine aus Rundholz gespaltete Latte' (Nyr. 83: 107), in Recsk *kasztolcza* 'Verschalungsspitze', (Szeőke: BánySz., 170), während man in Rudabánya unter *kastóc* 'Schwartenbrett' versteht (Tarján: Vasércb., 43). Tarján glaubt zwar a. a. O. *kastóc* aus dem deutschen *Kastenstoß* ableiten zu können — was rein phonetisch auch vertretbar wäre —, auf Grund der

dokumentierten Formen *kasztolca*, *kas(z)tróc* und *kasztfa* scheint es aber viel wahrscheinlicher, daß das deutsche Kompositum *Kastholz* die tatsächliche Ausgangsform darstellt. Was den Auslauts-*a* des in Recsk — in einer Gegend, die mit dem Slowakentum nicht wenige Kontakte hat — registrierte Form *kasztolca* anbelangt, dürfte man an slowakischen Einfluß denken. Im Slowakischen gibt es nämlich ein *kaštolec*, vgl. Žakarovce: *kaštolec* 'doska, ktorou sa obloží výdreva, aby nepadali drobné kamene a hlina' (Banická dedina . . . 650), wo das im Analogiewege eingeschobene sekundäre -*e*- zwar die systemfremde Konsonantengruppe -*lc*- auflockert, beim Konjugieren des Wortes aber wieder herausfällt, und somit z. B. im Gen. Sing. wohl auch *kaštolca* (~ *kastolca*) lauten kann. Diese ziemlich alltägliche Form dürfte den Wortgebrauch der ungarländischen Bergleute beeinflußt haben; Beispiele für derartige Entlehnungen lassen sich in genügender Zahl anführen, so u. a. *ostyepka* (Kniezsa: SzJsz., 364), *piroha* für *derelye* (eine Mehlspeise, etwa Maultasche), (Kniezsa: SzJsz., 423), *vargánya* (Kiss: MNy. LVIII, 477) usw.

Die bisher entdeckten ungarischen Angaben sind sehr rezent, und doch scheint es sicher zu sein, daß die Entlehnung des Wortes schon mehrere Jahrhunderte früher, vermutlich noch im 15. Jh. erfolgte. Darauf läßt schließen einerseits die Dokumentierbarkeit der vorhergehend besprochenen alten, gemeinsprachlichen Form *kaszt* aus dem 16. Jh., andererseits das verhältnismäßig frühe Erscheinen der aufs Deutsche zurückgehenden Wörter im Bereiche der grundlegenden Terminologie des Grubenausbaues überhaupt (s. oben), sowie aus der von alters her angewendeten bergbaulichen Zimmerungsarbeiten. Und wie auch die bisherigen Beispiele zeigen, beschränkte sich die Wirkung der deutschen Bergmannssprache nicht allein auf die ungarische Sprache, ungeachtet der Nachbarvölker, so verdienen u. a. zwei Analogiefälle Erwähnung: a) im Polnischen bedeutet *kaszt* (< mhd. *kaste*) als Termin des Bergbaus das Gleiche wie die entsprechenden Lehnwörter des Ungarischen und des Kroatischen: »rodzaj rusztowania podtrzymującego sklepienie w kopalniach; zastosowany po raz pierwszy w Bochni w XIII. w. przez Kościeleckiego« (Słownik wyrazów obcych. Wydanie jedenaste. Warszawa 1965: 330); b) das serbokroatische *kašna* 'Behälter im Stollen, in welchem der abgehauene Bruch geschüttet wird' (Schneeweis: DtLwSkr., 77) war gleichfalls in der mittelhochdeutschen Zeit in die Sprache der Bergleute gelangt (vgl. Schneeweis, DtLwSkr., 167).

Das im Slowakischen seit Anfang des 17. Jahrhunderts nachweisbare *kašna* und das im 18. Jh. erscheinende Derivat *kasnovat'* 'eine Zimmerung anfertigen' sprechen dafür, daß es sich zu jener Zeit bereits um ein altes Lehnwort handelte. Beispiele: Boca, 1610: »zesú welmy welyky ohen napredmenowanych orteč po stawyly, tak zese *kasny* zapalyly« (Ung. Landesarchiv, Arch. d. Fam. Szentiványi 1610: 29), Boca, 1759: ». . . vyrobené pak uorty pri marckštatech maji z cimrou naležite hore držat a nezasadzovat *kasnami* neb



piargy...« (Ratkoš: a. a. O., 100), »Nema take žaden klufty neg gangy v celem kamení zasadzovat, zacimrovat neb *zakašnovat* ani hlinou, šmuntou... zatierat...« (a. a. O., 115), Dobschau: *kašne* 'povalová výdreva' (Rosenbergová: zit. W., 25). In der slowakischen Bergmannssprache von Vértesszőllős bedeutet *kašňa* 'Förderkasten, Hundkasten' (Pluhár: zit. W., 38), was eine spezialisierte Bedeutungsentwicklung der ursprünglichen 'Holzkiste' ist. Dieses deutsche Lehnwort wurde — als lokale Erscheinung — solcherart auch Teil des ungarischen Bergbauvokabulars. So bedeutet in der Gegend von Salgótarján das Dialektwort *kašnya* nicht nur 'Kasten, Schrank', sondern zusätzlich noch im Bergbau 'Aushilfsförderkasten, Hilfhund' (schriftliche Mitteilung von Herrn Rudolf Sándor). Die Variante *kašnya* im Ungarischen verrät übrigens — sowohl vom Bedeutungsinhalt wie von der Form her — ihre slowakische Herkunft, was auch noch durch das geographische Vorkommen des Wortes erhärtet wird.

Das in die Wortfamilie *kašni* gehörende Nógráder *kašna* ~ *kašnya* 'Kornkiste' ist vom 18. Jh. an belegbar, vgl. Nagyoroszi, 1786: »az Uraság *Kasznajabúl* búzát loptál legyen?« (Nytud.Ért. 45. sz.: 55), 1786: »*kašnyájabul*«, »*kašnyájabul*« (ebd.) Dem TESz ist diese Formvariante des seit 1813 belegten *kašni* nicht bekannt, auch nicht diese Bedeutung. Was die Etymologie des Wortes betrifft, hat Gábor Török recht, wonach dieses Dialektwort auf dem Wege über das Slowakische zu uns gekommen wäre (s. Nytud.Ért. 45. sz.: 55). Es ist nun so, daß unsere auf *-na* ~ *-nya* endenden Lehnwörter mit deutschem Etymon keine unmittelbaren Entlehnungen sind, sondern sich durch Vermittlung irgendeiner slawischen Sprache im Ungarischen eingebürgert haben. Den Lehnwörtern auf *-na* ~ *-nya* liegen nämlich immer solche deutsche Formen zu Grunde, deren Nominativ im Singular *-en* war. Da in diesem *-en* das *-e-* gewöhnlich der Reduktion unterliegt, und solcherart eine dem slawischen ungewohnte Konsonantengruppe entsteht, versehen die slawischen Sprachen solche Wörter mit der häufigen Endsilbe *-ňa* (*-na*). Vgl. z. B. die slowakischen Wörter *mašňa* (< d. *Maschen*), slow. *vekňa* (< d. *Wecken*), slow. *platňa* (< d. *Platten*), slow. *fundgrubňa* (< d. *Fundgruben* — eine häufige Nebenform von *Fundgrube*, diesbezüglich s. Näheres bei Gregor F.: A szlovák és magyar bányászati terminológia történeti kialakulása (Entstehungsgeschichte der slowakischen und ungarischen Terminologie des Bergbaues, Doktorarbeit, Handschrift), serbokroat. *kapna* (< d. mundartl. *Kappen*, s. Striedter-Temps: DtLwSkr., 140), serbokroat. *klapna* (< d. mundartl. *Klappen*, s. zit. W., 144), serbokroat. *lájstna* (< d. *Leisten*, s. zit. W., 154), serbokroat. *tášna* (< bayr.-öst. *Taschn*, s. zit. W. 216) usw. (Über den Wandel *-en* > *-na* im Serbokroatischen, a. a. O., 85). Die deutschen Wörter von diesem Typ erhielten im Ungarischen gewöhnlich die Endung *-ni* ~ *-nyi*, vgl. *kapni* 'Kappe, Holzkappe' (NéprKözl. XVIII, 107), *platni* (MTsz.), *platnyi* 'Förderplatte (Drehscheibe)' (Nyr. 83: 109) usw. Es ist also für sicher anzusehen, daß auch das mundart-

liche *lajszna* nicht ausm de Deutschen übernommen wurde, sondern — bedingt durch die Provenienz — aus dem Slowakischen. Vgl. Miskolc, 1788: »Az Kerten lévő Racsos kerítésen 95 darab *Lajszna*« (NéprKözl. II, 318). In der slowakischen Volkssprache ist *lajszna* ~ *lajšňa* 'Leisten' auch heute noch geläufig (s. Kálal, SISJ.), und aus meiner eigenen sprachgeschichtlichen Sammlung kann ich es vom 17. Jahrhundert an dokumentieren: Hrádok (ung. Liptóújvár), 1660: »Od Rezanía *laisen*« (Ung. Landesarchiv, Arch. d. Fam. Nádasdy, in Nádasladány, Okir. I. 663). Die Lautveränderung im Falle von *kasznja* gehört zu demselben Typ.

Beispiele für die Bedeutung 'Wasserbehälter, Wasserreservoir': Rosenau (Rožňava, ung. Rozsnyó): *kaszt* 'Wasserbecken' (Gömör-Kishont vármegye monográfiája. o.J.: 203), Aknaszlatina: *kaszli*, *kaszni* 'aus Holz verfertigtes Behältnis, worin das sich in den Schachtgängen ansammelnde Grundwasser abgeleitet wird' (MNY. 35: 267).

Für das Slowakische stehen uns auch in dieser Hinsicht von altersher datierbare Angaben zur Verfügung. Zualererst kommt es in dem aus dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts stammenden Material des Nomenclator Pružinský vor: *Aquae ductus kassna*, wasserkunst (Sborník Matice slovenskej XV, 163). Nach aller Wahrscheinlichkeit ist dieses *kašna* nicht genauso in dem Sinne zu verstehen, wie *wasserkunst*, vielmehr als Ergänzungsstück letztgenannter Vorrichtung m. a. W. als ein hölzerner Wasserbehälter, woraus das angesammelte Wasser — eben mit Hilfe der *wasserkunst* — entfernt wurde. Die Form *kašna* ist aus dem Tschechischen bekannt, und dürfte wohl in diesem Wörterverzeichnis einen lexikalen Bohemismus darstellen, an Stelle des slowakischen *kašňa*. Immerhin bleibt es nicht auszuschließen, daß einst auch auf slowakisch sprechendem Gebiet *kašna* vorgekommen ist, was aber bis zur Entdeckung etwaiger Belege vorläufig nicht entschieden werden kann. Hingegen ist in der ostslowakischen Mundart die Form *kast(ň)a* gebräuchlich (s. Czambel: Reč. 531, Kálal), für eine Bedeutung 'Wasserbehälter' gibt es jedoch auch darin keine Unterlagen. Es sei hier auf eine Textstelle hingewiesen, die aus den in der zweiten Hälfte des 17., evtl. zu Anfang des 18. Jahrhunderts niedergeschriebenen Artikeln der Hammerschmiede in den Komitaten Abaúj, Zips, Gemer und Torna stammt, und das Wort *kasta* zweifellos in der ostslowakischen Bedeutung 'Kiste, Kasten' enthält: »Hijle pak à neb *Kasti* magu w sebe mitý Miri 5 Banskich Paari à neb Cossickich Sstwertij . . .« (Ung. Landesarchiw, Arch. d. Fam. Máriássy, in Batizfalva 14 cs. Fasc. 25. No. 14). Es ist nicht ausgeschlossen, daß dieses *kasta* auch an den beiden folgenden Stellen eine solche Bedeutung hat, doch halte ich auf Grund des Kontextes die Bedeutung 'Wasserbehälter,-reservoir' immerhin für wahrscheinlicher: Folkmár, 1778: »Co *Kastu* budowaly pri Hamriku Jelčom Rf. 20« (Ung. Landesarchiv, Arch. d. Fam. Csáky, in Kluknó 22: 48b), »Co wozely drewa na *kastu* ku Hamriku Rf. 8« (ebd.). Die Angabe *kašna* vom Nomenclator Pružinský und die

ostslowakische Form *kasta* aus dem 18. Jahrhundert lassen darauf schließen, daß die Bevölkerung der slowakischen Bergbauggebiete mit der Aneignung dieser technischen Lösung zugleich auch die entsprechende Bedeutung der neuen Konstruktion übernommen hat. Und gewiß nicht viel später gelangte das Wort auch in die ungarische Bergmannssprache.



## LA STRUTTURA DELLA FRASE NEI VERSI DEL PETRARCA

Di

G. HERCZEG

Allergico a tutto ciò che fosse o solo sembrasse plebeo, tutto aristocraticamente proteso verso il classicismo sicché come poeta ignorava per es. la cavalleria, estranea alla classicità, studioso e scopritore di codici latini,<sup>1</sup> modello di ideale classico e della classicità dell'espressione nelle *Prose della volgar lingua* del Bembo, il Petrarca ha seguito, nel periodare una via diversa. Le concrete analisi ci persuaderanno che le frasi del Petrarca permangono sintatticamente in quella zona che caratterizza Dante e i suoi contemporanei, volti al metodo connettivo tipico degli scolastici e dei fautori della prosa ritmica, superata, in una fase ulteriore, dal Boccaccio, in primo luogo, nel *Decameron*.<sup>2</sup> Il problema del lessico del Petrarca va però impostato diversamente; la ristrettezza semantica potrebbe essere presa per classicità, benché anche in questo campo lo studio concreto delle già disponibili *Concordanze*<sup>3</sup> abbia il compito di determinare il preciso debito che il Poeta ha nei confronti dei classici latini.<sup>4</sup>

### Struttura discorsiva e periodi ampi

1. Sorprenderà l'impiego in forte percentuale di proposizioni regolari, di media estensione; nella maggior parte dei sonetti le proposizioni non hanno vezzi retorici o ne hanno solo pochi; sono aliene da simmetrie, giochi ritmici e complicazioni stilistiche che ricorrono, in numero relativamente limitato, in alcuni sonetti e in parecchie canzoni. Ma i sonetti di tono discorsivo si com-

<sup>1</sup> Rimandiamo al bel saggio di U. Bosco: *Il Petrarca e l'umanesimo filologico*. Postille al Nolhac e al Sabbadini. In: *Saggi sul Rinascimento italiano*, Firenze 1970, pp. 176-216. Scritto nel 1942, il saggio è stato aggiornato fino al 1968, sicché in essi ricorrono ormai i nomi di P. G. Ricci, G. Billanovich, G. Martellotti, B. L. Ullman e di altri illustri petrarchisti.

<sup>2</sup> G. Herczeg: *Alcuni tipi di frase del Boccaccio*. In: *Saggi linguistici e stilistici*. Firenze 1972, pp. 154-169.

<sup>3</sup> «non appaiono quasi mai vocaboli caratteristici, rari, fortemente espressivi.» B. Migliorini: *Storia della lingua italiana*. Firenze 1960, p. 206.

<sup>4</sup> «sono in numero notevole (anzi crescente dalle *Rime* ai *Trionfi*) i latinismi sia lessicali (p. es. *ivernale*, *sorore*), sia sintattici», *ibid.*, p. 207.

pongono di proposizioni che contengono soggetto, predicato, complemento diretto o indiretto. Il racconto procede per «compartimenti» per usare un termine felice di Leo Spitzer, vale a dire, le azioni si susseguono in modo che a ogni proposizione corrisponde una determinata e nitidamente circoscritta azione. Rari i gerundi che sono brevi ed hanno il soggetto identico a quello della proposizione che completano prevalentemente quali avverbi. I participi passati hanno funzione di proposizioni relative e appaiono quali attributi accanto a determinati sostantivi; solo raramente corrispondono a subordinate implicite; in tali casi sono preposti alla proposizione principale.<sup>5</sup> Le subordinate sono in numero limitato e mancano al solito, le ramificazioni di secondo, terzo o più gradi. L'uso delle congiunzioni è di una semplicità che dà spicco: CHE, QUANDO, SE, COME, TALCHÉ, POI CHE prevalgono in numero schiacciante sulle altre che ricorrono sporadicamente. Meglio di tutto, tale affermazione potrebbe essere convalidata dall'esame del noto sonetto, il primo verso del quale è *Passa la nave mia colma d'oblio*; è il CLXXXIX sonetto, ricco di allusioni allegoriche.

Passa la nave mia colma d'oblio  
per aspro mare, a mezza notte, il verno,  
in fra Scilla e Caribdi; et al governo  
siede 'l signore, anz'l nimico mio;

a ciascun remo un penser pronto e rio  
che la tempesta e 'l fin par ch'abbi a scherno;  
la vela rompe un vento, umido, eterno,  
di sospir, di speranze e di desio;

pioggia di lagrimar, nebbia di sdegni  
bagna e rallenta le già stanche sarte,  
che son d'error con ignoranza attorto.

Celansi i duo mei dolci usati segni;  
morta fra l'onde è la ragion e l'arte:  
tal ch'i' 'ncomincio a disperar del porto.  
(*Rime* CLXXXIX, 1—14)

Nelle frasi principali i predicati verbali esprimono azioni concrete, di movimento, di star in un luogo, o di attività transitive: *passa, siede, rompe, bagna, rallenta, celansi*; nell'ultima frase principale sta: *è morta*, verbo di concetto astratto che non rientra nella categoria dei precedenti verbi. Le principali contengono una successione di scenette concrete, chiuse in se stesse: *passa la nave; al timone siede il padrone, cioè Amore; siede ai remi un pensiero peccaminoso; un vento umido rompe la vela; le lacrime, gli sdegni bagnano e rallentano le virtù dell'anime, che sarebbero le già stanche sarte; gli occhi di Laura si sono celati; è morta la scienza del vivere bene e secondo virtù*. La successione di azioni, circoscritte in proposizioni nettamente delimitate è caratteristica

<sup>5</sup> *Chiuso* gran tempo in questo cieco legno, errai senza levar occhio a la vela (*Rime*, LXXX, 13—14). L'esempio di participio passato che corrisponde a una subordinata modale o causale, proviene da una canzone.

della maggior parte delle frasi del Petrarca; tale tipo di costruzione è strettamente collegato con la semplicità delle frasi stesse. Infatti nella prima frase oltre il soggetto e il predicato vi stanno due complementi di luogo e due di tempo; il soggetto è completato con un attributo aggettivale seguito da complemento di specificazione, ma manca ogni altro tipo di sintagma implicito (gerundio, participio, infinito), come manca anche la coordinazione o la subordinazione. Lo stesso è valido per la seconda frase, più scheletrica ancora in virtù dei pochi complementi. La terza principale è nominale, ossia ellittica: il predicato è assente; SIEDE potrebbe essere sottinteso; la mancanza del verbo dà all'espressione vigore, reso efficace anche dalla scarsità dei complementi. In questa frase compare la prima subordinata, una relativa di pochi elementi, introdotta da CHE. La quarta è di nuovo una proposizione semplice con soggetto, oggetto e predicato verbale; il soggetto è stato allargato con tre complementi di specificazione ritmicamente disposta.<sup>6</sup> La quinta frase contiene la seconda delle subordinate: una relativa, analoga alla precedente, introdotta anche questa da CHE. Nella frase principale si osserva la solita scarsità di elementi: soggetto, anzi due soggetti, due predicati e l'oggetto. La sesta e la settima proposizione sono costruite ugualmente con semplicità; nella sesta si hanno solo il soggetto e il predicato verbale; nella settima vi è anche un complemento di luogo. E finalmente alla settima si aggiunge una subordinata consecutiva, introdotta da TAL CHE; anche la subordinata è spiccatamente lineare con soggetto, predicato e complemento avverbiale.

La descrizione della struttura dei periodi del sonetto citato può documentare il filone fondamentale: proposizioni semplici con azioni comuni, esposte con limitata scelta di predicati verbali, con pochi complementi e soprattutto con poche subordinate, introdotte dalle più comuni delle congiunzioni, mentre si osserva una visibile avversione all'uso di forme implicite (gerundio, participio, infinito). La semplicità della struttura non manca persino nelle canzoni portatrici delle maggiori idee del Poeta e che sono spesso cariche anche strutturalmente di complicazioni; alcune di esse saranno presentate nel capitolo delle simmetrie e della costruzione ritmica. Altre invece poggiano sull'allungamento della proposizione con la moltiplicazione delle parti del discorso, con l'uso di coordinazione e subordinazione e con i sintagmi gerundiali, participiali e infinitivali. Anche se le canzoni non rappresentino, complessivamente, il tono discorsivo, comune alla maggior parte dei sonetti, non si può affermare che in esse manchino pezzi, intere strofe con proposizioni semplici, analoghe a quelle che abbiamo fatto vedere nel sonetto analizzato. Di fronte alla struttura, già esaminata, i periodi delle canzoni si allargano; cresce il numero

<sup>6</sup> Ai commentatori è sfuggita la spiegazione dell'inversione del soggetto e il perché della collocazione dell'oggetto in capo al periodo. Rimandiamo a quanto ne ha detto Cesare Segre nel suo «Le lettere di Frate Guittone.» Sta in: *Lingua, stile e società*. Milano 1963, p. 171.

delle parti del discorso, scompare l'avversione alle forme implicite (gerundio, participio, infinito), senza che esse possano anche lontanamente raggiungere l'estensione verificatasi nel Decameron; le subordinate otterranno una maggiore diffusione, ma anche in questo campo non si tratta di nuovi tipi di subordinate; non è detto che entrino in gioco altri tipi di subordinate o che appaiano altre e nuove congiunzioni. La relativa semplicità con la ristrettezza delle subordinate permane; il cambiamento si verifica nel numero accresciuto di esse, vale a dire di fronte alla monotonia delle proposizioni semplici e al tono discorsivo siamo testimoni di periodi sostanziosi, di una certa ampiezza, fondati sulla frase principale, contenenti diverse parti del discorso, e sull'uso di frasi subordinate esplicite e implicite, vale a dire gerundi, participi e infiniti. Come esemplificazione di quanto abbiamo detto si citino alcuni periodi della LIII canzone, scritta forse a un senatore di Roma (o a Cola di Rienzo, ipotesi sostenuta dal De Sanctis).

I periodi ampi, non alieni dalla ipotassi e dall'uso di sintagmi gerundiali, participiali e infinitivali, rivelano un'arte diversa del Petrarca dal tono discorsivo; va detto immediatamente che tali strutture pur rappresentando una costruzione ad andamento a rilento, non possono lontanamente esser paragonate ai periodi tipici del Boccaccio, denominati o qualificati latineggianti, per quanto si tratti di uno stile particolare (di quello di Tito Livio, innanzi tutto).

Rade volte adiven ch'a l'alte imprese  
fortuna ingiuriosa non contrasti,  
ch'a gli animosi fatti mal s'accorda:  
ora, sgombrando 'l passo onde tu intrasti,  
fammisi perdonar molt'altre offese,  
ch'almen qui da se stessa si discorda:  
però che, quanto 'l mondo si ricorda,  
ad uom mortal non fu aperta la via  
per farsi, come a te, di fama eterno:  
che puoi drizzar, s'i' non falso discerno,  
in stato la più nobil monarchia. (*Rime*, LIII, 85—95).

Abbiam citato la settima strofa, meno i tre ultimi versi; anche le altre sono dello stesso andamento sintattico, certamente non molto complicato, ma sempre più variato del tono discorsivo della maggior parte dei sonetti. Si rivelano due proposizioni principali: *Rade volte adiven*, e *ora, fammisi perdonar molt'altre offese* (= *da me si fa perdonare* ecc.). Alla prima proposizione principale si aggiungono due subordinate, la prima è di primo, la seconda di secondo grado; la prima congiunzione è CHE, la seconda CHÉ [= POICHÉ]. Nel secondo periodo, notevolmente più complesso del primo, la seconda frase principale è seguita da una causale del tipo analogo alla precedente: CH' = / CHÉ [POICHÉ]. Subito dopo viene un'altra causale, di tipo diverso dalla prima, perché essa porta la causa effettiva, estranea al raziocinio (mentre con POICHÉ si hanno causali contenenti una causa che risiede nell'intelletto dell'autore o del lettore): *però che* (..) / *ad uom mortal non fu aperta la via* / *per*



*farsi, come a te, di fama eterno*. In questa seconda subordinata (causale) è inserita una subordinata temporale, di secondo grado: *quanto* (= *per quanto*) *'l mondo si ricorda*. Nella seconda subordinata causale sta un sintagma infinitivale che sostituisce una proposizione finale. All'infinito si attacca una subordinata relativa di secondo grado: *a te (. . .) che puoi drizzar (. . .) / in stato la più nobil monarchia* (e cioè rimettere nella sua dignità). Nella subordinata relativa di secondo grado è inserita una subordinata ipotetica di terzo grado: *s'i' non falsò discerno*. Bisogna esaminare anche i sintagmi impliciti: il costrutto infinitivale è stato già rilevato; vi è anche un gerundio, preposto alla proposizione principale: *fammisi perdonar molt'altre offese*. Il sintagma gerundiale è di valore causale, sostituendo una subordinata causale; di esso fa parte una subordinata locale, introdotta da ONDE, si tratta quindi di un gerundio sviluppato (e non di un sintagma avverbiale, volto a completare il predicato verbale della proposizione principale): *ora, sgombrando 'l passo onde tu entrasti, / fammisi perdonar molt'altre offese ecc.*

Si hanno complessivamente dieci proposizioni, tra cui due sono principali e sono coordinate paratatticamente, con un leggero senso antitetico: *rade volte ~ ora*. Le altre otto sono introdotte dalle congiunzioni CHE, CHÉ, PERÒ CHE, QUANTO, SE, vale a dire quelle stesse, incolori e monotone, che ricorrono nei sonetti discorsivi. Il sintagma gerundiale e infinitivale rappresentano una subordinata implicita e non fungono quindi in forma subordinativa, accompagnando un predicato verbale quale avverbio oppure completando un verbo precedente quale reggenza mediante *a, di, da* ecc.

Crediamo che l'esempio presentato metta bene in risalto la differenza tra il tono discorsivo della maggior parte dei sonetti e la struttura più ampia di molti periodi, rilevati soprattutto nelle canzoni. L'esempio può essere preso per il secondo tipo di frase nei versi petrarcheschi.

2. Il terzo tipo prosegue sulla via dei periodi ampi; infatti si hanno un manipolo di periodi fondati sulla coordinazione avversativa. In tali periodi MA ha un ruolo fondamentale: divide i periodi in due parti, al solito, ineguali; sia nella prima che nella seconda parte il nucleo centrale è una frase principale a cui vanno aggiunte proposizioni secondarie, eventualmente sintagmi infinitivali, participiali o gerundiali. Le frasi principali in sé rappresentano, all'incirca, una media normale; l'ampiezza del periodo è dovuta alla coordinazione avversativa, per cui l'affermazione originaria è allargata con una opposizione, allacciata alla prima proposizione, sicché la tesi e l'antitesi permangono rinserate nel quadro della stessa unità sintattica.

Categoria speciale della costruzione antitetica è il motivo ricorrente dell'antagonismo tra una determinata situazione in cui verte un personaggio o eventualmente un qualsiasi fenomeno e il Poeta stesso, sottoposto a sofferenze, disagi e scontentezze a causa dell'amora verso Laura. Tale tipo è reperibile

ad es. nella *Canzone L* che comincia con *Ne la stagion che 'l ciel rapido inchina / verso cocidente ecc.* La canzone si compone di cinque strofe, di 14 versi ciascuna e di un commiato, di otto versi, posto a chiusura delle strofe. Nelle quattro prime strofe si ha un solo periodo in ciascuna di esse e ogni periodo è costruito analogamente, con l'impiego di MA che lo divide, come abbiamo detto, in due parti di ugual valore nel senso che sia nella prima che nella seconda parte sta una proposizione principale con i loro annessi:

E vediamo, innanzi tutto, le principali:

*Ne la stagion (. . .) / la stanca vecchiarella pellegrina / raddoppia i passi, e più e più s'affretta; / e poi così soletta / al fin di sua giornata / talora è consolata / d'alcun breve riposo;*

Dal soggetto identico dipendono tre predicati verbali, creandosi un ritmo ternario, non estraneo ad altre poesie del Poeta. Un'altra simmetria è presente già prima della simmetria dei predicati verbali: al sostantivo denotante tempo cronologico: *ne la stagion* si aggiungono due subordinate di primo grado, le quali cominciano con CHE, congiunzione relativa disposta simmetricamente:

*che 'l ciel rapido inchina verso occidente  
e che 'l dì nostro vola / a gente ecc.*

Alla seconda subordinata relativa si attacca una subordinata relativa, che questa volta è effettivamente, di secondo grado: *che di là forse l'aspetta.* Ancora nella zona iniziale della proposizione principale si nota un gerundio, relativamente semplice, di valore presumibilmente temporale: *veggendosi in lontan paese sola* e con il soggetto identico a quello della proposizione principale, la quale viene poi completata con una subordinata locale o relativa, collocata dopo di essa e che comincia con OVE: *. . . breve riposo ov'ella oblia / la noia e 'l mal de la passata via.* Si hanno complessivamente cinque proposizioni-membri e un sintagma gerundiale, di valore di frase.

A questo punto emerge MA, con una proposizione principale avversativa, contenente una subordinata relativa, introdotta da CHE e una subordinata temporale che comincia con QUALORA; le due subordinate sono di ugual valore, perché procedono dalla stessa proposizione principale, nella quale s'inseriscono in modo che si mettono dopo diversi complementi: *ogni dolor c h e; cresce q u a l o r.*<sup>8</sup>

Na, lasso, ogni dolor che 'l dì m'adduce / cresce qualor s'invia / per partirsi da noi l'eterna luce. (*Rime*, L, 12-14.).

<sup>7</sup> Che in funzione di *quando* è regolare anche nella prosa moderna: Nondimeno, a sera che Fernando aveva avuto dapprima mal di testa, e la febbre subito alta (. . .) si era sentita perduta. (V. Pratolini: *Lo Scialo*, 971). Anche nel momento che ti usano un riguardo, sembra avanzino qualcosa (ibid. 963-4).

<sup>8</sup> ogni volta che.

Considerati dunque l'altra principale con i suoi annessi, il periodo poggia su otto frasi-membri e un sintagma gerundiale; è assente il participio passato, non insolito in altre poesie del Petrarca, ma anche dove esso figuri, sarà piuttosto la sua funzione attributiva e raramente quell'altra, più o meno indipendente ed equivalente a una subordinata di complemento temporale, causale ecc. È parimente assente nella strofa citata il sintagma infinitivale nella sua funzione di sostituire una frase concreta; *s'invia / per partirsi* contiene un infinito, ma in questo caso l'infinito costituisce la normale reggenza del verbo precedente, e non si tratta di sostituzione.

E i naviganti in qualche chiusa valle / gettan le membra, poi che 'l sol s'asconde, / sul duro legno e sotto a l'aspre gonne;

Non intendiamo insistere sulla canzone in questione; basti dire che le quattro strofe iniziali sono costruite analogamente. Di esse però trattiamo proprio la quarta per far vedere la differenza nella distribuzione dei blocchi di frasi: nella quarta, per l'appunto, la prima frase principale è molto breve, avendo accanto una sola subordinata temporale, di anteriorità.

Dopo MA segue, anche qui, una principale avversativa, con parecchi annessi. Si veda, innanzi tutto, la frase principale che ha due predicati verbali: *ma io (. . .) / fine non pongo al mio ostinato affanno e duolmi*.

Nella principale s'inseriscono tre subordinate concessive, ritmicamente disposte (le prime due hanno il soggetto identico):

perche<sup>10</sup> *s'attuffi* in mezzo l'onde, / *e lasci* Ispagna dietro a le sue spalle / e Granata e Marrocco e le Colonne, / e gli uomini e le donne / e 'l mondo e gli animali / *acquetino* i lor mali.

Si è visto la presenza di quattro sostantivi-soggetti nella terza subordinata concessiva: *uomini, donne, mondo, animali*.

Fin qui abbiamo esaminato il nucleo iniziale della proposizione principale; esso consiste nella stessa principale e in tre subordinate concessive. Ma i sono altre amplificazioni che si aggiungono alla principale e segnatamente al secondo predicato verbale: *duolmi*. Ad esso si appoggia una subordinata soggettiva che comincia con CHE: *duolmi ch'ogni giorno arroe<sup>11</sup> al danno*. A questa subordinata di primo grado si congiungono due subordinate causali simmetriche:

*ch' i' son già, pur crescendo in questa voglia, / ben presso al decim'anno / né poss'indovinar chi me ne scioglia.*

La prima di esse è introdotta da *ché*, la seconda è negativa, con *né* (= e non, vale a dire una copulativa, con il predicato verbale negato). Alla

<sup>9</sup> *dopo che.*

<sup>10</sup> *per quanto.*

<sup>11</sup> *aggiunge.*

seconda proposizione causale di secondo grado si attacca una proposizione di terzo grado, avente CHI in testa; potrebbe considerarsi una relativa indipendente in funzione di oggetto. Nella prima causale si inserisce un sintagma gerundiale. Facendo il calcolo delle proposizioni-membri prima e dopo MA, si nota che esse ammontano a dieci; vi figura inoltre un sintagma gerundiale semplice, in sostituzione di frase modale o temporale.

3. Dobbiamo prendere in considerazione tra i periodi ampi il problema della comparazione, sorgente di periodi di notevole estensione e fondati sulla subordinazione; infatti le comparazioni hanno luogo, al solito con subordinate comparative, introdotte da COME e seguite da proposizioni principali che hanno COSÌ alla testa. A differenza di Dante che usava spesso lunghi periodi, la cui lunghezza era dovuta allo sviluppo particolareggiato della comparazione, il Petrarca, volto alla riflessione, alla meditazione o agli slanci lirici, non dimostrava un interesse spiccato né per la comparazione, né quindi per l'uso dei periodi in cui figuravano subordinate comparative; e lo stesso vale anche per *I Trionfi*, scarsi, ugualmente, di comparazioni.

Il CXLI sonetto è uno dei pochi casi in cui la comparazione rappresenta una parte notevole: le prime due strofe contengono un unico periodo fondato sulla comparazione; esso comincia con una subordinata comparativa, introdotta da COME, seguita dalla proposizione principale con COSÌ. È degno di rilievo che le due ultime strofe contengono, esse pure un unico periodo che appartiene alla categoria delle proposizioni avversative con MA, categoria che è stata or ora esaminata.

*Come talora al caldo tempo sòle  
semplicetta farfalla al lume avvezza  
volar ne gli occhi altrui per sua vaghezza,  
onde aven ch'ella more, altri si dole;*

*così sempre io corro al fatal mio sole  
de gli occhi onde mi ven tanta dolcezza,  
che 'l fren de la ragion Amor non prezza,  
e chi discerne è vinto da chi vòle. (Rime CXLI, 1-8).*

Il sonetto è introdotto da una subordinata comparativa di notevole lunghezza: tre versi di endecasillabo; nel quarto verso sono inserite tre subordinate, che dipendono dalla comparativa di primo grado. *Onde aven* (-avviene) è una consecutiva di secondo grado, da essa derivono due soggettive di terzo grado, di ugual valore: (*aven*) *ch'ella more, altri si dole*. A questo punto compare la frase principale, il secondo termine della comparazione in cui il Poeta si paragona alla farfalla irrequieta che per sbaglio vola negli occhi di qualcuno. Dalla frase principale è originata una subordinata di primo grado, introdotta da ONDE, la quale dà nascita a due subordinate simmetriche, consecutive, di secondo grado: *onde mi ven tanta dolcezza, che 'l fren de la ragion Amor non prezza* | e | *CHE* | *chi discerne è vinto da chi vòle*. Nella seconda consecutiva due

sostantivi astratti, il soggetto e il *nomen agentis* sono stati sostituiti con una frase relativa indipendente: *l'intelletto* = *chi discerne* e *la volontà* = *chi vòle*.

Se contiamo queste due brevissime proposizioni, il periodo complesso si compone di dieci frasi-membri, il che è una cifra rilevante. Anche gli altri periodi contenenti una comparazione appaiono ricchi di frasi-membri: a giusto titolo si annoverano simili tipi alla categoria dei periodi ampi, aggiungendo però che la diffusione di essi è molto limitato; non abbiamo fatto una statistica precisa, ma la lettura del *Canzoniere* e dei *Trionfi* ci ha persuaso della scarsezza dei periodi ampi, fondati sulla comparazione. Infatti, bisogna arrivare fino alla CCCXXXI canzone, dopo il CXLI sonetto, per trovare un paragone con COME . . . COSÌ:

*Come a corrier tra via, se 'l cibo manca,  
convèn per forza rallentare il corso  
scemando la virtù che 'l fea gir presto;  
così, mancando a la mia vita stanca  
quel caro nutrimento in che di morso  
diè chi 'l mondo fa nudo e 'l mio cor mesto,  
il dolce acerbo e 'l bel piacer molesto  
mi si fa d'ora in ora; onde 'l camino  
sì breve non fornir spero e pavento.* (*Rime* CCCXXXI, 13—21).

Nella proposizione comparativa di primo grado è inserita una ipotetica di secondo grado; è da notare anche un sintagma gerundiale assoluto, con soggetto indipendente, soluzione insolita nei versi del Petrarca: *convèn per forza rallentare il corso* / *scemando la virtù*, vale a dire *il vigore*. Da questo gerundio s'inizia una subordinata relativa: *la virtù che 'l fea* (= *faceva*) *gir presto*. Abbiamo quindi nella prima parte del periodo tre subordinate e un gerundio assoluto, con valore subordinativo causale.

La proposizione principale è non meno complessa: *così* (. . .) *il dolce acerbo e 'l bel piacer molesto* / *mi si fa d'ora in ora*: ecco la struttura fondamentale con antitesi non insolite nei versi del Petrarca: *dolce* ~ *acerbo*; *piacere* ~ *molesto*. La proposizione principale è completata con una subordinata, introdotta da ONDE, una consecutiva con due predicati verbali. Nella prima parte della proposizione principale è inserito un sintagma gerundiale assoluto, strutturalmente identico a quello che figura nella proposizione comparativa che precede la proposizione principale: *mancando a la mia vita stanca* / *quel caro nutrimento*; a questo sostantivo che è il soggetto del sintagma gerundiale si attacca una subordinata relativa con IN CHE, cioè: *IN CUI di morso diè* (= *mise i denti*); il soggetto della subordinata è espressó con un'altra subordinata, di secondo grado: *CHI 'l mondo fa nudo e 'l mio cor mesto*, cioè la Morte. Anche nel blocco della frase principale si hanno quattro proposizioni, più un sintagma di gerundio assoluto, equivalente a una subordinata causale. È così il periodo è costituito complessivamente da sette proposizioni e da due sintagmi gerundiali; tale numero è comune ai periodi ampi, precedentemente esaminati.

### Simmetrie e prosa ritmica

4. Problema fondamentale della struttura simmetrica in Petrarca è la ripetizione di determinate parti del discorso o anche di intere proposizioni sia principali che coordinate o subordinate. I particolari saranno messi in evidenza in quello che segue; conviene ora insistere sul carattere teorico del procedimento connettivo, comune a molta prosa e a parecchi versi del Due- e Trecento. Basti accennare al lavoro di Cesare Segre sulle *Lettere di Frate Guittone*<sup>13</sup> citato, per vedere quanti forti filoni accomunano il Petrarca alla tradizione immediatamente precedente; una giusta inquadratura del Poeta nella cultura della sua epoca è inconcepibile senza che si prenda atto di quanto staremo a esporre in questo capitolo.

È indubbio che i periodi ritmicamente e simmetricamente costruiti, per quanto possano apparire ampi e ampollosi, rappresentino una variante dello stile discorsivo; l'incapacità di organizzare la struttura della frase su base logica, vale a dire sul principio di creare rispondenze strettamente connettive tra i membri è caratteristica dell'epoca anteriore; il Boccaccio saprà fare, a sua volta, lunghi periodi in cui i diversi elementi, coordinate e subordinate si tengono e si intrecciano a catena, evolvendosi a spirale.

a) L'anafora ha una parte notevole nella ripetizione di elementi nella frase.

*Da quel tempo* ebbi gli occhi umidi e bassi  
e 'l cor pensoso, e solitario albergo  
fonti, fiumi, montagne, boschi e sassi;

*da indi in qua* cotante carte aspergo  
di pensieri, e di lagrime, e di 'nchiostro,  
tante ne squarcio e n'apparecchio e vergo;

*da indi in qua* so che si fa nel chiostro  
d'Amor, e che si teme, e che si spera,  
e, chi sa legger, ne la fronte il mostro;

e veggio andar quella leggiadra fera  
non curando di me né di mie pene,  
di sua vertuti e di mie spoglie altera.

(*Trionfo d'Amore*, III. 112—123).

L'anafora, nel caso citato, si fonda sul ritmo, in capo al verso, di un complemento di tempo: *da quel tempo* / *da indi in qua* / *da indi in qua*. La voluta collocazione di essi in capo al primo verso di ogni terzina comporta necessariamente la costruzione lineare in virtù dell'esclusione di ampi periodi ipotattici. È infatti il ritorno obbligatorio del complemento che vieta le propaggini laterali per cui la costruzione sintattica si fonda sulla giustapposizione di elementi staccati: . . . *ebbi . . . solitario albergo* / *f o n t i , f i u m i , m o n t a g n e*,

<sup>13</sup> Sta in: *Lingua, stile e società cit.* pp. 151—159. Ma vedi anche il nostro «La struttura del periodo nella prosa della „Vita Nuova.“» In: *Saggi ecc., cit.*, pp. 7—26.

boschi e sassi. E la stessa tendenza enumerativa è visibile anche nella seconda terzina, con il ritmo ternario: ... *aspergo* / *di pensieri*, e *di lagrime*, e *di 'nchiostro*.

In questa terzina si ha anche una subordinata comparativa con *cotante carte aspergo* ecc. contenente, d'altronde, i detti sintagmi simmetrici. Finalmente, nell'ultima terzina anaforica è cresciuto il numero delle subordinate di limitata estensione, introdotte dalla stessa congiunzione incolore: CHE. Anche questa volta si ha il solito ritmo ternario, tra brevi subordinate soggettive: so *che*<sup>14</sup> si fa nel chiostro / d'Amor, e *che* si teme, e *che* si spera. Da tener presente la coordinazione tra due principali: so *che* ecc., e, chi sa legger, ne la fronte il mostro (= a chi sa leggere ecc.).

Teoricamente ogni elemento della frase può figurare in posizione anaforica; se sono i predicati verbali che vengono ripresi in capo ai versi, nascono sì soluzioni particolarmente artefatte e complicate, ma senza che s'indebolisca la struttura lineare della frase, anzi tra strutture alambiccate complessamente ritmiche e simmetriche e periodo coordinativo esiste diremo una correlazione necessaria. Uno degli esempi più caratteristici sia per le soluzioni arzigogolate delle simmetrie, sia per la linearità della struttura del periodo è il CXLV sonetto con la ripresa del predicato verbale POMMI, sei volte, all'inizio del verso:

*Pommi ove 'l sole occide i fiori e l'erba  
o dove vince lui il ghiaccio e la neve,  
pommi ov'è il carro suo temprato e leve  
et ov'è chi ce'l rende o chi ce'l serba;*

*pommi in unil fortuna od in superba,  
al dolce aere sereno, al fosco e greve;  
pommi a la notte, al dì lungo ed al breve,  
a la matura etate od a l'acerba;*

*pommi in cielo od in terra od in abisso,  
in alto poggio, in valle ima e palustre,  
libero spirto od a' suoi membri affisso;*

*pommi con fama oscura o con illustre:  
sarò qual fui, vivrò com'io son visso,  
continüando il mio sospir trilustre. (Rime, CXLV, 1-14).*

Si tenga presente che il citato sonetto poggia su un unico periodo, perché indagando meglio, le sei proposizioni apparentemente principali non sono altro che subordinate concessive ipotetiche: *quando anche / anche se mi metti o metta . . . / io / sarò qual fui*; mentre sta negli ultimi due versi la proposizione principale vera e propria, preceduta da sei subordinate. Tale tipo come costruzione al Petrarca poteva derivare dal sillogismo scolastico; che prediligeva, in determinati casi gli antecedenti elencati sfocianti nella principale, collocata con spicco dopo il processo logico precedente che poteva essere dimostrativo, causale, ma anche ipotetico, concessivo o di altro carattere. A questo tipo

<sup>14</sup> *quello che* ecc.





quinto, settimo, nono e decimo verso. Si noti anche l'eccessivo uso delle simmetrie: nella prima strofa ricorre quattro volte *ove/dove* dopo il predicato verbale che è completato con proposizioni locali. Nella seconda e terza strofa non vi è più subordinazione, abbondano invece i complementi di luogo: sostantivi, preceduti da IN, A o CON. Non sorprende ormai il gioco che fa il Petrarca con l'antitesi, disponendo i sostantivi e gli aggettivi in modo che essi siano contrastanti tra loro: in *umile* fortuna ed in *superba*, ecc.<sup>17</sup>

Va indicata ancora la presenza di brevi subordinate: una relativa indipendente in funzione soggettiva nel quarto verso, una relativa ugualmente indipendente nel penultimo verso in cui si osserva anche una subordinata comparativa. L'ultimo verso è un sintagma gerundiale il cui soggetto concorda con quello della proposizione principale: *sarò qual fui* ecc.

b) Possibilità di enumerazione e di elencazione è ravvisabile e nelle frequenti formule allocutorie con le quali il poeta si rivolge, per lo più, a oggetti per es, della natura e alle membra del corpo umano. L'elencazione di per sé crea una struttura agile, recalcitrante all'incatenazione ipotattica; al contempo, siccome ogni sostantivo-oggetto è seguito da una subordinata, al solito, relativa o relativo-locale, la simmetria è assicurata tramite la ripetizione di una struttura identica: sostantivo + l'identica congiunzione e a cui fa dietro lo stesso tipo di frase.

Chiare, fresche e dolei acque,  
*ove* le belle membra / pose colei che sola a me par donna;  
gentil ramo  
*ove* piacque / (con sospir mi rimembra) a lei di fare al bel fianco colonna;  
erba e fior  
*che* la gonna / leggiadra ricoverse / co l'angelico seno;  
aer sacro sereno  
*ove* Amor co' begli occhi il cor m'aperse:  
date udienza insieme / a le dolenti mie parole estreme. (*Rime*, CXXXVI, 1—13)

Tre *ove* e un *che*, inseriti dopo i sostantivi assicurano la simmetria derivante dalla struttura stessa; si osservi il numero limitato delle subordinate; infatti, oltre le subordinate di primo grado, vi è una sola subordinata di secondo grado, una frase relativa: *colei che* ecc.

In un altro tipo di elencazione i sostantivi abbondano a non finire; la parte che rappresentano le subordinate, è secondaria; si osserva, più che altro, una funzione residua di esse, avendo il sopravvento su di esse gli stessi sostantivi che costituiscono lunghi festoni. Si prenda il CLXI sonetto: le prime due strofe non sono altro che la sequenza di sostantivi fino all'ottavo verso in cui sta una proposizione relativa con CHE; nel nono si ha un OVE dopo il sostantivo a cui si riferisce, nel tredicesimo verso, una subordinata laconica, con SE, un poco distaccata e nell'ultimo si legge una frase di interrogazione indiretta, altret-

<sup>17</sup> Cfr. G. Herczeg: Strutture delle antitesi nel «Canzoniere» petrarchesco. Sta in: *Saggi linguistici e stilistici*, cit., pp. 106—120.

tanto breve. Tutte quante proposizioni non solo di limitata estensione, ma anche di primo grado. Fa forse eccezione il decimo verso, con la proposizione relativa di primo grado: *ond'el mi punge e volve*, a cui si attacca una subordinata comparativa di secondo grado, brevissima: *come a lui piace*.

O passi sparsi, o pensier vaghi e pronti,  
o tenace memoria, o fero ardore,  
o possente desire, o debil core,  
o occhi miei, occhi non già, ma fonti,  
  
o fronde, onor de le famose fronti,  
o sola insegna al gemino valore;  
o faticosa vita, o dolce errore,  
che mi fate ir cercando piagge e monti;  
  
o bel viso,  
ove Amor insieme pose  
gli sproni e 'l fren, ond'el' mi punge e volve  
come a lui piace, e calcitrar non vale;  
  
o anime gentili et amorose,  
s'alcuna ha 'l mondo, e voi nude ombre e polve,  
deh, ristate a veder quale è 'l mio male. (*Rime* CLXI, 1–14).

Il sonetto che seguirà contiene sì una elencazione, ma in modo che essa è combinata con l'anafora, fondata su *NÉ PER* — nella prima strofa e su *NÉ* nella seconda strofa. Il Poeta trae vantaggio dalla successione di sostantivi che non sono altro che la parafrasi di un pensiero fondamentale: nulla può stornare il suo cuore dal ricordo di Laura. In virtù della parafrasi si è gonfiato il numero dei soggetti che occupano i nove primi versi, con una sola subordinata relativa che comincia con *CHE*. Nelle due ultime strofe si hanno ancora due consecutive introdotte da *CHE*: *sì<sup>18</sup> seco il seppe quella seppelliere/che*; *Noia m'è 'l viver sì gravosa e lunga/ch(e)*; e una subordinata relativa con *CUI* = *QUELLA CHE*: *di riveder cui non veder fu 'l meglio*.<sup>19</sup> Si noti che l'infinito è retto dal sostantivo precedente: *ch'i' chiamo il fine per lo grande desire/di riveder cui non veder fu 'l meglio*.<sup>20</sup>

Né per sereno ciel ir vaghe stelle,  
né per tranquillo mar legni spalmati,  
né per campagne cavalieri armati,  
né per bei boschi allegre fere e snelle,

né d'aspettato ben fresche novelle,  
né dir d'amore in stili alti e ornati,  
né tra chiare fontane e verdi prati  
dolce cantare oneste donne e belle,

<sup>18</sup> *talmente*; *SÌ* e *COSÌ* con il verbo ricorre fino al Cinquecento. Cf.: G. Herczeg: La sintassi delle subordinate consecutive in italiano classico. In: *Lingua Nostra* XXXV, 1974, pp. 103–113.

<sup>19</sup> *fu* = *sarebbe stato* ecc.

<sup>20</sup> Il problema dell'infinito quale complemento di un sostantivo non è stato studiato ancora. Maurizio Dardano ha pochi esempi nei *Libri della Famiglia* di Leon Battista Alberti: (rispuose e disse) . . . che da loro avea comandamento sempre obedire me. In: *Annali della Scuola Normale di Pisa*, ser. II, vol. XXXII, 1963, p. 105.

né altro sarà mai ch'al cor m'aggiunga:  
 sì seco il seppe quella seppellire  
 che sola agli occhi miei fu lume e specchio.

Noia m'è 'l viver sì gravosa e lunga  
 ch' i' chiamo il fine per lo gran desir  
 di riveder cui non veder fu 'l meglio. (*Rime*, CCCXII, 1-14)

c) Un altro tipo di formula allocutoria si fonda sì sull'enumerazione dei membri del corpo umano; nell'esempio con *Chiare, fresche e dolci acque* ecc. ogni sostantivo aveva accanto una subordinata, introdotta con *ove* o *che*, sicché tra le subordinate strutturalmente analoghe si stabiliva una concreta e precisa simmetria. Anche nel sonetto che segue, indubbio è il ritmo, dovuto a tre sostantivi, posto alla testa del primo, quinto e settimo verso: OCCHI, ORECCHIE e PIÈ. Ma al posto di una subordinata che seguirebbe i sostantivi, stanno proposizioni principali particolari, che contengono ciascuna un'antitesi contrastante il significato del sostantivo. Ad OCCHI corrisponde l'oscuramento del sole (si tratta di Laura); dopo ORECCHIE sta una frase che accenna alle parole di Laura che il Poeta non potrà più sentire; e finalmente ai PIEDI del poeta è vietato di camminare e di andare dove essa è salita. Strutturalmente nella prima strofa si hanno sei piccole frasi indipendenti, costruite paratatticamente e con una concreta azione in ognuna. Tale costruzione è comune anche alla seconda strofa, ma in essa si hanno anche due subordinate ritmicamente sistemate, introdotte con OVE.

La simmetria si accentua di più, perché troviamo inserita, in ambedue i casi, anche una relativa indipendente dopo OVE: *ove è chi meglio intende; . . . ov'è colei ch'esercitar vi sòle*.<sup>21</sup>

Occhi miei, oscurato è 'l nostro sole,  
 anzi è salito al cielo et ivi splende:  
 ivi il vedremo ancora, ivi n'attende,  
 e di nostro tardar forse li dole.

Orecchie mie, l'angeliche parole  
 sonano in parte ove è chi meglio intende;  
 piè miei, vostra ragion là non si stende  
 ov'è colei ch'esercitar vi sòle (*Rime*, CCLXXV, 1-8).

d) Dobbiamo trattare a parte gli esempi, non pochi, in cui il Poeta ha usato il ritmo in proposizioni principali interrogative e esclamative; ambedue le forme grammaticali rialzano i contenuti semantici mettendo in evidenza i connotati emotivi, notevolmente accresciuti dalle simmetrie. Nel CCXCIX sonetto il Poeta pone sette interrogazioni; sei di esse sono introdotte da *ove*, seguito dal predicato verbale: *è* e una sola volta *sono*, seguiti dai soggetti che non sono altro che parti di una cerchia di nozioni correlative: *f r o n t e, b e l*

<sup>21</sup> Si noti la ripresa anaforica di IVI:/ *ivi splende: /ivi il vedremo ancora, ivi n'attende/*.

ciglio, stella (=occhio), valore, conoscenza, senno, favella, bellezze, viso e finalmente: colei che mia vita ebbe in mano?

Sette sono le proposizioni ritmicamente sistemate; l'ottava, una esclamazione emotiva chiude plasticamente il festone di interrogazioni. Alla prima, seconda, quinta e settima frase si attacca una subordinata relativa, con CHE; inoltre, alla settima frase principale si congiunge parallela alla subordinata relativa con CHE, anche un subordinata locale con LÀ 'VE. Inutile affermare che il ritmo è strettamente subordinativo alla limitatezza numerica delle proposizioni secondarie, essendo richiesta la costruzione lineare in virtù delle simmetrie che si realizzano difficilmente con complessa costruzione ipotattica.

*Ov' è la fronte che con picciol cenno  
volgea il mio core in questa parte e 'n quella?  
ov' è 'l bel ciglio e l'una e l'altra stella  
ch'al corso del mio viver lume dênno?*

*Ov'è 'l valor, la conoscenza e 'lsenno?  
l'accorta, onesta, umil, dolce favella?  
ove sono le bellezze accolte in ella,  
che gran tempo di me lor voglia fenno?*

*Ov' è l'ombra gentil del viso umano  
ch'òra e riposo dava a l'alma stanca,  
e là 've i miei pensier scritti eran tutti?*

*Ov'è colei che mia vita ebbe in mano?  
Quanto al misero mondo, e quanto manca  
a gli occhi miei che mai non fien asciutti! (Rime, CCXCIX,  
1-14)<sup>22</sup>*

Il ritmo è fondato sulla ripresa anaforica di *ove*, vale a dire, sul ripetersi di interrogazioni contenenti, per lo più, indicazioni visive relative all'apparenza di Laura. Strutturalmente analogo è l'esempio seguente in cui la simmetria è assicurata dalla disposizione parallelistica di proposizioni esclamative. Nel sonetto CCC il ritmo poggia su quattro proposizioni esclamative che figurano nei primi versi delle strofe; ogni strofa comincia quindi con una principale esclamativa che è seguita in tutti i quattro casi da una subordinata relativa, introdotta da CHE. Nella prima strofa la relativa di primo grado è completata con un'altra relativa simmetricamente disposta e aggiunta alla prima con E.

<sup>22</sup> Le interrogazioni ritmicamente costruite hanno avuto una certa diffusione nella poesia posteriore; lo stesso motivo ritorna in due ballate de F. Villon «Balade des Dames du tempe jadis» e «Balade des Seigneurs du temps jadis»:

*Dictes moy ou, n'en quel pays, / Est Flora la belle Rommaine, / . . . Mai ou sont les neiges  
d'antan? / Ou est la tres sage Heloys ecc.*

*Qui plus, ou est le tiers Calixte, / Dernier decedé de ce non, / Qui quatre ans tint le pa-  
paliste? / Alphonse le roy d'Aragon, / Le gracieux due de Bourbon, / Et Artus le due de  
Bretaigne, / Et Charles septieme le bon? / Mais ou est le preux Charlemagne?*

Il ritorno di *ou est?* vale a dire *ov'è* nelle frasi interrogative che possono essere completate con proposizioni relative, analogamente al sonetto del Petrarca è segno di struttura retorica. Un rapporto diretto tra Petrarca e Villon è da investigare ancora.

Ognuna delle relative di primo grado ha una frase secondaria: una relativa la prima e una locale la seconda. Nella seconda strofa si hanno lo stesso due relative di primo grado, parallelamente disposte, senza altre propaggini di secondo grado. Nella prima relativa il numero dei predicati è tre: *chiude, serra, ha in sé raccolto*. Nella terza strofa la relativa di primo grado è seguita da una relativa di secondo grado, introdotta con *la quale*. Nella quarta si hanno due relative di primo grado nell'ultimo verso. Da tener presente il sintagma gerundiale con soggetto identico a quello della frase principale, nel penultimo verso: *ch'avendo spento in lei la vita mia / stassi ne' suoi begli occhi e me non chiama!*

*Quanta invidia io ti porto, avara terra,  
c'h'abbracci quella cui veder m'è tolto,  
e mi contendi l'aria del bel volto  
dove pace trovai d'ogni mia guerra!*

*Quanta ne porto al ciel che chiude e serra  
e sì cupidamente ha in sé raccolto  
lo spirito da le belle membra sciolto  
e per altrui sì rado si diserra!*

*Quanta invidia a quell'anime che 'n sorte  
hann' or sua santa e dolce compagnia,  
la quale io cercai sempre con tal brama!*

*Quant' a la dispietata e dura morte,  
c'h'avendo spento in lei la vita mia,  
stassi ne' suoi begli occhi e me non chiama!*

(Rime CCC, 1—14).

e) Negli esempi precedenti il ritmo scaturiva dalla disposizione simmetrica di vocaboli che figuravano nella proposizione principale o anche dal parallelismo delle stesse proposizioni principali. In alcuni casi la simmetria era visibile anche tra subordinate (e tra congiunzioni introduttrici di subordinate) che seguivano i vocaboli o le principali simmetricamente distribuite. Negli esempi che seguiranno e che saranno gli ultimi, la simmetria si fonderà, più che altro, sulle subordinate e sulle congiunzioni; essa sarà quindi legata alla ipotassi, mentre negli esempi precedenti si fondava sulla paratassi. Va subito osservato che la struttura simmetrica per di sé non consente una costruzione ipotattica complicata, ad incatenazione di diversi gradi; quello che sarà diverso, sarà l'assenza dei sintagmi enumerativi, comuni agli esempi finora citati.

*Se 'l sol levarsi guardo  
sento il lume apparir che m'innamora;  
se tramontarsi al tardo,  
parme 'l veder quando si volge altrove  
lasciando tenebroso onde si move;  
se mai candide rose con vermiglie  
in vassel d'oro vider gli occhi miei  
allor allor da vergine man colte,  
veder pensaro il viso di colei  
ch'avanza tutte le altre meraviglie,  
con tre belle eccellenzie in lui raccolte:*

le bionde trecce sopra 'l collo sciolte  
 ov'ogni latte perderia sua prova,  
 e le guancie ch'adorna un dolce foco. (*Rime* CXXVII, 66—79).

Nel periodo che abbiamo citato dopo MOVE abbiamo modificato l'interpunzione; a nostro avviso invece di punto fermo occorre punto e virgola, a imitazione del punto e virgola dopo M'INNAMORA e quindi va abolita la maiuscola al verso consecutivo; la ragione di questa piccola modifica risulterà esposta nella disamina della struttura della frase.

La simmetria è comandata da tre proposizioni ipotetiche, introdotte da SE:

*Se 'l sol levarsi guardo /  
 se tramontarsi al tardo / (scil. il sol tramontarsi al tardo guardo)  
 se mai candide rose con vermiglie / in vassel d'oro vider gli occhi miei / allor allor da vergine man colte /*

Alle tre subordinate ipotetiche si aggiungono proposizioni principali in modo che ogni ipotetica è seguita da una principale:

*Se 'l sol levarsi guardo /  
 sento il lume apparir che m'innamora;  
 se tramontarsi al tardo, /  
 parme 'l veder quando si volge altrove / lassando tenebroso onde si move;  
 se mai candide rose con vermiglie / in vassel d'oro vider gli occhi miei (..),  
 veder pensar il viso di colei / (..) / con tre eccellenze in lui raccolte:/(..)*

Le ipotetiche contengono un'immagine di natura che ridesta nel Poeta la visione dell'innamorata, visione subordinata al carattere del fenomeno di natura: è innegabile il parallelismo logico tra impressione concreta del mondo reale: *aurora*, *tramonto*, *rose* e impressioni che scaturiscono, in base ai fenomeni naturali dall'aspetto della donna: *aurora* ~ *la luce degli occhi di Laura*; *tramonto* ~ *Laura si sottrae al Poeta*; *rose* ~ *il viso di lei, con le bionde trecce, il collo di latte e le guance vermiglie*.

Nelle prime due simmetrie la linearità è stata conservata ancora; le frasi principali hanno, ognuna una sola subordinata di primo grado, una relativa con CHE e una temporale con QUANDO. Nella seconda principale è da mettersi in rilievo il sintagma gerundiale, più complesso del solito, perché dà inizio a una subordinata con ONDE: *lassando tenebroso onde* (= *il luogo da cui*) *si move*.

Sul terzo periodo ipotetico conviene soffermarci, perché contiene alcune soluzioni sintattiche degne di rilievo; innanzi tutto va posto in evidenza l'uso del participio passato in funzione di proposizione implicita sia nella subordinata ipotetica: *se mai candide rose con vermiglie / (..) vider gli occhi miei / allor allor da vergine man colte*, sia nella frase principale: *il viso di colei / ch'avanza tutte l'altre meraviglie, / con tre belle eccellenze in lui raccolte*.

Simili costrutti di participio passato sostituiscono una proposizione relativa, contando praticamente come attributi aggettivali, e non rappresentano quindi una marcata indipendenza nei confronti della proposizione alla quale il participio passato si congiunge, com'è il caso dei participi passati in sostituzione di una proposizione temporale, causale oppure quando esso ha un suo soggetto che differisce da quello della frase. Per illustrare gli usi complessi del participio passato sia citato un esempio caratteristico rilevato da noi tra i molti altri nella prosa di Masuccio Salernitano:

E tutti de brigata volentieri *andativi*, ed essendo dinanzi al signore, lui *presa* la sua Veronica per mano, in presenza de quanti ve n'erano, ogni loro passato e presente successo caso senza risparagno alcuno tutti dui pontalmente racontorno (p. 344).<sup>23</sup>

Senza entrare nei particolari, è evidente il carattere indipendente dei participi passati rispetto alla frase principale: *tutti dui pontalmente racontorno*. Quello che manca nella maggior parte dei participi del Petrarca, è appunto la configurazione autonoma di essi; il loro uso, d'altronde, è limitato numericamente e quando ricorrono, appaiono sempre in funzione subordinata, assorbita, per dir così, nell'orbita del sostantivo a cui si accompagnano, mentre nell'esempio masucciano era chiara l'autonomia dei costrutti di participio passato dalla proposizione principale.

Il terzo periodo contiene quindi una subordinata ipotetica, completata con un costrutto di participio passato; la proposizione principale che li segue, oltre la subordinata relativa, ha accanto a sè, come abbiamo visto, un breve costrutto di participio passato. Si osserva inoltre un interessante fatto sintattico, raro in antico italiano, vale a dire l'uso tutto moderno dell'apposizione. *Eccellenzie* è completata con due sostantivi TRECCIE e GUANCIE, i quali seguono il sostantivo precedente in qualità di apposizione. È indubbia tale loro funzione: sono ritmicamente indipendenti, e contengono la spiegazione del nome astratto *eccellenzie* con nozioni concrete; si tratta effettivamente di un'enunciazione periferica di forma condensata: processo sintattico caratteristico in una fase posteriore dello sviluppo della lingua italiana. Ognuna delle due apposizioni è completata inoltre con una subordinata di breve estensione, introdotte da OVE e CHE. Da osservarsi che il primo sostantivo apposizionale possiede anche un participio passato: TRECCIE . . . SCIOLTE e la subordinata si riferisce al complemento avverbiale connesso con il participio: *sopra 'l COLLO* (. . .) / *OV'ogni latte* ecc.

Siamo partiti dall'esame della simmetria contenuta in questo lungo periodo e abbiamo potuto constatare l'esistenza di subordinate che si attaccano a costrutti gerundiali e participiali e anche a sostantivi apposizionali che rappresentano, essi pure sintagmi accessori, coordinati al nucleo centrale

<sup>23</sup> G. Herczeg: Il participio passato assoluto nelle novelle di Masuccio Salernitano. In: *Saggi linguistici e stilistici*, cit., p. 192.

della frase. A nostro avviso l'esempio analizzato indica le realizzazioni strutturalmente più complesse dello stile ritmico del Petrarca; questi tipi sono da ricercarsi tra gli esempi nei quali si osserva una visibile simmetria tra le subordinate. Un esempio non dissimile da quello che abbiamo fatto vedere è la canzone CCVI nella qual canzone le prime quattro strofe contengono subordinate ipotetiche simmetricamente distribuite; ogni subordinata che comincia con SE è seguita da una proposizione principale, com'era il caso nell'esempio testé analizzato. Nel primo, terzo e quinto verso delle quattro prime strofe — ognuna è di nove versi — figura la ipotetica: *s'i' 'l dis*; essa può essere completata con altri elementi; sta *mai* nel primo verso della prima e terza strofa e un sintagma più lungo, un complemento avverbiale e una subordinata, nel primo verso della quarta strofa: *s'i' 'l dissi, coi sospir, quant'io mai fei (= feci)*.

*S'i' 'l dissi mai*, ch'i' vegna in odio a quella  
del cui amor vivo e senza 'l qual morrei;  
*s'i' 'l dissi*, ch'e' miei di sian pochi e rei  
e di vil signoria l'anima ancella;  
*s' i' 'l dissi*, contra me s'arme ogni stella,  
e dal mio lato sia  
paura e gelosia,  
e la nemica mia  
più feroce vèr me sempre e più bella.

.....  
*S' i' 'l dissi mai*, di quel ch'i' men vorrei  
piena trovi quest'aspra e breve via;  
*s'i' 'l dissi*, il fero ardor che mi desvia  
cresca in me quanto il fier ghiaccio in costei;  
*s'i' l dissi*, unqua non veggian li occhi miei  
sol chiaro o sua sorella,  
né donna né donzella,  
ma terribil procella  
qual Faraone in perseguir li Ebrei. (*Rime*, CCVI, 1—9 e 19—27).

A differenza della canzone CXXVII, nell'esempio citato le proposizioni principali ottative, con i predicati verbali al congiuntivo, conferiscono un tono emotivo insolito alla dizione poetica, appunto perché il continuo incalzare delle forme verbali al congiuntivo creano una forte tensione espressiva, messa in rilievo anche da diversi tipi di collocazione simmetrica. Il ritmo delle subordinate ipotetica è evidente; come è indubbio, beninteso, che alla disposizione ritmica delle subordinate corrisponda una identica simmetria nelle principali; inoltre si abbia presente una disposizione simmetrica anche nelle principali:

.....  
contra me s'arme ogni stella,  
e dal mio lato sia / paura e gelosia, /  
e la nemica mia / più feroce vèr me  
sempre e più bella.  
.....  
unqua non veggian li occhi mei /  
sol chiaro o sua sorella, / né donna né  
donzella, / ma terribil procella /  
qual Faraone in perseguir li Ebrei.



f) Vogliamo terminare i nostri esempi di ritmo e disposizione simmetrica con un passo caratteristico dei *Trionfi*; in esso troviamo cumulati i tratti caratteristici che abbiamo finora esaminato: *anafora* nelle proposizioni principali che non sono altro che SO ripetuto infinitamente; *simmetria* tra le congiunzioni che seguono SO e segnatamente COME che si attacca a SO direttamente, e che va ripresa anche separatamente sicché si stabilisce un parallelismo tra proposizioni subordinate che cominciano con COME:<sup>24</sup>

Or *so come* da sé 'l cor si disgiunge  
e *come* sa far pace, guerra e tregua,  
e coprir suo dolor, quand'altri il punge;

e *so come* in un punto si dilegua  
e poi si sparge per le guance il sangue,  
se paura o vergogna aven che 'l segua;

*so come* sta tra' fióri ascoso l'angue,  
*come* sempre tra due si vegghia e dorme,  
*come* senza languir si more e langue;

(.....)

So *com'*Amor sovra la mente rugge  
e *com'*ogni ragione indi discaccia;  
e *so in quante maniere* il cor si strugge.

(.....)

*so com'*Amor saetta e *come* vola  
e *so com'*or minaccia et or percote,  
*come* ruba per forza e *come* invola,

e *come* sono instabili sue rote,  
le mani armate, e gli occhi avolti in fasce,  
sue promesse di fé *come* son vóte,

*come* nell'ossa il suo foco si pasce,  
e ne le vene vive occulta piaga,  
onde morte e palese incendio nasce. (*Trionfi d'Amore*, IV,  
151—183).

È superfluo insistere sulla costruzione sciolta, poco compatta del passo, fondato sul parallelismo, sulla disposizione simmetrica, sull'enumerazione che consente un uso limitato di subordinate (una con QUANDO, nel terzo verso, una con SE e CHE nel sesto verso e una con ONDE nell'ultimo verso). Si notino *armate* e *avvolti*, i due soli participi passati, congiunti al sostantivo, in funzione attributiva, mentre mancano i gerundi e gli infiniti in sostituzione di proposizioni.

\*

<sup>24</sup> COME può mancare, perché sostituito con E, congiunzione copulativa che riallaccia la frase che introduce, a una frase subordinata, la cui congiunzione è COME.

Crediamo di aver portato un materiale dimostrativo sufficiente per poter confermare quanto abbiamo sostenuto nell cenno introduttivo rispetto alla posizione della costruzione sintattica della frase del Petrarca: una probabilmente voluta rinuncia alla struttura complicata ipotattica con diverse ramificazione collaterali e con uso copioso di congiunzioni di diverso carattere. Da questa posizione stilistica conseguono due cose: la scelta prosastica, discorsiva da un lato (prevalentemente nei sonetti) e le varie soluzioni simmetriche con la proliferazione di elementi lessicologici, dall'altro, quando si trattava (soprattutto nelle canzoni) di dover elevare il tono espressivo a livelli patetici e solenni.

## CONTRIBUTI ALLA STORIA DEL LESSICO POLITICO DEL SECOLO XIX

Di  
KATALIN REGŐCI

Sarebbe mia intenzione tracciare un quadro generale sull'evoluzione del lessico politico del secolo XIX. È sicuramente impossibile approfondire lo studio su tale argomento in un solo articolo, trattandosi di anni felici dal punto di vista dell'arricchimento del lessico, grazie alla fervida vita politica che in quel periodo si svolgeva in tutta Europa.

Dal 1815 non ci fu anno senza che s'alzasse una vampa rivoluzionaria. Or qua or là scoppiarono insurrezioni, rivoluzioni per ottenere la libertà, l'indipendenza. Il 1848 è sicuramente un anno memorabile per tutti i paesi europei, poiché fu l'anno in cui le lotte per la libertà raggiunsero il loro culmine. Dappertutto la lotta si conduceva seguendo i due metodi classici: lotta illegale, quando non c'era altra possibilità; legale quando essa diveniva possibile.

«Nei paesi liberi ci sono le parti<sup>1</sup> le quali sono pubbliche, e adoperano mezzi se non sempre onesti, almeno di un'apparenza legale. Nei paesi servi ci sono le sette, che sono segrete, e che, per ira e corruzione non badano troppo alla qualità dei mezzi. Le sette sono una necessità della servitù e cessano quando l'idea che le ha formate, non è più segreta, nè di pochi, ma pubblica e generale e deve diffondersi e volare per tutto» (Settembrini).

In molti paesi europei per lunghi decenni la cospirazione era il solo arengo, la sola forma in cui l'amor patrio poteva tradursi.

Leggendo la storia delle diverse nazioni troviamo molte somiglianze, sorti uguali, soprattutto nel secolo XIX, quando i vari popoli avendo gli stessi affanni, gli stessi scopi da raggiungere, si aiutarono a vicenda. Il popolo ungherese aveva molti legami, e da secoli, con il popolo italiano ma solo le grandi lotte del '48-'49 e del '59-'61 unirono le due nazioni in una cosciente fratellanza di popoli. «L'Italia e la nobile Ungheria sono ormai legate all'indissolubile nodo stretto insieme sui campi di battaglia della libertà» (Garibaldi).

La storiografia italiana e quella ungherese si occupavano e si occupano molto delle relazioni italo-ungheresi nelle lotte contro il potere asburgico, contro il nemico comune, oppure del modo in cui i patrioti di entrambi i paesi

<sup>1</sup> Parti nel significato di partiti.

cercarono di servire, con azioni comuni, la libertà, riconoscendo l'importanza della solidarietà.

Gli ungheresi vedevano chiaramente la connessione, non solo politica ma anche militare, della questione nazionale ungherese e di quella italiana. Sottolinearono che solo la scossa ricevuta aveva spinto l'Austria a tentare un accordo con gli ungheresi, ma nello stesso tempo affermarono che la resistenza dell'Ungheria aveva dato grandi possibilità al movimento unitario italiano, assorbendo grandi forze militari austriache, causando perdite enormi.

L'opinione pubblica ungherese si volge sin dal 1848, agli avvenimenti italiani. Il gennaio del 1848 e l'insurrezione siciliana danno ispirazione a Petőfi. Nello stesso gennaio egli scrive la poesia *Italia* nella quale fra l'altro si legge:

«Finalmente sono stanchi di strisciare per terra  
finalmente su balzano in piedi  
dai sospiri prorompe una tempesta.  
Ora non più le catene, or tinniscono le spade  
or non pallidi aranci, ma di rose vermiglie  
carichi si fanno gli alberi del sud.  
Sono i tuoi sacri gloriosi soldati  
aiutali, Iddio di libertà».<sup>2</sup>

Gli ungheresi più volte danno la prova che la causa italiana è anche causa ungherese. Ne è una dimostrazione un proclama pubblicato clandestinamente a Pest nel 1848. Quando l'Ungheria volle costruire un esercito Vienna rispose che quell'esercito avrebbe dovuto prima marciare contro l'Italia rivoltosa (erano avvenute le 5 giornate di Milano, la dichiarazione di guerra di Carlo Alberto ed anche i primi scontri sul Mincio). Ma in nome della nazione ungherese Kossuth dichiarò: «Fratelli italiani! Non dubitate dell'amicizia degli ungheresi! Pugnando per la libertà mai non possiamo nutrire verun sentimento d'odio contro di voi che intrepidi versate il vostro sangue in questi giorni di gloriosi combattimenti». Siamo nel luglio 1848 quando Petőfi canta così:

«L'Italia non ci ha mai fatto male, vuole come noi la libertà, non ci porteranno ad opprimerla, non ci metteremo mai piede». Non soltanto sommi poeti come Petőfi vennero ispirati dalle lotte svolte in Italia, ma il Risorgimento italiano si presenta e si esprime anche nella poesia popolare ungherese. Molte canzoni nate sulle labbra del popolo ricordano la figura eroica di Garibaldi, dal quale aspettavano che portasse le armi e la libertà per l'Ungheria. La letteratura popolare delle fiere fece conoscere quest'eroe fra masse sempre più larghe. Le rivoluzioni non raggiunsero il loro scopo, il mancato coordinamento dei movimenti nazionali italiano e ungherese, l'esistenza di contraddizioni interne negli stessi movimenti e molti altri fattori ostacolarono ciò.

<sup>2</sup> Traduzione di Folco Tempesti.

Queste vicende storiche, oltre che la fondazione delle società segrete, il formarsi di tendenze politiche, di raggruppamenti, di nuove istituzioni amministrative e l'inaugurazione del Parlamento, contribuirono al moltiplicarsi di vocaboli riferiti alla vita politica. Sia il linguaggio politico italiano che quello ungherese si arricchirono notevolmente nel secolo scorso, per questo è mio desiderio dimostrare, per quanto possibile, attraverso alcuni esempi tra i più caratteristici, in che misura si ingrandì il patrimonio lessicale della politica italiana. In diversi campi della politica sono nate parole nuove. Essendo vasto il campo della ricerca, ho preferito occuparmi di tre temi e cioè delle denominazioni delle società segrete, delle parole formate dai cognomi di personaggi famosi del secolo XIX, e dei neologismi della vita parlamentare.<sup>3</sup> Le sette portarono nomi svariati. Il nome aveva una grande importanza perché, essendo efficace, espressivo, era capace di attirare un gran numero di persone. Riconoscendo l'importanza della denominazione molte associazioni politiche presero nomi misteriosi, curiosi, dal significato poco chiaro. Ne do alcuni esempi a scopo illustrativo.

*Otto lettere* «Dalle otto lettere perché otto erano i misteri della setta a ciascuno dei quali corrispondeva appunto una lettera» (Guido Ghezzi). C'erano alcuni gruppi invece che avevano semplicemente il nome del loro capo. Per esempio *Branda* dal nome del capo, Branda Luciani. *Galline* erano gli esponenti di una setta chiamati così per l'ubicazione della sede che fu in una scuola prospiciente a Piazza delle Galline.

In altri casi i fondatori della *famiglia* (parola usata in quel tempo nel senso di setta) esprimevano nel nome dell'associazione l'aspirazione, lo scopo degli associati. Per esempio *Unità Latina*, *Vendicatore del Popolo*, ecc. La denominazione spesso era simbolica, presa dal gergo usato dagli adepti, come nel caso della *Carboneria* e della *Massoneria* (risorta a nuova vita nel 1860). Queste sette avevano un linguaggio tutto particolare, diffuso tra gli affiliati e comprensibile esclusivamente a loro, che davano un nuovo significato, un significato simbolico, a vocaboli di uso comune. Per esempio, nel linguaggio carbonaresco, *vendite* erano dette le associazioni locali, *baracche* erano i luoghi di convegno, *lupo del bosco* il tiranno da cacciar via, ecc.

Altre società ricevettero il loro nome dal colore del vestito, dal vestito stesso, da un distintivo, da un segno, da un simbolo adottato dai cospiratori.

*Neri* «I neri vestiti di nero, con baffi e basette e mosca sotto il labbro . . .» (D. Spadoni).

*Grandoni* detta così dalla foggia del copricapo adottata dai suoi membri.

<sup>3</sup> questo breve saggio è la riduzione della mia tesi di laurea. Nello scrivere tale lavoro ho esaminato prima di tutto le voci raccolte nella rubrica «Ospizio delle parole politiche perdute» di R. de Mattei pubblicata nei vari numeri della rivista «Lingua Nostra». Naturalmente, oltre a questi articoli ho consultato anche vari libri di storia della lingua italiana e numerosi saggi che trattano la storia dell'Italia.

*Tre colori* a causa dei tre laccetti di margherite di vetro o di fili di seta intrecciati fra loro e portati dai settari sul petto insieme ad un triangoletto, provvisto ad ogni vertice di una lettera.

La *Giovane Italia* invece era chiamata così perché radunava solo i giovani patrioti. «Nessun italiano poteva essere associato alla Giovane Italia se avesse oltrepassato i 40 anni d'età» (Cesare Spellanzon).

Il nome assunto dalle associazioni in molti casi rivela il carattere dell'organizzazione. Nel caso dei *Concistoriali*, *Sanfedisti*, *Trinitari*, è evidente il loro carattere conservatore e clericale. La denominazione *Calderari* segue lo schema semantico di «(Liberi) Muratori». Questa setta segreta era diretta contro i carbonari.

Altri nomi sono coniazioni dotte come per esempio *Adelfia*, *Guelfia*, dirette emanazioni della Carboneria.

Evidentemente numerosi nomi di sette e molte parole coniate dai loro membri restarono in uso finché esse erano in vita, cioè funzionavano, operavano. Molti nomi di sette sono ancor oggi largamente conosciuti grazie alla loro significativa attività storica, politica. (Per esempio: *Carboneria*, *Massoneria*). Così pure dicasi per gran parte del gergo da esse usato. Di partiti veri e propri possiamo parlare solo a partire dal 1848, ma nomi di tendenze e raggruppamenti appaiono ben prima. Alcune di queste denominazioni sono esclusivamente italiane, come: *sanfedista*, *albertista*. E così siamo arrivati al secondo grande campo che diede numerose parole al lessico politico, cioè esaminiamo attraverso pochi esempi illustrativi le parole nate dai nomi dei personaggi importanti del secolo passato. Un gran numero di personaggi fece rinomato, ben noto, il proprio nome, organizzando società politiche, promovendo moti, insurrezioni, lottando contro la dominazione straniera, combattendo per l'unificazione dell'Italia. Raggiunta l'unità, formato il primo Parlamento italiano, molti deputati e ministri diventarono famosi per la loro attività politica. Queste persone esercitavano una certa influenza sull'opinione pubblica, le loro azioni furono criticate, la loro politica e la loro dottrina venne accettata o rifiutata. Troviamo una valanga di voci derivate dai loro nomi. Queste voci spesso sono spregiative, scherzose, ironiche, cioè di varie sfumature, ed esprimevano la simpatia e l'antipatia sentita dal popolo nei confronti delle diverse figure della vita politica. I due grandi personaggi dai cui nomi si formarono parole nuove in maggior numero sono *Garibaldi* e *Mazzini*. Molti sostantivi personali, reali, astratti, numerosi aggettivi, verbi derivarono da questi due cognomi.

Vediamo alcuni esempi: *garibaldiano*, *garibaldista*, *mazzinardo*, *mazzinista*, ecc.

Voci spregiative: *garibaldiano*, *garibaldaggine*, *garibalderia*, *mazzineria*. Aggettivi: *garibaldesco*, *garibaldiano*, *mazziniano*, ecc.

Ma non soltanto questi due nomi subirono l'aggiunta di suffissi o prefissi

ma anche altri. Vediamone una piccolissima raccolta: *albertista*, *azeigliano*, *cavourrista*, *depretino* (voce scherzosa), *nicoterino*, *zamboniano*.

Sostantivi astratti: *coccapellerite* (termine politico-satirico), *lucianismo*, *nasismo*.

Qualche aggettivo: *lucianeggiante*, *pionesco*, *siccardiano*, *crispino*, *depretisino*.

Avverbio: *stradellinamente*, voce scherzoso-spregiativa.

Verbo: *discrisparsi*, pure è una parola che esprime disprezzo.

Composizione: *zanarchia*, con evidente accenno spregiativo all'anarchia.

Spesso avvenne che diedero soprannomi ai re o a personaggi conosciuti della storia e delle politica. Per esempio: *Re Tentenna*, *Italo Amleto* (Carlo Alberto), *il vinattier di Stradella* (Agostino Depretis).

Un grande avvenimento politico che introdusse neologismi nel linguaggio politico fu il formarsi del primo parlamento italiano. Nel lessico parlamentare italiano numerosissimi sono i francesismi ma non mancano neanche gli anglicismi. È difficile trovare, e forse impossibile, parole d'origine tedesca. Molti termini inglesi prima entrarono nel francese e tramite questo giunsero nella lingua italiana, così, nel caso dell'italiano, essi non sono più anglicismi ma francesismi.

Altre voci francesi sono invece d'origine latina e nel francese ricevettero un significato politico. Ecco un numero molto ridotto di francesismi penetrati nell'italiano nel corso del secolo scorso: *comunismo*, *comunista*, *destra*, *dimissionare*, *diplomazia*, *funzionare*, *funzionario*, *gabinetto*, *inchiesta*, *interpellare*, *nazionalismo*, *parlamentarismo*, *piattaforma*, *politicante*, *progetto di legge*, *questore*, *reazionario*, *reformista*, *socialismo*, *socialista*, *sottosegretario*, *urna*, *votare*, *votazione*, ecc.

*Nazionalismo*, *parlamentarismo* per esempio originariamente sono parole nate in Inghilterra. *Dimissionare*, *dimissione*, *diplomazia* invece sono state create in Francia da parole latine. Interessante, ma comprensibile che molti francesismi giunsero nell'italiano attraverso il piemontese, come ad esempio *questore*, dal francese «questeur».

I francesismi, in grande quantità, subirono un ulteriore sviluppo nell'italiano, essendo provvisti di nuovi suffissi. Per esempio: *moderame*, *liberastro*, *liberaloide*. È curioso il fatto che tutti questi vocaboli sono spregiativi. L'influenza della lingua francese si sentiva anche nella utilizzazione dei suffissi. Ma *-ista*, *-ismo* avevano grande fortuna anche nella formazione di parole di conio italiano, sull'esempio dei suffissi *-isme*, *-ist* largamente usati nel francese. Come: *antiperequazionista*, *trasformismo*, ecc.

Meno numerosi dei francesismi eppure abbondanti sono gli anglicismi. Un gruppo di parole giunse direttamente in Italia, senza tramite del francese. Molti esuli politici italiani si rifugiarono a Londra ed è risultato naturale, quindi, l'importazione di termini inglesi.

Dal punto di vista linguistico è palese che fra le parole adottate dall'italiano predominano i latinismi e le voci di formazione romanza. La maggioranza è costituita da vocaboli già esistenti nell'italiano con diverso significato. Per esempio: *opposizione*, *radicale*. Ci sono parecchie parole create dall'inglese con elementi latini come nel caso della: *coalizione* e del *repubblicanismo*.

Scarsissime sono le voci di struttura inglese, ma alcune hanno resistito come *club*. Altre furono invece, più o meno felicemente, sostituite da parole italiane: invece di *meeting* si usa *comizio*, al posto di *platform* si usa *piattaforma*.

Abbiamo detto che pochi termini inglesi arrivarono nell'italiano senza mediazione francese. Eccone qualche esempio: *opposizione*, *radicale*, *radicalismo*, ecc.

Parlando del lessico politico sarebbe assai erroneo sottolineare solo l'influenza francese ed inglese, dimenticando i termini attinti direttamente dal latino. Nella terminologia politica, soprattutto parlamentare, pullulano i vocaboli latini, o derivati dal latino, ai quali sono stati dati significati moderni in Inghilterra, in Francia o anche in Italia. *Referendum* voce usata prima in Francia, *ultimatum* deve la sua larga diffusione all'inglese. *Dimissione*, *interpellare*, *liberale*, *perequazione*, *plebiscito*, *prefetto* sono franco-latinismi, *radicale*, *repubblicano* sono anglo-latinismi, *candidato*, *sessione* sono italo-latinismi.

Copiose sono le parole derivate a base latina. Pochi esempi: *cesarismo*, *liberalismo*, *comunismo*, *socialismo* (create in Francia), *coalizione*, *radicalismo* (coniate in Inghilterra), *candidatura*, *regionalismo* (formate in Italia).

Le voci straniere accettate dall'italiano o vennero usate così come erano, conservando cioè il loro corpo fonico originale, o vennero adattate al sistema fonologico, morfologico dell'italiano. In altri casi vennero tradotte. Per dimostrare questo fatto osserviamo da questo punto di vista alcuni vocaboli: *forestierismi*: *budget* (fr.), *meeting* (ingl.), *platform* (anglo-am.), *referendum*, *ultimatum* (lat.).

Ma eccetto le parole latine neanche queste ebbero gran fortuna. *Prestiti*: adattamento fonologico — *mittinghe* d'origine toscana, senza fortuna.

Adattamenti fonomorfologici — dal fr. *inchiesta*, *monopolizzare*, *nazionalismo*, *nazionalizzare*, *sciovinismo*, *sovversivo*, *votare*, *votazione*, ecc.

*Calchi semantici*: *destra*, *gabinetto*, *interpellare*, *liberale*, *sinistra*, *urna*, ecc.

*Calchi traduzioni*: *piattaforma*, *portafoglio*, *sottosegretario*. Fra i neologismi del lessico politico dell'800 ci sono moltissimi internazionalismi, termini accolti in molte lingue europee (anche nell'ungherese) ed a volte non solo europee. Queste parole si radicarono fortemente nel linguaggio politico italiano. Ecco una «mini-raccolta» di internazionalismi ottocenteschi: *comunismo*, *comunista*, *diplomazia*, *documento*, *documentare*, *funzionare*, *funzionario*, *gabinetto*, *interpellare*, *interpellazione*, *liberale*, *liberalismo*, *monopolizzare*, *nazionalismo*, *nazionalista*, *nazionalizzare*, *nazionalizzazione*, *parlamentarismo*, *reazionario*, *referendum*, *sciovinismo*, *sciovinista*, *socialista*, *ultimatum*, ecc.



Tutti gli internazionalismi sono parole migranti per questo è difficile determinare, affermare con certezza, quale è la lingua mediatrice. Oltre il francese, l'inglese e il latino anche altre lingue prestarono parole all'italiano. Durante la colonizzazione dell'Africa vennero trasmessi alcuni vocaboli arabi, ad esempio:

*áscari, moretti*, voci che hanno anche in campo politico quasi lo stesso significato, cioè «venivano chiamati áscari i deputati delle maggioranze parlamentari senza programma, senza indirizzo, quindi sempre pronti a defezionare e lasciare in asso i governiche si basavano su di esse; l'espressione era legata alle prime esperienze fatte in Africa con le truppe indigene mercenarie» (Gramsci).

È palese che non solo le lingue straniere contribuivano all'arricchimento del lessico politico; nacque anche una grande quantità di parole di conio indigeno. Sono formazioni italiane per esempio i nomi delle sette, i vocaboli derivati dai nomi di personaggi della storia, della politica dell'Ottocento, le voci che indicano tendenze esclusivamente italiane, atteggiamenti di politici italiani, raggruppamenti parlamentari, parole che indicano la presa di posizione di certi politici, deputati, ministri, su determinate questioni politiche, i vocaboli con i quali vennero identificati i gruppi che si formarono durante le discussioni, le sedute parlamentari. Per esempio: *africanisti, condizionisti, federalisti regi, puritani parlamentari, regionisti, trasformismo, trasformati, vaticanism, vaticanisti*, ecc.

La maggioranza delle parole nuove è voce derivata mediante i suffissi largamente usati nel corso dei diversi secoli e mediante quelli venuti in moda nel secolo passato, l'altra parte dei vocaboli nuovi è risultato della composizione di due o più parole. Ecco una piccola raccolta di esempi per la derivazione: sostantivi personali: *dialogante, interferente, politicante, ministressa, interpellatrice*.

Numerosissimi sostantivi sono stati derivati mediante il suffisso *-ista*: *albertista, antiperequazionista, condizionista, garibaldista, mazzinista, regionista, sanfedista, vaticanista*; sostantivi reali: *moderame, garibaldaglia, radicanaglia* (spregg.); sostantivi astratti: *interferenza, interpellanza, comitato, presidentato, garibalderia, mazzineria, progresseria, moderazione, perequazione, riparazione, interpellamento, promulgamento*, ecc.

Tutti quei suffissi, che dettero vita alle parole sopradette, erano utilizzati nel corso di molti secoli. *-ismo*, così come *-ista* vennero più usati che nei secoli precedenti, ecco alcuni esempi: *garibaldismo, lucianismo, nazionalitarismo, vaticanism*, ecc.

Gli aggettivi vennero derivati con i suffissi seguenti: *-abile, -ale, -ile, -ano, -ario, -astro, -esco, -ico, -ino, -ivo, -oide, -one*, ecc. Esempi: *unificabile, costituzionale, concistoriale, azegliano, repubblicano, unitario, liberaastro, liberalesco, anticarbonico, codino, sovversivo, liberaloide, parruccone*, ecc. Molti sono

i verbi che terminano in *-izzare*, come: *militazizzare*, *monopolizzare*, *nazionalizzare*, *socializzare*, ecc. Fra i neologismi ottocenteschi troviamo molte parole composte, ad esempio: *anticarbonico*, *bicamerale*, *monocamerale*, *sottosegretario*, *mangiamoccoli*, *portafoglio*, *zanarchia*, *centrodestra*, *centrosinistra*, ecc.

Molte delle voci menzionate in questo breve saggio erano neologismi nel secolo passato. Una parte di queste parole non viene più usata nei nostri giorni o viene utilizzata con un significato ben diverso da quello originale. Molte di esse sono ormai arcaismi, come per esempio le parole create dai nomi di personaggi famosi dell'800, e le denominazioni delle sette vengono serbate solo dai libri di storia e non dalla lingua viva.

È interessante notare che le parole straniere entrate nel linguaggio politico italiano hanno una vita molto più lunga di quelle formate in Italia. Le voci straniere, radicate così profondamente nella lingua, sono internazionalismi e indicano tendenze, partiti, istituzioni, ecc. che sono ancor oggi in vigore. Mentre i vocaboli di conio indigeno indicarono gruppi transitori, tendenze esclusivamente italiane che nel corso degli anni andarono smarriti.

Moltissime sono le voci di una certa carica affettiva, cioè pullulano i vocaboli spregiativi, polemico-scherzosi. È da notare la differenza fra il linguaggio politico del periodo della lotta illegale e quello della lotta legale. Le voci formate durante la lotta clandestina sono spesso irreali, misteriose, comprensibili solo ad un ristretto numero di persone, agli appartenenti alle sette. Le cause dell'insuccesso e dello scioglimento di molte società segrete si devono, fra l'altro, alla mancanza di contatto con le masse, al loro isolamento, dovuto anche all'incomprensibile linguaggio da esse usato.

Evidentemente questi vocaboli non poterono vivere a lungo. Di solito si trattava di parole prese dal linguaggio comune che vennero munite di un significato politico, per esempio: *carbonaro*, *anticarbonico*, ecc.

Le voci coniate nell'epoca della lotta legale sono più reali e per questo ebbero più fortuna, ma anche qui abbondano quelle di carica emotiva: *parruccone*, *mangiamoccoli*, *liberaloide*, *moderame*, ecc.

Nonostante la loro carica affettiva questi vocaboli sono rimasti a lungo nell'uso, come ad esempio *parruccone*, *mangiamoccoli*, vengono usate anche oggi con un senso più o meno identico a quello ottocentesco. Tra le voci del lessico politico create in Italia poche sono quelle dotte, cioè parole prese dal latino; la maggioranza — almeno quelle da me raccolte — è coniata, creata dal popolo, per questo ci sono in gran numero vocaboli scherzosi, polemici, spregiativi.

Tutto ciò dimostra che le grandi masse si interessarono sempre più della vita politica del Paese, seguirono cioè con maggiore interesse le azioni del parlamento e dei loro politici. Fabbricando parole con le quali esprimevano le loro simpatie ed antipatie verso gli atteggiamenti dei politici, gli italiani mostrarono la loro attiva partecipazione alla vita politica.

Indubbiamente quelle voci che si riferivano ad una situazione transitoria, ad un determinato atteggiamento politico di poca durata, restarono in uso, in circolazione, finché non persero la loro attualità. I vocaboli creati dai ceti medi, che non sono termini tecnici della vita politica, appena perdono la loro attualità vengono dimenticati. Di solito essi hanno una vita molto meno lunga delle parole dotte che formano la base del lessico politico e indicano cose fondamentali.

Quindi, come risulta evidente anche da questo breve saggio, la terminologia politica del secolo scorso si arricchì notevolmente a causa delle vicende turbinate della storia ed a causa della formazione di nuove istituzioni amministrative e politiche.



## CHRONICA

### DAS GRIMMSCHE WÖRTERBUCH IN GESCHICHTE UND GEGENWART

Von

J. DÜCKERT

(Berlin, DDR)

Das Deutsche Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm — im folgenden DWB genannt — lag 1960 nach einer Erscheinungszeit von 108 Jahren abgeschlossen vor. Es umfaßt 32 starke, enggedruckte Bände mit insgesamt 67744 Druckspalten. Seine Begründer hatten seinen Umfang zunächst auf 6 bis 7 solcher Bände, die Arbeitszeit auf höchstens 10 Jahre veranschlagt.

Jacob Grimm hat das DWB ein 'vaterländisches werk'<sup>1</sup> genannt. In einer Zeit der politischen Zerrissenheit Deutschlands war ein solches Werk geeignet, dem erstarkten Nationalgefühl und dem Einigungsstreben durch Besinnung auf die gemeinsame Sprache und deren Geschichte neue Impulse zu geben. Der Gedanke eines deutschen Wörterbuchs kam nicht von den Brüdern Grimm selbst. Der Anlaß war ein äußerer. Ernst August, König von Hannover, hatte am 1. November 1837 'die durch seinen vorgänger gegebne, im lande zu recht beständige und beschworne verfassung'<sup>2</sup> eigenmächtig aufgehoben. Gegen diesen Verfassungsbruch protestierten sieben Göttinger Professoren, die sich an ihren auf das Grundgesetz geleisteten Eid gebunden fühlten, unter ihnen Jacob und Wilhelm Grimm. Sie wurden ihrer Ämter enthoben. Die Hoffnung auf eine baldige neue Berufung erfüllte sich nicht. Keine der deutschen Regierungen zeigte sich geneigt, den Gemaßregelten eine Stellung anzubieten. Im Volk, insbesondere im fortschrittlichen Bürgertum, wurde den 'Göttinger Sieben' jedoch allenthalben Sympathie entgegengebracht, sog. Göttinger Vereine entstanden, Geld wurde gespendet, um den Entlassenen die materielle Existenz zu sichern: 'in dieser zugleich drückenden und erhebenden lage, da den geächteten die öffentliche meinung schützend zur seite trat, geschah uns von der weidmannschen buchhandlung der antrag, unsere unfreiwillige musze auszufüllen und ein neues, groszes wörterbuch der deutschen sprache abzufassen'.<sup>3</sup> Nach anfänglichem Zögern fanden die Brüder Grimm die angetragene Arbeit zeitgemäß. Sie machten das Werk zu ihrem eigenen Anliegen. Im Herbst 1838 fixierte Salomon Hirzel, Mitinhaber der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig und Mitbegründer des Leipziger 'Göttinger Vereins', mit Jacob Grimm die einzelnen Punkte des Verlagsvertrages. Die Sammlung des Belegmaterials wurde unverzüglich in Angriff genommen. 1851 begann die Ausarbeitung des Wörterbuchs. Anfang Mai 1852 erschien die erste Lieferung.

Das Erscheinen des DWB bedeutet in der Geschichte der deutschen Lexikographie den Beginn einer neuen Epoche. Die Fortschritte der deutschen

<sup>1</sup> J. Grimm: DWB 1. Einleitung, Sp. LXVIII.

<sup>2</sup> Ebd., Sp. I.

<sup>3</sup> J. Grimm: DWB 1. Einleitung, Sp. I.

Grammatik und der vergleichenden Sprachwissenschaft gaben dem Werk eine wissenschaftliche Grundlage, wie sie allen Vorgängern fehlte. Der Linie der normativen Lexikographie, die in der Zeitspanne der Herausbildung literatursprachlicher Normen eine wichtige Funktion hatte — sie gipfelt in Adelungs Grammatisch-kritischem Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart<sup>4</sup> —, trat im DWB ein Wörterbuch gegenüber, das sich nicht zum Ziel setzte, den Benutzer über das Sprachrichtige, Zulässige bzw. Unzulässige zu belehren, sondern Gebrauch und Entwicklung der Wörter zu beschreiben und aus Quellen der älteren und neueren Sprache zu belegen. 'Wir wollen kein Gesetzbuch machen. . . Unser Werk wird . . . eine Naturgeschichte der einzelnen Wörter enthalten', sagte Wilhelm Grimm auf der Germanistenversammlung in Frankfurt am Main 1846.<sup>5</sup> Auf der Grundlage des von den Brüdern Grimm und ihren Helfern gesammelten Belegmaterials ließ sich dieses Programm jedoch nur bedingt verwirklichen. Die Materialsammlung, an der etwa 90 Helfer teilnahmen, erbrachte aus älteren und neueren Quellen über 600 000 Belege, eine relativ schmale Grundlage für ein Wörterbuch, das sich nach Jacob Grimms Worten über 'die gesamte hochdeutsche schriftsprache von der mitte des funfzehnten jahrhunderts an bis auf heute',<sup>6</sup> das bedeutete etwa bis Goethe, erstrecken sollte. Die Angaben zu den einzelnen Stichwörtern sind daher in den Anfangsbänden des Wörterbuchs, die noch von den Brüdern Grimm bearbeitet wurden, oft unzureichend. Moriz Heyne, einer der Fortsetzer des Wörterbuchs nach dem Tode der Brüder Grimm, äußert sich über das von den Brüdern Grimm hinterlassene Belegmaterial folgendermaßen: 'dieser zettelapparat . . . ist so lückenhaft, und zum theil auch so unzuverlässig, dasz die fortsetzer des Grimm'schen wörterbuches überwiegend (unter 100 fällen durchschnittlich 80 mal) darauf angewiesen sind, sich die belegstellen selbst herbeizuschaffen'.<sup>7</sup>

Die Brüder Grimm konnten nur das erste Viertel des Wörterbuchs, bis zum Worte *Frucht*, bearbeiten. Nach Jacob Grimms Tod 1863 — Wilhelm Grimm war bereits 1859 gestorben — setzten andere das Werk fort, die die Materialbasis z. T. wesentlich, aber ungleichmäßig erweiterten. Damit wurde eine eingehendere Darstellung möglich, differenziertere lexikographische Methoden wurden entwickelt. Nachhaltigen Einfluß auf die spätere Arbeit gewann die worthistorische Forschungsweise Rudolf Hildebrands. Hildebrand war Lehrer an der Thomasschule in Leipzig, später Professor an der Leipziger Universität. Für das DWB war er seit Beginn des Drucks als Korrektor und Helfer tätig. Jacob Grimm sah in ihm den geeigneten Fortsetzer des Werks. 'Hildebrand ließ die dem wörterbuch nach seinem ursprünglichen plane gezogenen grenzen völlig außer acht, er arbeitete ohne jede rücksicht auf die möglichkeit einer vollendung des ganzen werkes, dafür aber stellte er mit dem bande K . . . ein muster wissenschaftlicher lexikographie größten stils auf'.<sup>8</sup> Ihm wurde das Wörterbuch 'zu einem Compendium des neueren, ja fast des ganzen deutschen Sprachschatzes überhaupt . . ., das Niederdeutsche, die Mundarten miteingeschlossen'.<sup>9</sup>

<sup>4</sup> 1774—86; 2. Aufl. 1793—1801.

<sup>5</sup> W. Grimm: Kleinere Schriften. Hg. v. G. Hinrichs. Bd. 1. Berlin 1881, S. 513.

<sup>6</sup> J. Grimm: DWB 1, Einleitung, Sp. XXXIV.

<sup>7</sup> DWB 6, Vorwort.

<sup>8</sup> R. Meißner in: Preußische Jahrbücher. Hg. v. H. Delbrück. Bd. 142. Berlin 1910, S. 68.

<sup>9</sup> Arthur Hübner: Kleine Schriften zur deutschen Philologie. Hg. v. H. Kunisch u. U. Pretzel. Berlin 1940, S. 38.

Das DWB litt jedoch an einem entscheidenden Mangel. Als einem reinen Verlagsunternehmen fehlte ihm bis in den Anfang unseres Jahrhunderts eine wissenschaftliche Zentrale, deren Aufgabe es u. a. hätte sein müssen, das Belegmaterial für alle Wörterbuchbearbeiter zentral zu beschaffen und für eine gewisse Einheitlichkeit der Bearbeitung zu sorgen. So arbeitete jeder Bearbeiter auf eigene Faust. In den Teilen des Wörterbuchs, die in der Zeitspanne von Jacob Grimms Tod bis zum Anfang unseres Jahrhunderts bearbeitet wurden, finden sich die größten Unterschiede in der Darstellungsweise. Neben Bänden, die z. T. auf Grund von Materialmangel verhältnismäßig knapp ausfallen und dem von den Brüdern Grimm eingehaltenen Maß nahebleiben — es handelt sich um die Teile *H—J* und *L—Q* —, stehen Partien von ungewöhnlicher Breite. So füllt die von Hermann Wunderlich, Professor in Heidelberg, später Bibliothekar in Berlin, bearbeitete Strecke *Getreide* — *gewöhnlich* einen ganzen Band. Auch in ihrer inneren Anlage zeigen die Bände dieser Periode starke Unterschiede. Die Darstellung des semantischen Befundes wird z. T. überlagert durch formale und Sachgesichtspunkte sowie durch eine unangebrachte Systematik im Artikelaufbau. Beispielsweise sah es Wunderlich als eine der Hauptaufgaben des DWB an, einer 'tiefer greifenden deutschen stilistik in die hand zu arbeiten'.<sup>10</sup> Er legte daher größten Wert auf die Darstellung der einzelnen Verbindungen, die ein Wort eingehen kann. Das hatte Folgen nicht nur für den Umfang der von ihm verfaßten Artikel, sondern auch für deren Aufbau.

Unter den Fortsetzern des DWB, die auf die Brüder Grimm folgten, galt Hildebrands 'großer Stil' als unerreichbar, aber auch, wenn man an eine Beendigung des Werks in absehbarer Zeit dachte, als nicht unbedingt nachahmenswert. Moriz Heyne, der neben Rudolf Hildebrand besondere Erwähnung verdient, gab dem Wörterbuch, was des Wörterbuchs ist. Heyne war Professor in Basel, später in Göttingen. Anders als Hildebrand war er 'nicht der Mann der unermüdlichen Kleinarbeit, der philologischen Sauberkeit, aber von beispielloser Energie, immer sich und seine Mitarbeiter vorwärtsdrängend auf der dem Wörterbuch gewiesenen Straße'.<sup>11</sup> Er gründete 1889 das erste Wörterbuchkollektiv in der Geschichte des DWB. Im Vorwort zum 8. Bd. schreibt er: 'kollektivarbeit war ja schon die fortsetzung des werkes nach dem tode der begründer gewesen, derart, dasz jeder bearbeiter seines teils selbständig eigene wege gieng; es kam nun darauf an, eine solche arbeit so zu regeln, dasz sie einheitlicher leitung unterstand'. Als in der 90er Jahren Hildebrand und andere Bearbeiter starben, geriet das Wörterbuch in eine schwere Krise und drohte als Torso steckenzubleiben, zumal um die Jahrhundertwende der Plan eines Thesaurus der deutschen Sprache auftauchte, der dem Interesse am DWB Abbruch tat. Über diese Krise haben vor allem Heyne und sein Göttinger Arbeitskreis das Wörterbuch hinübergerettet.

1908 trat ein grundlegender Wandel in der Wörterbucharbeit ein, als die Akademie der Wissenschaften zu Berlin, in ihrem Auftrage die Deutsche Kommission, die wissenschaftliche Leitung übernahm, in Göttingen eine Zentralsammelstelle einrichtete und die Zahl der Wörterbuchbearbeiter — auf fünfzehn — erhöhte. Damit hatte das DWB erstmalig seit dem Tode der Brüder Grimm eine wissenschaftliche Zentrale. Die Deutsche Kommission

<sup>10</sup> DWB 4, 1, 3. Vorwort.

<sup>11</sup> R. Meißner in: *Preußische Jahrbücher*. Hg. v. H. Delbrück. Bd. 142. Berlin 1910, S. 69

verzichtete zwar auf eine streng einheitliche Redaktion, ergriff jedoch eine Reihe von Maßnahmen, die eine gewisse Gleichmäßigkeit der Bearbeitung, eine Straffung der Darstellung gewährleisten sollten. Es wurde ein Normalmaß festgesetzt, das einer zu breiten, unübersichtlichen Darstellung entgegenwirken sollte, es wurden Grundsätze für die Kürzung von Artikeln aufgestellt, der wissenschaftliche Leiter der Zentralsammelstelle las regelmäßig eine Fahrenkorrektur und griff gegebenenfalls ein. — Die von der Göttinger Zentralsammelstelle unter Mitwirkung aller germanischen Seminare Deutschlands und mehrerer des deutschsprachigen Auslands hauptsächlich in der Zeit von 1908–1912 durchgeführte Belegsammlung für die damals noch bestehenden Lücken im Wörterbuch erbrachte ein Material von 2 Millionen Belegzetteln, eine tragfähige Grundlage für die Bearbeitung des noch Ausstehenden (*U*, *X*, *Y*, *Z* und Teile von *G*, *S*, *T*, *V*, *W*).

In einem entscheidenden Punkt ließ es die Wörterbuchreform von 1908 jedoch beim alten. Die Bearbeiter, die jeweils größere alphabetische Abschnitte übernommen hatten, waren fast alle nur nebenamtlich für das Wörterbuch tätig. Eine Arbeitsstelle mit Assistenten und einem Leiter gab es nicht. Vor allem in diesem Punkte mußte eine erneute Reform Abhilfe schaffen. Diese Reform wurde 1930 unter der Leitung Arthur Hübners, Professor an der Berliner Universität, durchgeführt. Eine Arbeitsstelle wurde in Berlin eingerichtet, in der sich jüngere Kräfte unter der Leitung eines erfahrenen Lexikographen hauptamtlich der Wörterbucharbeit widmeten. Hier bildete sich unter einer straffen Redaktion, die dem Werk zu seinem Schaden bislang gefehlt hatte, jener relativ einheitliche Arbeitsstil heraus, der für die letzten drei Jahrzehnte der Tätigkeit am DWB im wesentlichen bestimmend wurde und an den auch die Neubearbeitung anknüpft. Die Jahresleistung stieg bis auf 10 Lieferungen. Das war mehr, als zuvor jemals erreicht worden war. Der Abschluß des Werks schien greifbar nahe. Aber wie der 1. Weltkrieg eine lange Zeit des Niederganges der Arbeiten am DWB eingeleitet hatte, so machte jetzt der 2. Weltkrieg alle Berechnungen zunichte.

In der DDR erhielt das DWB nach einer wechselvollen, von Krisen und Kriegen bedrohten Entwicklung erstmalig eine gesicherte Perspektive. Ab 1952 bildete es unter der Leitung von Theodor Frings eine eigene Abteilung innerhalb des neu gegründeten Instituts für deutsche Sprache und Literatur der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Während eine seit 1946 in Göttingen bestehende Arbeitsstelle nur etwa ein Viertel des noch Ausstehenden bearbeitete, hatte die Berliner Arbeitsstelle, die großzügig ausgebaut wurde und bis zu 20 Assistenten zählte, den Hauptanteil an der Beendigung des Wörterbuchs (1960).

Als der Abschluß des DWB in greifbare Nähe gerückt war, wurde (1957) beschlossen, die — bereits von Jacob Grimm ins Auge gefaßte — Neubearbeitung auf die besonders materialarmen Anfangsteile *A–F*, die zu dieser Zeit hundert Jahre alt waren, zu beschränken, um den schwerwiegendsten Mangel, der die Benutzung des Gesamtwerks noch behinderte, zu beheben. Mit der Neubearbeitung der ältesten Bände sollte erreicht werden, daß das DWB seiner Funktion als wortgeschichtliches Grundlagenwerk in allen seinen Teilen, wenn auch mit Unterschieden, gerecht werden kann. Linguisten, insbesondere Lexikographen, Wortkundler und Sprachhistoriker, brauchen das DWB als Auskunftsmittel und als Grundlage für weiterführende Arbeiten. So konsultieren, um nur einige Benutzer zu nennen, die Bearbeiter des Goethe-Wörter-



buchs (1966 ff.) und des von R. Klappenbach und W. Steinitz herausgegebenen Wörterbuchs der deutschen Gegenwartssprache das DWB; für die im Bereich Sprachgeschichte des Zentralinstituts für Sprachwissenschaft der Akademie der Wissenschaften der DDR soeben abgeschlossenen Arbeiten 'Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache auf der lexikalischen Ebene' wurde es laufend herangezogen. Zu seinen Benutzern gehören aber z. B. auch Editoren, die einen Text kritisch herausgeben und sprachlich kommentieren wollen, und nicht zuletzt Historiker verschiedener Fachrichtungen. Denn da sich gesellschaftliche, wirtschaftliche und kulturelle Verhältnisse und Veränderungen im Wortschatz vielfältig widerspiegeln, ist das DWB nicht nur ein Instrument der Sprachforschung, sondern zugleich eine Dokumentation besonderer Art für die Geschichte des deutschen Volkes.

Die Benutzer des DWB sind aber nicht nur Wissenschaftler. Der Zugang zu ihm steht jedem offen, der am Wortschatz der deutschen Schriftsprache und seiner historischen Entwicklung interessiert ist. Dazu gehören beispielsweise Schriftsteller. Genannt seien aus einer Reihe bekannter Autoren der Vergangenheit Rilke, Hermann Hesse und Thomas Mann, von Schriftstellern der DDR Erwin Strittmatter. Gerade von Schriftstellern hatte Jacob Grimm eine Bereicherung der Gegenwartssprache aus dem DWB erhofft; 'ich meine', schrieb er an Lachmann,<sup>12</sup> 'alle wörter von schönheit und kraft seit Luthers zeit dürfen zur rechten stunde wieder hervorgeholt und neu angewandt werden; das soll als erfolg und wirkung des wörterbuchs bedacht werden, daß die schriftsteller daraus den reichthum der vollkommen anwendbaren sprache ansehen und lernen.' Mag auch der eine oder andere Schriftsteller aus der Fülle versteckten und verschollenen Sprachbesitzes, der im DWB jedermann zugänglich gemacht wurde, einzelne Wörter erneuert haben, so hat doch Jacob Grimm zweifellos die Breitenwirkung des DWB, das er bildlich als eine allen Deutschen aufgetane Sprachhalle sah, überschätzt. Ein Buch, das abends in der Familie gelesen wird, ist es nicht geworden und konnte es seiner Anlage nach auch nicht werden. Uns ist das DWB in erster Linie ein Werk der wortgeschichtlichen Grundlagenforschung und zugleich ein verpflichtendes Erbe, dessen teilweise Neubearbeitung in der Sprachgeschichtsforschung der DDR ihren festen Platz hat.

Vom 25.—28. September 1963 fand anlässlich des 100. Todestages Jacob Grimms im Institut für deutsche Sprache und Literatur der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin eine internationale 'Konferenz über das Grimmsche Wörterbuch' statt, an der zahlreiche Germanisten und Lexikographen des In- und Auslandes teilnahmen. Das Programm der Neubearbeitung der Teile A—F, das von den Konferenzteilnehmern an Hand des ihnen vorgelegten Probeheftes<sup>13</sup> diskutiert wurde, fand allgemeine Zustimmung. E. Öhmann (Finnland) nannte in einer Rezension das Erscheinen der 1. Lieferung 'ein Ereignis ersten Ranges in der . . . Welt der deutschen Philologie'.<sup>14</sup>

Als mit der Neubearbeitung begonnen wurde, galt es, die in der über hundertjährigen Geschichte des Wörterbuchs erworbenen Erfahrungen und die

<sup>12</sup> Brief vom 24. — 31. August 1838, in: Briefwechsel der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm mit Karl Lachmann. Hg. v. K. Leitzmann. Jena 1927, Bd. 2, S. 688.

<sup>13</sup> Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Neubearbeitung. Hg. von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Probeheft zum 100. Todestag Jacob Grimms. Leipzig 1963.

<sup>14</sup> DLZ 87 [1966], Sp. 1078.

großen Fortschritte, die die Sprachwissenschaft seit den Tagen der Brüder Grimm gemacht hatte, zu verwerten. Alte Fehler, wie sie im 19. Jh. mit dem Fehlen einer zentralen wissenschaftlichen Leitung und der Zersplitterung der Kräfte gemacht worden waren, durften nicht wiederholt werden. An der Arbeitsstelle (mit hauptamtlichen Mitarbeitern) als der für den kontinuierlichen Fortschritt der Arbeiten und die einheitliche Darstellungsweise entscheidenden Organisationsform mußte festgehalten werden. Es durfte nicht noch einmal auf einer zu schmalen Beleggrundlage mit der Ausarbeitung begonnen werden. Die Belegsammlung hatte zentral zu erfolgen. Sie war bereits zu Beginn der 50er Jahre angelaufen und erstreckte sich zunächst noch auf das ganze Alphabet, wurde später aber auf die neu zu bearbeitenden Anfangsteile eingeschränkt.

Für diese Sammlung konnte die von der Zentralsammelstelle in Göttingen 1908 ff. durchgeführte Materialsammlung nicht zum Vorbild dienen. Sie war übereilt erfolgt. Man plante damals, die noch bestehenden Lücken im Wörterbuch in längstens 15 Jahren auf der Grundlage jener Sammlung zu schließen. Über die Auswahl der Quellen entschied mehr die literarische Geltung als die sprachliche Bedeutung. Das 18. und 19. Jh., besonders die Zeit von der Mitte des 18. Jhs bis zur Romantik, war infolgedessen reich im Belegmaterial vertreten, die früheren Jahrhunderte, namentlich das 15. und 17., wesentlich schwächer. Für die historische Darstellung der Wörter, ihrer Bedeutungen und Verwendungsweisen im DWB wäre aber gerade ein tragfähiges Material für die ältere Sprache erforderlich gewesen. Mit dem gesammelten Material war vor allem die Sprache der schönen Literatur erfaßt. Die Zentralsammelstelle hat durch Auswertung von Wörterbüchern und anderen Quellen einen gewissen Ausgleich zu schaffen gesucht, ohne doch dem Material in vollem Maße die wünschenswerte Abrundung geben zu können. Auch hinsichtlich der landschaftlichen Streuung ließ das Material z. T. zu wünschen übrig.

Für die Neubearbeitung des DWB war ein in jeder Hinsicht ausgewogenes Material zu schaffen, in geographischer und historischer Beziehung wie in bezug auf die in ihm vertretenen Literaturgattungen und Autoren und damit in soziologischer Hinsicht. Der damalige Leiter der Berliner Arbeitsstelle des DWB sagte 1952: 'Wir werden dafür Sorge tragen, daß das Belegmaterial nicht wie bisher einer auf den Kopf gestellten Pyramide gleicht, sondern daß das Fundament verbreitert wird . . . Wir werden die schöngeistige Literatur nicht außer acht lassen, aber wir werden die Wetter-, Vieh- und Arzneibüchlein, die Kochbücher und Zunftrollen, die Kleiderverordnungen und Briefsammlungen, die Flugschriften und Zeitungen der Frühzeit weit mehr heranziehen als es bisher geschehen ist. Vor allem wird unsere Aufmerksamkeit dem 15. Jahrhundert gelten, damit dieses Niemandsland nicht weiter im Dunkel bleibt.'<sup>15</sup>

Die Quellenlage hatte sich seit der Zeit der Brüder Grimm in hundert Jahren intensiver Editionstätigkeit wesentlich verbessert. Zahlreiche Texte waren herausgegeben worden und konnten für das Wörterbuch ausgewertet werden. Wie bei früheren Belegsammlungen wurde auch bei dieser Sammlung auswählend vorgegangen, d. h. aus jeder Quelle wurde eine repräsentative Auswahl von Belegen ausgeschrieben. Seit dem Übergang zur xerographischen Repro-

<sup>15</sup> B. Beckmann in: Das Institut für deutsche Sprache und Literatur. Vorträge gehalten auf der Eröffnungstagung. Berlin 1954, S. 128 f.

duktion der Quellen wird ein Beleg pro Halbseite elegiert. Diese Sammlung dient der Ergänzung des im wesentlichen schon tragfähigen Belegmaterials.

Heute, ca. 25 Jahre nach Beginn der Belegsammlung kann gesagt werden, daß die Materialgrundlage für die Neubearbeitung der Teile *A—F* des DWB durchweg gut ist. Die folgenden Ausführungen beziehen sich speziell auf den Aufbau des Archivs in der Berliner Arbeitsstelle des DWB. Bedingt durch die Quellenlage, ist das Material nicht durch alle Jahrhunderte gleich dicht, es gibt sog. Materialberge im 16. und 19. Jh., aber es gibt keine Zeitabschnitte mehr, für die Materialmangel herrscht. Für das 15. Jh. werden wir die Beleggrundlage noch etwas verbessern. Im 19. Jh. haben wir gerade in größerem Umfang republikanisch-demokratische Literatur (z. B. Wilhelm Schulz), Dokumente der frühen Arbeiterbewegung und sozialistische Autoren (z. B. Weitling, Bebel, W. Liebknecht) exzerpiert. Ferner ist natürlich laufend für die Gegenwart Belegmaterial zu sammeln, um die neuesten Entwicklungen im Wortschatz einzufangen; denn das DWB stellt die Entwicklung der Wörter jeweils bis zur unmittelbaren Gegenwart dar. Außerdem ist noch in gewissem Umfang auf Fachwortschatz, soweit er in die Allgemeinsprache hineinreicht, zu achten. Es ist auch immer von neuem zu prüfen, ob dieser oder jener Autor als Repräsentant eines bestimmten Zeitabschnitts, einer Landschaft oder Sprachschicht schon ausreichend in unserem Archiv vertreten ist. Dabei geht es nicht nur um seinen literarischen Rang, denn auch das Zweit- und Drittrangige kann sprachlich aufschlußreich sein.

Das Berliner Archiv umfaßt heute von *A—Z* etwa 3,5 Millionen Belege aus annähernd 4000 Quellen. Für die Anfangsbuchstaben *A—C*, die von der Arbeitsgruppe Historische deutsche Wortforschung im Zentralinstitut für Sprachwissenschaft der Akademie der Wissenschaften der DDR neubearbeitet werden, sind allein ca. 2,5 Millionen Belege vorhanden. Das von der Arbeitsstelle Göttingen für die dort neuzubearbeitenden Teile *D—F* gesammelte Material hat etwa dieselbe Größenordnung. Der beiden Archiven zugrunde liegende Quellenbestand ist weitgehend der gleiche. — Die in Berlin seit 1952 gesammelten Belege nennen wir das Grundmaterial. Dieses Material bedarf für jeden Arbeitsabschnitt der Ergänzung durch das Zusatzmaterial. Da das Grundmaterial im wesentlichen in der zweiten Hälfte des 15. Jhs, also bald nach dem Beginn der frühneuhochdeutschen Periode einsetzt, muß es nach vorn durch mittel- und althochdeutsche, mittel- und altniederdeutsche Belege ergänzt werden, aber auch für die Zeit vom 15. Jh. bis zur Gegenwart gewinnen wir zusätzliches Material. Unsere Hauptquellen dafür sind Wörterbücher und Lexika: die Wörterbücher der älteren deutschen Sprachperioden (mhd., mnd. usw.), allgemeinsprachliche Wörterbücher seit den Frühdrucken, Wörterbücher zu einzelnen Autoren, Regional- und Mundartenwörterbücher, insbesondere solche, die historisches Belegmaterial enthalten, Fachwörterbücher und Sachlexika. Wichtiges Zusatzmaterial, insbesondere für das Mittelhochdeutsche, erhalten wir auch aus zahlreichen Textglossaren, Wortregistern, Stellenverzeichnissen. Wir konsultieren regelmäßig die an der Akademie der Wissenschaften der DDR vorhandenen Archive: die Kartei des Wörterbuchs der deutschen Gegenwartssprache, das Archiv des Goethe-Wörterbuchs, das Marx—Engels-Archiv und — gegebenenfalls — das Archiv der deutschen Tiernamen. Ferner benutzen wir das in Hamburg befindliche frühmittelhochdeutsche Material. Wir müssen den ganzen Kreis der sprachwissenschaftlichen, insbesondere lexikologischen Literatur abschreiten, denn auch an entlegener Stelle

können wir neues Material und wichtige Hinweise finden. In großem Umfang haben wir daher wissenschaftliche Literatur zur deutschen Wortforschung für den Bereich *A—F* systematisch ausgewertet. Wir können uns auf eine ausgezeichnete Spezialbibliothek stützen.

Die Neubearbeitung der Teile *A—F* erfolgt in innerem Anschluß an die zuletzt erschienenen Bände des DWB. Sie verzeichnet den Wortbestand der hochdeutschen Schriftsprache von der Mitte des 15. Jhs, also etwa vom Beginn des Buchdrucks, bis zur unmittelbaren Gegenwart in allen sprachüblichen Erscheinungen vollständig. Es werden dabei nicht nur die Wörter behandelt, die noch heute in Gebrauch sind, sondern ebenso auch solche, deren Gebräuchlichkeit auf einen historischen Abschnitt, z. B. das 16. Jh., beschränkt ist; das ist um so wichtiger, als das Frühneuhochdeutsche lexikographisch nur ungenügend erschlossen ist. Ältere Wörter, die nach der Mitte des 15. Jhs nicht mehr belegt sind, bleiben dagegen unberücksichtigt; dasselbe gilt von niederdeutschen Wörtern, die hochdeutsch nicht vorkommen.

Der Kompositionsfreudigkeit der deutschen Sprache entsprechend, werden Zusammensetzungen reichlich aufgenommen. Ist zu einem Wort eine größere Zahl von Zusammensetzungen gebildet worden, in denen unterschiedliche Kompositionstypen vorkommen, so werden vor Beginn der alphabetischen Komposita-Reihe Typenübersichten — in Kleindruck — gegeben. In den bisher erschienenen Lieferungen der Neubearbeitung ist das z. B. bei den Zusammensetzungen mit *Abend-* und *aber-* der Fall. Bei besonders langen Reihen von Komposita, z. B. bei den Zusammensetzungen mit *ab-*, die mehrere Lieferungen füllen, erscheint die Typenübersicht aus arbeitstechnischen Gründen am Ende der Reihe. Die Praxis, Übersichten über die Kompositionsbildung zu geben, datiert aus den jüngeren Bänden der Erstauflage des DWB. Die Übersichten enthalten z. T. auch Wörter- als Zeugnisse für einen bestimmten Bildungstyp-, die wegen ihrer geringen Bedeutung keine eigene Behandlung an alphabetischer Stelle erfahren. Sie werden gleich in der Übersicht kurz belegt im Gegensatz zu den an alphabetischer Stelle behandelten Zusammensetzungen, die in der Übersicht ohne Belege erscheinen. Beispiel einer Typenübersicht:

**ABEND-**. *kompositionen mit abend- als erstem glied (in der mehrzahl substantivischer art) sind seit dem ahd. belegt, vgl. ahd. wb. 1,7 ff. und LEXER mhd. 1,10 f. bildungen zu abend 'westen' (s. u. B) erscheinen vor allem älternhd., dichterisch jedoch noch bis anfang des 19. jhs. im ganzen herrscht fugenlose komposition. für vereinzelte nebenformen mit fugen-s im 16. bis 18. jh. vgl. die artikel abenddämmerung, abendgesang, abendstunde, abendtau, abendzeit.*  
A zu abend A.

1 in den meisten zuss. wird das grundwort durch abend- zeitlich bestimmt. hierher gehören alle bildungen, die eine präpositionale fügung am abend vertreten. typologisch wichtige adjektivische komposita s. u. d.

a in festem gebrauch für veranstaltungen und unternehmungen aller art 'am abend ausgeführt oder stattfindend': -andacht f. -appell m. -beschäftigung f. -besuch m.

-bummel m. -dienst m.: 1929 ROTH rechts 300. -empfang m.: 1929 BUNSEN welt 208. -gesellschaft f. -gottesdienst m. -hochzeit f. -jagd f. -konzert n. -krieg m.: <A 14. jh.> vor dem kunig.. / manic äbentkriege geschach OTTOKAR reimchr. 77527 S. -markt m. -messe f. -mette f. -probe f.: 1817 GOETHE IV 28,18 W. -reigen m. -schicht f. nachtschicht: 1687 KIRCHMAJER erklärung d. bergmänn. wörter 1. -spaziergang m. -ständchen n. -ständlein n.: 1645 ZESSEN Rosemund 88 HND. -tanz m. -veranstaltung f. -versammlung f.: 1855 FISCHER in: KERNER brw. 2,447 K. -vesper f. -vorstellung f. -zirkel m. — in neuerer sprache auch von bildungseinrichtungen 'am abend zu besuchen': -fachschule f.: 1954 n. Dtlld. (berl. ausg. 16.11.)4. -gymnasium n. -kursus m. -oberschule f.: 1928 SILBERMANN abendgymnasium 41. -schule f. -studium n. -technikum n.: 1960 n. zürch.

ztg. (19.2.)6. -universität f.: 1958 d. welt 272,22.

b in hinsicht auf gegenstände, räumlichkeiten u. verwandtes 'am abend benutzt'; gelegenheitsbildungen wie: -bank f.: <1851> STORM 1,295 K. -herberge f. -kerze f.: <1836> bei dem lichte seiner abendkerze IMMERMAN 6,93 B. -laube f.: 1776 HÖLTY 1,209 M. -verschlagn m.: <1931> ich ..locke die herde schneeweiß trut-hühner in den geöffneten abendverschlagn MESCHENDORFER stadt (1933) 280. -zelt n.: <1838> FREILIGRATH 1,189 Z. — fester sind komposita, die sich an abend A2 c anschließen: -anzug m. -mantel m. -pelz m.: 1939 WIECHERT leben 98. -robe f.: 1914 KISCH ges. w. 1,99 U./K. -tasche f.: 1954 frankf. allg. ztg. 133,6. -tracht f.: <1912> sich .. in schicklicher abendtracht .. zeigen TH. MANN ges. w. (1955) 9,499.

c von mahlzeiten, speisen, getränken 'am abend (regelmäßig) eingenommen'. der typus umfaßt eine begrenzte zahl von bildungen, die jedoch größtenteils (innerhalb bestimmter zeitlicher und räumlicher grenzen) sprachüblich sind (vgl. schon ahd. ābandgouma, ābandmuos ahd. wb. 1,7). -braten m.: 1804 JEAN PAUL I 10,106 ak. -brot n. -essen (1) n. -imbiß m. -kollation f.: 1663 GRYPHIUS lustsp. 126 LV. -mahl (1) n. -mahlzeit f. -merenda f. -milch f.: 1885 DAHN nonnen 111. -schmaus m. -suppe f. -tee m. -ürte f. -zehren n.

d bildungen, die natur und landschaft sowie deren erscheinungsformen am abend bezeichnen und besonderen stimmungswert haben 'am abend eintretend, zum abend gehörig, durch ihn bedingt'. dieser typus ist von der mitte des 18. bis in die 1. hälfte des 19. jhs. in der dichtung besonders produktiv: -brise f. -dämmer m.: <1884> ANZENGRUBER 32,8 B. -dämmerung f. -duft m. -frische f. -glanz m. -glut f. -hauch m. -kühle f. -leuchten n.: <1909> ROSEGGER ges. w. 5(1914)71. -luft f. -nebel m. -rot n. -schein m. -schimmer m. -sonne f. -wetter n.: <1879> beim herrlichsten abendwetter HEYSE [1924] II 4,491. -wolke f. — in diese bedeutungsgruppe gehören die meisten adjektivischen abend-zuss.: -blau: <1928>

das zellenfensterchen wie eine abendblaue gemme auf schwarzem samt A. ZWEIF Grischa (1953)242. -dunkel. -feucht: 1950 der geruch der abendfeuchten erde BROCH d. schuldlosen 65. -kühl: 1873 RAABE 10,284 H. -rot. -still. -weich: <1898> in abendweichen lüften C. F. MEYER 2,139 F.

e bezeichnungen für tiere und pflanzen (vgl. MARZELL pflanzennamen 5,1) mit bezug auf deren lebensgewohnheiten u. eigentümlichkeiten: -blume f.: <1688> lubinen, tausendschöngen .., gelbe abendblumen LEHMANN schauplatz (1699)473. -falter m. -fliege f.: 1774 GOETHE Werther 1,137 ak. -maus f. fledermaus: rhein. wb. 1,22. -pfaueauge n. smerinthus ocellata: 1807 CAMPE wb. 1,12<sup>b</sup>. -segler m. fledermausart: 1946 GERLACH vierfüßler 195. -wolf m.

f selten von personen: -freier m. der abends leere heiratsversprechungen macht: <1586> RINGWALDT warheit (1588)74. -freund m.: 1802 nur wenig abendfreunde/sind meine klausgemeinde Voss s. ged. 5,97. -gast m. -wirt m.: 1833 ein abendessen bei unserem gewöhnlichen abendwirth SCHUMANN jugendbr. 212 Sch.

2 in einigen fällen (vorwiegend gelegenheitsbildungen) enthält dagegen das zweite glied eine aussage über das erste: -ausklang m.: (1956) BENN 3,457 W. -länge f.: 1700 denn die abend-länge wurde ihm damit am besten verkürzt ETTNER apoteker 540. -neigen n.: 1907 er hatte das ganze abendneigen .. in der nähe gestanden C. HAUPTMANN Einhart 1,29. -werden n.: 1760 beim abendwerden HEILMANN Thucydides 452. -zeit f.

B zu abend B 'westen': -ecke f.: 1710 an der abend-ecke der stadt KÖHLER schles. kernchr. 1,104. -gegend f.: 1741 FRISCH t.-lat. 1,4<sup>a</sup>. 1804 JEAN PAUL I 10,76 ak. -grenze f.: 1832 NESTROY I,478 B./R. -horizont m. -küste f.: 1807 CAMPE wb. 1,12<sup>a</sup>. -land (1) n. -meer (1) n. -punkt m. punkt des sonnenuntergangs am horizont bei tag- und nachtgleiche: 1807 CAMPE wb. 1,13<sup>a</sup>. -rand m.: 1761 gegen den abendrand der sonne anmuthige gelehrsamkeit 11,495 G. -seite f. -strich (1) m. -volk n. -wärts adv. -welt f. -wind (1) m.

Im Anschluß an diese Übersicht sind in einer durchlaufenden alphabetischen Reihe 147 *Abend*-Zusammensetzungen als gesonderte Stichwörter behandelt worden.

Fremdwörter werden im Gegensatz zu den älteren Bänden des DWB gleichberechtigt aufgenommen. Beispiel:

ABRAXAS m. gnost. gottesname (u130 bei Basilides), inschrift von amulettsteinen, als bezeichnung für diese u. steine mit anderen myst. symbolen verwendet: 1759 mich deutet, daß wir wenig grund haben

die abraxas an die egyptischen steine anzuhängen (im katalog) WINCKELMANN br. 2,6 R. 1760 abraxas waren gestochene steine, oder vielmehr talismanen, die die Basilidier und andere gnostiker sich

bestrebten zu tragen, und auf welche sie geheimnißvolle figuren und caractere stechen ließen GOTTSCHED *hdlex.* 7. 1818 mit .. kunstkenntnissen, die sich .. auf abraxas und phönizisch-punische münzen beschränkt BOISSERÉE 2(1862)229. — *auch freier (mehrfach GWB 1,122):* 1815 archäologen .., die .. von den alten göttern und helden, ja von ihren bildern hören .. ohne sie anders als in schlechten abraxas von kupferstichen zu schauen BOISSERÉE 2(1862)70. *ebd.* 75. 1816 auf die .. blätter ist schon einiges geschrieben, was .. sich zu den abraxas hinneigt GOETHE IV 26,268 W.

**ABREAGIEREN** vb. (*durch bestimmte erlebnisse angestaute*) affekte mit einer *gegenreaktion neutralisieren*: 1893 in der sprache findet der mensch ein surrogat für die tat mit dessen hilfe der affekt .. "abreagiert" werden kann FREUD/B. in: FREUD *ges. w.* 1,87 F. 1898 der eingeklemmte .. affect soll .. nachträglich abreagiert werden *realencycl. heilkde.* 319,565. 1910 sie (*geistige erlebnisse*) werden .. innerlich abreagiert *sturm* 318<sup>a</sup>. 1911 frau und kinder als mittel zu benutzen, um seinen geschäftssäger .. loszuwerden, psychologisch gesprochen, abzureagieren! NIEBERGALL *person* 94. <1919> daß .. die menschheit an einer fülle von komplexen leidet und gefühle verdrängt, die sie .. abzureagieren

trachtet KLABUND *kunterbuntergang* 202 *Sch.* 1930 die eigene unselbständigkeit .. im kommandieren abzureagieren in: *dt. berufskde.* 270 G./M. <1930> von verdrängten trieben .. und der notwendigkeit sie abzureagieren KLEMPERER *vor* 33 (1956) 136. <1944> gewalten, die sein (*d. künstler*) beruf in seiner seele erzeugt, in ruhe und gleichmäßigkeit abzureagieren WINTERSTEIN *leben* 1(1947)322. 1961 innerlich zitternd wie espenlaub, reagiere ich mich mit der zigarette ab BERGER *gewaldwerk* 181. 1965 (*sie*) hatte ihre .. erregung abreagiert ERPENBECK *gründer* 2,410. — in *erweitertem gebrauch*: 1919 wurden die freiheitlichen ideen der revolution .. ins unverbindliche abreagiert BALL *kritik* 83. 1967 beim (*biathlon*-)schießen konnten die zuschauer .. studien machen, mit welchen mitteln sich die aktiven nach dem lauf .. abreagierten (*körperlich beruhigten*), um eine ruhige hand zu haben *sportecho* (21.2.)<sup>1c</sup>. **ABREAKTION** f.: <1919> daß die giganten der tat, wie Cäsar .. periodisch auftretenden nervenkrisen unterworfen waren, die .. als „abreaktionen“ richtig beurteilt worden sind KEYSERLING *reisetgb.* 2(1920)450. (v1929) affektaufspeicherung .. durch .. abreaktion (z. b. durch eine ruhige aussprache ..) verhüten KLUG *kriminallpädagogik* (1930)52.

Neben dem gemeinsprachlichen findet fach- und sondersprachlicher Wortgebrauch Beachtung, namentlich wenn er weitere Bekanntheit erlangt hat. Der nahezu unübersehbare Reichtum an fachspezifischen Termini in neuerer und neuester Zeit, wie er mit der fortschreitenden gesellschaftlichen Arbeitsteilung insbesondere im Zuge der technisch — wissenschaftlichen Entwicklung entstanden ist, kann daher nur in Auswahl Aufnahme finden. Dem Auskunftsuchenden steht eine Reihe moderner Spezialwörterbücher zur Verfügung, die er gegebenenfalls zu Rate ziehen muß.

Angaben zum mundartlichen Wortgebrauch treten in der Neubearbeitung gegenüber der Praxis, die sich in der Erstauflage mit z. T. ausgedehnter Anführung von Mundartwörterbüchern herausgebildet hatte, deutlich zurück. Rein mundartliche Wörter werden als Stichwörter nicht aufgenommen, auf mundartliches Nachleben der in der Schriftsprache außer Gebrauch gekommenen Wörter und Bedeutungen wird jedoch hingewiesen.

Bedeutung und Gebrauch der aufgenommenen Wörter werden in ihrer Entstehung und Entwicklung dargestellt, nicht nur seit der Mitte des 15. Jhs, sondern in den Grundlinien seit der frühesten Bezeugung im Deutschen; die Darstellung beschränkt sich auch nicht auf den Gebrauch im Hochdeutschen, sondern bezieht niederdeutsche Belege mit ein. Der wortgeschichtliche Befund wird möglichst übersichtlich dargeboten. In dieser Beziehung ist das DWB in der Vergangenheit, zumindest in bestimmten Teilen, den Benutzern einiges schuldig geblieben. Durch die gedrängtere Darstellungsform der Neubearbeitung, die unnötige Unter- und Feingliederung im Artikelaufbau vermeidet, auf das Wesentliche des Wortgebrauchs orientiert ist und Nuancen zurücktreten

läßt, wird erreicht, daß jede Lieferung der Neubearbeitung im Alphabet annähernd um das Zweieinhalbfache einer früheren Lieferung vorrückt.

Das dargebotene Belegmaterial ist so ausgewählt und der Belegtext so geschnitten, daß der Gebrauchsradius des Wortes deutlich wird. Der Benutzer soll sich möglichst ein eigenes Urteil über den dargestellten Befund bilden können. Die Bedeutungen und ihre Schattierungen, charakteristische kontextuelle und syntaktische Verhältnisse sowie die Einordnung eines Wortes und seiner Verwendungen in Zeit, Raum und Sprachschicht sollen aus dem angeführten Belegmaterial ablesbar sein. Dabei soll — entgegen der Praxis in der Erstauflage — jeder Beleg möglichst mehrere Funktionen erfüllen, damit Beleghäufung vermieden wird.

Die inner- und außersprachlichen Bedingungen des Wortgebrauchs und seiner Entwicklung gilt es aufzuklären. Einen besonders wesentlichen Fortschritt der neueren Wortforschung stellt der Gedanke des sprachlichen Feldes dar. Unabhängig von dessen Definition ist die grundsätzliche Erkenntnis wesentlich, daß das Wort nicht in der Vereinzelung, sondern in seinem Verhältnis zu anderen, insbesondere sinn verwandten Wörtern zu sehen ist, die auf seinen Gebrauch und dessen Entwicklung Einfluß haben. Solche Beziehungen sind im DWB trotz der alphabetischen Anordnung seiner Stichwörter nicht unbeachtet geblieben. In der Neubearbeitung finden sie stets dann Erwähnung, wenn sie wichtige Aufschlüsse über die Wortgeschichte geben. Eine bloße Aufzählung sinnverwandter Wörter muß jedoch unterbleiben.

Die außersprachlichen, gesellschaftlichen Bedingungen des Wortgebrauchs werden, soweit erforderlich, herausgearbeitet; in dem notwendigen Umfang werden Informationen zu sachkundlichen Fragen gegeben. Hier berührt sich die Philologie mit einer ganzen Reihe anderer Disziplinen. Die Darstellung im DWB sucht dem bilateralen Charakter des Wortes gerecht zu werden. Nicht nur Bedeutung und Gebrauch der Wörter in ihrer zeitlichen und räumlichen Zuordnung zu bestimmten Sprach- und Sprecherschichten werden behandelt, sondern auch die Wortform und deren Entwicklung, namentlich wenn sie Besonderheiten aufweist. Für alle Simplicia und — soweit erforderlich — auch darüber hinaus, werden Angaben zur Etymologie gemacht. Das ist um so nötiger, als es für das Deutsche kein modernes, heutigen wissenschaftlichen Ansprüchen in vollem Umfang genügendes etymologisches Wörterbuch gibt.

Soweit Bemerkungen zur Herkunft und zur formalen Seite eines Wortes erforderlich sind, werden sie jeweils zu Beginn der Darstellung gemacht. Notwendige Angaben zur Verbreitung unter Berücksichtigung der Ergebnisse der modernen Wortgeographie treten hinzu, desgleichen bei größeren Wörterbuchartikeln Übersichten über Bedeutung und Gebrauch. An diesen Einleitungsteil, den sog. Kopf des Artikels, der in Kleindruck erscheint (außer wenn er nur wenige Zeilen umfaßt), schließt sich in etwas größerer Type die eingehende Darstellung des semantischen Befundes an, der durch chronologisch geordnetes Belegmaterial im einzelnen dokumentiert wird. Als Beispiel eines größeren Artikels in der Neubearbeitung des DWB sei die Darstellung des Wortes *Abenteuer* angeführt. Sie füllt 15 Druckspalten und gehört damit zu den umfangreichsten Artikeln der Neubearbeitung. Verglichen mit den größeren Artikeln in den jüngeren (materialreichen) Teilen der Erstauflage, bedeutet dies eine starke Konzentration der Darstellung. Aus Raumgründen muß sich die Wiedergabe des Artikels *Abenteuer* auf den »Kopf« und den Anfang der Darstellung des semantischen Befundes beschränken.

# ABENTEUEER, ebenteuer n.

(1) *herkunft und form.* mhd. aventure wurde ende des 12. jhs. aus dem frz. (afzr. aventure zu vulgärlat. \*adventura) entlehnt, im nordwesten durch mnl. vermittlung (s. u.). die im nd. (gegenüber mnl. aventure, avonture) von beginn der bezeugung bis in moderne mundart durchaus vorherrschende nebenform eventür (u. ä.), nach älterer auffassung lat. eventura vertretend, ist aus der normalform durch sekundärlaut entstanden LASCH mnd. gramm. 46; SUOLAHTI in: *mémoires société néophilologique* 8(1929)55. die e-form wirkt auf den parallelen lat. gebrauch (vorzugsweise im sinne von abenteuer II C 2) zurück: 1370 sub sorte et eventura. . fratrū Gobelini et Hynrici qu. gesch. köln. handel 3,223 K. 1528 die tauffe. . stehet. . nicht auff eventuro, das ist auff ebenteuer LUTHER w. 26,165 W. sie dringt aus dem nd. auch ins md. (sporadisch selbst in obd. texte) und begegnet bis ins frühe 19. jh. auch schriftsprachlich. späte zeugnisse: <ul770> ebenteuer GOETHE jugendw. 1,28 ak. 1777 ebenteuer MÖSER 4,209 A. 1789 ebenteuer BRÄKER s. schr. 1, titel F. 1801 ebenteuer HERDER 23,180 S. 1807 ebenteuer (neben abenteuer) CAMPE wb. 1,14. die umgekehrt auf nd. sprachgebiet nicht seltenen a-formen stellen sich unter hd. und mnl. einfluß zur afzr.-lat. normalform. — anderer herkunft ist ebenteuer, ebenteure, mhd. eben-tiure f. 'äquivalent; gleichwertiges pfand' (dazu ebenteuren vb.); seit dem anfang des 12. jhs. bis in neuere md. fortlaufend bezeugt, nur graphisch mit der e-form von abenteuer zusammenfallend. — im 15./16. jh., vorwiegend obd. (besonders els.), obenteur mit gerundetem anfangsvokal. — inlautendes -v- wird seit dem spätmhd. auf obd. und md. gebiet durch -b- abgelöst WILMANN'S dt. gramm. 31,161: hs. ul300 abentüre ULRICH v. TÜRHEIM Rennewart (B) 33179 DTM. beide formen gelten im 14. jh. nebeneinander ROSENQVIST in: *mémoires société néophilologique* 14(1943)166; spätes zeugnis für die spirans: 1779 awentheur K. E. GOETHE br. 51,55 K. obd. gelegentlich stimmlos: 1478 afentüren NICLAS v. WYLE translationen 158 LV. 1548 afenthur H. R. MANUEL weinsp. 3 HND. daher die mehrfach begegnende volksetymologische umdeutung des adj. abenteuerlich zu affenteuerlich. die hauptformen abenteuer und ebenteuer wurden zuweilen etymologisierend als ableitungen zu abend bzw. eben aufgefaßt ANDRESEN volksetymologie 7362f., PAUL/B. dt. wb. 54<sup>b</sup>. im 17./18. jh. weit verbreitet ist die deutende schreibung abendtheuer: <1595> abendthewt ROLLENHAGEN froschmevselers Ss 5\*. 1720 abendtheure CH. WOLFF gott 117. 1810 abendtheuern GOETHE IV 21,372 W.

(2) *genus.* das mnd. schon im 13. jh. vorherrschende neutr. verdrängt das mhd. geltende und noch im 18. jh. immerhin mögliche fem. genus. frühe belege fürs neutr.: ul250 dt. aventure sächs. weltchr. 130 MGH. <ul300> von schonem ebenture väterb. 9591 DTM. 1498 dat euentur Reinke de vos 4980 HND. späte belege fürs fem.: 1672 eine abentheuer GRIMMELSHAUSEN vogelnest I 11 Sch. <vl683> diese. . ebentheuer LOHENSTEIN Arminius (1689) 1,79<sup>b</sup>. ul755 ebentheuer HAMANN 4,202 N. (s. I A 4 b). wohl noch: 1767 abentheuren (plur.) HERDER 1,266 S. 1776 abentheuren d. abentheurer 1,6; vgl. PAUL dt. gramm. 2,118 und 119 anm. 1; s. u. zu abenteure. dem eindringen des neutr. ins hd. haben die weit verbreiteten artikellosen präpositionalgefüge (üf aventiur, durch aventiur u. ä.) und die üblichkeit der apokopierten form vorschub geleistet. — sonderfälle: abenteuer m., formal mit abenteuer n. zusammenfallend, aber in der bedeutung zu abenteurer stimmend und aus dieser form durch ausschluß des r zu erklären, s. d.; sonst ungewöhnlich: 1616 den abentheur HENISCH t. spr. 1,5 (s. II B 2). — abenteure f., zu mhd. aventure (als diphthongierungsvariante noch: 1472/3 abenteure [sing.] SCHLÜSELFELDER decameron 263 LV); zu anfang des 19. jhs., anschließend an die bis ins 18. jh. vereinzelt bezeugte pluralform abenteuren (s. o. HERDER), erneuert; vgl. I A 4c sowie aventure.

(3) *bedeutung und gebrauch.* nahezu alle für den bedeutungszusammenhang des wortes wesentlichen verwendungen sind auf dem ganzen sprachgebiet mit zeugnissen vertreten. doch lassen die landschaftlich bevorzugten anwendungen den schluß zu, daß das wort in älterer schicht am Niederrhein in den bedeutungen zufall, geschick, glück (s. I A 1) vermittelt wurde. nahezu gleichzeitig hat die hd. artusepik (in literarischer entlehnung aus dem frz.) den mhd. vorherrschenden, ritterlich-höfischen bedeutungstypus durchgesetzt (s. HARTMANN, GOTTFRIED, WOLFRAM I A 2). aventure wird modewort, z. b. in WIRNT Wigalois, HEINRICH v. D. TÜRLIN krone, ALBRECHT v. SCHARFENBERG Titurel, HEINRICH v. FREIBERG Tristan. — der im spätmhd. vielfach abgestufte ältere bedeutungstypus wird mit der übernahme des wortes in unritterlich-bürgerliches milieu durch die frnhd. anwendungen auf seltsam-merkwürdiges sein und geschehen (II A) abgelöst. deutlicher schließt an die älteren verwendungen eine im zusammenhang der schützensfeste im 15./16. jh. aufgekommene sonderbedeutung (II B) an, die sich vermutlich mit der nachahmenden übernahme der obd. einladungsformulare bis auf md. gebiet



verbreitet. in der frühzeit der aufklärung beginnt das wort in diesen verwendungen zu veralten. erst jetzt erlangt die den höfischen gebrauch aufnehmende, während der frñhd. periode nur zögernd hervorgetretene, neuere hochsprachliche hauptbedeutung 'außerordentliche situation, erlebnis, wägnis' (I B, s. auch I A 2b, I A 3) beherrschende geltung. — die mnl./nd./md. geläufigen bedeutungen 'gefahr, risiko' (IIC) begegnen auf dt. sprachgebiet seit anfang des 14. jhs.; sie stellen trotz einiger vermittelnder anwendungen eine sondertradition dar, die nur gelegentlich auch auf obd. gebiet übergreift und der neueren hochsprache fern bleibt. zur wortgeschichte BENECKE in: *zfdä.* 1(1841)49–56; J. GRIMM *kl. schr.* 1(1879)83–111; FRINGS/LINKE in: *neuphilolog. mitt.* 53 (1952) 29 f.; SCHNEIDER in: *reallex. d. dt. lit.gesch.* 1,126 f. K./M.; ÖHMANN in: *dt. wortgesch.* 2,1,277 f., 284, 288 M./S.; ERBEN in: *spätzeiten* [1962]88; MIETTINEN *fortleben mhd.-mnd. lehnwortgutes* (1962)20–63. angaben über belege des 12. bis 14. jhs. durch SUOLAHTI in: *mémoires société néophilologique* 3(1902), 8(1929), 10(1933); ROSENQVIST *ebd.* 14(1943); *ders.*, frz. ein-*sfuß* (1932); KATARA in: *Annales Academiæ Litterarum Fenn.* B 50(1942).

I die normalsprachlichen grundbedeutungen.

A der mhd. hauptgebrauch und die unmittelbar anschließenden verwendungsweisen.

1 (glückliches, unglückliches) geschick; wunderbar wirkender) zufall.

a zu afrz. *de, par aventure* in der regel präpositional mit, von aventure 'wie durch (besondere) fñgung'; 'durch zufall, von ungefahr': <u1170> von aventure her (der totesagte gefangene) *genas graf Rudolf* G<sup>o</sup> 16 K. <u1200> sal Morant van Riure/sunder hangen genesen/ dat sal mit auenturen wesen Morant u. *Galie* 2426 K. u1250 van aventure en riddere des keiseres viel an de selven dunc (grube) *sächs. weltchr.* 130 MGH. <u1285> sit vant ez (das ausgesetzte kind [Paris]) dirre guote man/ von wilder äventure KONRAD v. WÜRZBURG *trojan. krieg* 5289 LV. <v1318> ich hæte in einem swerte/ von aventure einen geist FRAUENLOB 142 E. <14. jh.> komet he (der mörder) van aenture enwech (*casu effugerit*) *stadt-recht Lüneb.* 5 K. 1476 lustlych vp sent

Tyburcius dach/ vyelt by auenturen/ dat man . . WIERSTRAIT *Nuys* 372 M. <1567> nun trug sichs zu von abenthewr/ daß in seim hauß auffgieng ein fewr HELLBACH *Grobianus* (1572)78\*.

α mnl./mnd. bi, ter (zur) aventure(n) vielleicht, vermutlich, möglichenfalls: <E13. jh.> bi aventuren god sal dijns ghenadech sijn mnl. *wb.* 1,492. <1366> ende wij voersien, dat, bij avonturen, namaels gevallen mochte(n), dat die . . meesters weder-spennich zijn mochten STALLAERT *gl.* 1,105. 1460 schellynghe vnde gebrecke als van vorbodener vnde geholdener reysse, de ter euentur vnde villichte en dell waraffich geschen were *lñb. urkb.* I 9,329. u1478 dar se bij auentuyren (Köln u: villichte) niet en lyden die quaetheyt erer mysdaet nd. *bibelfrñhdrukke* (Köln e) *lev.* 22,16 DTM. <u1557> (geld, das die bñrger) noch by eventuir nicht betalet hebben münster. *chr.* 311 F. — sonst ungewñhnlich: 1556 si vehu por ventura ecky la armada de su majestet . . in teutsch . . : ob hieher zur abenthewr seiner majestet schiffe keme, die schiessen ein stück geschützes ab STADE *Südamerica* 111 LV. β auf abenteuer 'auf gut glück, aufs geratewohl, aufs ungewisse' (vgl. auf sein abenteuer II C 2c β; gebietsweise noch in neuerer mda.): u1250 se . . tekeneden se (orakelhölzer) underschedelike und worpen se up ein wit cleit unwarlike, unde up aventure vielen se tosamene *sächs. weltchr.* 264 MGH. <E13. jh.> ein vrowe man dar (an das heiligengrab, in der hoffnung auf genesung) kumen sach/ uf ebenture und uf gemacht/ die ougen waren ir beide swach *passional* 62\* K. <n1424> (sie wußten nicht, wo sie den toten begraben könnten) also so lachten se dat licham in eyn schep und leiten dat solven gaen up eventuer münster. *chr.* 118 F. 1470 (die wieger zu Worms verlangen von den kaufleuten waagegeld) die ir geware, so man pfleget zu wiegen, uberhaupt of abenture und nit mit dem centener oder pfunde keuffen und verkeuffent *qu. gesch. kölnr handel* 2,227 K. 1556 da sagte ich auff abentheuer, bey Boywassu Kange werden uns die feinde entgegen kommen STADE *Südamerica* 152 LV. 1605 es gehet nicht wol, was auff ebentewer geschihet PETRI *weisheit* Z 6<sup>o</sup>.

Zur Bezeugung des Wortgebrauchs werden in der Neubearbeitung des DWB in der Regel Kontextbelege geboten; die Angaben der zahlreichen Wörterbücher seit dem 15. Jh., die in der Erstauflage ausgiebig, oft in gesonderten Reihen, zitiert wurden, treten dagegen bis auf besonders begründete Fälle in der Neubearbeitung zurück. Im Gegensatz zur Erstauflage ist jeder Beleg datiert; dadurch wird der Überblick über die zeitliche Geltung einer Bedeutung

oder Verwendung erleichtert. Die Daten beziehen sich in der Regel auf die Erstveröffentlichung der zitierten Quelle. Klammerlose Datierung besagt, daß ein Text des angegebenen Jahres zitiert wird; sie gibt die Gewähr für den Wortlaut des Textes in diesem Jahr. Daten in Winkelklammern bezeichnen dagegen das Jahr des nicht benutzten Originals, wenn z. B. statt des Erstdrucks eine spätere Auflage oder statt der verlorenen (verschollenen) Originalhandschrift ein kritisch hergestellter Text, wie das bei mittelhochdeutschen Denkmälern oft der Fall ist, zitiert wird. — Eine der Übersichtlichkeit dienende Neuerung ist auch der bereits erwähnte Gebrauch zweier unterschiedlich großer Drucktypen, wovon die größere (8°) für den Normalsatz verwendet wird. Die kleinere (7°) findet außer für den 'Kopf' des Artikels auch für Besonderheiten des Wortgebrauchs und für Übersichten über die Bildung der Composita Verwendung. An der von J. Grimm in das Wörterbuch eingeführten Kleinschreibung der Substantive und auch des Satzanfangs wird festgehalten.

Die Neubearbeitung ist kein Nachtrag zur Erstauflage. Die Darstellung der Wörter ist in sich vollständig, so daß der Benutzer der Neubearbeitung die Erstauflage nicht mit heranziehen muß. Die in der Erstauflage angeführten Belege werden in der Regel nicht noch einmal abgedruckt. Die Neubearbeitung bietet nach Möglichkeit neues Material, übernimmt aber aus der Erstauflage Belege, wenn sie für die Darstellung des Wortes unentbehrlich sind.

Neben den ersten Lieferungen der Neubearbeitung wurde in der Berliner Arbeitsstelle ein umfassendes Quellenverzeichnis zur Erstauflage des DWB ausgearbeitet. Die letzte (7.) Lieferung erschien 1971; das Quellenverzeichnis liegt damit abgeschlossen vor. Früher standen dem Benutzer des DWB lediglich die den Bänden I, II, III, V, VI und VII vorangestellten Quellenlisten und das 1910/11 von der Göttinger Zentralsammelstelle des DWB ausgegebene Quellenverzeichnis zur Verfügung, das aber als Manuskript für die Mitarbeiter am DWB gedruckt worden war und nicht im Buchhandel erschien. Dieses Verzeichnis bietet 7127 Titel und 660 Verweise. Es war bisher das hauptsächlichste bibliographische Hilfsmittel für die Benutzung des DWB. Es 'enthält alle für das Deutsche Wörterbuch benutzten Werke und Ausgaben, soweit sie von der Zentralsammelstelle des DWB seit Juli 1908 neu bearbeitet oder aus den alten, z. t. noch von den Brüdern Grimm selbst herrührenden Excerptsammlungen bisher festgestellt worden sind. Die Quellenverzeichnisse im Bd. I, II, III, V und VI des Wörterbuchs sind gleichfalls ausgeschöpft worden'.<sup>16</sup> Auf eine Durchsicht der Wörterbuchbände zur Ermittlung weiterer benutzter, aber noch nicht erfaßter Titel wurde jedoch verzichtet. Erst durch das neue, 1966 — 71 erschienene, Quellenverzeichnis wird das DWB der wissenschaftlichen Benutzung voll erschlossen. Vollständig erfaßt sind 'die regelmäßig herangezogenen literarischen Quellen des DWB . . . Genannt werden darüber hinaus sprachwissenschaftliche Literatur und wissenschaftliche Hilfsmittel, insbesondere aus der Zeit der älteren Bände. Nicht vollständig nachgewiesen werden diejenigen Werke, denen lediglich Gelegenheitsexzerpte entnommen sind'.<sup>17</sup> Das Quellenverzeichnis enthält über 25 000 Titel und Verweise. Erst mit diesem Quellenverzeichnis ist das Grimmsche Wörterbuch abgeschlossen worden, während gleichzeitig die Neubearbeitung der ältesten Wörterbuchbände zu erscheinen begann.

<sup>16</sup> Quellen-Verzeichnis zum Deutschen Wörterbuch. Göttingen 1910, Vorbemerkung

<sup>17</sup> Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Quellenverzeichnis. Leipzig 1971, S. III.

Es gilt, das Wörterbuch, das äußerlich zum Abschluß geführt war, nun auch, soweit dies mit der Neubearbeitung der Teile *A—F* möglich ist, innerlich abzurunden. Bisher liegen 10 Lieferungen der Neubearbeitung vor (erschieden seit 1965 im S. Hirzel Verlag Leipzig, dem schon die Brüder Grimm das Wörterbuch anvertrauten): Band 1, Lieferung 1—5 *A — abschießen*; Band 6, Lieferung 1—5 *D — Deupel*. Jährlich ist mit 1—2 Lieferungen zu rechnen.



**Jerzy Kuryłowicz: Esquisses linguistiques.**  
I. Wilhelm Fink Verlag, München 1973.  
298 p. — Internationale Bibliothek für  
allgemeine Linguistik. Bd. 16, I.

Les études de linguistique générale du remarquable linguiste polonais ont paru en 1960 à Varsovie, d'après le bon à tirer à Wrocław et Cracovie. Le livre est épuisé, la nouvelle édition a été publiée dans la collection rédigée par E. Coseriu. La nouvelle édition diffère du précédent en ce que des résumés sommaires ont été insérés d'après les articles en polonais et russe et qu'une étude métrique a été omise. L'avant-propos sommaire de la deuxième édition est suivi du facsimilé du page-titre original, de l'avant-propos original de quelques phrases, puis des 29 articles. L'indication de la publication des communications originales et les résumés français qui se sont imposés se trouvent à la fin du livre. Les études originales ont été publiées dès 1934 en français, polonais, russe, allemand et anglais. Les recherches de Kuryłowicz ont été axées sur la linguistique indo-européenne et sur la théorie des langues. Ses études publiées dans ce volume ont trait sur le signe linguistique, l'isomorphisme, les allophones, les structures linguistiques, l'étymologie lexicale et syntaxique, le morphème, l'analogie, l'innovation linguistique, les structures ergatives, les temps composés et les aspects des verbes, le cas, le genre grammatical, quelques phénomènes morphologiques et morphosyntaxiques, le

sémème, les anthroponymes, la théorie de syllabe, l'accent, quelques phénomènes de phonétique polonaise et indo-européenne, la métrique antique, les écritures cunéiformes de l'ancien perse, les problèmes de la langue poétique. Un problème important est traité dans chaque étude suivi d'une documentation. L'auteur ne se laisse pas conduire à des redites, ses études portent témoignage de sa largeur de vue. Sa méthode se caractérise par l'approche des sujets traditionnels à un certain degré moderne, il met en profit cependant les acquisitions du structuralisme slave en évidence. Le livre est un ouvrage important et composite, dont un second volume devrait être publié avec de nouvelles études de l'auteur. Le livre est aussi bien par le matériel offert que par les conclusions théoriques un ouvrage digne de confiance.

*W. Voigt*

**Walter A. Koch: Varia Semiotica.** Georg Olms Verlag, Hildesheim—New York 1971.  
632 S. = *Studia Semiotica*, hrsg. v. Walter A. Koch. Series Practica, Bd. 3.

Einer der Bahnbrecher der deutschen Texttheorie hat hier 17 von seinen Studien zu einem stattlichen Band zusammengefaßt, der gerade durch seine Vielschichtigkeit das Interesse erweckt. Das Buch enthält reichlich Tabellen, Übersichtstafeln, Zeichnungen u. ä. illustratives Ma-

terial. Am Ende des Bandes ist ein Verzeichnis der benützten Symbole zu finden, gefolgt von einem getrennten Sach- und Namenverzeichnis, den Abschluß bildet ein Verzeichnis der Illustrationen.

Das im Herbst 1969 geschriebene Vorwort betont den Übergang des Strukturalismus zur Semiotik. Die ersten Beiträge demonstrieren im Anschluß an die Kommunikationstheorie die Entstehung der auch mit gesellschaftlichen Faktoren rechnenden Semiotik sowie die Zusammenhänge zwischen der Massenkommunikation und der gesellschaftlichen Semiotik. Als Nächstes folgen einige Arbeiten aus dem Bereiche der Methodik, wobei jeweils eine bestimmte Erscheinung dargestellt und deren weitaufgefaßte Zugänglichkeit ausgewiesen wird. So kommen Fragen der sachbezogenen Semiotik zur Besprechung, in Bezug auf die verschiedensten Kommunikationsträger wie die strukturell-komparatistische Textuntersuchung (eigentlich eine moderne Abart der älteren Motiv- und Typenforschung), die »Kinematik« (s.v.w. das System der Bewegungen und Gesten nach Kochs vorliegender Interpretation), die Reklame, das Ballett, die Musik, die Malerei, das *Happening*, die verschiedensten Grenzfälle des dichterischen Textes (Textverzerrungen von Joyce, das absurde Drama, die sog. konkrete Dichtung, Paul Celan), der Film (die Zeichenwelt des Films, die Zusammenhänge Roman-Film-Gedicht). Den Abschluß bildet ein interessantes Kapitel, das im Rahmen eines didaktischen Entwurfs die Aufeinandergewiesenheit der verschiedenen semiotischen Disziplinen behandelt, solcherweise, daß sie sich zu einem Lehrprogramm zusammenfügen. Dieses Lehrprogramm ist allerdings zur Zeit noch nirgends auf der Welt verwirklicht worden, dazu ist es aber bestens geeignet, die Möglichkeiten einer solchen Forschung an konkreten Beispielen darzutun.

Koch präsentiert in der Tat ganz unterschiedliche Themen der Semiotik — gemein ist allen das eine, daß er die dem Strukturalismus folgenden Methoden anzu-

wenden, zu dokumentieren sucht. Im Grunde kommen hier Probleme der Textbedeutung und Syntaktik aufs Tapet, wobei die unmittelbare gesellschaftliche Kommunikation im Hintergrund bleibt. Gerade deshalb — sollte es auch auf den ersten Blick nicht ganz klar sein, was für ein Wissensfach für all dies kompetent wäre — das eine läßt sich aus diesem Werk mit Gewißheit herausnehmen: daß nämlich den einen Weg zu der sog. gesellschaftlichen Semiotik oder Gesellschaftssemiotik eben eine derartige Untersuchung der verschiedensten Kommunikationsansprüche darstellt. Die Untersuchungen über die Metakommunikation münden letzten Endes in die Semiotik. Das zu dokumentieren, birgt nicht nur für die *Zielwissenschaft* (die Semiotik) wesentliche Erkenntnisse, sondern auch für die *Ausgangswissenschaften* (u. a. die Linguistik, die Literaturtheorie, die Ästhetik), zumal die Woher-wohin-Bewegung einiger moderner Forschungsrichtungen so nun sehr klar zu Vorschein tritt. Anstatt einer Aufzählung interessanter Stellen, überzeugender oder verblüffender Folgerungen, die in den einzelnen Analysen vorkommen (und deren Zahl in diesem dicken Band ohnehin nicht gering ist), dünkte uns die Summierung dieser wichtigsten Einsichten am nützlichsten. Nicht nur jene werden Kochs Buch mit Zufriedenheit lesen, die sich für die genannten Themen interessieren; auch im allgemeinen dokumentiert es gut den Wandel, der sich in den Methoden der modernen Philologie und Gesellschaftswissenschaft vollzogen hat. Der reiche Literaturnachweis bzw. die Fülle der Zitate, der genaue Überblick über die zeitgenössischen Forschungen sichern dem Werk auch einen zusätzlichen Wert. Dem Autor gelang es tatsächlich zu beweisen, daß seine Semiotik einen weiteren Beitrag zum tieferen Verständnis der von ihm so vielseitig herangezogenen Erscheinungen liefert. Das will freilich nicht heißen, daß bei diesen analytischen Forschungen — sowohl auf ihre Anwendungsgebiete wie

auf die bisherigen Ergebnisse bezogen — keine weiteren Aufgaben mehr zu lösen blieben. Das Werk ist jedenfalls auch so zu den großen, zusammenfassenden methodischen Thesauri der ausgehenden Sechzigerjahre zu rechnen.

*W. Voigt*

**Dell Hymes: Foundations in Sociolinguistics. An Ethnographic Approach.** University of Pennsylvania Press, Philadelphia 1974. X+245 pp. = Pennsylvania Paperback 65.

During the last few decades linguistics has attained a period of revival and becoming important all over the world. At first it seemed that this change originated only from the streaming of the computers into machine translation. Then the spreading of structural linguistics (phonetics and semantics) followed. About this it was said that it was a phenomenon of fashion. The next trend is connected with the introduction of the communication theory into linguistics. This way a model of linguistic communication has been brought about which is more varied, more accurate and at the same time more suitable for being mechanized than any earlier model. And the so called generative (or transformational) method has not only given new ideas in the field of syntax (and to a certain extent in that of semantics), but it has raised the questions of relationship between language and thinking and between language and culture from a new point of view. In recent years a whole series of linguistic disciplines have been separated, whose significance could not be denied even earlier but now — mainly within the scope of the new methods mentioned above — they so to say "have come of age", their independent validity and the characteristic method serving this have been recognized. Language acquisition and contrastive linguistics, textual analysis and textual grammar, sociolinguistics and stratificational lin-

guistics, ethnographic semantics and ethnomethodology, context-research and the semiotic experiments with innumerable kinds of linguistic foundation, all can be included in this group. A considerable part of the new trends have been initiated by linguists of the U. S. A., or at least have been formulated with a general validity in the U. S. A. The speedy (sometimes too speedy) sequence of the certain trends and schools refers to a bustling linguistic work. In certain cases, however, it is questionable whether there is a continuity in this research system, whether the certain main leaders are really significant (linguistic) scientists, in what measure can the results be applied in the broader field of the social sciences? Linguistics in the U. S. A. is expressly of interdisciplinary character: it has got into contact with many things from genetics to space research. Certain people are even afraid that on account of this diversity linguistics will lose its characteristic aspect. The slackening of the "American character" is also associated with this worry. Side by side with the streaming of thousands of linguists to the U. S. A. from all parts of the world, American linguistics — which, however, showed the form of an cosmopolitan club rather than that of some permanent tradition — gradually became international. In connection with this it can again be raised, whether this period is suitable for the appearance of great, influential personalities?

All these general remarks are of evaluative significance in connection with the work of *Hymes*. The author is a linguist and sociologist known already all over the world. At present he teaches ethno-linguistics at the University of Philadelphia. In fact he started his scientific career in the fifties, when he studied English and American Indian linguistics at the University of Bloomington (Indiana). As from the sixties he was teaching ethno-linguistics at the Harvard and in Berkeley (California), and in recent years he was professor of linguistics and today

he is rather a professor of ethnology in Philadelphia. First he dealt with questions of the intermingling of languages (*Pidginization and Creolization of Languages*), then he became interested in the role of computers in cultural sciences (*The Use of Computers in Anthropology*). As a matter of fact, his interest was concentrated around the research of the linguistic and social relationships of the communication theory. In this field he is the author or editor-creator of several handbooklike works of pioneering significance (*The Ethnography of Communication* [1964]; *Language in Culture and Society* [1964]; *Directions in Sociolinguistics* [1972]; *Reinventing Anthropology* [1972]), and the periodical entitled "*Language in Society*" is also his work. In fact, there is no such more important congress, volume of studies, or handbook where it would not be H. who summed up the essential questions of ethno-linguistics during the last decade. He is a progressive scientist, full of social responsibility and trust in the exactness of the modern methods. He is already a great personality, a worthy continuer of the linguistic and ethnological work of Boas, Sapir and others.

The present work is the summing up of his conceptions. To a certain extent it relies upon his earlier works, still it is no collection of studies or anthology, but a monograph expounding independent scientific conception. Its significance lies in this. In fact it sums up the main problems of ethnolinguistics, social linguistics and sociolinguistics. The book is divided into three equal parts. The short "Introduction" informs us about the circumstances of the writing of the work, it mentions the main methodological questions. At the end of the volume we can find a bibliography and index of peoples, names and subjects containing about 500 items.

The work is dedicated by H. to the memory of the great American ethno-linguist E. Sapir, and in the book he frequently quotes Sapir's conceptions espe-

cially relating to the relationship between the primitive language and world concept. He also premises that the main ideas of the book have been evolved in the course of "wrestling" with the ideas of some significant sociologists. He mentions the names of K. Burke, E. Cassirer, N. Chomsky, R. Jakobson, Karl Marx and Edward Sapir. It is indicated also by this list of well-known names that the sociolinguistics and ethnolinguistics of H. tries to find answers to great questions. In fact the work consists of ten chapters and, as it is shown also by the title and subtitle of the volume, even the author himself does not know, whether he writes sociolinguistics or rather ethnolinguistics. The reader can perhaps formulate his impressions so that this volume is the broadening of the ethnolinguistic system into sociolinguistics.

The first part entitled "Toward Ethnographies of Communication" deals with a range of problems formulated in the beginning of the sixties. At that time H. attempted to further develop and to make more accurate Jakobson's outline on the factors of communication. After one and a half decades, H. sees the role of the ethnolinguistic forerunners of the communication theory more clearly, and he thinks to find the most important field of research of the "ethnography of speech" not so much in the separation of the certain functions from each other but rather in their relationships. A few years later, when he investigated the relationships of language and social life, he dealt already with the role of speech in culture. He examines the "taciturn" or "communicative" character of several dozens of primitive cultures, he takes care of the sexual and (to a certain extent) of the social differences. It is illuminating that when he describes the social frames of speech, he takes 16 factors into consideration, of which Jakobson at the time enumerated still only half a dozen. According to H. such components are as follows: the form of the message, contents of the message, *setting* (the frames of speech in space and time), *scene* (actually



this is the psychological side of the *setting*), speaker or sender; addressor, hearer, or receiver, or audience (this is not always identical with the addressee), addressee, *purposes-outcomes* (purposes and consequences), *purposes-goals* (purposes and results; as compared with the former this is volitional), key (the manner of speech, e.g. earnest, ironical, task-like), channel (any kind of conveyor of speech), forms of speech (languages, dialects, styles), norms of the interaction, norms of the interpretation, genres. But even this manyfold descriptive system is not sufficient in itself to grasp speech, the function of speech in society is constituted by the relationship of the certain factors.

Concisely: H. wants to give a more detailed analysis of the ethnolinguistic facts than any earlier attempt, and he thinks this to be materialized in a socialized communication theory.

The second main part of the book (*"The Status of Linguistics as a Science"*) starts in fact out from this: it wants to give a definition of scientific accuracy of linguistics and, at the same time, the explanation of its role among the social sciences. Here the conceptions of the author follow in five shorter items.

The author says first of all that several phenomena of ethnolinguistics (oblivion of language, social dialects, exchange of languages, gathering of ethnographic data in general) actually call for sociologist observers. Then he defines how the terms "sociolinguistics" and "ethnography of speaking" have come into existence. The latter one can be regarded as a particular and the former one as a general method connecting linguistics and ethnography. In this conception especially the concrete description of the ethnography of speech is interesting. H. includes here the theme "structure and divergences", the analysis of competence and performance, the practice of *discourse-analysis* (texts, facts of speech, processes of speech, "code-switching", examination of style). In fact the examination of any linguistic formulation

demands a many-sided descriptive and analytic method. In connection with the questions of bilingual education he refers to the Cartesian and Herderian trends of linguistics, as a matter of fact to the question: what actually should be the general fundamental principles of a general linguistics. (H. only raises the question here, but does not give a detailed answer.) He deals separately with the importance from the viewpoint of sociolinguistics of his research in folklore in the sixties and his poetical research initiated by Kenneth Burke. He values also here those aspirations as a result of which linguistics can be more methodological.

The third part of the book mentions three main themes, *viz.* „*Linguistics as Sociolinguistics*“, title of this part. In fact it is expounded here that the linguistic facts are not isolated, but complicated and they are embedded into the life of society. Every sentence of us is uttered in a context, and is unintelligible without it. All this renders necessary for us to find universals, to discover the regularities of general character behind the many details, what however is not an easy task. Phonetics, grammar and all kinds of style are obviously sociolinguistic phenomena. As a consequence of this careful linguistics is always sociolinguistics. However, today is still difficult to say more than this general observation and the point of view relating to the manner of the description. The ninth chapter of the volume, the only one in which we can read about a comparatively broader examination of a question of detail, in connection with the use of the English "some" and "any" refers to the fact how compound motives even the so called simple grammatical rules can have. The closing study of the volume suitably wants to give a general characterization of sociolinguistics. Here the author distinguishes the mere juxtaposition of the social and linguistic aspects, the socially "realist" linguistics and a linguistics made of social character. Naturally, he regards the latter phase as

better and suitable to be followed. But what is actually this method? First of all it consists of the direct examination of the collectives of the speakers, of the description and interpretation of the structure of speech. The language theory, the methodology of linguistic research, the linguistic collectives, performance, and competence, usage, the social freedom of language are those main themes which can be most important for sociolinguistics. As a matter of fact every linguistic problem can be approached in a sociolinguistic way.

We have arrived at the end of the volume. The ten studies selected from the production of 15 years form a closed arch. H. here and there reworked a little his earlier papers in order to eliminate the overlappings. He generally succeeded in doing so. The present work is a uniform whole, even without conclusions and a closing chapter. Its ideas can be summed up by stating that at the description and understanding of the facts of language the social view is an indispensable requisite of *linguistics itself*. In this we agree with the author. Another great merit of his work is the quoting of an ethnolinguistic material of universal dimensions. H. is very economical, on a certain phenomenon he quotes only one (but carefully selected) example. He obviously knows the English and Indian languages of the United States best. However, his examples are furnished by over 80 languages or families of languages. The literature quoted by him is not only imposing, but selected (!), up to date, and inspires to further reading. From the book we also come to like his classical masters.

Summing up the aforesaid we can also only praise the book. It is a skilful summary of an important complex of themes, we can agree with all of its theories without exception. Its scientific and theoretical level is very high, and at the same time he does not want to achieve an effect with the virtuosity of formalization and the multitude of unintelligible formulae,

but with the essence of what he wants to say. It is a very careful and self-commanding selection, up to now the most important book of socio-ethnolinguistics. It is an introduction and survey of important questions.

This statement must be completed with the critical remark (rather for the reader than for the author) that just on account of the interdisciplinary, conceptual and methodological approach we do not get some lexicon-like enumeration of everything or text-book-like classification. The concrete textual analysis, the thorough examination of the certain facts and phenomena of linguistic sociology, is missing. Then production and language, as well as social formations and language could have been analysed also from other points of view. H. quotes the name of Marx with appreciation, but this is not some boasting drawing-room revolutionism. Also therefore we can remark that both the Marxist linguistic theory (e.g. language as a means of production, language and alienation etc.) and the Marxist historico-typological linguistics (e.g. dialectology, the theorem of linguistic changes, the development of literary languages, etc.) have achieved such results whose discussion is missing from the list of the author's themes. Sociolinguistics is an even richer field than we come to know it from this excellent book.

W. Voigt

**Siegfried J. Schmidt: Texttheorie.** Probleme einer Linguistik der sprachlichen Kommunikation. Wilhelm Fink Verlag, München 1974. 183 S. DM 9,80 = Uni-Taschenbücher GmbH 202.

Auf dem Gebiet der modernen Literaturwissenschaft und der damit verbundenen textanalytischen, linguistischen und semiotischen Forschungen konnten sich in den letzten Jahren die UTB-Taschenbücher einen vornehmen Rang erringen. Im Preis stehen sie zwar nicht besonders

niedrig, immerhin hat der Münchner W. Fink-Verlag den Wink der Zeit verstanden: im gesamten deutschen Sprachraum gelten diese Taschenbücher als die meistbekannte Publikationsreihe aus dem Bereich der Text- bzw. Werkanalyse. Unter den einzelnen Titeln findet man Klassikerübersetzungen sowie kurzgefaßte kleine Handbücher. Bei der Vergebung von Werken letzterer Art zeichnete sich der Verlag auch durch eine gewisse Kühnheit aus, indem er vor der Aufforderung junger bzw. noch weniger bekannter Wissenschaftler keineswegs zurückschrak. Und das hat sich bisher stets als Erfolg erwiesen. Trotz des knappen Umfangs sind echte, grundlegende Zusammenfassungen entstanden, die alle von profunder Kenntnis des Stoffes und Erfassung der Problematik zeugen. Der Verf. des vorliegenden Bandes wirkt als Professor an der Universität Bielefeld, die als Hochburg der deutschen strukturalistischen Texttheorie gilt. Es gelang ihm auch die Methoden der Literaturwissenschaft, der Linguistik und der Ästhetik in seiner Texttheorie zu vereinen. Das Buch ist eine würdige Fortsetzung der vorhergehenden und bietet zur Zeit die beste Kurzübersicht der deutschen Schule in der Texttheorie.

Wie auch die anderen Autoren der Reihe, behandelt Sch. die Probleme in einer strengen, sehr bündigen und gedrängten Form, stets mit einem sachbezogenen Ausblick auf wissenschaftshistorische Momente. Eine Bibliographie mit über 150 Titeln sowie ein Sach- und Namenverzeichnis vervollständigen das Werk. In seinem kurzen Vorwort gibt Sch. für den Abschluß seines Manuskriptes den Sommer 1972 an. Das bedeutet allerdings bei der stürmischen Entwicklung der Texttheorie ein ziemlich merkbares Alter; besonders auf dem Gebiete des Textgebrauchs und der Pragmatik hat die Forschung auch seitdem große Fortschritte erzielt. Das auseinanderzusetzen wäre aber eine spätere Aufgabe. Hier sei angemerkt, daß Sch. außer dem gegenwärtig in Bielefeld wirkenden J. S. Petőfi auch

noch weitere ungarische Autoren anführt. Indessen hat die ungarische Texttheorie noch nicht den Stand erreicht, daß sie nach internationalem Maßstab überhaupt Aufmerksamkeit verdiente. (Näheres über das alles s. in *Általános Nyelvészeti Tanulmányok* [Studien zur allgemeinen Sprachwissenschaft] Bd. XI. A szöveg megközelítése [Textlinguistik], 1976.)

Das Werk ist eigentlich in der Art einer systematischen Textanalyse aufgebaut, wobei jedoch die einzelnen Fragen dementsprechend vorgenommen werden, wie sie in der Wissenschaftsgeschichte aufkommen. Dieser Lösung ist durchaus beizupflichten, zumal die Texttheorie eine dermaßen junge Disziplin bzw. trotz aller Voraussetzungen erst in den letzten zehn Jahren zur Entfaltung gelangt ist, daß die wissenschaftshistorischen Zusammenhänge derzeit noch nicht allein wegen ihrer Übersichtlichkeit Bedeutung haben, sondern zum organischen Bestand der Theorie gehören.

Sch. geht von der Voraussetzung aus, die Texttheorie sei durch allmähliches Eindringen der Informationstheorie in die Sprachwissenschaft entstanden. In der deutschsprachigen Welt war es P. Hartmann, der 1968 als erster auf die Notwendigkeit der Analyse solcher sprachlicher Gebilde hinwies, die über die Größe eines Satzes hinausgehen — er gebrauchte dafür schon damals die Bezeichnung »Texttheoret. Früher gab es ahnungsweise Ansätze in der Psycholinguistik und Logik, die einigermaßen in dieser Richtung zeigten, jetzt aber revolutionierten die nun einmal definierten Erkenntnisse mit gleicher Schnelligkeit die Methoden der Linguistik, der Literaturwissenschaft, der Kommunikationstheorie, ja auch der angrenzenden Gebiete der Psychologie, Soziologie, Kulturforschung und Volkskunde. Es war eigentlich eine Trivialität zu erkennen, daß die Sprache eine gesellschaftliche Tatsache ist, die sich in einem »sprachlichen« oder »kommunikativen Handlungsspiel« manifestiert. Einige Termini und Methoden ermöglichen jedoch die

Präzisierung dieser Einsichten. So wurden aus der Semiotik die Zeichentypologie, hauptsächlich aber die Begriffe der Semantik und Pragmatik übernommen und aus der modernen Kommunikationstheorie der Begriff einer besonderen »*kommunikativen Kompetenz*«, die einen sprachlichen, einen soziologischen und einen kulturellen Sinn in sich vereint. Die neue Texttheorie ist solchermassen eine durch und durch interdisziplinäre Wissenschaft. Zu ihrem Bestand gehört die sog. *extensionale Semantik* in dem Sinne, daß die sprachlich-textlichen Äquivalenzen semantisch-logischer Operationen untersucht werden. Als eine besondere Kategorie erscheint hier der *Kontext* auf der Bildfläche, dem besonders von der Semantik her große Wichtigkeit zufällt. Gerade die Verschärfung der kon-textualen Approximation bezweckten die Untersuchungen über die *Textkohärenz*, woraus sich in späterer Folge die ko-textuale Textuntersuchung entwickelt hat. Eine sehr genaue Beschreibung der sprachlichen Situation verdanken wir allen, die von der Texttheorie ihre pragmatische Seite weiter ausgebaut haben. Es entstand allmählich — als neuer Forschungszweig — die *Pragmalinguistik*, die die verschiedensten Erscheinungen des Sprachgebrauchs und der Sprachsoziologie miteinander zu verbinden versuchte und die sprachliche Handlung mit der Handlung, Tätigkeit, Aktion im allgemeinen verglich. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht das System, nach dem die deutschen Forscher die sog. »Sozialkommunikation« interpretieren. Das System ist eigentlich identisch mit dem System der Handlungen:

virtuell	Kompetenz	Kode	System
realisiert	Performanz	Diskurs	Norm
	individual	dual	plural

Jeder Rubrik dieser Tabelle kann man gleicherweise das Attribut »sprachlich« und »aktionsmäßig« voransetzen, mit

anderen Worten, damit ist auch das Handlungsmodell (d. i. das Aktionsmodell) der Sprache gegeben. Andere wieder identifizieren die Hauptgebiete der Pragmalinguistik mit den Grundkategorien der Semiotik (*Semantik, Syntaktik, Pragmatik*).

All dies gibt der Texttheorie einen allgemeinen Rahmen, doch darüber hinaus ist eine Definition der Besonderheiten des Textes, der ihm zu Grund liegenden Ordnungsprinzipien, einer genaueren Beschreibung der »kommunikativen Handlungsprozesse« nötig. Das ist der zentrale Gedanke von Sch. selbst, den er 1971 darlegte. Hier geht es um die Aneignung der Sprache, um den Sprachgebrauch, die Sprechakte (*speech act*), die sprachlichen Instruktionen (Operationen), die *Instruktionssemantik*, die *semantischen Merkmale* und *semantischen Kategorien*, die Referenztheorie und die mit all dem zusammenhängenden logischen und semantischen Fragen. Sch. befaßt sich eingehend mit den einzelnen Themen, deren bloße Aufzählung schon klar erscheinen läßt, daß es sich hier um eine Neufassung etlicher Grundbegriffe der traditionellen Sprachwissenschaft (Wort, Satz, sprachliche Tatsache, formelle und semantische Beziehungen derselben), ja um eine Sprachtheorie mit mehr oder weniger ausgeprägtem Vollständigkeitsanspruch handelt. Diese Sprachtheorie wurde natürlich auf weit größerer Basis ausgebaut, immerhin hat die Texttheorie eine wirkliche Beziehung zu ihr, und so kann man getrost sagen, daß hier unter dem Decknamen wie etwa »kommunikative Handlungsprozesse«, »Kommunikationsaktivitäten« sozusagen die ganze moderne (innere) Sprachtheorie vertreten ist. Auch das ist ein Beweis dafür, daß die Texttheorie nicht nur als Modeerscheinung, sondern auch ihrem Wesen nach eine interdisziplinäre Forschungsrichtung darstellt. Eben darum ist es eigentlich schwer, festzustellen, welche Kategorie der Texttheorie jeweils zu welchem Thema der traditionellen Forschung gehört.

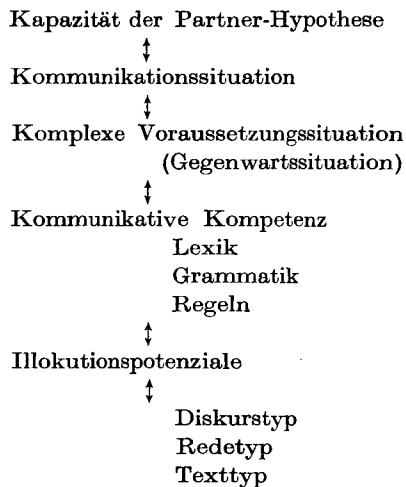
Sch. befaßt sich eingehend mit drei wichtigen Begriffen, und zwar mit den

Kategorien *Proposition*, *Präsupposition* und *komplexe Voraussetzungssituation*, woraus in den letzten Jahren die am besten durchgearbeiteten, viel diskutierten linguistisch-texttheoretischen Themen entstanden sind. Als Nächstes kommt es zur Darstellung der (äußeren) Sprachtheorie — als texttheoretische Interpretation der klassischen Kommunikationstheorie. Er geht hauptsächlich um die Einzelheiten der Kommunikationsmodelle des Senders und des Empfängers ein, um in der Folge der Kommunikationsmodelle des Senders nach Searles Buch (1969) auf Definition und Kategorisierung der Sprechakte (*speech act*) und des sog. *illocutionary act* (eigtl. Abfassung einer Mitteilung im Zuge des Kommunikationsprozesses) einzugehen. Diese Typisierung bzw. Kategorisierung ist im Grunde auf die Systematisierung der Satzstrukturen, der Modalitäten und der logischen Operationen aufgebaut und untersucht deren sprachliche Verwirklichung. Als Niederschlag der für die letzten Jahre charakteristischen Tendenzen der Sprachwissenschaft ist auch da die Frage der Universalien aufgekommen genauso wie die Gestaltung der verschiedenen formalisierten Illokutions- und Redetypen mittels der hier gewonnenen Erkenntnisse.

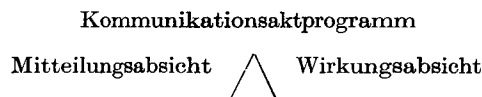
Das waren eigentlich jene Voraussetzungen, die den Aufbau einer gültigen Texttheorie überhaupt ermöglichten. Diese Arbeit nahm in zwei Punkten ziemlich gleichzeitig ihren Anfang, wobei sich auch offenkundige Wechselbeziehungen ergeben; nichtsdestoweniger ist die Entwicklung eher parallel als hierarchisch zu bezeichnen. Es ist nur der Schein, daß die sog. *Textgrammatik* eine einfachere (und mehr deskriptive) Forschungsaufgabe wäre als die sog. Texttheorie. Natürlicherweise enthalten beide Themenkreise recht viel empirische Probleme, und selbst die auf Formalisierung gerichteten, theoretischen Ansprüche sind ziemlich groß. Die Textgrammatik untersucht eigentlich *Textmodelle* (und sucht diese mit den Methoden der Transformationsgrammatik oder Se-

mantik, der Logik oder der Handlungslogik zu erfassen). Die im engeren Sinn verstandene Texttheorie geht zunächst von der Dialektik von *Text* und *Textualität* aus. Das erste Element (der Text) wird gewöhnlich als Ergebnis der durch das letzte begründeten Aktivität aufgefaßt, wobei diese Aktivität sowohl von der sprachlich-kommunikativen wie von der logisch-sozialen Seite her beschrieben wird. Der Text an sich ist ein typischer Strukturbegriff, den man im allgemeinen Sinn mit Hilfe der Kategorien der Systemtheorie darstellen könnte. Die Elemente des Textes sind die *Sätze*, die aber — auf Grund unserer Ausführungen — vielseitige Definitionen zulassen und mit dem Satzbegriff der herkömmlichen Sprachwissenschaft keineswegs gleichzusetzen sind (wenngleich die Sätze selbst identisch sind). Der Unterschied liegt hier nicht in der Objektsprache, sondern in der Metasprache. Wichtige Kategorien der Texttheorie sind ferner die Funktion und die Kohärenz des Textes sowie, daraus folgend, die Kategorie der Texttypen. Der Weg dahin führt über die verschiedenen Methoden der Modellbildung.

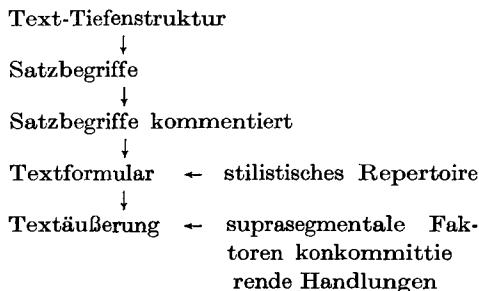
Abschließend bringt Sch. eine graphische Übersicht, die in einem die Zusammenhänge zwischen den Hauptkategorien der heutigen Texttheorie diagrammatisch darstellt — und solcherart als Zusammenfassung des Bandes gelten kann —, andererseits aber — auch nach den eigenen Worten des Verf. — das Forschungsprogramm für die Zukunft entwirft, wird doch — nach Sch. — die nächste Etappe in der Entwicklung der Texttheorie darin bestehen, daß die hier als Teilgebiete gekennzeichneten Themen Selbständigkeit erlangen und ausführlich erörtert bzw. ausgelegt werden. Dieses Modell drückt die generative Entstehung des Textes in der Form eines Prozeßdiagramms aus. Mit einiger Vereinfachung ließe es sich folgendermaßen darstellen:



Alle diese Begriffe stehen miteinander in generativer Wechselbeziehung, und ergeben — in ihrer Gesamtheit wie einzeln für sich — das Repertoire der Textbildung. Der Text — in seiner Eigenschaft als Kommunikationsfaktor — repräsentiert eine Dreieckigkeit:



Daraus lassen sich die einzelnen Ebenen der Textgenerierung berechnen:



Die zwei letzteren können von speziellen Informationsblocks auch direkt beeinflußt werden.

Allein schon aus dieser grob-schematischen Darstellung treten einige Ergebnisse

der neuen Texttheorie in Erscheinung — allerdings zugleich auch die Begrenztheit ihrer Zielsetzungen. Der Einfachheit halber wollen wir hier nur einige davon, und auch diese bloß thesenmäßig, zusammenfassen. Es ist Sch. jedenfalls als Verdienst anzurechnen, daß er in seinem Buch durchwegs mit strenger Konsequenz die Begriffe diskutiert; sein logischer Apparat ist verläßlich. Auch das angeführte Diagramm zeigt, daß ihm nicht der Entwurf einer alle sprachlichen Tatsachen erfassenden Texttheorie vorschwebte, sondern die Darstellung einer wahrhaft konsequenten und zusammenhängenden Richtung. Wenn es auch gilt, daß er die deutsche Schule genau zitiert, sind die — auch schon von ihm hie und da besprochenen — englischen bzw. amerikanischen Texttheorien mehr oder weniger (!) ganz gewiß verschieden. Die französische und italienische Texttheorie ist noch radikaler anders; über die sowjetische (und osteuropäische) Texttheorie gibt der Autor keine Aufschlüsse — in diesen Ländern wurden manche Fragen (so die semantische und logische Untersuchung der Aussagen, die generative Typologie) auf sehr hohem Niveau gelöst. Im Grunde genommen wäre auch außer dem Sch.'schen Handbuch eine Art Anthologie, etwa »Die Texttheorie heute in aller Welt« nötig. Bis dahin aber (wofür ansonsten noch so hervorragende Studiensammlungen aus der Texttheorie keinen Ersatz leisten), wird dieses Buch die brauchbarste Einführung in die Thematik bleiben.

An konkreten Beispielen bringt es eigentlich gar nichts, was ja sicher nicht seine Aufgabe gewesen wäre, sondern ein Herangehen an die Problematik der Texttheorie von der Sprachtheorie und Sprachphilosophie her. Und dieses Ziel wurde erreicht.

Was den Gesamteindruck auf den ungarischen Leser betrifft, läßt sich wie folgt zusammenfassen:

1. »Text« besagt hier etwas wesentlich anderes als was im herkömmlichen Sinn in der Philologie oder Literaturforschung ge-

meint ist. Nach der Texttheorie ist der Text der gesamte sprachliche Stoff des konkreten Kommunikationsprozesses, ist auch nicht an schriftliche Formen, an literarische Werte oder an Historizität gebunden.

2. Von der Kommunikation her ist der Text der sprachliche Faktor, den die Forschung von den sonstigen, nicht-verbalen Formen der Kommunikation (z. B. Gesten) jedoch nicht isoliert. Immerhin stehen hier nur die linguistischen Belange im Vordergrund.

3. Diese Texttheorie ist nicht zu wechseln mit der Stilistik, der Poetik oder der Theorie der literarischen Gattungen. Die Texte können freilich auch unter solchen Gesichtspunkten charakterisiert werden, und auf die Faktoren weist auch die Texttheorie hin, ohne jedoch diese näher zu untersuchen.

4. Eine Frage an sich bildet das Problem des Zusammenhangs zwischen Text und Gesellschaftspraxis. Unter Einbeziehung der Theorie der gesellschaftlichen Aktion und der Kommunikationshandlung unternimmt die Texttheorie den Versuch, zugleich auch soziologische Bedeutung zu erlangen. Dieses sonst löbliche Verfahren bedeutet jedoch keineswegs, daß die Texttheorie ein Ersatz wäre für etwas anderes — sei es für die Sprachsoziologie-Soziolinguistik, sei es für die gesellschaftliche Kommunikationstheorie. Die Texttheorie behandelt die einschlägigen Erscheinungen einzig und allein in ihren Beziehungen zum *Text*.

5. Die Texttheorie ist eigentlich ein neues Teilgebiet der Sprachwissenschaft: analog zur Lautlehre, Wortlehre und Satzlehre untersucht sie komplexe Mitteilungen, die aus größeren Mitteilungseinheiten bestehen und durch die gleiche Situation bzw. den Kommunikationszweck bestimmt sind. Solcherart ergibt sich gewissermaßen ein viertes Geschoß im Gebäude der Sprachwissenschaft; es unterliegt allerdings keinem Zweifel, daß auch noch weitere Ebenen vorstellbar sind.

6. Schließlich geht auch aus der Dar-

stellung hervor, daß diese Ebene eigentlich erst jetzt, in der Geschichte der Sprachwissenschaft erstmalig präzise, auf begrifflicher Basis erfaßt wurde. Zugegeben, auf den ersten Blick wirken die vielen neuen Termini etwas abschreckend, doch kann die Daseinsberechtigung der meisten von ihnen nicht bestritten werden. Die Texttheorie befaßt sich auch mit den Beziehungen zwischen den Kategorien, indessen eine nach allen Seiten hin vollendete, in sich abgeschlossene Theorie und Terminologie vermochte sie während der kurzen Spanne Zeit von einigen Jahren noch nicht auszubauen. Das wird noch eine geraume Zeit brauchen.

7. In der ungarländische Philologie war man bisher über die neueren Ergebnisse der Texttheorie im allgemeinen ziemlich schwach unterrichtet. Gerade infolge der interdisziplinären Natur dieses Bereichs führten die nur beiläufig zitierten Teilergebnisse und isolierten Termini noch nicht zum richtigen Verständnis der besagten Erscheinungen. Es gäbe wohl einiges nachzuholen: die Publikation eines Handbuchs der Texttheorie, die Mitteilung von Informationen, Zerstreung von Irrtümern, die Begründung einer mit den philologischen, literaturwissenschaftlichen, kommunikationstheoretischen Forschungsergebnissen harmonisierenden Texttheorie auch in Ungarn.

W. Voigt

**Wolfgang U. Dressler — Siegfried J. Schmidt: Textlinguistik.** Kommentierte Bibliographie. Wilhelm Fink Verlag, München 1973. 6 + 120 S. — DM 9,80 = Kritische Information 4.

In den letzten Jahren hat die Textanalyse überall auf der Welt großen Anklang gefunden. Die deutsche Philologie (Linguistik wie Literaturwissenschaft in gleichem Maß) hat die elementaren Grundlagen der »Textlinguistik« ausgearbeitet und darin ihre weltweit bekannten Metho-

den entwickelt. Wie in der Rezension eines früheren Buches — ebenfalls aus der Feder des einen der genannten Autoren — erwähnt,<sup>1</sup> hat sich die Verknüpfung der Methoden der deutschen und amerikanischen Sprachwissenschaft als ein sehr glücklicher Gedanke erwiesen; die Zahl der nach diesem Grundsatz verfaßten Arbeiten zeigt auch einen rapiden Anstieg. Schon aus diesem Grund ist es notwendig, daß man sich mit Hilfe kommentierter Bibliographien in diesem bereits zur Unübersichtlichkeit angewachsenen Wissensstoff zurechtfinde. Die unlängst begonnene Schriftenreihe »Kritische Information« verfolgt mit ihren einzelnen Bändchen gerade dieses Ziel; es ist also ganz angemessen, daß gleich mit einer Darstellung der Texttheorie angefangen wurde.

Beide Autoren sind Spezialisten auf diesem Fachgebiet.<sup>2</sup> Sie konnten mehr als 30 Mitarbeiter für ihr Unternehmen gewinnen, die dann etwa 40 Zeitschriften und viele Bücher durchsahen, insgesamt über 300 Werke annotierten; außerdem sind in einem zusätzlichen Verzeichnis ohne Annotation etwa 70 weitere Titel angeführt. Die besprochenen Werke bilden drei Gruppen: unmittelbar textlinguistische Schriften, Anwendungen der Textlinguistik und nur zum Teil einschlägige Arbeiten. Die einzelnen Titel sind gruppenweise und alphabetisch nach den Namen der Verfasser angeordnet, nach Möglichkeit in der Form von Autorreferaten. Das Verfahren war selektiv; im Grunde genommen präsentiert es die einschlägige deutsche, englische und französische Literatur der letzten zehn Jahre. Osteuropäisches Material ist nur in dem Maße enthalten, soweit es international zugänglich ist — ungarisches allerdings überhaupt nicht. Die Zusammenstellung ist aber auch so recht nutzvoll, weil sie

genaue erste Informationen bietet. Noch weitere Bände sind geplant; diese sollen die Mängel beheben. Bereits jetzt wäre eine Numerierung der Posten und die Beigabe irgendeines Sachverzeichnisses nützlich gewesen — so müßte man nicht jedesmal das ganze Buch durchblättern.

W. Voigt

**Ferenc Kiefer: Generative Morphologie des Neufranzösischen.** Niemeyer Verlag, Tübingen 1973, 108 p. = Romanistische Arbeitshefte 2.

L'œuvre sous recension n'a pas la prétention d'être un traité complet de la morphologie française: un chapitre détaillé est consacré à la conjugaison (pp. 21–69), puis l'auteur analyse la formation du féminin et du pluriel des substantifs (pp. 70–92) et des adjectifs (pp. 94–101). La dérivation ou la morphologie des pronoms sont intentionnellement omises. L'auteur déclare lui-même qu'il a centré son intérêt sur des problèmes théoriques et méthodologiques dont il parle dans un bref avant-propos (pp. VII–VIII) et dans toute la première partie de son livre qu'il nomme »Introduction« (pp. 3–18).

L'auteur insiste sur l'importance particulière de la morphologie, et c'est une idée relativement nouvelle en grammaire générative. Selon lui une morphologie générative diffère de la traditionnelle en deux points essentiels: 1. loin d'être une simple énumération des paradigmes, elle vise à découvrir les rapports intérieurs entre radical et désinences, à en donner une explication et, par conséquent, les règles formelles; 2. il est impossible de dresser la morphologie de la langue étudiée autrement que dans le cadre d'un modèle intégral où elle doit être traitée comme l'égale de la phonologie et de la syntaxe (4). K. appuie son opinion par des raisons convaincantes. Il ressort de ces principes que la fonction syntaxique est l'amorce qui

<sup>1</sup> Vgl. die Rezension über W. Dressler: Einführung in die Textlinguistik. Tübingen 1972, in: ALH. 24 [1974], 409–410.

<sup>2</sup> Vgl. die Rezension über S. Schmidt: Texttheorie. München 1973, in: ALH. 25 [1975] 470 ff.



met en œuvre la réalisation morphologique, et celle-ci doit être en harmonie avec la phonologie de la langue en question. «Phonologische Interpretation heisst einfach die phonologische Beschreibung der strukturierten Morphemketten (von Wörtern, Phrasen, Sätzen) die wir als Ausgabe der erzeugenden Komponente oder Komponenten erhalten» (102). Néanmoins, la morphologie a une certaine indépendance: il y a des règles morphologiques dont l'opération n'atteint que la classe morphologique relative et il y a des règles phonologiques qui fonctionnent sans considérations morphologiques ou syntaxiques mais dont les résultats se manifestent aussi sur ces plans de la langue. Une règle peut être formulée au sujet des marques morphologiques, mais il est préférable de la transformer si possible, en règle phonologique d'une validité plus générale (v. à ce propos l'analyse des verbes en *-indre*: 52—3).

Or, l'on sait que la théorie générative accorde une importance toute spéciale à l'idée de la simplicité et de la non-contradiction, d'où l'insistance de l'auteur. L'idée, elle-même est pertinente jusqu'au point où la généralisation est en accord avec les faits linguistiques, c'est la bonne voie que de relever les lois fonctionnelles les plus caractéristiques, mais la généralisation ne doit pas aboutir à une abstraction en soi, fait qui arrive pourtant quelquefois. Il n'en est pas ainsi dans notre cas: sauf quelques exceptions K., fort conscient de la réalité linguistique, préfère s'en tenir aux formes existantes: «Ohne den Versuch zu machen, beide Formen der Personalendungen aus einer einzigen abstrakten Form abzuleiten, setzen wir eine besondere Regel für die Personalendungen im Futur an» (29; cf. encore les remarques concernant les verbes *pouvoir* (45), *savoir* (47), *faire* (54), la formation du passé simple (74—75) etc., etc.).

Il faut encore mettre en relief un autre côté positif du livre: c'est l'intention, à la fois théorique et pratique, de faire une distinction entre l'aspect phonique et

l'aspect écrit du français («gesprochene und geschriebene Sprachen»: 8—10; cf. encore les conclusions théoriques: 78—79). Le divorce entre le français tel qu'on le prononce et entre la forme écrite est notoire et toute une série d'œuvres, pour ne mentionner que le *Système grammatical de la langue française* de G. Gougenheim (Paris 1937, 1963<sup>2</sup>) ou la *Grammaire Larousse du français contemporain* (Paris 1964) en font état, pourtant jusqu'à présent, à mon su, personne ne s'est pas aventuré à les étudier comme deux langues («L<sub>1</sub>» et «L<sub>2</sub>») à part et à en déduire les conséquences. Après tant de grammaires et monographies consacrées à ce sujet il est frappant et passionnant de voir M. Kiefer en quête de découvrir «sous leurs déguisements fantasques» de graphèmes les véritables particularités de la langue et particulièrement de la conjugaison françaises. Il ne fait aucun doute que les résultats les plus pertinents du livre ressortent justement de cette méthode qui est jumelée, comme nous l'avons vu, à une conception personnelle de la générativité.

Malgré quelques inconséquences, les principes mentionnés permettent à K. de présenter la conjugaison française sous un aspect plus unitaire qu'on ne l'avait conçu auparavant. L'idée que la chaîne morphologique ne comprend pas seulement le radical et les désinences mais aussi l'infixe /s/ (marque distinctive du deuxième groupe en *-ir* et qui a sa place immédiatement après le radical des verbes affectés), puis l'introduction d'un signe temporel spécial devant les désinences personnelles, p. ex. /ε/ pour l'imparfait (27), /r/ pour le futur et conditionnel (29) y contribuent sans aucun doute. Il va de soi que l'ordre de succession des morphèmes de différente nature reçoit aussi une grande importance (27 51, 52, 55 etc.).

Il y a aussi une autre série de règles phonologiques et morphologiques qui apparaissent pour la première fois dans notre livre, peut être le processus de génération de quelques formes verbales paraît-il trop

complexe, cf. p. ex. l'analyse de *tenir* (38—40) ou celui de *peindre* (51—53), pourtant nous en avons le profit incontestable qu'une partie considérable des «irrégularités» est éliminée, c'est à dire expliquée par le système même. K. a entièrement raison quand il insiste sur le phénomène bien connu que dans les 1<sup>ère</sup> et 2<sup>ème</sup> personnes du pluriel l'accent se déplace du radical aux désinences, et que la majorité des alternances y trouve son explication même sur le plan synchronique. La présentation du verbe *boire* (54—55) est un exemple illustratif des avantages de la méthode employée dans le livre. Dans le cas de *prendre* (50) les règles, pour ainsi dire, «à deux échelons» de K. sont pertinentes et produisent efficacement les formes existantes, mais ne serait-il pas possible de les formuler de manière qu'en ressorte la réalité phonique: sauf l'infinitif, le futur et le conditionnel, nous avons le radical /prən/; quand elle est tonique elle revêt la forme /prən/ et nous avons une règle qui transforme /prən/ en /prā/ au singulier du présent de l'indicatif. Il faut ajouter que, abstraction faite de la chute de *d* — résultat de l'action d'une «idiosynkratische Tilgungsregel» — ces changements se font en vertu de l'opération des règles phonologiques (alternance *a* ~ *ε* en syllabe ouverte et fermée, nasalisation en fin de mot). Il en est presque ainsi dans les verbes en *-indre*, où le radical des formes respectives est la résultante d'une transformation idiosyncrasique /ɛd/ → /ɛŋ/; pour le sing. du prés. de l'ind.: /ɛd/ → /ɛ/. Comme je ne suis pas spécialiste de la grammaire générative, la formalisation de ces règles est en marge de ma compétence.

C'est le point où je tiens à remarquer que les participes échappent à l'attention de l'auteur. Le participe passé n'est pas même mentionné, bien que ce soit une forme simple. La règle de formation du participe présent est donnée, mais une morphologie, surtout générative, gagnerait en valeur en indiquant que le radical commun au participe présent, à l'imparfait de l'indicatif et au présent du subjonctif,

est celui du pluriel du présent de l'indicatif (cf. Gougenheim, 85—86 et la règle de l'infixation dans notre livre: 25).

Nous adoptons volontiers l'opinion de l'auteur que, d'une manière générale, les grammaires ne font pas une distinction nette entre les phénomènes orthographiques, phonologiques et morphologiques (31, 37, 68). C'est ainsi que j'essayerai de démontrer que, sur le plan de la langue «L<sub>1</sub>» la majorité des verbes du troisième groupe suit les mêmes règles (v. ci-dessous). Il en est de même pour les verbes en *-er* où, sur le plan morphologique, il n'y a que les deux exceptions bien connues: *aller* et *envoyer* (ce dernier manque à la page 22). La cédille des verbes en *-cer* et l'*e* intercalé des verbes en *-ger* ont un caractère purement orthographique; l'alternance vocale qui apparaît dans les types qu'on peut représenter par *pérer*, *céder*, *jeter*, *modeler*, *broyer* n'est que la manifestation des règles phonologiques (32—36). D'autre part, je ne conçois pas pourquoi les types *modeler* et *broyer* sont d'une complexité plus grande que les autres (37). Il me semble que dans le cas du type *modeler* l'auteur n'attribue pas l'importance due à la règle dont il parle lui-même («eine generelle phonologische Regel» 96) et qui en syllabe fermée transforme tous les /ə/ et /e/ en /ɛ/. La mise en valeur de ce fait nous amène à reconnaître que, au moins pour le présent, il n'y a pas de différence entre les types *pérer* ~ *je pèse* et *céder* ~ *je cède*, de plus la «réduplication» de *l* ou de *t* (*appeler* ~ *j'appelle*, *jeter* ~ *je jette*) joue le même rôle que l'accent grave: c'est un graphème symbolisant la fermeture de la voyelle et de la syllabe. Or, les verbes en *-eler* et *-eter* qui prennent l'accent grave le font à la manière de *pérer* et *céder*: *je modèle*, *j'achète*. Une transcription phonétique relève que, malgré les différences orthographiques, la réalité phonique est la même: /pez, sed, apɛl, ʒɛt, model, aʃɛt/. Il semble que notre modèle gagne en simplicité si nous suivons la voie conseillée par l'auteur et qu'au lieu de deux règles et d'une marque distinctive en négative,

il nous en suffise une seule. Il ne fait aucun doute que le phénomène présenté est croisé — comme tant de fois — par le jeu de l'e instable (cf. les infinitifs /*aple*, /*afte*, /*modle*/, des formes comme /*numodlɔ*, /*vuzafte*/ de la chaîne parlée), mais dans notre cas le problème de l'*ə* n'est que d'une portée secondaire.

Nous sommes arrivés aux points névralgiques de la monographie: en dépit des principes explicitement posés et qui sont pertinents, le livre n'est pas exempt de contradictions intrinsèques, conséquence de ce que l'auteur s'est laissé détourner par les pièges dressés par l'orthographe et surtout par quelques suppositions de S. A. Shane (*French Phonology and Morphology*. Cambridge, Mass., 1968) qui ne sont pas toujours motivées. Dans ce qui suit, je résumerai mes remarques critiques et, sur quelques points, j'essayerai de mener à bonne fin le chemin tracé par l'auteur lui-même.

L'analyse de la formation du féminin des adjectifs (96—98) mêle le plan de l'orthographe et le plan de la langue prononcée. La catégorie (a) part de l'aspect phonique et elle présente *léger* et *sot* comme des mots à finale vocalique, par contre à propos de *gris* (catégorie f) nous lisons: «Endet das Adjektiv in der zugrundeliegenden Form auf /s/». Cette fois, c'est l'aspect orthographique qui l'emporte; sur ce plan, *léger* et *sot* eux aussi comportent une consonne «sous-jacente». La catégorie (d) donne les couples *blanc/blanche* et *sec/sèche* comme des exemples de l'alternance /k/ ~ /t/. Mais ce n'est que l'apparence: le premier couple est en réalité un exemple de l'alternance voyelle nasale/consonne (cf. l'analyse réussie dans: *Grammaire Larousse du vingtième siècle* §§ 294—296).

Nous sommes témoins à la page 75 d'une contradiction formelle où le radical du passé simple («Stammbildungsregel») est représenté selon le concept de «L<sub>1</sub>», tandis que les désinences sont données d'après l'orthographe. Nous avons souvent l'apparition d'une graphie mixte qui ne correspond ni à la prononciation ni à

l'orthographe. La désinence le la 2<sup>e</sup> personne du pluriel est notée *ɔ* (35, 47, 51), ailleurs *on*. Ce dernier est une forme forgée (72), mais dont l'existence est plutôt hypothétique. Il est vraiment dommage que de telles inconséquences et un certain nombre d'inexactitudes (p. ex. l'assertion «L<sub>1</sub> kennt z. B. auch keinen Plural für die Substantive [außer den Fällen, wo Suppletivformen vorhanden sind]» (9) est une erreur évidente qui est réparée ultérieurement (88—90); le subjonctif ne figure pas parmi les formes en diphtongue du verbe *tenir* (38); lors de la discussion de *pouvoir* (46) nous lisons *Konditional* au lieu de *Konjunktiv* et à la page 49 nous avons l'inverse) aillent de pair avec le très haut niveau théorique du livre.

La conception phonologique de M. Kiefer est incontestablement tributaire du livre de Shane. Pour ma part, je ne crois pas que l'amuïssement de la consonne finale soit si univoque qu'il le prétend (17—18, 23—24) et il ne faut pas croire à l'existence réelle — surtout pas en fin de mot absolue — d'un *ə* partout où nous en trouvons la notation (16—17, 23—24). Je partage l'opinion de ceux qui parlent d'un radical consonantique dans les verbes en *-er*, donc /*em*, /*parl*, /*mã3*/ et je ne vois pas la nécessité de postuler /*emə*/ comme le fait K. (23). On a le droit légitime de prétendre que le français contemporain conserve souvent la consonne finale, les séquences C + liquide à l'intérieur du mot, parfois même en position finale, et qu'en bonne partie l'*-e* n'est qu'une graphie qui symbolise ce fait. Cette considération nous permet d'éviter quelques processus de génération trop compliqués venant de la postulation de l'existence d'un /*ε*/ hypothétique dans une soi-disant «structure profonde» de la phonologie française (en position atone cet /*ε*/ devient *ə* et en fin de compte disparaît).

Par contre, la postulation de ce fameux /*ε*/ nous mène à des contradictions sans issue. Selon le livre, le singulier du présent de l'indicatif ne connaît pas de désinences, et pour le pluriel nous avons: *on*, *e*, *ε* (26).

Pour la réalisation phonique /ø/ et /e/ sont pertinents, mais l'/ε/ pour la troisième personne qui n'apparaît guère sur le même niveau est une conséquence «générée» par le point de départ. De plus, nous entrons par cette voie dans un conflit flagrant avec la conception unanimement acceptée, que sur le plan du langage parlé, au moins pour les verbes des premier et deuxième groupes, il n'y a aucune différence entre le singulier et la troisième personne du pluriel. On peut avancer d'un pas et accepter l'opinion de ceux (p. ex. Gougenheim, 80) qui enseignent qu'en réalité le français ne possède de désinences que pour les deux premières personnes du pluriel: /fât, fini/ ~ /fât3, finis3 — fâte, finise/. Si nous admettons une règle qui opère dans le troisième groupe des verbes et qui supprime la consonne finale du radical au singulier du présent de l'indicatif, notre prémisses reçoit une valeur générale: /dôr ~ dorm3, dorme, dorm; rəswa ~ rəs(ə)v3, rəs(ə)və, rəswav; rā ~ rād3, rāde, rād; ser ~ serv3 etc; vř ~ vřk3 etc; vi ~ viv3 etc./ et il en est de même dans le cas des verbes dont le pluriel fait revivre une consonne disparue à l'infinitif: /ekri ~ ekri3; lir: li ~ liz3/. La reconnaissance de cette règle est due à des remarques isolées (51, 53, 55), pourtant K. n'arrive pas à la généralisation.

La mise en valeur de notre règle morphologique — elle n'atteint pas les verbes du premier groupe /parl !/ — a des avantages considérables:

a) on a un paradigme unitaire pour le présent de l'indicatif et du subjonctif, l'imparfait de l'indicatif et le participe présent dans la majorité des verbes français. (Je pense que c'est justement la troisième personne du pluriel des verbes du troisième groupe qui a donné naissance à la supposition d'un /ε/ sous-jacent.)

b) les désinences /3/ et /e/ ont les variantes /j3/, /je/ avec leur emploi à l'imparfait (pour la génération de ce temps: 26), au conditionnel (30) et au présent du subjonctif (autrement: 26). Le passé simple et le futur ont d'autres séries de désinences.

c) le présent du subjonctif a pour base le radical, plus précisément le pluriel du présent de l'indicatif (cf. Gougenheim, 85/86).

K. s'embarque dans des complications insurmontables en essayant de rétablir l'unité disparue de l'infinitif (28—29). En dehors de l'orthographe, l'idée de l'e instable (qui apparaît comme /ε/, prétendue voyelle de thème des verbes en -er (24) et comme /ε/, généré par le système phonologique hypothétique (43, 49) y contribue sans aucun doute. Mais nous n'avons pas d'explications sur la question de savoir pourquoi l'r de l'infinitif du premier groupe disparaît et pourquoi l'infinitif est marqué par un /e/ tonique (cf. l'r prononcé dans *hiver*, *enfer*; le passage /ε/ → /e/ dans les infinitifs est la conséquence de la chute de r). Comment est-il possible que l'/ε/ transformé en position tonique en /e/ soit sujet à la diptongaison, d'où -oir (43, 45, 46; à la page 28 et 34 nous avons /e/), mais disparaisse dans les verbes en -re (49)? Il semble que notre modèle devient plus simple et que surtout il est sans contradictions quand on se résigne à introduire dans le lexique les quatre formes de l'infinitif et d'en déduire le radical: I. /e/ → /ø/; II. /ir/ → /i/; III. /war/ → /ø/; IV. /r/ → /ø/.

A propos du radical j'insiste sur le fait que certains verbes du troisième groupe ont au pluriel du présent de l'indicatif une consonne supplémentaire (*écrivons*, *lisons*, *naïssons* etc.) et qu'il est préférable de considérer le pluriel comme base de la génération des formes énumérées ci-dessus. Encore une remarque à faire: au point de vue du radical et du paradigme, les verbes en -ir ont une structure assez complexe. A côté du groupe central qui prend l'infixe, d'où la base /finis/, nous avons plusieurs séries. Les verbes en -*fřir*, -*vřir*, -(a)*illřir* font tomber la voyelle de thème et s'associent au premier groupe. Une autre partie perd également l'i du radical et se conjugue à la manière du troisième groupe: *dormřir*, *mentřir*, *partřir*, *se repentřir*, *sentrřir*, *servřir*, *sortřir*, *vřřir*; par l'amuissement du glide on peut y ajouter encore le verbe *bouillřir*

(Gougenheim, 87). C'est grâce aux remarques de M. Kiefer que la série pouvait être complétée (41–42), mais l'auteur n'aperçoit pas la différence entre *ouvrir*, *souffrir* etc. et *dormir*, *mentir* etc. Les verbes *tenir* et *venir*, puis *fuir*, *courir*, *mourir* et les composés de *guérir* etc. constituent des groupes à part. Dans tous ces cas, notre auteur emploie une terminologie qui prête à équivoque: il parle d'une «[-e Stammbildung]» (25, 40, 41) mais également d'une «[+e Stammbildung]» (42, 45 etc.) pour aboutir aussi au «Merkmal-spezifizierung [-i Stammbildung]» (63). Je préférerais ce dernier, il s'agit évidemment d'un changement de radical par l'élimination de l'*i*.

Je suis d'accord avec notre auteur quand il sépare le futur de l'infinitif (c'est à ce même résultat qu'aboutit, mais par d'autres motifs, Gougenheim, 79–80) et quand il admet une série spéciale de désinences (29). Pourtant, l'introduction non justifiée de l'/ε/ et la formulation de «[+e Stammbildung]» (40, 45, 51 etc) en complique inutilement la représentation (l'auteur lui-même y renonce ultérieurement: 62–63). Il paraît plus simple de se tenir à la formule: radical +*r*+ désinences, et notre règle produit les formes existantes: /jātre; finire, servir, ouvrir; apersœvre, dœvre; rădře, vĕkrε/ etc. Il va de soi qu'il reste néanmoins une quantité de formes déviantes, où nous avons une «[+d Stammbildung]»: *tiendrai*, *vaudrai*, *viendrai*, *voudrai* et pour expliquer le futur des verbes *acquérir*, *courir*, *mourir* la référence à la «[-i Stammbildung]» serait très heureuse: /akerre, kurre, murre/. Une telle règle n'est pas applicable aux formes *je verrai*, *je pourrai*, *je saurai* (45, 46), enfin l'intervention d'un *ə*, p. ex. /parləre/ peut compliquer partout la forme primitive.

Une discussion sur les règles de transcription qui transfèrent la réalité de la langue parlée à la langue écrite (69–73, 90–92, 99–101), sur les problèmes liés à la marque inhérente au lexème (p. ex. le genre des substantifs: 11, 79) ou générée

par la structure sémantico-syntaxique (le nombre, le genre des adjectifs: *ibid.* et 94; les formes verbales: 5), sur un éventuel rapport entre la générativité et la grammaire historique serait d'un intérêt particulier, même sur le plan théorique, toujours est-il, qu'en fin de compte il faut conclure: malgré les réserves et les remarques critiques exposées, la «Generative Morphologie des Neuf Französischen» est un livre de première importance, qui ouvre un chapitre nouveau dans l'étude de ce sujet tant débattu. K. a le très grand mérite d'avoir repensé, et surtout de faire repenser par son lecteur, les problèmes traités. Si l'œuvre est marquée de quelques défauts issus de son esprit de pionnier, les avantages n'en sont pas moindres. Il serait d'un grand profit pour les études romanes et de linguistique générale que, à la lumière de ses nouvelles expériences, M. Kiefer trouve le temps et l'occasion de préparer une nouvelle édition refondue de son livre si intéressant.

F. Bakos

**Elisabeth Close: The Development of Modern Rumanian Linguistic Theory and Practice in Muntenia 1821–1838.** Oxford University Press, London 1974. XV + 316 p.

Le livre de M<sup>me</sup> Elisabeth Close se rattache à la série des études par lesquelles, depuis une quinzaine d'années, un groupe de chercheurs roumains unit ses efforts pour créer une synthèse sur la formation de la langue littéraire roumaine (le roumain «standard»). Or, il est d'un intérêt particulier de regarder de près les voies d'accès et les méthodes de travail adoptées par un chercheur anglais, qui est un philologue rigoureux travaillant de première main avec les éditions originales en caractères cyrilliques des textes dépouillés. Il faut ajouter, dès le premier abord, que l'auteur est en pleine connaissance des résultats déjà acquis dans le domaine

affecté, fait qui lui permet de confronter ses propres résultats avec les conclusions des autres chercheurs. Il peut arriver, que sur certains points, les arguments de notre auteur ne soient pas toujours complètement convaincants, mais elle fournit de très riches matériaux pour une discussion ultérieure.

Avant d'entrer dans les détails il faut jeter un coup d'œil sur l'œuvre entière. À côté des chapitres d'intérêt plutôt méthodologique, il faut attirer l'attention sur le tableau très approfondi où l'auteur traite des différentes influences qui se sont exercées sur la société roumaine entre 1780—1838 (13—30; un tel chapitre est sans aucun doute de première importance parce que c'est en vertu des contacts avec les civilisations grecque, russe, française, italienne etc. que le vocabulaire du roumain s'est enrichi par des emprunts). Le gros du livre (chapitres IV—IX: 47—218) est constitué par de véritables portraits linguistiques de quelques écrivains roumains (I. Eliade Rădulescu, B. P. Mumuleanu, I. Văcărescu, C. Aristia, G. Alexandrescu, C. Boliac) qui ont fait de leur mieux pour augmenter la souplesse et l'expressivité de la langue roumaine, et qui ont largement contribué à en faire un instrument parfait des temps modernes. L'auteur accorde une attention toute particulière à la figure de Heliade, théoricien reconnu de toute la pléiade des écrivains étudiés, mais les idées linguistiques de Mumuleanu ou d'Aristia n'échappent pas non plus à sa curiosité. Il y a des pages très intéressantes où la théorie et la pratique linguistiques du même auteur sont soigneusement confrontées: ce n'est pas la faute de ces écrivains, mais l'effet d'une langue en plein mouvement que M<sup>me</sup> Close ait trouvé surtout des inconséquences.

S'il y a un reproche à faire à l'auteur, c'est le fait que, exception faite pour la théorie linguistique de Heliade, elle centre son intérêt presque exclusivement sur les moyens d'enrichissement du vocabulaire roumain (emprunt et dérivation), mais on est récompensé par la riche gamme des

aspects analysés. Elle fait une distinction entre la langue des œuvres individuelles et celle des traductions du même écrivain, pour en dégager l'influence exercée par les langues étrangères. L'auteur ne se contente pas d'une simple présentation des tableaux statistiques des emprunts aux différentes langues, mais elle en fait une évaluation très étudiée et analyse minutieusement leur intégration phonétique et morphologique au roumain.

Dans le chapitre «Innovations in syntax» (219—34) M<sup>me</sup> Close change de méthode: elle passe en revue les nouvelles constructions syntaxiques et donne des spécimens trouvés chez les divers écrivains. Elle démontre que, dans la majorité des cas, ces constructions ont une source indigène, mais leur emploi subitement accru est dû à un modèle étranger, surtout français. Le dernier chapitre («Conclusion»: 235—54) donne un tableau synthétique de tous les phénomènes étudiés, c'est l'endroit où l'auteur récapitule ses résultats (rôle et importance de Heliade; les emprunts aux différentes langues et leur chronologie relative, le processus d'intégration au système grammatical du roumain, les néologismes par sources intérieures). Nous avons aussi une liste des néologismes relevés (2070 entrées!) où même leurs différentes apparitions dans les œuvres dépouillées sont indiquées (267—308). En fin de volume nous trouvons un index analytique très maniable.

Il est notoire que le grand intellectuel munténien, Ion Heliade Rădulescu (M<sup>me</sup> Close écrit Eliade, forme non moins usitée de son nom) était la figure centrale du mouvement pour la réforme de la langue roumaine, donc rien de plus naturel que de centrer le livre autour de sa personne, plus précisément autour de sa théorie et pratique linguistiques. Bien que l'analyse de l'activité de Heliade soit le sujet d'une quantité considérable d'études, l'auteur a largement contribué à une connaissance plus nuancée de ce protagoniste de l'âge des lumières en Roumanie. M<sup>me</sup> Close a eu l'idée heureuse de mettre en relief la pre-

mière période de l'activité de Heliade (de 1821 — pratiquement de 1828 — à 1839) où ce remarquable homme de lettres plein de contradictions préconisait encore des idées justes et saines, et c'est seulement ultérieurement qu'il a entrepris, en faisant fausse route, d'italianiser le roumain, essai destiné dès le commencement à une faillite, et qui a causé son isolement et sa rupture avec ses disciples les plus dévoués. L'auteur signale que la distinction entre les deux périodes est depuis longtemps établie (49), mais elle est d'avis que les études qui traitent de l'oeuvre complète de Heliade rejettent à l'arrière-plan, par leur nature même, le caractère foncièrement positif des années 20 et 30. Cela peut arriver quelquefois, mais l'évaluation de Heliade n'est pas aussi unilatérale que le livre le fait penser. (V. à ce propos: Ov. Densusianu: *Literatura română modernă*. Bucuresti 1943<sup>4</sup>, 292, 298; N. Ursu in: *Studii de limba literară si de filologie*. Bucuresti 1969, 158; Al. Rosetti— I. Gheție in: *Studii de istoria limbii române literare*. Sec XIX. București 1969, 2: 8, 35. — Il semble que M<sup>me</sup> Close n'a pas eu accès à ces recueils d'études très importants pour l'étude du roumain littéraire).

La cristallisation définitive des normes de la langue littéraire, la victoire du dialecte de Munténie ne sera que le fruit de la fin du 19<sup>e</sup> siècle. Toutefois, M<sup>me</sup> Close démontre d'une manière éloquent que l'emploi cultivé du roumain, au moins dans la Valachie des années 20 et 30 du 19<sup>e</sup> siècle, connaît des changements radicaux. Une des plus belles réussites de son livre est justement l'analyse comparée de l'usage des auteurs étudiés: d'après ses conclusions, I. Văcărescu et B. P. P. Mumuleanu sont plutôt les précurseurs que les disciples de Heliade; par contre Aristia est son adepte le plus fidèle. Les premières oeuvres d'Alexandrescu et de Boliac montrent que les idées saines et raisonnables de Heliade font autorité, toutefois les jeunes représentants de cette seconde génération ne suivent pas aveuglément leur

maître. C'est de cette manière que nous apprenons: «Golescu's *Insemnare a călătoriei mele* and Boliac's *Meditații* are separated by barely a decade, yet in syntax they are poles apart. Even the poems of two writers who are relatively close in time and outlook, I. Văcărescu and Alexandrescu, are remarkably dissimilar in grammatical structure» (234).

Il paraît donc que les faits linguistiques justifient la position de l'auteur, qui se contente d'étudier le mouvement de la langue dans l'espace assez restreint de deux décennies. Étant donné que l'époque analysée est justement la première période de l'activité de Heliade, ce fait est une preuve toute à fait pertinente de son rôle et de son importance. Je conçois aussi volontiers que le vrai territoire de l'influence de Heliade était la Munténie, mais il faut ajouter que ses idées avaient eu un écho aussi dans la Transylvanie et dans la Moldavie contemporaines (v. I. Gheție—M. Seche: *Discuții despre limba română literară între anii 1830—1860*. In: *Studii de ist. limbii rom. lit. sec. XIX*. București 1967. 1: 261—290, surtout 269). La méthode de ne considérer qu'un corpus sagement choisi a porté ses fruits, mais on a un certain regret de ce que nous n'ayons pas un tableau sommaire concernant les deux autres grandes régions de langue roumaine. La thèse selon laquelle «each region had a distinctive school of linguistic thought in the early nineteenth century, differing from the others in its aims and methods» (1) n'est pas prouvée. L'auteur cite l'opinion opposée de A. Marino (9, note 30), mais aucune discussion n'est entamée. Évidemment, on ne peut pas nier l'existence des différences dans la pensée philologique et les conceptions sur la culture de la langue, pourtant il y a aussi des concordances essentielles.

Puisque l'auteur limite ses recherches à la seule Valachie, l'étude analytique des sources inspiratrices de Heliade et de ses collègues n'entre pas dans les cadres de son livre (10), mais elle fait plusieurs fois allusions aux représentants de l'école la-

tinisante de Transylvanie, en premier lieu à Petru Maior, et le nom de P. Iorgovici apparaît aussi (9). D'autre part, elle émet l'hypothèse que les idées de B. P. Mumuleanu et de I. Văcărescu, qui vont de pair avec celles de Heliade, ont pris forme — au moins dans leur germe — indépendamment de l'activité du chef de leur mouvement. Je m'associe volontiers aux pensées de M<sup>me</sup> Close, et vu l'ascendant que les littérateurs transylvains avaient sur Heliade, on a le droit légitime de supposer qu'ils n'étaient guère inconnus des autres jeunes intellectuels de Munténie. Ainsi se pose un problème de première importance qui a échappé à la curiosité de notre auteur: quelles sont les circonstances historiques et sociales qui ont contribué à ce que le foyer de culture de la langue roumaine s'est transposé de la Transylvanie à la Munténie? L'affaiblissement de la souveraineté de la Turquie sur les principautés danubiennes, l'intervention de la Russie tsariste ont ouvert le chemin à leur développement économique et politique, dont une des conséquences est sans doute l'essor de la vie intellectuelle.

C'est le moment de mettre en relief la congruence éminente entre les mouvements radicaux et l'activité pour la réforme de la langue. M<sup>me</sup> Close ne manque pas d'attirer l'attention sur le fait que Heliade et ses amis étaient des militants radicaux et que, selon leurs vues, progrès national et culture de la langue étaient inséparables (2—3, 58, 137, 161 etc.). Le lecteur hongrois reconnaît avec une certaine surprise les parallélismes frappants entre quelques particularités du mouvement roumain et du développement hongrois (création des périodiques en langue vernaculaire, efforts pour l'institution d'un théâtre national, importance attribuée aux traductions; autant de leviers pour élever l'idiome vernaculaire au rang de langue littéraire et nationale). L'idée que l'existence nationale est liée à la langue apparaît aussi bien chez le hongrois Széchenyi «*Nyelvében él a nemzet*» [C'est

par sa langue que vit la nation] que chez le Munténien Heliade «*Cît se va pierde limba, a pierit și Rumânul*» [Dès que la langue périt, le Roumain périt aussi] (pour la phrase de Heliade v. Close 59, pour la réforme de la langue hongroise v. l'étude de L. Deme: *A History of Hungarian Standard*. In: *The Hungarian Language*, ed. by L. Benkő—S. Imre. Budapest 1972, surtout pp. 276—280). Les ressemblances ne sont pas fortuites: tous les deux peuples étaient assujettis, mais, si réduites qu'elles fussent, quelques possibilités d'un développement économique plus libre et les horizons lointains d'une indépendance nationale s'étaient ouverts.

Quoique la constatation du livre «*In practice they [c-à-d. Heliade et ses amis] tended their efforts to the enrichment of the vocabulary*» (9) fasse abstraction des préoccupations grammaticales de ces écrivains, il faut reconnaître que l'étude de leur pratique est à la fois l'étude des voies de l'enrichissement du vocabulaire du roumain. Par le dépouillement exemplaire des textes et par la rédaction de la liste mentionnée des néologismes M<sup>me</sup> Close a rendu un très grand service. Une comparaison même superficielle de cette liste avec la sélection des néologismes de Heliade établie par Al. Rosetti et I. Gheție (op. cit. p. 22) montre la valeur documentaire de notre livre. Quelques confrontations rapides avec les volumes récents du DLR. révèlent un bon nombre de premières datations (p. ex. *naiv*, *nativ*, *navă*, *neglije* etc.). Néanmoins, M<sup>me</sup> Close qui sait fort bien qu'en matière de lexicologie on ne peut pas être suffisamment précautionneux (38; à propos de quelques formes dérivées d'Alexandrescu elle dit: «are nearly all forms which were used by many writers of the 1830s» 204), suggère d'autre part que I. Văcărescu ait été le créateur de quelques composés (172) et elle attribue l'introduction de certains emprunts français à Mumuleanu (153). Or, cette fois, la consultation du DLR. lui aurait montré que p. ex. *mod* et *ocazion* avaient cours déjà avant l'apparition des *Caracteruri* (1825).



Tout au long de son existence millénaire, le roumain se trouvait placé au carrefour de plusieurs civilisations, donc rien de plus malaisé que donner la source sûre et exclusive des néologismes, surtout au cas où il s'agit de termes internationaux. A la lumière de la théorie de l'étymologie multiple émise par Al. Graur, M<sup>me</sup> Close essaie de préciser l'importance et les proportions des emprunts aux langues étrangères, telles que le latin, le français, l'italien, le russe, le néo-grec, l'allemand. Grâce à une analyse à la fois comparée et quantitative, elle aboutit au résultat que la majorité des néologismes, formellement d'aspect latin, proviennent du français: c'est le mot français qui a été emprunté, mais sous une forme relatinisée. La forme romane facilite l'assimilation complète du nouveau lexème et on ne doit pas oublier que nos littérateurs étaient très conscients de l'origine latine de leur langue (237). Une conclusion non moins pertinente touche à la persistance des éléments néo-grecs: les écrivains roumains des années 30 préféraient les emprunts latins aux mots grecs, pourtant, jusqu'à la fin de l'époque étudiée, l'auteur a trouvé des formes comme *himie*, *loghică* (200); *epoha*, *filomilei*, *ghigand* (208; cf. *chimie*, *epocă*, *filomelă*, *gigant*, *logică*).

En ce qui concerne l'influence allemande, il faut considérer le fait que, sauf les traductions de l'allemand de I. Văcărescu, on n'a pas de preuves probantes de ce que les écrivains dépouillés aient connu cette langue. M<sup>me</sup> Close expose à titre légitime qu'il y a des mots «probably transmitted through German speaking Rumanians from Transylvania» (238; cf. encore la remarque à propos de Mumuleanu «he could have borrowed German loans from other Rumanians» 154). Pour ma part je suis d'accord avec elle en ce que la structure phonétique de *confert* (151), *franțozesc* (202), *lucsus*, *marșal* (154) etc. est un indice de la filière allemande, mais le nombre de ces éléments pourrait être augmenté (p. ex. *ocean* < all. *Ozean*, *prinț* < all. *Prinz*, *prințip* < all. *Prinzip*). Je

pense donc qu'en de tels cas, il faut examiner toute l'histoire du mot en question: s'il apparaît plutôt en Transylvanie et avec un phonétisme accusant l'allemand, l'emprunt à cette langue (éventuellement du hongrois) est presque sûr (v. à ce propos l'article *ocean*<sup>2</sup> du DLR. où la forme *ocean* n'est attestée que par des textes provenant de Transylvanie).

J'espère que même la discussion portant sur quelques détails où je suis d'un autre avis que l'auteur, a montré, au moins dans une certaine mesure, les mérites et la richesse du livre. Faute de conclusion, je voudrais encore signaler quelques méthodes et idées qui contribuent aux valeurs incontestables de l'oeuvre présentée. Il ressort de la nouveauté de l'emprunt que les variantes abondent, et M<sup>me</sup> Close leur attribue l'importance qui leur est due. En vertu de leur étude, elle démontre des influences parallèles (*regiment* de l'allemand ~ *regiment*, élément français latinisé); de la même manière, afin de les comparer et de les opposer, elle sépare les formes correspondantes parlée et écrite (109, 150, 171, 249). Nous avons une analyse très poussée des origines du suffixe *-icesc* et de la victoire de son rival *-ic* (99—103), nous retrouvons la même méthode rigoureuse quand l'auteur démontre que le suffixe *-ție* ne peut être d'origine russe (114—118). La translittération en caractères cyrilliques (*л, лл; лли* au lieu de *l*) montre que le [j] du français moderne était prononcé [γ] à Bucarest par des émigrés conservateurs (29, 43); à l'opposé, l'étude des désinences du pluriel que prennent les emprunts sert à M<sup>me</sup> Close à prendre sur le fait des changements morphologiques intérieurs du roumain des années 1830 (247).

F. Bakos

**Joan Solà: Estudiis de sintaxi catalana I—II.** Edicions 62, Barcelona 1972/73. 174 + 178 pp. = Llibres a l'abast, 104—105.

1. Por motivos socio-políticos harto conocidos, las tierras de habla catalana están expuestas a la castellanización. Esta especial situación hace que los gramáticos catalanes, en una actitud de defensa muy justificable, coloquen al centro de su interés la lucha por la pureza de su lengua, la denuncia de la infiltración lingüística castellana. Pero, ¿es que existe un modelo claro y único de catalán a que atenerse? O, más concretamente, ¿las normas establecidas muchos decenios atrás por Pompeu Fabra nos aclaran todas las dudas y conservan su plena vigencia hasta hoy? Son preguntas a las cuales los gramáticos catalanes suelen contestar con un *sí* implícito. Joan Solà pone en tela de juicio esta respuesta afirmativa. En sus *Estudis* parte de Fabra, se compenetra con él quizás más que nadie, recorre su mismo camino, pero no vacila en señalar cuantas omisiones, afirmaciones poco explícitas o conclusiones discutibles encuentre. Explica, comenta y somete a la prueba del tiempo lo establecido por el Maestro o por la doctrina gramatical catalana posterior. Y con eso hemos caracterizado ya su libro: presentación de algunos de los problemas más arduos (sea por menos tratados, por más complicados o por peor resueltos) de la gramática normativa catalana.

2. Los *Estudis de sintaxi catalana* no son un libro fácil de reseñar: las 246 páginas de pequeño formato de los ocho estudios condensan demasiada información, a veces apenas esbozada. Hemos de renunciar pues a una presentación exhaustiva del contenido, limitándonos a señalar esquemáticamente lo que se oculta detrás de cada título.

El primer estudio, *Canvi i caiguda de les preposicions* (I., págs. 13—43), tiene por tema las restricciones a que está sometido en catalán el uso de las preposicio-

nes como signos de rección: delante de sustantivos puede aparecer cualquiera, los infinitivos sólo toleran *a* y *de*, la conjunción *que* no puede llevar ninguna. Nuestro autor, después de ilustrar este fenómeno ya notado por otros gramáticos catalanes, extiende el examen a las subordinadas interrogativas, que, según parece, vacilan. A propósito del sintagma *en* + infinitivo, propuesto por las gramáticas en substitución de *al* + infinitivo, nota que éste era frecuente en el catalán antiguo, mientras aquél «traiciona claramente el sistema establecido». Ofrece, por fin, algunas soluciones que remedian las consecuencias negativas (construcciones duras, asimetrías, ambigüedad) del sistema catalán.

El título del segundo estudio (*Sustantivació de l'infinitiu*, I., págs. 47—71) habla por sí mismo. El autor resume las posibilidades de las lenguas hermanas y del catalán, en su doble vertiente de catalán antiguo y moderno. Recoge 47 infinitivos catalanes de sustantivación más corriente. Acaba observando que los autores modernos, respetando una advertencia de Fabra, en vez de sustantivar los infinitivos, prefieren recurrir a otras soluciones.

El tercer título (*L'abstracció i la intensitat*, I., págs. 75—101) alude a las dos funciones básicas del artículo *lo* del castellano: la abstractiva-generalizadora y la intensiva, considerada esta última independiente de la entonación enfática que puede (y suele) acompañarla. El autor analiza primero estas dos funciones en castellano, para buscar después las soluciones correspondientes en el catalán y en el francés. Concluye afirmando que el artículo catalán *el* puede desempeñar en parte la función abstractiva-generalizadora del castellano *lo*, pero de ninguna manera la intensiva. Los usuarios del catalán han de enfrentarse con la falta de signos neutros átonos comparables con el español *lo* o el francés *ce*.

*El relatiu a l'actual català literari* (I., págs. 105—138) también se basa en una comparación, esta vez entre los sistemas

castellano y catalán. Joan Solà distingue proposiciones relativas adjetivas, sustantivas y explicativas. El punto de mayor divergencia entre los dos idiomas lo localiza en las adjetivas, las cuales no pueden ir encabezadas en catalán por el sintagma (prep.) + art. + *que*, tan frecuente en español. También difieren las soluciones a causa de la inexistencia en catalán del artículo neutro. Puede ser, por fin, fuente de cierta dificultad el carecer el catalán de la forma correspondiente al relativo posesivo español *cuyo*.

Abren el segundo volumen unas *Reflexions sobre els pronoms febles* (II., págs. 9—56), probablemente el estudio más impresionante entre los ocho. El autor establece las diferentes funciones oracionales, con atención especial a las que pueden ser desempeñadas por pronombres átonos. Se detiene largamente en el problema de la sustitución pronominal del atributo (= predicado nominal) y en la de elementos presentes en la oración, reproducidos más o menos pleonásticamente. Entre los posibles encuentros de pronombres destaca las combinaciones formadas por pronombres dativos y acusativos de 3ª persona. Puesto que el sistema normativo, radicalmente artificial, no ha logrado influir en el uso hablado, se plantea, según nuestro autor, una necesidad de reconsiderar toda la problemática.

El objetivo del sexto estudio (*Concordança del participi passat*, II., págs. 59—86) es simplemente el de aclarar cómo llegó Fabra (y con él la gramática normativa del catalán actual) a fijar las condiciones entre las cuales el participio de las formas verbales compuestas de *haver* conjugado seguido de participio ha de concordar con el complemento directo. El autor, aunque no deja de poner de manifiesto incongruencias en el estado normativo, no propone el replanteamiento general del problema, el cual debería de llevar, por lo demás, al rechazo de toda concordancia.

La negación en catalán presenta rasgos lo suficientemente peculiares como para

ser examinada con atención. Son algunos aspectos de esta problemática el tema del séptimo estudio de Solà (*La negació*, II., págs. 89—118). El autor descubre cierto paralelismo entre francés y catalán, dos lenguas que poseen igualmente elementos léxicos que, según el contexto, pueden funcionar ora como indefinidos, ora como negativos (p. ej. cat. *cap, mai*; fr. *personne, rien*). La presencia de *no* al lado de estas palabras catalanas subraya su carácter negativo, antiguamente mucho menos acusado que hoy.

*La frase comparativa* (II., págs. 121—132) estudia ante todo los elementos de enlace que unen los términos comparados, prestando atención especial al *no* expletivo y comparando las soluciones antiguas con las modernas.

Cierran el libro — después de notas cuantiosas — una bibliografía que nos sorprende por sus títulos de última hora y un índice de materias que hace ver cuántos puntos de contacto hay entre los ocho estudios aparentemente poco relacionados entre sí.

3. Porque, aunque los temas difieran, este libro constituye un conjunto unitario indiscutible. Su coherencia se debe, además de coincidencias temáticas, al método que se aplica al objeto del examen. Solà, familiarizado con las más modernas técnicas y corrientes de la lingüística actual, funde en sus estudios lo histórico y lo descriptivo, lo comparativo y lo teórico. Al lado del uso actual (hablado y escrito, común y dialectal) presenta la norma de los autores clásicos catalanes; junto a la situación del catalán, examina la del castellano, del francés, y a veces de otras lenguas románicas o hasta no románicas; además de los hechos, investiga las teorías que han intentado o intentan explicarlos o/y regularlos. No se trata pues de esbozar las bases de una gramática exclusivamente catalana, sino más bien de presentar fenómenos más o menos universales que tienen una realización concreta en catalán y semejante o divergente en otras lenguas.

Los *Estudis de sintaxi catalana* plan-

tean problemas y nos invitan a que reflexionemos sobre ellos. Confiamos en que no serán pocos los que acepten esta invitación, haciendo que las valiosísimas consideraciones teóricas de Joan Solà se cuajen en normas prácticas y contribuyan de esta manera a que los escritores catalanes — y los catalanohablantes en general — se

sirvan de manera más eficaz y más flexible de su idioma.

No podemos dejar de agradecer por fin a Edicions 62 el haber aceptado el riesgo económico que supone publicar en catalán un libro tan especializado.

*K. Faluba*

## INDEX

<i>Benkő, L.</i> (Budapest): On Some Questions of Historical Linguistics .....	239
<i>Wurzel, W. U.</i> : Der gotische Vokalismus .....	263
<i>Standwell, G. J.</i> : Norwegian Phonology .....	339
<i>Harweg, R.</i> : Deixis und Sinnesdaten .....	379
<i>Gregor, F.</i> : »Zimmermann« und »Kasten« in der ungarischen und slowakischen Bergmannssprache .....	403
<i>Herczeg, G.</i> : La struttura della frase nei versi del Petrarca .....	417
<i>Regőci, Katalin</i> : Contributi alla storia del lessico politico del secolo XIX .....	439

## CHRONICA

<i>Dücker, J.</i> : Das Grimmsche Wörterbuch in Geschichte und Gegenwart .....	449
--	-----

## CRITICA

<i>Kuryłowicz, J.</i> : Esquisses linguistiques I ( <i>W. Voigt</i> ) .....	465
<i>Koch, W. A.</i> : Varia Semiotica ( <i>W. Voigt</i> ) .....	465
<i>Hymes, D.</i> : Foundations in Sociolinguistics ( <i>W. Voigt</i> ) .....	467
<i>Schmidt, S. J.</i> : Texttheorie ( <i>W. Voigt</i> ) .....	470
<i>Dressler, W. U.</i> — <i>Schmidt, S. J.</i> : Textlinguistik ( <i>W. Voigt</i> ) .....	475
<i>Kiefer, F.</i> : Generative Morphologie des Neufranzösischen ( <i>F. Bakos</i> ) .....	476
<i>Close, Elisabeth</i> : The Development of Modern Rumanian Linguistic Theory and Practice in Muntenia 1821—1838 ( <i>F. Bakos</i> ) .....	481
<i>Solà, J.</i> : Estudis de sintaxi catalana I—II. ( <i>K. Faluba</i> ) .....	486

## AUCTORES

*Bakos*, Dr. Ferenc, MTA Nyelvtudományi Intézet, H-1014 Budapest I., Szent-háromság u. 2. Domi: H-1022 Budapest II., Bimbó út 3; *Benkő*, Prof. Dr. Loránd, ELTE, H-1052 Budapest V., Pesti Barnabás u. 1 *aut* MTA Nyelvtudományi Intézet, H-1014 Budapest I., Szentháromság u. 2. Domi: H-1137 Budapest XIII., Radnóti Miklós u. 19/b; *Dücker*, Dr. Joachim, Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Sprachwissenschaft — Bereich Sprachgeschichte, DDR-108 Berlin, Otto-Nuschke-Str. 22/23; *Faluba*, Kálmán, ELTE, H-1052 Budapest V., Pesti Barnabás u. 1. Domi: H-1024 Budapest II., Fény u. 15; *Gregor*, Dr. Ferenc, ELTE, H-1052 Budapest V., Pesti Barnabás u. 1. Domi: H-1088 Budapest VIII., Bródy Sándor u. 19; *Harweg*, Prof. Dr. Roland, Ruhr-Universität Bochum, D-463 Bochum-Querenburg, Buschey str. GB; *Herczeg*, Dr. Giulio, H-1081 Budapest VIII., Rákóczi út 65; *Regőci*, Katalin, ELTE, H-1052, Budapest V., Pesti Barnabás u. 1. Domi: H-1124 Budapest XII., Stromfeld Aurél út 24; *Standwell*, Prof. Dr. G. J., University of Reading, Berks., 6 Campbell Road, Woodley Reading, Berks. (Great Britain); *Voigt*, Dr. Wilhelm, ELTE, H-1052 Budapest V., Pesti Barnabás u. 1. Domi: H-1028 Budapest II., Csalogány u. 41; *Wurzel*, Dr. W. U., Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Sprachwissenschaft, DDR 108 Berlin, Otto-Nuschke-Str. 22/23.



## **LANGUAGE AND LANGUAGE BEHAVIOR ABSTRACTS**

A multidisciplinary quarterly reference  
work providing access to  
the current world literature in

### **LANGUAGE AND LANGUAGE BEHAVIOR**

Approximately 1500 English abstracts per  
issue from 1000 publications in 32 languages  
and 25 disciplines

Anthropology	Philosophy
Applied Linguistics	Phonetics
Audiology	Physiology
Clinical Psychology	Psychiatry
Communication Sciences	Psycholinguistics
Education	Psychology
Gerontology	Rhetoric
Laryngology	Semiotics
Linguistics	Sociolinguistics
Neurology	Sociology
Otology	Speech
Pediatrics	Speech Pathology
Pharmacology	

**Subscriptions: \$80.00 for institutions;  
\$40.00 for individuals (includes issue index  
and annual cumulative index). Rates for back  
issues available upon request.**

*Cumulative author, subject, book, and periodical indices  
to Volumes I-V (1967-1971), \$60.*

## **LANGUAGE AND LANGUAGE BEHAVIOR ABSTRACTS**

Subscription Address:  
73 Eighth Avenue  
Brooklyn, New York 11215

# ÉTUDES FINNO-OUGRIENNES

BAND X

HERAUSGEGEBEN VON

J. PERROT, J.-L. MOREAU, J. ERDŐDI

Der neueste Band ist vor allem der ob-ugrischen Sprache gewidmet; so findet man Beiträge über den intervokalischen *k*-Laut, sowie über eine Gruppe von Vokalen des Ob-Ugrischen; über den nominalen Plural eines Chanti-Dialekts, über das Verhältnis von Schriftsprache und Mundarten im Finnischen; ein Beitrag bespricht die »Zeugenschaft« des holländischen Reisenden Witsen über die Tscheremissen. Zwei Artikel bringen ungarisch – französische kontrastive Untersuchungen. Der Band enthält außerdem auch geschichtliche Beiträge, u. zw. über die humanistische Kultur am Hofe des Matthias Corvinus und über die Diät im Jahre 1687. Kritiken und Rezensionen ergänzen den Studienband. Als Autoren zeichnen u. a. Gy. Lakó, P. Hajdú, E. Vértes, Gy. László, I. Fónagy, A. K. Matveev, Th. A. Sebeok, G. Ganschow, L. Schiefer, A. Sauvageot und O. Ikola.

*In französischer, russischer und deutscher Sprache .*  
*Etwa 180 Seiten . Geheftet*

AKADÉMIAI KIADÓ  
Budapest

LIBRAIRIE KLINCKSIECK  
Paris

Eine Gemeinschaftsausgabe — vertrieben in den sozialistischen Ländern von KULTURA, Budapest, ISBN 963 05 0579 7, in allen anderen Ländern von LIBRAIRIE KLINCKSIECK, Paris



# ÉTUDES FINNO-UGRIENNES IX

edited by *J. Erdődy*

In French, English and German · Approx. 220 pages · Cloth

AKADÉMIAI KIADÓ  
BUDAPEST

ADEFO  
PARIS

A co-edition — distributed in the socialist countries by Kultúra, Budapest,  
in all other countries by LIBRAIRIE KLINCKSIECK, Paris

# DIE GERMANISCHEN SPRACHEN

Ihre Geschichte in Grundzügen

by *C.J. Hutterer*

In German · XX + 543 pages · Cloth

AKADÉMIAI KIADÓ  
BUDAPEST

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCH-  
HANDLUNG, MÜNCHEN

A co-edition, distributed in the socialist countries by Kultúra, Budapest,  
in all other countries by C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München

*Printed in Hungary*

A kiadásért felel az Akadémiai Kiadó igazgatója

Műszaki szerkesztő: Botyánszky Pál

A kézirat nyomdába érkezett: 1975. X. 14. — Terjedelem: 22,25 (A/5) ív,

---

76.2381 Akadémiai Nyomda, Budapest — Felelős vezető: Bernát György

## INDEX

<i>Hajdú, P.</i> : Prädikative Nominalflexion in den samojedischen Sprachen .....	1
<i>Fabricius-Kovács, F.</i> : On the Social Character of Language .....	31
<i>Wacha, I.</i> : System und Zusammenhänge der textphonetischen Ausdrucksmittel .....	39
<i>Panagl, O.</i> : Kindersprachliches zum proleptischen (objektanzeigenden) Pronomen .....	77
<i>Herczeg, G.</i> : Studi di sintassi ariostesca .....	81
<i>Wimmer, Éva</i> : La latinité de l'Espagne aux IX <sup>e</sup> —X <sup>e</sup> siècles .....	119
<i>Дзензелівський, Й. О.</i> : Українські назви для джерела .....	149

## CHRONICA

<i>Bakos, F.</i> : †László Gáldi (1910—1974) .....	203
<i>Kovalovszky, M.</i> : †Gábor O. Nagy (1915—1973) .....	211

## CRITICA

<i>Koerner, E. F.</i> : Ferdinand de Saussure ( <i>I. Terts</i> ) .....	215
<i>O. Nagy, G.</i> : Abriß einer funktionellen Semantik ( <i>F. Bakos</i> ) .....	217
<i>Schlachter, W.</i> — <i>Ganschow, G.</i> : Bibliographie der uralischen Sprachwissenschaft 1830—1970 ( <i>J. Kiss</i> ) .....	222
<i>Sotiropoulos, D.</i> : Noun Morphology of Modern Demotic Greek ( <i>A. Mohay</i> ) .....	224
<i>Cerdá Masso, R.</i> : El timbre vocálico en catalán ( <i>K. Faluba</i> ) .....	226
<i>Verdoodt, A.</i> : Les problèmes des groupes linguistiques en Belgique ( <i>T. Oláh</i> ) .....	228
<i>Michalk, S.</i> — <i>Protze, H.</i> : Deutsch—sorbische Dialekttexte aus Radibor, Kreis Bautzen ( <i>J. Juhász</i> ) .....	231
<i>Реформатский, А. А.</i> : Из истории отечественной фонологии ( <i>М. Петер</i> ) .....	232



## AUCTORES

*Bakos*, Dr. Ferenc, MTA Nyelvtudományi Intézet, H-1014 Budapest I., Szentháromság u. 2. Domi: H-1022 Budapest II., Bimbó u. 3; *Дзендзелівський*, Проф. др. Й. О., Кафедра українського языка, Университет, Ужгород, ул. Горького 46. Domi: Ужгород, ул. Горького 3; *Fabricius-Kovács*, Dr. Ferenc. OPI, H-1071 Budapest VII., Gorkij-fasor 17–21. Domi: H-1093 Budapest IX., Csarnok tér 3; *Faluba*, Kálmán, ELTE, H-1052 Budapest V., Pesti Barnabás u. 1. Domi: H-1024 Budapest II., Fény u. 15; *Hajdú*, Prof. Dr. Péter, MTA Nyelvtudományi Intézet, H-1014 Budapest I., Szentháromság u. 2. Domi: H-1035 Budapest III., Váradi u. 19; *Herczeg*, Dr. Giulio, H-1081 Budapest VIII., Rákóczi út 65; *Juhász*, Dr. János, ELTE, H-1052 Budapest V., Pesti Barnabás u. 1. Domi: H-1118 Budapest XI., Sasadi út 50/b; *Kiss*, Dr. Jenő, ELTE, H-1052 Budapest V., Pesti Barnabás u. 1; *Kovalovszky*, Dr. Miklós, MTA Nyelvtudományi Intézet, H-1014 Budapest I., Szentháromság u. 2. Domi: H-1193 Budapest XIX., Könyvkötő u. 28; *Mohay*, András, ELTE, H-1052 Budapest V., Pesti Barnabás u. 1. Domi: H-1065 Budapest VI., Hajós u. 31; *Oláh*, Dr. Tibor, KLTE, H-4010 Debrecen 10; *Panagl*, Dr. Oswald, Universität Salzburg, A-5020 Salzburg, Franziskanergasse 1; *Péter*, Dr. Mihály, ELTE, H-1052 Budapest V., Pesti Barnabás u. 1. Domi: H-1024 Budapest II., Budai László u. 7; *Terts*, István, KLTE, H-4010 Debrecen 10. Domi: H-1124 Budapest, Ormódi u. 2/B; *Wacha*, Dr. Imre, MTA Nyelvtudományi Intézet, H-1014 Budapest I., Szentháromság u. 2. Domi: H-1062 Budapest VI., Aradi u. 52/b; *Wimmer*, Éva, Egyetemi Könyvtár, H-1053 Budapest V., Károlyi Mihály u. 10.

*Printed in Hungary*

A kiadásért felel az Akadémiai Kiadó igazgatója

Műszaki szerkesztő: Botyánszky Pál

A kézirat nyomdába érkezett: 1975. III. 5. — Terjedelem: 21,5 (A/5) ív, 1 ábra

---

75.1537 Akadémiai Nyomda, Budapest — Felelős vezető: Bernát György



## **LANGUAGE AND LANGUAGE BEHAVIOR ABSTRACTS**

A multidisciplinary quarterly reference  
work providing access to  
the current world literature in

### **LANGUAGE AND LANGUAGE BEHAVIOR**

Approximately 1500 English abstracts per  
issue from 1000 publications in 32 languages  
and 25 disciplines

Anthropology	Philosophy
Applied Linguistics	Phonetics
Audiology	Physiology
Clinical Psychology	Psychiatry
Communication Sciences	Psycholinguistics
Education	Psychology
Gerontology	Rhetoric
Laryngology	Semiotics
Linguistics	Sociolinguistics
Neurology	Sociology
Otology	Speech
Pediatrics	Speech Pathology
Pharmacology	

Subscriptions: \$80.00 for institutions;  
\$40.00 for individuals (includes issue index  
and annual cumulative index). Rates for back  
issues available upon request.

*Cumulative author, subject, book, and periodical indices  
to Volumes I-V (1967-1971), \$60.*

## **LANGUAGE AND LANGUAGE BEHAVIOR ABSTRACTS**

Subscription Address:  
73 Eighth Avenue  
Brooklyn, New York 11215

# OSTJAKOLOGISCHE ARBEITEN IN VIER BÄNDEN

von *W. Steinitz*

Die Sammlung umfaßt die Forschungsergebnisse des bekannten Finnougristen. Die ersten zwei Bände sind ein unveränderter Wiederabdruck seiner Bücher *Ostjakische Volksdichtung und Erzählungen aus zwei Dialekten*, die 1939 in Tartu bzw. 1941 in Stockholm erschienen sind. Sie enthalten Texte aus der Synja- und der Scherkaler Mundart sowie Kommentare zu den Synjatexten. Im dritten Band werden die bisher unveröffentlichten ostjakischen Aufzeichnungen des Forschers gebracht, während der vierte Band die in Fachzeitschriften abgedruckten Artikel und Aufsätze nach Themen geordnet zusammenfaßt. Dokumente, biographische und bibliographische Angaben ergänzen und bereichern das umfangreiche Lebenswerk Professor Steinitz'.

In deutscher Sprache · Etwa 480 Seiten · Gebunden

AKADÉMIAI KIADÓ  
Budapest

MOUTON PUBL. Co.  
Den Haag

Eine Gemeinschaftsausgabe — vertrieben in den sozialistischen Ländern von Kultúra, Budapest, in der DDR von Akademie-Verlag, Berlin, in allen anderen Ländern von Mouton Publ. Co., Den Haag



# ÉTUDES FINNO-OUGRIENNES IX

edited by *J. Erdődy*

In French, English and German · Approx. 220 pages · Cloth

AKADÉMIAI KIADÓ  
BUDAPEST

ADEFO  
PARIS

A co-edition — distributed in the socialist countries by Kultúra, Budapest,  
in all other countries by LIBRAIRIE KLINCKSIECK, Paris

# DIE GERMANISCHEN SPRACHEN

Ihre Geschichte in Grundzügen

by *C.J. Hutterer*

In German · Approx. 400 pages · Cloth

AKADÉMIAI KIADÓ  
BUDAPEST

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCH-  
HANDLUNG, MÜNCHEN

A co-edition, distributed in the socialist countries by Kultúra, Budapest,  
in all other countries by C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München

# ÉTUDES FINNO-OUGRIENNES

BAND X

HERAUSGEGEBEN VON

J. PERROT, J.-L. MOREAU, J. ERDŐDI

Der neueste Band ist vor allem der ob-ugrischen Sprache gewidmet; so findet man Beiträge über den intervokalischen *k*-Laut, sowie über eine Gruppe von Vokalen des Ob-Ugrischen; über den nominalen Plural eines Chanti-Dialekts, über das Verhältnis von Schriftsprache und Mundarten im Finnischen; ein Beitrag bespricht die »Zeugenschaft« des holländischen Reisenden Witsen über die Tscheremissen. Zwei Artikel bringen ungarisch – französische kontrastive Untersuchungen. Der Band enthält außerdem auch geschichtliche Beiträge, u. zw. über die humanistische Kultur am Hofe des Matthias Corvinus und über die Diät im Jahre 1687. Kritiken und Rezensionen ergänzen den Studienband. Als Autoren zeichnen u. a. Gy. Lakó, P. Hajdú, E. Vértes, Gy. László, I. Fónagy, A. K. Matveev, Th. A. Sebeok, G. Ganschow, L. Schiefer, A. Sauvageot und O. Ikola.

*In französischer, russischer und deutscher Sprache ·  
Etwa 180 Seiten · Geheftet*

AKADÉMIAI KIADÓ  
Budapest

LIBRAIRIE KLINCKSIECK  
Paris

Eine Gemeinschaftsausgabe – vertrieben in den sozialistischen Ländern von KULTURA, Budapest, ISBN 963 05 0579 7, in allen anderen Ländern von LIBRAIRIE KLINCKSIECK, Paris

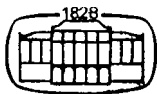
# RESEARCHES IN ALTAIC LANGUAGES

Proceedings of the 14th Meeting of the Permanent International Altaistic Conference, Held in Szeged, August 22–28, 1971

edited by *L. Ligeti*

From year to year PIAC arranges conferences in different countries, and it is generally acknowledged today that the volumes published from the proceedings of these conferences have become the most significant forum of the discipline. The central topic of the Szeged conference covered questions of relationship existing between Altaic peoples and languages. The researchers participating at the sessions of the Conference reported on results from the most diverse fields of investigation, approaching the relevant problems with different methods. Apart from comparative studies among the Altaic languages proper, the investigations were extended to questions connected with other languages and language families (Arabic, Hungarian, Japanese, Persian, Ugric and so on). The list of participating authors includes names of distinguished scholars from all over the world.

In English · Approx. 260 pages · Cloth



AKADÉMIAI KIADÓ

Publishing House of the Hungarian Academy of Sciences

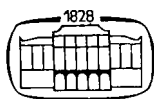
BUDAPEST

# FORSCHUNGSSTÄTTEN FÜR FINNOUGRISTIK IN UNGARN

Herausgegeben von *J. Gulya* und *L. Honti*  
Vorrede von *B. Kálmán*

Den Anlaß zur Herausgabe dieses Buches gibt der im September 1975 in Budapest stattfindende IV. Internationale Kongreß für Finnougristik. Es präsentiert die Forschungsstätten all jener Wissenschaften (Linguistik, Ethnographie, Literatur, Geschichte, Anthropologie, Archäologie, Volksmusikunde), die in der Darstellung des Ungarntums und seiner Sprachverwandten eine ihrer Aufgaben sehen. Die Ungarische Akademie der Wissenschaften sowie ihre Institute, Forschungszentren und Forschungsgruppen, welche die genannten Disziplinen betreuen; die Universitäten und Hochschulen bzw. die einschlägigen Lehrstühle, die im Landesmaßstab bedeutendsten wissenschaftlichen Bibliotheken und Museen werden in Bezug auf ihre Geschichte, ihr Profil, die durch ihre Kräfte aufgearbeiteten und aufzuarbeitenden Themen kurz dargestellt. Auch die Tätigkeit des für die Veröffentlichung der wissenschaftlichen Arbeiten verantwortlichen Verlags Akadémiai Kiadó wird berührt.

*In deutscher Sprache · 165 Seiten · 17 × 25 cm · Ganzleinen*  
*ISBN 963 05 0623 8*



AKADÉMIAI KIADÓ

Verlag der Ungarischen Akademie der Wissenschaften  
BUDAPEST

The *Acta Linguistica* publish papers on the subjects of Finno-Ugric, Slavonic Germanic, Oriental and Romance linguistics as well as general linguistics in English German, French and Russian.

The *Acta Linguistica* appear in parts of various size, making up volumes. Manuscripts should be addressed to:

*ACTA LINGUISTICA, Budapest 502, Postafiók 24.*

Correspondence with the editors and publishers should be sent to the same address. The rate of subscription is \$ 32.00 per volume.

Orders may be placed with „Kultúra” Foreign Trade Company for Books and Newspapers (1389 Budapest 62, P. O. B. 149. Account No 218-10990) or with representatives abroad.

---

Les *Acta Linguistica* paraissent en français, allemand, anglais et russe et publient des travaux concernant les langues finno-ougriennes, slaves, germaniques, romanes, orientales ou la linguistique générale.

Les *Acta Linguistica* sont publiés sous forme de fascicules qui seront réunis en volumes.

On est prié d'envoyer les manuscrits destinés à la rédaction à l'adresse suivante:

*ACTA LINGUISTICA, Budapest 502, Postafiók 24.*

Toute correspondance doit être envoyée à cette même adresse.

Le prix de l'abonnement est de \$ 32.00 par volume.

On peut s'abonner à l'Entreprise du Commerce Extérieur de Livres et Journaux «Kultúra» (1389 Budapest 62, P. O. B. 149. Compte-courant No 218-10990) ou à l'étranger chez tous les représentants ou dépositaires.

---

«Acta Linguistica» публикуют трактаты из области угро-финской лингвистики, славистики, германистики, романистики, ориенталистики и общество языкознания на русском, немецком, английском и французском языках.

«Acta Linguistica» выходят отдельными выпусками разного объема. Несколько выпусков составляют один том.

Предназначенные для публикации рукописи следует направлять по адресу:

«*ACTA LINGUISTICA*», Budapest 502, Postafiók 24.

По этому же адресу направлять всякую корреспонденцию для редакции и администрации. Подписная цена — \$ 32.00 за том.

Заказы принимает Предприятие по внешней торговле книги и газет «Kultúra» (1389 Budapest 62, P. O. B. 149. Текущий счет № 218-10990), или его заграничные представительства и уполномоченные.

Reviews of the Hungarian Academy of Sciences are obtainable  
at the following addresses:

**AUSTRALIA**

C. B. D. Library and Subscription  
Service  
Box 4886, G. P. O.  
Sydney N. S. W. 2001  
Cosmos Bookshop  
145 Acland St.  
St. Kilda 3182

**AUSTRIA**

Globus  
Höchstädtplatz 3  
A-1200 Wien XX

**BELGIUM**

Office International de Librairie  
30 Avenue Marxim  
1050-Buxelles  
Du Monde Entier  
162 Rue du Midi  
1000-Bruxelles

**BULGARIA**

Hemus  
Bulvar Ruszki 6  
Sofia

**CANADA**

Pannonia Books  
P. O. Box 1017  
Postal Station "B"  
Toronto, Ont. M5T 2T8

**CHINA**

C N P I C O R  
Periodical Department  
P. O. Box 50  
Peking

**CZECHOSLOVAKIA**

Mad'arská Kultura  
Národní třída 22  
115 66 Praha  
PNS Dovož tisku  
Vinohradská 46  
Praha 2  
PNS Dovož tlače  
Bratislava 2

**DENMARK**

Ejnar Munksgaard  
Nørregade 6  
DK-1165 Copenhagen K

**FINLAND**

Akateeminen Kirjakauppa  
P. O. Box 128  
SF-00101 Helsinki 10

**FRANCE**

Office International de  
Documentation et Librairie  
48, Rue Gay-Lussac  
Paris 5  
Librairie Lavoisier  
11 Rue Lavoisier  
Paris 8  
Europériodiques S. A.  
31 Avenue de Versailles  
78170 La Celle St. Cloud

**GERMAN DEMOCRATIC REPUBLIC**

Haus der Ungarischen Kultur  
Karl-Liebknecht-Strasse 9  
DDR-102 Berlin  
Deutsche Post  
Zeitungsvertriebsamt  
Strasse der Pariser Kommune 3-4  
DDR-104 Berlin

**GERMAN FEDERAL REPUBLIC**

Kunst und Wissen  
Erich Bieber  
Postfach 46  
7 Stuttgart 5

**GREAT BRITAIN**

Blackwell's Periodicals  
P. O. Box 40  
Hythe Bridge Street  
Oxford OX1 2EU  
Collet's Holdings Ltd.  
Denington Estate  
London Road  
Wellingborough Northants NN8 2QT  
Bumpus Haldane and Maxwell Ltd.  
5 Fitzroy Square  
London W1P 5AH  
Dawson and Sons Ltd.  
Cannon House  
Park Farm Road  
Folkestone, Kent

**HOLLAND**

Swets and Zeitlinger  
Heereweg 347b  
Lisse  
Martinus Nijhoff  
Lange Voorhout 9  
The Hague

**INDIA**

Hind Book House  
66 Babar Road  
New Delhi 1  
India Book House  
Subscription Agency  
249 Dr. D. N. Road  
Bombay 1

**ITALY**

Santo Vanasia  
Via M. Macchi 71  
20124 Milano  
Libreria Commissionaria Sansoni  
Via Lamarmora 45  
50121 Firenze

**JAPAN**

Kinokuniya Book-Store Co. Ltd.  
826 Tsunohazu 1-chome  
Shinjuku-ku  
Tokyo 160-91  
Maruzen and Co. Ltd.  
P. O. Box 5050  
Tokyo International 100-31  
Nauka Ltd.-Export Department  
2-2 Kanda  
Jinbocho  
Chiyoda-ku  
Tokyo 101

**KOREA**

Chulpanmul  
Phenjan

**NORWAY**

Tanum-Cammermayer  
Karl Johansgatan 41-43  
Oslo 1

**POLAND**

Węgierski Instytut Kultury  
Marszałkowska 80  
Warszawa  
BKWZ Ruch  
ul. Wronia 23  
00-840 Warszawa

**ROUMANIA**

D. E. P.  
Bucureşti  
Romlibri  
Str. Biserica Amzei 7  
Bucureşti

**SOVIET UNION**

Sojuzpechatj - Import  
Moscow  
and the post offices in  
each town  
Mezhdunarodnaya Kniga  
Moscow G-200

**SWEDEN**

Almqvist and Wiksell  
Gamla Brogatan 26  
S-101 20 Stockholm  
A. B. Nordiska Bokhandeln  
Kungsgatan 4  
101 10 Stockholm 1 Fack

**SWITZERLAND**

Karger Libri AG.  
Arnold-Böcklin-Str. 25  
4000 Basel 11

**USA**

F. W. Faxon Co. Inc.  
15 Southwest Park  
Westwood, Mass. 02090  
Stechert-Hafner Inc.  
Serials Fulfillment  
P. O. Box 900  
Riverside N. J. 08075  
Fam Book Service  
69 Fifth Avenue  
New York N. Y. 10013  
Maxwell Scientific International Inc.  
Fairview Park  
Elmsford N. Y. 10523  
Read More Publications Inc.  
140 Cedar Street  
New York N. Y. 10006

**VIETNAM**

Xunhasaba  
32, Hai Ba Trung  
Hanoi

**YUGOSLAVIA**

Jugoslavenska Knjiga  
Terazije 27  
Beograd  
Forum  
Vojvode Mišića 1  
21000 Novi Sad